Glaubenslehrjahre

eines im Protestantismus

erzogenen Christen.

Glaubenslehrjahre

eines im

Protestantismus

erzogenen Christen.

[VOLK (Wilhelm)]

Münster,

Druck und Verlag von Friedrich Regensberg.

1852.

Vorrede.

Als ich vor einigen Jahren meine Geständnisse über religiöse Erziehung und Bildung der Öffentlichkeit übergab, ließ ich die Absicht laut werden, derselben eine Fortsetzung folgen zu lassen. Ich konnte das um so zuversichtlicher, als ich einen zweiten Theil bereits unter der Feder hatte und rüstig daran fortarbeitete. Der Verleger kündigte, da dieser Theil inzwischen der Vollendung nahe war, denselben im Juni 1847 als bald erscheinend an. Allein der damalige Nothstand, welcher auf den Absatz des ersten Theiles nachtheilig einwirkte und das dem Nothstandsjahr folgende Jahr der Umwälzungen verhinderten das Erscheinen eines Buches, welches den Interessen, denen die Gegenwart sich zuwendete, wenig Anklang bot, obwohl der Verfasser sich gerade bemühet hatte, den Weg aufzudecken, auf welchen die Gegenwart zu ihren Schäden gelangt war. In dem Reigen, welchen im Rausche der Unvernunft die Selbstsucht und andere ungeordnete Leidenschaften Jahr und Tag aufführten, konnte eine Stimme, wie die hier erhobene auf Gehör sich keine Hoffnung machen, am wenigsten aber die hier überall als Wiederholungsgedanke hervortönende Überzeugung, daß das Unglück der Zeit im Abfalle von Christenthum und Kirche seine Wurzel habe, einen Wiederhall finden. Nachdem die Entwickelung der Ereignisse dem Verfasser bezeugt, daß er die Quellen des Grundübels der Zeit nicht verkannt, läßt er die Fortsetzung seiner Geständnisse hervortreten. Er bringt den Gegenstand zwar in diesem andern Theile wieder nicht zum Abschlusse. Allein auch dieser Theil bildet doch ein in sich geschlossenes Ganze, welches sich ihm unter dem Ausdrucke „Glaubenslehrjahre“ am füglichsten

begreifen zu lassen schien. Die hier erfolgenden Mittheilungen lassen schon weit deutlicher den religiösen Standpunkt, welchen der Verfasser einnimmt und die Wege, auf denen er demselben zugeführt worden, erkennen, als der erste Theil solches offenbaren konnte. Wenn ihm hiernach von verschiedenen und zwar sehr achtbaren Seiten her der Vorwurf gemacht werden sollte, er huldige Überzeugungen, welche nicht nur der Confession, der er durch Geburt und Erziehung angehöre, fremd seien, sondern zu derselben sich sogar in Gegnerschaft befänden, so will er die thatsächliche Richtigkeit des Vorgeworfenen nicht leugnen. Er kann aber die Frage, weshalb er die dadurch herbeigeführte anscheinend unnatürliche Stellung nicht verlasse und sich demjenigen Kirchenthume, dem er mit allen Richtungen seines Geistes und Herzens auffallend zuneigt, völlig hingebe, vorläufig nicht anders beantworten, als durch den Hinweis auf diejenigen Betrachtungen, welche er in den nachfolgenden Blättern dem Convertitenwesen gewidmet hat. Diese dürften für den Kundigen bis dahin, wo die vielleichtige Fortsetzung der Geständnisse noch nähere Aufschlüsse gewähren könnte, genügen, um das psychologische Räthsel, welches dem Fremdlinge in den Bahnen des religiösen Lebens hier entgegentritt, nothdürftig aufzuhellen. Dem Unkundigen, welcher vor der Wahrheit die Augen absichtlich verschließt, erwartet der Verfasser auch mit den in Aussicht gestellten weitern Aufschlüssen das Räthsel nicht zu lösen.

Als eine fortwährend Platz greifende Bemerkung wolle man beachten, daß mit Ausnahme einiger weniger bedeutenden Einschiebsel das Buch vor den Märztagen 1848 fertig war.

Der vorliegende Band behandelt das Thema: wie der Verfasser aus dem todten Vernunftglauben, aus der Scheinreligion des s. g. gesunden Verstandes zum christlichen Glauben geführt worden. Daß die Hand, welche ihn hierbei leitete, nicht den gewöhnlichen Weg einer plötzlichen Sprengung des Kerkers der Finsterniß und schnell folgenden Erleuchtung einschlug, daß hier

über einen sogenannten Durchbruch der Gnade bei einem verstockten Sünder keine salbungsvollen Betrachtungen angestellt werden, wird der geneigte Leser schon auf den ersten Seiten dem Tone der Darstellung abfühlen, welche zu dergleichen Überschwänglichkeiten gar keinen Anlauf nimmt. Der Verfasser konnte, da die Entwickelung seiner religiösen Überzeugungen nicht im Wege der Revolution, sondern einer im Ganzen ohne Kampf vollzogenen Evolution erfolgte, über dergleichen gewaltsame Vorgänge von sich nichts melden. Findet er mit seinen Eröffnungen bei frommen Leuten, welche sich das Einfallen des Glaubenslichtes in eine unerleuchtete Seele und die Verkündigung des neuen Gesetzes, unter dem sie zu leben hat, nur von sinaitischen Donnern und Blitzen und Erschütterungen begleitet vorzustellen im Stande sind, keine Theilnahme, so kann er das nur lebhaft bedauern, aber seine Überzeugung nicht zurückhalten, daß die Wahrheit nicht blos unter Gewitterſturm beim Menschen einzieht und Wohnung nimmt, sondern daß der Fall, wo die Wahrheit in einer auf Christum getauften Seele allmählig erwacht, weit häufiger ist, als wir meinen und daß wir nur deshalb darüber so spärlich unterrichtet sind, weil diejenigen, welche in dieser Weise in einem edlern Sinne aufgeklärt sind, darüber sich weniger zu äußern veranlaßt fühlen, als diejenigen, welchen das neue Licht auf eine plötzliche Weise eingegossen worden. Diese finden allerdings in dem Staunen über eine solche wunderbare Veränderung einen dringenden Anlaß, dieselbe der Welt zu verkündigen. Also ist es von der Ausgießung des h. Geistes vom ersten Pfingstfeste an gewesen. Die allmählige Entwickelung des Keimes der Wahrheit, welche von allen Seiten her und aus allen Beziehungen unter denen sie Statt findet, theilweis unbewußt den Stoff ihrer Ernährung und Förderung an sich ziehet, bietet dagegen eben zum Erzählen und Mittheilen an heilsbegierige Hörer wenige Momente dar. Aus diesem Grunde würde der Verfasser, welcher nicht anspruchsvoll genug ist, das

Prädicat ungewöhnlich für seinen Lebensgang zu verlangen, Bedenken tragen, die Bahn, welche er zurückgelegt, Andern zu zeigen, wenn er nicht das Bewußtsein hätte, dem Individuellen darin den verdienten untergeordneten Rang angewiesen zu haben, dagegen aber beflissen gewesen zu sein, den Hervorgang dessen, was er als Besonderes zu berichten hatte, aus allgemeinen Richtungen nachzuweisen und das nicht bedeutende Rinnsal seines geistigen Lebensbächleins im Zusammenhange mit den Zeitströmungen und im Abweichen von denselben aufzufassen, um eben das Allgemeine im Gegensatze seines für sich Seins zur Anschauung gelangen zu lassen und mithin weit mehr ein Bild der Zeit, als die Bezeichnung seines unbedeutenden Standpunktes darin zu geben. In diesem Betracht dürfte er den etwanigen Vorwurf, daß in diesen Blättern von allen möglichen Andern weit mehr, als von ihm und seinem Thun und Sein die Rede gewesen, als eine willkommene Lobesspende sich gern gefallen lassen. Er würde es für eine maaßlose Eitelkeit halten müssen, wenn er mit seinem eigenen unerheblichen Dichten und Trachten während des kurzen Zeitraumes von etwa fünf bis sechs Jahren, welchen dieser Band umfaßt, so viele Blätter ausgefüllt hätte. Aus dem Gymnasio zur Universität entlassen, beginnt der Verfasser die akademischen Umgebungen, in welche er sich gleichsam mit einem Zauberschlage aus der süßen Heimath, wie ein Fremdling, versetzt fand, ins Auge zu fassen und giebt von demjenigen Kunde, was die von ihm besuchte Universität Eigenthümliches hatte, welche Lehrer er gehört und was und in welchem Geiste dieselben vorgetragen. Namentlich wird Rechenschaft darüber gehalten, was philosophisches, theologisches, ästhetisches und historisches Bedürfniß und Interesse hier an Ausbeute gewannen und gewinnen konnten und welcher, in diesen Beziehungen erfahrenen Einwirkungen der Verfasser sich bewußt ist. Aus dem theologischen und künstlerischen Interesse entwickelt sich ihm immer mehr ein positiv religiöses, weil die Trostlosigkeit des philosophischen

Weges zu einer angeblichen Gewißheit über die höchsten Dinge dem Verfasser nur zu bald, wenn auch vorläufig bloß instinctiv in seinem Bewußtsein hervortrat, wo ein Überbleibsel traditionellen Christenthumes unbemerkt in einer des Wiederausschlagens und Keimens fähigen Wurzel sich am Leben erhalten hatte und nur der günstig einwirkenden Umstände und Anregungen harrte, welche den neuen Lebenstrieb fördern und zum Wachsthume emporbringen sollten. Es würde zu Nichts führen, diesen Proceß durch das akademische Leben des Verfassers hier näher zu verfolgen und die Förderungsmittel aufzuzählen, welche ihm nach beendigten Universitätsjahren in seinem nun erwählten praktischen Lebensberufe entgegentraten. Denn um dieses erkennen zu lassen, ist das Buch geschrieben, an welchem der Vorredner zum Selbstplagiarius oder Epitomator werden müßte, falls er jetzt näher darauf eingehen wollte. Wenn unter jenen Bildungsmitteln der Lectüre in den nachfolgenden Blättern eine ganz unverhältnißmäßige Wichtigkeit beigelegt zu werden scheint, wenn die Ergebnisse des Lesens vorzugsweise gesammelt und*) dargelegt sind, so vergesse man nicht, daß der Verfasser der Nation angehört, in welcher das Schreiben zu den Hauptthaten gerechnet wird. Das Geschriebene aber will gelesen sein. Dürfte dasselbe hierauf nicht rechnen, so würde es gar nicht geschrieben worden sein. Die ungeheure Thätigkeit, welche auf die Hervorbringung literarischer Erzeugnisse in Deutschland verwendet wird und welche dem Markte für diese Waare jährlich an zehn Millionen Bände zuführt, so wie jeder halbjährige Meßkatalog an tausend neue Schriftstellernamen verkündet, hat eine solche Masse Literatur erzeugt, daß man, um nur einigermaßen mit den Erscheinungen derselben bekannt zu werden, nicht umhin kann, den größern Theil der Zeit dem Studium dieser Masse zu widmen. Hieraus erklärt es sich, daß wir den größern Theil unserer ge-

*) Zum Theil sogar in Auszügen aus gedruckten Schriften.

bildeten Landsleute die meiste Zeit hindurch mit einem Buche in der Hand erblicken. Noch mehr, als das Schreiben, wird daher das Lesen zu den unerläßlichen Beschäftigungen gerechnet.

Eine nicht geringe Anzahl verbindet das Lesen mit dem Schreiben und lernt und studirt aufnehmend und wiedergebend. Ja diese Manier ist die am meisten fruchtende Art des Studiums geworden. Man kann sich einen gebildeten Deutschen kaum anders, als lesend oder schreibend denken. Allerdings ist hiervon die schlimme Folge, daß das Meiste in Deutschland, selbst das Regieren nur gelesen und geschrieben, aber nicht gethan wird, daß eine Menge Wissen nur Theorie bleibt und niemals eine Bewährung oder Anwendung im Leben findet. Dem Verfasser wird man es eben nicht vorwerfen, daß er sich von der oben angedeuteten Eigenthümlichkeit seiner Landsleute entfernt und es am Lesen und Schreiben habe fehlen lassen. Wie sehr er sich aller müßigen Speculation und für das Leben unfruchtbaren Denkerei abhold weiß, und auf den nachfolgenden Blättern gezeigt zu haben meint, so fürchtet er doch in den Augen Mancher der sinnenden Grübelei und Bücherträumerei zu starke Rechnung getragen und sich hierin zu sehr als ein Kind seiner Zeit offenbart zu haben. Würde der hieraus hergeleitete Vorwurf für begründet erachtet werden müssen, so wäre dies ein Zeichen, daß es dem Verfasser nicht gelungen ist, jenes glückliche Gleichgewicht zwischen der praktischen und contemplativen Thätigkeit zu treffen, welches allein gedeihlicher Erfolge im Leben sich zu erfreuen hat. Daß der Verfasser es nicht verschmähet, durch Lesen sein Wissen zu bereichern, durch Bücher auf einen höhern Standpunkt zu gelangen, als den ihm durch seine jedesmalige Lage und Stellung im Leben zur Umschau im letztern gebotenen, wird man schon nach einem flüchtigen Umschlagen der nachfolgenden Blätter erkennen. Da dieses der Fall ist, so wird man es auch nicht befremdend finden, daß sich hin und wieder Gelesenes, dessen Ergebnisse er sich angeeignet, im Auszuge wieder

gegeben findet. Wenn deshalb aber sein Wissen und Wollen für einen todten Bücherkram erklärt werden möchte, so würde ein solches Urtheil, wenn dasselbe aus competentem Munde hervorginge, ihn zwar schmerzen, aber doch das Bewußtsein nicht rauben können, daß ihm von jeher der wichtige Unterschied zwischen Bücherwelt und Leben hell vorgeschwebt und er seine Aufgabe darin gesucht hat, das Leben nicht in die Gewaltherrschaft des Buchstabens fallen zu lassen, vielmehr die durch Bücher und Leben dargestellten Gegensätze durch unparteiische Darbringung der jedem gebührenden Rücksichten und Durchdringung der Ergebnisse des einen mit den Errungenschaften des andern in geeigneter Weise zu versöhnen. Es ist ihm von Jugend auf nicht entgangen, ja er hat es sich, als er im jungen Rausche der Freude am Studium sich mehr als gebürlich in die Bücherwelt versenkt, vorwerfen lassen müssen, daß alleiniges Schöpfen unserer Erkenntnisse aus Büchern unsere wahre und gediegene Aufklärung nicht fördere und er hat es an verschiedenen traurigen Exemplaren seiner Bekanntschaft selbst erleben sollen, daß die ausschließliche Bücherweisheit den Sinn vom frischen, thätigen Leben hinwegziehe und in ein Labyrinth von leeren Scheingebilden und inhaltslosen Vorstellungen vom Leben verlocke. Bei allem Studiren in Büchern ist ihm der so oft angeführte, unvergleichliche Spruch:

> Grau, theurer Freund, ist alle Theorie
> Und grün des Lebens goldner Baum,

gegenwärtig gewesen und er hat, vielleicht mehr und häufiger als billig, seinen nur der Wissenschaft beflissen gewesenen Freunden des Dichters andere Äußerung:

> — — — — — ein Kerl, der speculirt,
> Ist wie ein Thier, auf dürrer Haide
> Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
> Und rings herum liegt schöne grüne Weide,

spöttisch und höhnend entgegen gehalten. Er hat sich bestrebt, bei

allem Bemühen, auf literarischem Wege den Horizont seiner Einsichten zu erweitern, jene grüne Weide des Lebens nicht aus den Augen zu verlieren, von welchem das Wort und namentlich das gedruckte doch nur ein Schatten ist. Obgleich er sein bestes Wissen den Büchern verdankt, so ist das Bewußtsein der Nothwendigkeit, das Dasein einer höhern und edlern Praxis entgegenzuführen, welche er durch das irreleitende Bücherwissen und durch den Umstand, daß der Geist der Lüge die Bücher als seine ansehnlichsten Herolde und wirksamsten Trompeten zu gebrauchen weiß, höchlich gefährdet siehet, doch so lebendig in ihm, daß er nicht Bedenken getragen, auszusprechen: er müsse Alles gegen einander gerechnet und gewogen an dem Segen, welcher der Erfindung der Buchdruckerkunst nachgerühmt wird, noch bescheidenen Zweifel hegen. Der Hochmuth des Wissens hat sicherlich in der Leichtigkeit, seine Gedanken durch die Presse zu vervielfältigen, sein hauptsächlichstes Förderungsmittel gefunden. Ohne es zu wissen, ist der Verfasser hier mit der Überzeugung des feinsinnigen Plato zusammengetroffen, dem er, weil der heilige Geist häufig sehr vernehmlich durch denselben zu den Heiden geredet, den anderwärts vielfach gemißbrauchten Beinamen des Göttlichen gern zugestehet. Obgleich er den Phädrus nebst andern Dialogen dieses religiösen Denkers bereits vor einem Vierteljahrhundert gelesen, ja sogar ein exegetisches Collegium darüber gehört hat, so war ihm doch die hier gemeinte Stelle ganz ins Vergessen gekommen und er hat sie, da sie ihm jüngst wieder unter die Augen trat, als einen neuen Fund begrüßt. Plato erzählt im Phädrus von den Göttern der Egyptier, zu denen auch einer Namens Theuth gehört, welcher neben Zahl und Rechnung auch die Buchstaben erfunden haben soll. Theuth trug dem Könige Thamus von Egypten seine Erfindungen vor, der König fragte nach dem Nutzen einer jeden und gab dann sein Urtheil darüber ab. Von den Buchstaben hatte Theuth gerühmt: Diese Kunst, o König, wird die Egypter weiser machen und ge-

dächtnißreicher. Denn als ein Mittel für den Verstand und das Gedächtniß ist sie erfunden. Darauf entgegnete Thamus: „O kunstreichster Theuth, Einer weiß was zu den Künsten gehört, an's Licht zu gebären, ein Anderer zu beurtheilen, wie viel Schaden und Vortheil sie denen bringen, die sie gebrauchen werden. So hast auch Du jetzt, o Vater der Buchstaben, aus Liebe das Gegentheil dessen gesagt, was sie bewirken. Denn diese Erfindung wird den lernenden Seelen vielmehr Vergessenheit einflößen aus Vernachlässigung des Gedächtnisses, weil sie im Vertrauen auf die Schrift sich nur von Außen, vermittelst fremder Zeichen, nicht aber innerlich, sich selbst und unmittelbar erinnern werden. Nicht also für das Gedächtniß, sondern nur für die Erinnerung hast Du ein Mittel erfunden und von der Weisheit bringst Du Deinen Lehrlingen nur den Schein bei, nicht die Sache selbst. Denn indem sie nur Vieles gehört haben, ohne Unterricht, werden sie sich auch viel wissend zu sein dünken, da sie doch größtentheils unwissend und schwer zu behandeln sind, nachdem sie statt weise, dünkelweise geworden."

Daß Plato hier den König Thamus seine eigene Meinung sagen läßt, ist wohl nicht zweifelhaft. Wenn er nun schon von der Erfindung der Schrift urtheilte, daß diese den Menschen nicht bessern würde, wie ungünstig würde er nicht erst das Urtheil über die Buchdruckerkunst gefällt haben, welche alle die der Schrift nachgesagten Übelstände in weit höherm Grade, in weit ausgedehnterm Umfange im Gefolge hat. In den Engländern, deren Intelligenz und praktischen Sinn alle Parteien rühmen, lebt die Wahrheit, welche Plato hier verkündigt, als Instinkt und sie hüten sich daher, ihr Leben den Büchern in der Art hinzugeben, als die der Wissenschaft ergebenen Deutschen es thun zu müssen glauben. Warum ahmt man jene Insulaner nicht auch in der Werthhaltung des sich selber begreifenden Lebens nach, welches des Wortes Meister wird, nicht aber nach dem Worte sich gängeln

läßt? Ehe das nicht geschiehet, hoffe man nicht durch Nachahmung englischer Verfassungsformen die deutschen öffentlichen Zustände zu der gewünschten Blüthe zu bringen. Die todte Bücherweisheit, die grobe Unwissenheit in den gewöhnlichsten Elementen des wirklichen Lebens, die Überfülle ungegohrener Theorie und die Armuth an abgeklärter Praxis, die Sucht, den Abgeordnetensitz in der Kammer in einen Katheder neuer Weisheit umzuwandeln, hatten unser öffentliches Leben auf einen Fuß gebracht, worüber sich Gott hat erbarmen müssen, da menschliche Weisheit allem Anscheine nach aus den Zuständen, in welche falsche Doctrinen uns gestürzt haben, uns zu erlösen außer Stande war. Zu der Überzeugung, daß diese Doctrinen, aus denen die Gegenwart, so weit dieselbe ein Machwerk der Menschen ist, hervorgegangen, ein Erzeugniß der Irreligion sind, hat der Verfasser in den nachfolgenden Blättern Beiträge liefern müssen, auch wenn er diese Absicht nicht gehabt hätte. Da diese Doctrinen nur mittelst der Schrift die verderbliche Verbreitung finden konnten, welche sie erlangt haben, um auf die Gegenwart umgestaltend oder vielmehr mißgestaltend zu wirken, so kommt der Verfasser zu einem noch weiter gehenden Ergebnisse als Plato, indem er die Schäden der Gegenwart zum großen Theile auf Rechnung der gottlosen Literatur und der durch dieselbe vermittelten Abkehr von dem wahren Worte des Lebens oder dem Worte des wahren Lebens bringt. In welchem Maße der Verfasser daher auch die bessere Einsicht, welche er über die Natur und den Ursprung dieser Schäden gewonnen zu haben sich bewußt ist, dem Studium und der literarischen Beschäftigung verdankt, welche ihn zu einem ganz andern Ziele, als demjenigen hintreiben, zu dem er die meisten seiner Landsleute und Zeitgenossen eilen siehet, so würde er doch weit lieber diese Einsicht aus der Quelle der Wahrheit bequem und mühelos sogleich geschöpft, als sich auf dämonischen Umwegen diesem Quelle genähert haben, da er dabei jedenfalls die Zeit gewonnen haben dürfte, die ihm nun

über der Beschäftigung und dem Ringen mit den Irrthümern, auf welche noch so viele das Heil errichten wollen, verloren gegangen.

In ähnlicher Weise ist er gegen alle viel gepriesenen Erfindungen, Entdeckungen und Fortschritte der neuern Zeit mißtrauisch und zwar in desto höherm Grade, je nachdrücklicher von Strauß und dessen theologischer Schule diese Erscheinungen als erfreulich gepriesenes Zeichen der Wiederkunft Christi, ja als der wiedergekommene Christus selber begrüßt werden. Es ist nicht bloße Oppositionssucht, wenn der Verfasser in diesen Fortschritten vielmehr die Schritte des nahenden Antichrist schallen zu hören glaubt. Denn er meint nicht wohl bezweifeln zu dürfen, daß die Pflege dieser in ihren colossalen Folgen allerdings noch unberechenbaren großen Zeichen der Zeit, die Menschen gänzlich abzukehren angefangen von dem Einen, was Allen Noth ist und dessen Mangel in allen Zweigen des privaten wie öffentlichen Lebens, die hier zu Tage kommenden Mißstände, Verkehrtheiten und Abscheulichkeiten ganz allein verschuldet. Die aus einer entgegengesetzten Ansicht hervorgehenden Überzeugungen hat er als Irrthümer erkannt und sich durch auch noch so glänzende Autoritäten nicht bestechen lassen, ihnen Wahrheit zuzugestehen. Alle Bildung, aller Fortschritt, alle Erfolge, die nicht im Christenthume wurzeln, haben keinen Bestand, kein wahres Gedeihen, keinen befriedigenden Ausgang. Ehe nicht auf diese Grundlage alle Bestrebungen zurückgeführt werden, ehe sie nicht von daher ihren Ausgang wieder nehmen, ehe nicht die erdwärts neigenden Bestrebungen ausgeschieden oder durch die Kraft des Christenthumes geläutert worden, hoffe man nicht auf die Bahn des wahrhaften Fortschrittes zu gelangen. Die Wege, auf denen der Verfasser zur Erkenntniß dieser Wahrheit und der Irrthümer, welche dieselben dem größten Theile der Mitlebenden verschleiern, gekommen ist, die Wege, welche ihn hauptsächlich durch den Irrgarten der Literatur zu dem Glauben geführt haben, daß nur in der Religion das wahre

Correctiv unserer privaten und öffentlichen Zustände gefunden werden könne, sind nun in den nachfolgenden Blättern näher geschildert.

Die auf diesen Wegen zugebrachte Zeit hat der Verfasser daher, wie schon gesagt, seine Glaubenslehrjahre nennen zu müssen geglaubt, insofern er, bis er zu der angegebenen Überzeugung gelangte, noch an einer Unselbstständigkeit im Urtheile litt, noch fremdes geistiges Brod aß und sich von fremden Meistern weisen und leiten ließ. Zwar wird ihm von einer gewissen Seite her, während er zu einem vorläufigen Abschlusse seiner Ansichten und Überzeugungen gekommen zu sein glaubt, nun erst recht die Eigenschaft der Selbstständigkeit abgesprochen und der Vorwurf gemacht werden, daß er sich nur zu dem bekenne, was eine verrufene Schule gelehrt. Allein dieser Vorwurf kann ihn so wenig, als die darauf gegründete zum Gespotte gewordene Benennung eines Romantikers beirren. Denn er findet die Selbstständigkeit nicht in der Originalität oder der unerhörten Neuheit der seine Ansichten leitenden Grundsätze, sondern in dem freien Bekenntnisse der Wahrheit. Die Wahrheit ist aber bereits etwas sehr Altes und nur ihre Erkenntniß und ihr Bekenntniß dem Einzelnen etwas Neues. Was denselben durch die Denker aller Zeiten, welche häufig nichts Anderes thun und vollbringen, als speculiren und in diesen Speculationen einander widersprechen, hinzugesetzt oder entzogen und worin eben die Originalität derselben gefunden worden, ist in der Regel Hervorgang aus einer die Wahrheit trübenden Quelle und der Verfasser sehr erfreuet, von diesem Theile seines angelernten Wissens, der mit der Wahrheit nichts gemein hat, frei geworden zu sein. Diese Freude wird ihm am wenigsten durch das Mitleiden verkümmert, welches theilnehmende oder nicht theilnehmende Philosophen über den gänzlichen Mangel an Wissenschaftlichkeit, womit die in den nachfolgenden Blättern abgehandelten Gegenstände besprochen werden, etwa an den Tag legen zu müssen glauben.

Inhaltsverzeichniß.

Uebergang von der Schule zur Universität S. 1. — Die Georgia Augusta S. 2. — Bouterweks Anziehungskraft S. 3. — Frühere Bekanntschaft mit seinen literaturhistorischen Schriften S. 4. — Seine Philosophie S. 6. — Einwirkung von Kant S. 10 — Fichte S. 14. — Jakobi S. 19. — Christliches und Nichtchristliches seiner Philosophie S. 23. flgde. — Bouterweks Geschichte der Philosophie S. 32. — Seine und anderer Geschichtschreiber der Philosophie Ungerechtigkeit gegen die Scholastiker S. 33. — Religiöse Dürre der Georgia Augusta S. 37. — Poetische Reactionen gegen solche Dürre S. 38. — Wohlgefallen an den poetischen Erzeugnissen der neuern romantischen Schule S. 44. — Bouterweks Stellung zu dieser Schule S. 45. — Beschäftigung mit dem Römischen und Natur-Recht unter Leitung Hugo's S. 49. — Dessen Ansichten über Sklaverei S. 51, Ehe S. 53. — Seine Beziehung zur s. g. historischen Schule S. 55. — Theologische Sphäre der Georgia Augusta S. 57. — Sartorius S. 59. — Heeren S. 61. — Eigene historische Beschäftigungen S. 63. — Zweifel am Trinitätsdogma. S. 66. — Unzulänglichkeit der Beweise für das Dasein Gottes namentlich des physikotheologischen S. 68. — Dessen Abgeschmacktheiten S. 69. — Meine damalige durch den Philosophen Schulze geleitete Ansicht über Wunder S. 73. — Die Freiheit der Schriftforschung als Freiheit von der Beschäftigung mit der Schrift geltend gemacht S. 78. — Die behauptete Gemeinverständlichkeit und Genugsamkeit der h. Schrift wird aus Gründen bezweifelt S. 81 flgde. — Zweifel an der allgemeinen Nothwendigkeit des Bibellesens S. 92 flgde. — Bedenklichkeit des willkürlichen Bibellesens S. 98 flgde., namentlich des Lesens im alten Testamente S. 99, desgl. im neuen S. 103. — Ansichten der alten Kirchenväter und Luthers über das Bibellesen S. 106 flgde. — Vortheile der Knechtsgestalt der h. Schrift S. 111. — Bedenken gegen die Freiheit der Auslegung S. 112 flgde. —

Studium der psychischen Anthropologie nach Schulze S. 116 flgde. — Mängel der bisherigen psychologischen Lehrbücher S. 130 flgde. — Studen-

tisches Heidenthum und Sittenlosigkeit S. 136. — Unfruchtbare Beschäftigung mit dem Kirchenrechte S. 141.

Christlichkeit der Leistung von Kriegsdiensten S. 143.

Geschichte der Einführung einer Kirchen-Union mittelst Einführung einer allgemeinen Kirchen-Agende S. 145. — Wie dieselbe aufgenommen worden und Urtheile darüber S. 163. — Vorwurf katholischer Tendenzen S. 172, — widerlegt durch die Art, wie der Uebertritt der Herzogin von Cöthen zur katholischen Kirche beurtheilt ward S. 175. — Ueber Convertiten und ihre Gegner S. 177, namentlich Stolberg. Gleim, Jakobi, Voß, Göthe und Schiller über diese Conversion einerseits S. 186 flgde., Herder, Jean Paul, Lavater andrerseits S. 191. — Unbilligkeit der gewöhnlichen Urtheile über solche Conversionen S. 193. — Billigere Urtheile eines Leibnitz, Grotius, Calixtus S. 198. — Nochmals die Herzogin von Cöthen S. 204. — Vielfach unter Katholiken und Protestanten verbreitete Unkenntniß der gegenseitigen kirchlichen Verhältnisse S. 205. — Verdienstliche Versuche katholischer und protestantischer Geschichtschreibung diese Unkenntniß zu beseitigen S. 207. — Rotteck gehört nicht zu diesen Historikern S. 210. — Der Verfasser fühlt sich von Anfang an im Widerspruch mit den Rotteckschen politischen Ueberzeugungen S. 214. — Fortsetzung der Studien in Berlin S. 216. — Bekanntschaft mit Schleiermachers Lehren namentlich seiner Unsterblichkeitslehre S. 218. — Schleiermachers Kirchengeschichte S. 220. — Seine Predigten S. 221. — Seine Heterodoxieen S. 224 flgde. — Sein Verdienst S. 233. — Geringer Einfluß Hegels auf den Verfasser S. 239, desto größerer Jean Pauls S. 245. — Aufdämmerndes Bewußtsein des Zusammenhanges zwischen Religion und Kunst S. 248. — Schillers Jungfrau von Orleans hiezu mitwirkend S. 250. — Sieg der romantischen Poesie im Herzen des Verfassers S. 254. — Wie das Auftreten der romantischen Schule historisch und psychologisch zu erklären S. 260 flgde. — Hamanns S. 283 und Johannes von Müllers Einwirkung auf den Verfasser S. 287. — Juristen schlimme Christen S. 289 flgde. — Juristische Praxis. v. Massow's Anleitung dazu S. 293 flgde. — Luthers Urtheile über Juristen S. 298. — Ein Handwerker Vorgänger von David Strauß in der Auffassung der christlichen Urgeschichte als eines Mythus S. 300. — Vollständige Analyse seiner merkwürdigen Schrift S. 302 flgde., welche als ein Hervorgang aus dem Rechte der freien Schriftforschung zu würdigen und alle Ungebührnisse darlegt, zu welchen dasselbe führt. — Schwierigkeiten des Forschens in der h. Schrift S. 324 flgde. — Versuchungen, denen selbst Luther dabei ausgesetzt war S. 330. — Die Bibel

an der Kette S. 336. — Sehr gute und häufige vorlutherische Bibelüber-
setzungen S. 337. — Was von dem Vorwurfe zu halten, daß dem Mittel-
alter die Bibel abhanden gekommen S. 338. — Nochmals vom Bibellesen
S. 343. — Einwirkung Dräseke's auf den Verfasser S. 345. — Christliche
Regungen S. 347. — Bekanntschaft mit Erasmus von Rotterdam S. 348. —
Sein Streit mit Ulrich von Hutten, nicht zu Huttens Ehre S. 351. —
Luther gegen Erasmus S. 354. — Auszüge aus Erasmus Schrift: vom
freien Willen S. 358 flgde. — Luthers Schrift: vom knechtischen Willen und
fernere Streitschriften S. 363 flgde. — Franz Horn über Luther S. 384. —
Ganz anders Bouterwek S. 388. — Die protestantische Marseillaise nochmals
und Begründung dieser Benennung S. 390 flgde. — Luthers Glaubensmuth
in diesem Liede und auf dem Reichstage zu Worms S. 398. — Sacks Apo-
logetik S. 403. — Beziehungen des Verfassers zum Pietismus S. 405. —
Hengstenbergs Kirchenzeitung S. 408, mit obligaten Betrachtungen über
Einseitigkeiten und Befangenheit in religiöser Hinsicht, namentlich bei der
pietistischen Auffassungsweise S. 420. — Pietistische Missionsblätter S. 421. —
Die sanguinische Freude dieser Blätter über Fortschritte des Christenthums in
Heidenländern durch die Wirklichkeit oft wenig begründet. Nachweis dieser
Behauptung an den Ostindischen Missionen S. 423 flgde. — Das Geld spielt
bei diesen Missionen eine zu große Rolle S. 441. — Wie die Täuschung
über die Erfolge des Missionswesens zu erklären S. 445. — Ungerechte
Aeußerungen des Jesuiten Possevin und Theiners über das protestantische
Missionswesen S. 451. — Die Apostel und Heidenboten des Mittelalters
verfuhren freilich beim Heidenbekehren anders S. 454. — Gegensatz der
katholischen Missionen im heidnischen Indien und auf Ceylon S. 463 und in
andern asiatischen Ländern. — Missionäre müssen kein behagliches Familien-
leben führen wollen S. 472. — Handwerker als Missionäre. S. 475. —
Glaubensspaltungen und gegenseitige Beeinträchtigungen unter den Missionä-
ren, ein Grund des geringern Fortganges ihres Werkes S. 476. — Ueber
den Missionen in den Heidenländern werden die Heiden in den Christenländern
vergessen S. 489 flgde. — Mangel an Genialität unter den Missionären
S. 495. — Wichtigthuerei der Missionarien mit kleinen Familienereignissen
S. 497. — Das Dogma vom Teufel und Dämonen S. 503. — Luthers
Ansichten darüber S. 504. — Moderner Geisterspuk ibid., besonders wieder
zu Ehren gebracht durch die Seherin von Prevorst S. 509. — Bemerkungen
über Kerners gleichnamige Schrift. Menzels Ansicht S. 513. — Dagegen
Kieser über solche Erscheinungen aus der Nachtseite der Natur S. 516. —

Trübung aller Visionen durch eine Menge subjectiver Einflüsse S. 517. — Ueber Geisterwesen und Geisterunwesen S. 519 flgde. — Was ist Mystik S. 524. — Ueber Wunderglauben und Wundersucht S. 526 flgde. — Von letzterer war wohl Jung-Stilling nicht frei S. 532. — Theorie seiner Geisterkunde S. 533. — Er ist mit diesem unvollkommenen Werke ein Vorgänger Kerners S. 543. — Weitere Bemerkungen über Stilling ibid. flgde. — Ueber Heinroth und dessen Schriften im Gegensatz zu den Stillingschen S. 550. — Seine Ansichten über Ursprung und Fall des Menschengeschlechtes S. 556. — Hoßbach — Spener S. 560. — Sein und Zinzendorfs Pietismus S. 561. — Ueble Verse und Sprachweise der Herrenhuther S. 564. — Ihre Kreuz- und Blutttheologie S. 566. — Zinzendorf gegen das Bibelforschen der Laien S. 570. — Sein Glimpf gegen Katholiken S. 572. — Wichtigkeit dreier Schriften für die Befestigung der gläubigen Richtung des Verfassers S. 573. — Irrgänge und Mißgriffe in dem Wege und Werke des Herrn. Nähere Angabe des Inhalts dieser Schrift S. 574 flgde. — Ihre Wirkung S. 584. — Goßners Schatzkästchen. Bemerkungen über dieses Buch S. 585. — Digression über geistliche Lieder und wie sie nicht sein sollten S. 590 flgde. — Ueber die Plötzlichkeit der Bekehrungen zum Glauben S. 614, namentlich Luthers Bekehrung S. 615. — Thomas a Kempis von der Nachfolge Christi S. 620. — Unschätzbarkeit dieses Büchleins S. 621. — Thomas a Kempis Gegensatz zu Luther S. 622. — Unrichtigkeit der Ansicht, welche aus Thomas a Kempis und andern Mystikern der mittlern Zeit Vorläufer der Reformation oder Reformatoren vor der Reformation machen will. S. 631 flgde. — Verfehlt ist namentlich die zwischen Luther und Thomas a Kempen gezogene Parallele S. 633. — Summa des Standpunktes des Verfassers am Ende seiner Glaubenslehrjahre S. 637.

Unter allen deutschen Universitäten genoß um die Zeit, als ich meine Schulbildung vollendet hatte, keine eine größern Ruf als die Georgia Augusta. Neben der Ueberzeugung von der Trefflichkeit der dortigen Gelehrten-Institute, der Allgegenwärtigkeit des Universitätszweckes, so wie der Bewußtheit desselben in allen daselbst denkbaren Beziehungen fanden die Väter, welche ihre Söhne dieser Hochschule anvertrauten, hiezu auch noch einen sehr wichtigen Grund in „dem ruhigen und ernsten Charakter," welchen die Georgia Augusta in den Zeiten des Demagogismus bewahrt hatte. Die Ideen, welche die Zeit in dieser Richtung bewegten, hatten in Göttingen keinen fruchtbaren Boden gefunden. Man war denselben im Allgemeinen abhold und es geschah weit mehr wider als für dieselben. Meinem conservativen Streben mußte ein solcher Leumund, in welchem die berühmte Musenstadt sich gesetzt, zusagen. Ich hatte eben so wenig als die Prinzen und Grafen, für welche eine loyale Universität sich vorzugsweise zum Aufenthalte eignete, Sinn und Organ für diejenige Art begeisterten Aufschwunges, welcher auf andern Universitäten dem Studentenwesen auf- und eingekünstelt war und womit man aus den Deutschen eine stolze, freie und starke Nation zu machen gedachte, welche alles historisch Ueberkommene bei dem neuen Gusse, der allen Verhältnissen zugedacht war, als werthlose Schlacken von sich abwerfen sollte. Nach solchen Thaten der Befreiung nach Innen spürte ich keinen Durst. Mir war dasjenige, was nachmals der Mund dieses also frei geworden sich dünkenden Deutschlandes als „hohlen Empirismus, als literarisches, unwissenschaftliches Spießbürgerthum und gelehrtes Aristokratenwesen" bezeichnete, „welches gegen die Ansprüche einer fortschreitenden und fortgeschrittenen Wissenschaft immer mehr zurückbleibe" vielmehr gerade recht. Weit entfernt, hierin eine Philisterei zu entdecken, stellten sich mir vielmehr nach und nach (und jetzt geschiehet es

noch mehr als früher) die mittelalterlichen Stückchen Freiheit, welche die Universitäten bewahrt haben, als altfränkische, unlebendige Schnurrpfeifereien dar, als eine gehaltlose Nekelerlaubniß, deren dreijährige Benutzung nur einen nachmaligen Erzphilister im praktischen Leben bis ans Ende seiner Laufbahn beglücken könne. Ich habe später auch die Erfahrung gemacht, daß mich ein ganz richtiger Instinkt dieser Ansicht zugeführt hat. Denn die größten Pauker, Renomisten, Nekel, welche ich auf Universitäten kannte, sind die zahmsten Philister und willigsten Lastthiere des bürgerlichen Lebens geworden und haben ihr Bischen Freiheitsanlage auf der Akademie muthwillig und unsinnig verrauscht. In Immermann's Epigonen sind diese rüpel- und flegelhaften Freiheitsauftritte des akademischen Burschenthums sehr richtig geschildert. Das bornirteste Pfahlbürgerwesen und die erbärmlichste Philisterei schien mir aber die deutsche Art mit altdeutschen Röcken, mit undeutscher Grobheit, wildherabgewachsenem Haupthaar zu sein, welche im sichern Frieden immer noch wider die Franzosen die Zähne fletschte und für die Freiheit nur Blut und Mord schnaubte. Diese Art Komödien sagte mir niemals zu. Mit einem Abscheu dagegen betrat ich schon die Universität. Die bornirte Deutschthümelei der Burschenschafter und deren geckenhafte Demagogie waren nicht geeignet in die abgedroschenen Phrasen von deutscher Kraft und Herrlichkeit, von welscher List und Schlechtigkeit einen gediegenen Inhalt zu bringen. Ein Knabe wird am wenigsten dadurch ein Mann, daß er dieß Wort immer im Munde führt und mit mannhaften Ausdrücken um sich wirft.

Mir war zu Muthe, als ob ein eben aus der Schule entlassener junger Mensch, wenn er seinen ungeübten und schwachen Blick sofort in die Tiefen oder auf die Höhen der Speculation richten und an den hier gefundenen trügerisch flimmernden Idealen die Gegenwart messen und an derselben curiren wolle, den für dergleichen üblichen Namen eines Gelbschnabels nicht wohl zurückweisen dürfe. Ich steckte noch zu sehr in den Mitteln und der Freude an denselben, um sofort solcher Zwecke mir bewußt zu werden, welche mir noch obenein auch in weit spätern Stadien meiner Bildung sehr deutlich als Tendenzen einer unpraktischen Richtung erschienen. Doch war es nicht diese Wahlverwandtschaft

meiner geistigen Disposition mit diesem auf der Georgia Augusta vorherrschenden „spießbürgerlichen“ Sinne, welche mich dorthin zog. Denn damals war bei mir ein solches Motiv, wenn auch vielleicht theilweise und nicht ganz klar im Bewußtsein, doch keineswegs so mächtig, daß es an und für sich einem derartigen Zuge ohne Weiteres Folge verschafft haben dürfte. Mich lockte nach Göttingen einzig und allein der Wunsch mit Bouterwek in eine nähere Beziehung zu treten. Dieser war nämlich mein ästhetisches und literaturhistorisches Evangelium. Keiner unter allen Schriftstellern, aus denen ich meine Bildung schöpfte, hatte einen so bemerklichen und mir selbst bewußten Einfluß auf meine Anschauung und Beurtheilung der Erzeugnisse der schönen Literatur und der Entwickelung ihrer Begebenheiten geübt, als Bouterwek. Ich habe gehört und wohl selbst zu Zeiten empfunden, daß Kinder ein starkes, ein mächtiges Bewußtsein davon haben, wie geistige und leibliche Eigenthümlichkeiten und Handlungen ihnen angestammt sind, wie sie fühlen, daß dieß und jenes der Art ein Erbtheil, ein Stück ihres Vaters, ihrer Mutter ist und sie denjenigen ihrer Eltern, dem dieses eigen war, gewissermaßen in diesem Stücke in sich wieder auf- oder fortleben fühlen. Aehnlich ergehet es mir mit Bouterwek. Ich fühle (und früher war dieß Gefühl noch häufiger) bei vielen Reflexionen und Aeußerungen, bei vielen Maximen, die mein ästhetisches und literaturgeschichtliches Urtheil leiten und daraus hervorgehen, daß er hiezu mein geistiger Vater ist, daß diese Bouterwekiana in mir zwar eigenthümlich und selbstständig fortleben, aber nur erst von ihm ihr Leben empfingen. Ganz zufällig war die Veranlassung zu diesem einflußreichen Verhältniß, in das ich schon als Secundaner zu diesem Philosophen trat. Beim Vortrage der Erdbeschreibung von Ostindien ward von unserm Lehrer die Geschichte der Entdeckung dieses Landes erzählt und dabei bemerkt, daß der portugiesische Dichter Camoës den Zug des Entdeckers poetisch verherrlicht habe. Von Jugend auf ein Freund abenteuernder Unternehmungen, ward ich von der Begierde ergriffen, die poetische Verherrlichung dieses Zuges kennen zu lernen und wandte mich an jenen Lehrer, derselbe konnte mir auch Heises Uebersetzung der Lusiade mittheilen. Ich las dieselbe eifrig nicht ohne freudigen Genuß der poetischen Schönheiten, für welche ich eben damals

Geschmack zu gewinnen anfing. Um des Gedichtes willen interessirte ich mich nun auch für den Dichter, welcher auf der eigenen Fahrt von Goa nach Macao Schiffbruch litt und die Handschrift seines unsterblichen Gedichtes rettete, indem er dieselbe, während er die eine Hand zum Schwimmen gebrauchte, mit der andern über dem Wasser hielt bis er festen Boden erreichte *).

Als ich dem Lehrer den Wunsch vortrug, über Camoës Näheres zu erfahren, gab mir derselbe den vierten Band von Bouterweks Geschichte der Poesie und Beredsamkeit seit dem Ende des XIII. Jahrh., worin diesem ersten portugiesischen Dichter über 60 Seiten gewidmet sind. Eine solche Lecture kannte ich bis dahin nicht. Sie zog mich mächtig an. Ich las nicht allein, was das Buch über Camoës enthielt, sondern den ganzen Band, welcher die vollständige Geschichte der portugiesischen Literatur erzählt. Besonderes Vergnügen fand ich daran, die von Bouterwek in den Anmerkungen freigebig mitgetheilten Original-Musterstellen aus portugiesischen Dichtern und Prosaisten, welche das Buch zu einer portugiesischen Chrestomathie machen, autodidaktisch zu entziffern. Nachdem mein Geschmack an solcher Beschäftigung einmal geweckt worden, ließ ich mir auch die übrigen Bände des Bouterwekischen Werkes nach und nach zum Lesen verabreichen, zunächst die beiden ersten, welche der italienischen Literatur gewidmet sind. Ich begann mit den romanischen Literaturen und durch dieselben angeregt, auch gleichzeitig ihre Sprache zu treiben und war auf diese Weise, lange ehe ich Göttingen sahe, in Beides so weit durch Bouterwek eingeweihet, daß ich für einen Abiturienten ganz artige Kenntnisse darin besaß und auch schon meine nicht geringe Freude an solchen Studien hatte. Voll dankbaren Verlangens

*) Canto X. estanc. 128:

Esta receberá placido, e brando
No seu regaço os Cantos, que molhados
Vem do naufragio triste, e miserando,
Dos procellosos baixos escapados;
Das fomes, dos perigos grandes, quando
Será o injusto mando executado
Naquelle, cuja lyra sonorosa
Será mais affamada que ditosa.

sehnte ich mich, dem Manne, dessen Geschmack, Kenntnisse und Urtheil ich so sehr verehrte, mich persönlich zu nähern. Dieß war das Hauptmotiv der an meinen Vater gerichteten Bitte, mich die Universität Göttingen besuchen zu lassen, wo ich den juristischen und cameralistischen Studien obliegen wollte. Gern ward meinem Gesuche gewillfahret. Die erwählte Universität stand im höchsten Flore und im besten Rufe. Die richtige Vollendung der akademischen Ausbildung schien aufs Allerbeste verbürgt. Einer meiner ersten Gänge nach meiner Ankunft in Göttingen war zu Bouterwek. Aber wie ward ich enttäuscht? Statt der erwarteten behaglichen, umgänglichen, gesprächigen Persönlichkeit fand ich ein hageres Männchen mit rothem Gesichte, das fast stocktaub und zu einer mündlichen Conversation so gut wie untauglich war. Mühsam brachte ich ihm bei, daß ich die romanischen Sprachen getrieben, jedoch nur literarisch und ohne praktische Uebung. Dieses Geständniß, augenblicklich bewahrheitet durch die unrichtige Betonung des Namen Calderon, dessen letzte Silbe ich kurz aussprach, hatte die Folge, daß ich dem nächst mir Eintretenden etwas sarkastisch mit den Worten vorgestellt ward: dieser junge Mann verstehet Spanisch, allein er kann es nicht aussprechen. Obgleich ich nach wie vor ein Verehrer von Bouterweks Aesthetik und literaturgeschichtlichen Arbeiten blieb, so war dieser erste Besuch doch der letzte, da die Schwerhörigkeit des ehrenwerthen Mannes jede freiere mündliche Verständigung verhinderte. Ich hörte in fünf Semestern mehre seiner Collegia, studirte seine Schriften und betrachtete ihn noch lange Jahre für mich als eine hohe Autorität in Sachen des Geschmackes und der Geschichte der modernen Literaturen. In beiden Beziehungen hatte er die unleugbarsten Verdienste. Daß mein Interesse an der Büchergelehrsamkeit frei blieb von der sonst davon unzertrennlichen Pedanterie, verdanke ich einzig und allein dem trefflichen Bouterwek, welcher in dem auf lauter Empirie gestellten Göttingen den Muth hatte zu sagen:

> daß jede Gelehrsamkeit, welche nicht mit der Poesie noch mit der Philosophie in Verbindung treten möge, ohne Bedenken barbarisch und illiberal genannt werden müsse. —

Diese Aeußerung war auf einer Universität höchst bemerkenswerth, der man immerfort den Vorwurf machte, daß keiner ihrer Gelehr-

ten ein besonderes System erfunden, keine Schule gegründet und welcher Görres (Teutschland und die Revolution S. 41) nachsagte, daß in ihr ein vornehmer Bettelstolz den neuen Geist, der in die Wissenschaften erfrischend eingedrungen, vornehm zu ignoriren affectire, gleichsam als sei ausgetilgt und abgethan, wovon man keine Notiz genommen.

Zu der impertinenten geistlosen Gelehrsamkeit, die so gern die Dummheit zur Gränznachbarin und Bundesgenossin hat, und welche gar zu leicht aus der Literaturgeschichte ein Aggregat trockener Notizen macht, unter denen die Angabe der Jahreszahlen von Drucken u. s. w. eine Hauptrolle spielen, konnte ich durch Bouterwek keine Anleitung erhalten. Er hatte ja also gesprochen: „Eine Literatur, auf deren Ganzes weder die Poesie noch die Philosophie jemals einen entschiedenen Einfluß gehabt haben, ist ohne innern Zuhammenhang. Sie verhält sich zur Literatur, wie sie sein soll, wie eine Sammlung von Knochen zu einem lebendigen Körper. Durch die Philosophie allein kömmt das Verhältniß des Wahren zu dem Guten und Göttlichen an den Tag. Der Gelehrte, der nicht philosophiren mag, sammelt nur Garben für seine Scheuer. Er trägt Kenntnisse in sein Fach ein, das freilich seine abgesonderte Welt ist, aber für die wirkliche Welt, in welcher Alles zu Allem gehört, erst dadurch einen Werth erhält, daß auch Andere hineingreifen, um es in andern Beziehungen zu benutzen.“ Solche Aeußerungen haben nachmals selbst die Feinde aller Positivität und aller Rücksichtnahme auf historische Berechtigungen, welche allein in den Speculationen der Weltweisheit Heilkraft und Mittel für die tiefsten Uebel der Zeit und Menschheit finden wollen, dem braven Bouterwek nachgerühmt. Allein in den Richtungen, wo ich mich vornehmlich seiner Führung anvertrauete, war er gerade positiv und historisch und eben diese mir selber natürlichen und eingebornen Elemente hatten mein Vertrauen zu ihm, meinen Anschluß an ihn vermittelt. Daß ich nicht auf fade oder überschwängliche Weise schöngeisterte wie andere ästhetisch ergriffene Gemüther, daß ich mich dem reellen Genusse poetischer und rhetorischer Schönheit hingab, ohne denselben durch eine künstliche Wortbrühe würzen zu dürfen, verdanke ich lediglich dem soliden Verfahren Bouterweks, welcher mit allen seinen

Ansichten auf dem festen Boden der Geschichte stehen bleibt und sich immerdar das Gewordene und Gegebene zur Grundlage seiner Theorie nimmt. Nur von der ästhetischen Seite vermochte ich, (von Natur sonst entschieden ohne alle Anlage zum Philosophiren gelassen,) der Philosophie mich zu nähern, obgleich ich nichts unterließ, um mich mit deren Geschichte und Inhalte durch Anhören der Vorträge über Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften, der Logik, der Metaphysik, der Psychologie, der Geschichte der Philosophie, der Aesthetik ꝛc und fleißiges Repetiren und Nachlesen wie ich weiterhin darthun werde, gehörig bekannt zu machen. Hierbei empfand ich den Mangel einer Vorschule sehr schmerzlich. Es war damals ein seltsames Verhältniß zwischen dem Bemühen des Ministeriums für die Unterrichtsangelegenheiten in meinem Vaterlande, die Philosophie namentlich aber die Hegelsche auf den Universitäten zu pflegen und zu fördern und dem Zustande der Vorbereitung welche die Schulen hiezu gewährten. Außer einem schwachen bald wiederverhallten Versuche in der Secunda zur Unterweisung in den philosophischen Vorbegriffen, erinnere ich mich keiner Art Vorbereitung auf das Studium der Philosophie, dieser schwersten aller Wissenschaften, welche mir die Schule geboten hätte. Es fand eine vollständige Vernachlässigung des philosophischen Studiums Statt. Von der so nothwendigen sorgfältigen und stufenweisen Einführung in das Verständniß und den Gebrauch der philosophischen oder auch nur logischen Begriffe war keine Rede. Nichts halte ich aber einem angehenden Juristen für nöthiger, dessen ganze künftige Thätigkeit durch eine richtige Logik bedingt ist. Können aber auch Theologie und Medicin ohne Hilfe der Philosophie als Wissenschaften getrieben werden? Von einem solchen unabweislichen Bedürfnisse einer philosophischen Vorbildung schien der Verfasser des Planes, nach dem ich und meine Gymnasialcameraden geschult waren, keine Ahnung gehabt zu haben. In dem finstern Mittelalter machten die Studenten mehrjährige philosophische Cursus ehe sie zur Fachwissenschaft schritten. Jetzt, wo die Philosophie eine weit andere und wichtigere Bedeutung gewonnen, wurde sie ganz ignorirt. Es klingt wie ein Hohn die neuen Jahrhunderte als die Pflegerinnen der philosophischen Wissenschaften zu preisen, während es an der gewöhnlichsten Anleitung zu deren

Studium für junge Leute ermangelt. Daher kömmt aber auch jene unwissende Verachtung der Philosophie welcher man im Leben namentlich unter Geschäftsmännern so häufig begegnet sein will und der Mangel an wissenschaftlichem Betreiben der sogenannten Brodstudien deren edelste Grundlage ein philosophisches Studium bleibt, von dessen Werthe freilich emporgeamtete Routiniers keine Ahnung haben, welche aller Empfehlung der philosophischen Behandlungsweise ihr: Grau, Freund, ist alle Theorie, den einzigen Vers, der ihnen von Göthe wo nicht zu Gesicht doch zu Ohren gekommen, entgegensetzen. Aus Mangel an philosophischer Anleitung werden diejenigen jungen Leute, deren Wißbegierde sich über das Brodstudium hinaus erstreckt, zu unpraktischen Vielwissern, weil sie die eingesammelten Kenntnisse geistig nicht zu beherrschen wissen, wozu ihnen doch nur eine philosophische Bildung die Mittel gewähren kann.

In den vorgedachten philosophischen Disciplinen waren Gottlieb Ernst Schulze und Bouterwek meine Lehrer. Fehlte mir zu speculativen Denken von Natur das Zeug, so waren beide noch weniger die Leute mich zu demselben zu verführen. Bouterwek huldigte einem bescheidenen Rationalismus und hatte schon, nachdem er von dem Kantianismus abgelassen der Philosophie nur die anspruchslose Aufgabe gestellt: „durch apodiktische Trennung des Scheins von der Wahrheit das Räthsel der Dinge und der Bestimmung des Menschen zu lösen, so weit dieß selbstständig durch die menschliche Vernunft geschehen könne." Wenig Vertrauen zu der Kraft und den Offenbarungen der Philosophie legte Bouterwek schon dadurch an den Tag, daß er die Aesthetik, offenbar seine stärkste Seite, als Philosoph gewissermaßen unabhängig von der eigentlichen Philosophie auf psychologischem Wege zu begründen bemühet war: Sein ganzer Bildungsgang, wie er aus den biographischen Nachrichten im I. Bande seiner kleinen Schriften uns entgegentritt, ist eigentlich die Geschichte einer Verzweiflung: auf speculativem Wege der höchsten Wahrheit mächtig zu werden. Als Knabe orthodox religiös, verfiel er als Gymnasiast dem Scepticismus. Seine religiösen Skrupel begrub er als Student in einen reformirten Epikureismus, in welchem er zwei verschiedene Arten von Atomen postulirte. Wie wenig Energie Bouterweks

philosophischem Denken inne wohnte, beweist seine nachherige Hingabe an den unschuldigen Denker: Feder, welcher keine andere Nothwendigkeit der menschlichen Erkenntniß und Wahrheit gelten ließ, als diejenige, welche sich auf Gefühl und Wahrnehmung gründe. Der Einfluß von Feder's praktischer Philosophie steigerte den Epikureismus des jungen Bouterwek zum Determinismus, worin alles Heilige einem Systeme der Genußsucht und des Materialismus geopfert ward. Es gab zu meiner Zeit noch ausführliche mündliche Traditionen über diese wilde Vergangenheit meines verehrten Lehrers, aus welcher böse Zungen auch seine nachherige Taubheit herleiten wollten. Als er auch hierin keinen Gott fand, sah man ihn in rascher Aufeinanderfolge der Zeiten als Juristen, Advocaten, Dichter und Philosophen debütiren. Das reifere Alter lehrte ihn einsehen, „wie weit er in der Irre ging, als er in seiner Jugend durch Verse, Romane und Theorien, die immer tiefer in Vergessenheit zu sinken verdienen, gegen die Gesetze der Kunst und Wissenschaft fehlte*)." — Als literarischer Landstreicher zu Gleim gelangt und von demselben unterstützt, war Bouterwek nach Berlin gerathen, wo er mit Kant's Kritik der reinen Vernunft nähere Bekanntschaft machte. Während der Beschäftigung mit dem gewaltigen Denker erlag dessen Scharfsinne sein eigener bis zu völliger Hingabe. Gleichwohl sahe er verschiedenen phantastischen Rückfällen in das poetische Treiben sich ausgesetzt. Nach Beschwichtigung der philosophischen Stürme und nachdem er zu erkennen geglaubt, wie viel weniger die Wissenschaft leisten könne, als sie verspreche, hatte er sich der Jakobischen Gefühlsgläubigkeit, als dem ihm naturgemäßesten philosophischen Elemente anvertraut und hielt dabei aus bis zum Abschlusse seines Laufes. Am gleichen Ziele war mein anderer philosophischer Führer, der ehemals gewaltige Verfasser des Aenesidem angelangt. Er hatte den wilden Skepticismus, welcher ihn wider Kant in die Schranken getrieben, und Kraft dessen er die Mög-

*) Mit der in jedem Vortrage der Aesthetik wiederholten Warnung vor den Grafen Donamar und der kritischen Selbstverurtheilung dieses Romanes erreichte Bouterwek weiter nichts, als daß seine Zuhörer das Buch lasen, welches zu seiner Zeit mehre Auflagen erlebt hatte.

lichkeit jeder wissenschaftlichen Erkenntniß geleugnet, aufgegeben und sich gleichfalls dem gefühligen Jakobi in die Arme geworfen. Er fand mit diesem in den neuen Gestaltungen, welche seit Kant dem philosophischen Wissen ertheilt waren, nicht diejenige Untrüglichkeit, welche denselben von ihren Erfindern und Verehrern beigelegt war und ließ es dabei bewenden, diejenigen Ueberzeugungen aufzuklären, zu erhalten und zu befestigen, welche von jeher das Ziel der philosophischen Forschungen ausgemacht hatten. Wie Jakobi verwendete auch Schulze die Kraft seines Nachdenkens und seiner Rede darauf, zu zeigen, die Idee, welche dem Theismus zu Grunde liegt, sei nicht das Geschöpf einer etwa durch Aberglauben erhitzten Einbildungskraft, dessen sich die Philosophie zu schämen habe und der dem Geiste nach gesunde Mensch sei im Handeln etwas Anderes, als ein Thier, oder ein Seelenkranker bei seinem Thun und Lassen. Blieben die Resultate solchen Philosophirens, welche mein Nachdenken afficirten, in meiner eigenen Seele auch todt und verspürte ich keinen erheblichen Einfluß derselben auf meine Anschauungsweise, so waren sie doch geeignet, meine natürliche Abneigung gegen die Speculation zu fördern*) und die Versuchung zu beseitigen.

Dasjenige, was ich im Laufe der Zeit von Kant, Fichte und Jakobi wirklich Ersprießliches gelernt habe, bestehet in der Aneignung des Ergebnisses ihrer scharfsinnigen Darlegungen, daß der Mensch nichts wissen könne, wodurch sie, wie ich erst später

*) Einen sehr trifftigen Grund glaube ich für diese Abneigung in der Schwierigkeit des Lesens philosophischer Schriften zu erkennen. Wer ein philosophisches Buch lesen will, kann sich nicht entbrechen, sich in die eigenthümliche Philosophie des Verfassers hineinzustudiren, und muß sich bequemen einstweilen diejenigen Begriffe, welche er mit den Ausdrücken die Stichwörter des gerade vorgenommenen Verfassers sind, bisher verbunden, zu verabschieden und mit dem Sinne vertrauet zu machen, den der Verfasser ihnen beizulegen für gut befunden. Die Sucht der Philosophen, gute, alte, allgemeinverständliche Worte, in einem vom gewöhnlichen Brauche abweichenden Sinne anzuwenden verschuldet viele ungerechte Urtheile über die Philosophie überhaupt. Dieß ist der eigentliche Grund, welcher manche wissenschaftlich gebildete Männer und Schriftsteller vom Studium der Philosophie zurückschreckt. Sie gestehen offen, daß sie von der Philosophie nichts wissen, auch nichts wissen wollen.

inne wurde, die herrlichste Apologie für die Nothwendigkeit und Wahrheit des Christenthums wider ihren Willen geliefert haben. Ich würde zu weit gehen müssen, wenn ich auch nur einen kurzen Auszug aus diesen Darlegungen geben wollte, welche so allgemein bekannt sind oder doch sein sollten, daß man nur auf die Schriften dieser Weltweisen hinzuverweisen haben dürfte. Allein für die minder in der Geschichte der Philosophie bewanderten Leser, deren ich recht viele voraussetzen möchte, kann ich doch einige Bemerkungen nicht zurückhalten, welche sie auf die Ueberzeugung leiten, daß von den genannten Weltweisen einem künftigen Christen für dessen Glaubensentwickelung Förderliches wenig mehr als das Bewußtsein ihrer Nichtchristlichkeit gelehrt werden kann, das freilich auch sein Gutes hat, so wie denn auch die Ahnung der Gefährlichkeit ihrer praktischen Consequenzen ihm nahe treten muß. Unter den kantischen Lehren war mir sogleich anfangs die Behauptung entsetzlich, daß für uns die Gegenstände, die wir wahrnehmen, und die dem gewöhnlichen Menschenverstande in ihrer Vereinzelung als selbstständig gelten, bloße Erscheinungen seien, den Grund ihres Seins nicht in sich selbst hätten und daß die Denkformen nicht für ausreichend zu erachten, um zu bestimmen, was diese Gegenstände an sich seien, daß uns daher das Wesen derselben völlig unzugänglich sei. Von Jugend auf mit allen Menschen, deren Verkehr ich genoß, daran gewöhnt, die Objecte der Wahrheit als selbstständige Dinge zu betrachten, konnte ich es mir durchaus nicht zu Kopfe bringen, daß ich in dem mir angeeigneten wirklichen Inhalte der Welt nichts als einen Schein besitze. Nicht minder trostlos erschien mir das diesen Erscheinungen als festes Etwas gegenübergestellte und zu Grunde gelegte reine Sein wofür kein anderer Beweis erdacht werden konnte als die Nothwendigkeit der Annahme eines solchen Seins nach den subjectiven Denkgesetzen. Dieses Objective, dieses Ding an sich, dieses reine Sein war mir von Anfang an ein unheimliches Ding. Ich empfand, erkannte und begriff dasselbe nicht. Nur so viel war mir klar, und für etwas anderes gab der große Denker und Erfinder dieses Dinges dasselbe selbst nicht aus als daß die Geburtsstätte, die wahre Heimath und der Aufenthaltsort dieser übersinnlichen Welt das eigne Ich sei. Eine Erfahrung darüber gehörte unter die Unmöglichkeiten. Das ganze Ding stellte

sich mir und stellt sich mir noch als ein Problem dar. Ich fühlte mir beim Studium dieser Weisheit das Ansinnen gestellt das, was ich bisher für Wirklichkeit gehalten, nur für einen Schein gelten zu lassen und dasjenige, was mir als ein subjectiver Schein sich darstellte, für die alleinige Wirklichkeit hinzunehmen. Bei diesem Denkproceß sollten selbst die magern Schemen meiner so ziemlich auf die Begriffe Gott, Freiheit und Unsterblichkeit zusammengeschrumpften Religiosität noch darauf gehen, zu einem Hirngespinnste, einer Dichtung werden. Nachdem dieses Resultat mit einem beispiellosen Scharfsinne errungen, schien mir die aus den Postulaten der praktischen Vernunft hergeleitete Wiederherstellung dieser Begriffe als Nothwendigkeiten eine gar verwunderliche Operation. Nachdem aller Inhalt unseres Bewußtseins in nichts Anderes aufgegangen als die Gewißheit, daran nur eben unser eigenes Erzeugniß zu haben, konnte ich die Wiedereinführung der aus der Vorderthür hinausgewiesenen Ideen auf einem Umwege durch die Hinterthüre nach meinem damaligen Standpunkte nur für eine unfruchtbare Geistesseiltänzerei ansehen, welche im Grunde zu nichts führe, was man nicht schon, ehe sie sich sehen ließ und zu vernehmen gab, durch die Aufklärung des 18. Jahrhunderts bereits weit müheloser herausgebracht hatte. Denn für denjenigen, welcher Kants Lehre als Endergebniß und Wahrheit, über welche man nicht hinauskönne, nahm, giebt Kant keine andere Weisheit als die bereits zuvor bekannte, daß man sich um das Unendliche, das eben seiner Natur nach über unsere Fassungskraft hinausliege, nicht weiter kümmern solle, daß die Vernunft die nothwendigen ihr entgegentretenden Widersprüche zu ertragen und sich an Beobachtung der Natur und Ausbildung der sittlichen Welt genügen zu lassen habe. Dagegen machte es mir eine heimliche Freude, wenn ich einen so eminenten Denker als Kant, welcher es mit der reinen Vernunft nicht zur theoretischen Begründung der Ideen: Gott, Freiheit und Unsterblichkeit hatte bringen können, doch anerkennen sehen mußte, daß dieselben dem Menschen angehörten, vom praktischen Bedürfnisse gebieterisch verlangt würden, und daß nicht der Verstand, sondern das Herz, der ihm eingeborene unzerstörbare Wille: glücklich und heilig zugleich zu sein und die Verzweiflung es auf natürliche Weise zu werden, den Menschen zu

Gott führe. Ich fühlte mich dadurch entschuldigt für die Unwillfährigkeit meiner Denkkraft das speculative Gebiet zu beschreiten. Dagegen konnte ich auch auf Kant mich berufen, wenn ich über metaphysische Dinge nicht im Sinne der Kirchenlehre dachte und mein Heidenthum durch diese Berufung vor mir und Andern legalisiren. Ich wußte die Verkennung des religiösen Gefühles im Menschen unter den Kantianern ganz nützlich für mich zu verwenden, indem ich es mir gefallen ließ, wenn sie den Glauben, als die ideale Ansicht der Religion fast ganz aus der Kirche verwiesen, und das Christenthum, das allerdings in kirchlichen Formen aufgetreten war, sich beinahe gänzlich in eine sittliche Gesetzgebung aufgelöst hatten. Denn die Zeit war damals noch nicht gekommen, wo ich das donnernde Hof-Rescript vom 1. October 1794 nicht ganz ungerechtfertigt fand, in welchem sein König dem Weisen aus Königsberg bemerklich macht, wie seine „höchste Person schon seit geraumer Zeit mit großem Mißfallen ersehen, daß Kant seine Philosophie zur Entstellung und Herabwürdigung mancher Haupt- und Grundlehren der heiligen Schrift und des Christenthumes mißbraucht, wie er das namentlich in dem Buche: Religion innerhalb der Gränzen der bloßen Vernunft desgleichen in andern kleinen Abhandlungen gethan. Wir haben uns, sagt der König weiter, zu Euch eines Bessern versehen, da Ihr selbst einsehen müsset, wie unverantwortlich Ihr dadurch gegen Eure Pflicht als Lehrer der Jugend und gegen unsere, Euch sehr wohl bekannte landesväterliche Absichten handelt." Kant wird schließlich zur Verantwortung aufgefordert und die Erwartung ausgesprochen, daß er sich künftig nichts dergleichen werde zu Schulden kommen lassen. — Wie wenig ich aber auch Kant, so weit ich ihn damals verstehen konnte, mit dem noch ganz deistischen Wesen, in welchem ich steckte, im Widerspruche fand, so wenig konnte mich doch die Nothwendigkeit des Glaubens an die Vernunft-Ideen von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit in der von Kant begründeten Weise, nachdem der Verstand das von der Vernunft Geforderte unmöglich geheißen, zu einer Erlösung von jenem Wesen führen. Ich neigte mich vielmehr gern dem zu, was Jakobi in seiner Gefühlsgläubigkeit gegen diese kantische Religions-Philosophie theoretisirte, ohne daß mich die dichterische Veredelung

und Erweiterung der kantischen Ideen durch Schiller für diese Anschauungsweise auf eine ernstliche Weise gewinnen konnte.

Eben so wenig als ich eine hohe Weisheit in der Einsicht zu finden vermochte, daß wir alle Dinge in der Welt nur erkennen, wie uns dieselben erscheinen, konnte ich mich mit Fichtes Lehre, daß die für unser Bewußtsein objective Welt lediglich etwas aus dem Ich Projicirtes sei, befreunden. Hierauf mußte Fichte, als Nachfolger Kant's, folgerecht geführt werden. Denn es war nur ein Schritt weiter auf dem von jenem betretenen Wege wenn Fichte argumentirte: die wahrnehmbaren Gegenstände sind für mich nur zufolge einer Bestimmung meiner äußern Sinne vorhanden, ich weiß von denselben lediglich vermittelst meines Wissens von dieser Bestimmung meines Seins. Daß ich sehe, fühle u. s. w. weiß ich unmittelbar. Das unmittelbare Bewußtsein meiner selbst und meiner Bestimmungen ist also die ausschließliche Bedingung alles andern Bewußtseins und ich weiß Etwas, nur in sofern ich weiß, daß wir dieses Etwas wissen. In aller Wahrnehmung nehme ich nur mich selbst und meinen eigenen Zustand wahr. Ich fühle mich afficirt auf eine bestimmte Weise und übertrage diese Bestimmungen als Eigenschaft auf einen außer mir liegenden Gegenstand, während sie nur meine eigene Modification ist. Alles Wissen ist also lediglich Wissen von mir selbst, mein Bewußtsein gehet nie über mich hinaus und was ich für ein Bewußtsein des Gegenstandes hielt, ist nichts als das Bewußtsein meines Setzens eines Gegenstandes, welches ich nach einem innern Gesetze meines Denkens mit der Empfindung zugleich nothwendig vollziehe. Das Bewußtsein eines Dinges außer mir ist also absolut nichts weiter, als das Product meines eigenen Vorstellungsvermögens, so daß ich bei dem, was wir Erkenntniß der Dinge nennen, immer nur mich selbst erkenne und in all meinem Bewußtsein schlechterdings von nichts weiß, als von mir selbst und meinen eigenen Bestimmungen. — Eine solche mit Fichte gewonnene Einsicht mußte natürlich von der Furcht vor Dingen befreien, die nur unsere eigenen Erzeugnisse sind. Wie soll man auch vor Schreckbildern beben können, die man sich erst selber mit Mühe geschaffen hat? So lange man glaubte, ein System der Dinge existire unabhängig von uns und außer uns wirklich und

daß man selbst ein Glied in der Kette dieses Systemes sein möchte, war jene Furcht gegründet. Nachdem Einer aber eingesehen, daß alles dieß nur in ihm selbst und durch ihn selbst ist, wird er sich nicht vor dem fürchten, was er als sein eigenes Geschöpf erkannt hat. Ich brachte es als Student nicht bis zu diesem Verschwinden aller Realität. Von einem Freunde auf Jean Pauls clavis Fichtiana aufmerksam gemacht, griff ich, ohne mich in die fichtischen Speculationen mit Ernst zu vertiefen, nach der possierlichen Seite der Sache. Es machte mir köstlichen Spaß, wenn Jean Paul Fichten darüber verspottet, daß er sich zum Schöpfer aller Dinge, zu Gott, zu seinem eigenen Vater mache, und es war mir eine gründliche Abwehr vor einer etwanigen Verführung zum fichtischen Systeme geboten, wenn ich bedachte was Leibgeber sagt: „Es frappirt mich selber, daß ich das All und Universum bin; mehr kann man nicht werden in der Welt als die Welt selber und Gott und die Geisterwelt dazu. Nur so lange Zeit (die wieder mein Werk ist) hätt' ich nicht versitzen sollen, ohne darauf zu kommen, nach zehen Visthnus-Verwandlungen, daß ich die natura naturans und der Demiurgos und der Bewindhebber des Universums bin. Mir ist jetzt wie jenem Bettler, der aus dem Schlaftrunk erwachend sich auf einmal als König findet. Welch ein Wesen, das sich ausgenommen (denn es wird nur und ist nie) alles macht, mein absolutes, Alles gebährendes, fehlendes, lammendes, werfendes, setzendes Ich..... Ueberschlage doch einmal, sagt' ich, in Pausch und Bogen deine Schöpfungen — den Raum — die Zeit (jetzt bis ins achtzehnte Jahrhundert herein) — was in beiden ist — die Welten — was auf diesen ist — die drei Reiche der Natur — die lumpigen königlichen Reiche — das der Wahrheiten — das der kritischen Schule — und sämmtliche Bibliotheken! — Und mithin auch die paar Bände, welche Fichte geschrieben hat, weil ich ihn erst setzen oder machen muß, eh' er eintunken kann — denn es kommt auf meine moralische Politesse an, ob ich ihn leben lassen will, und zweitens weil wir beide, wenn ich mich auch dazu verstehe, als Anti-Influxionisten, doch nie unsere Ichs behorchen können, sondern jeder selber das erfinden muß, was er vom Andern liest, er meine Clavis, ich seine Drucksachen. Daher nenn' ich die Wissenschaftslehre keck mein Werk,

und den Leibgeberianismus, gesetzt auch, Fichte wäre und hegte ähnliche Gedanken; er würde hier nur der Newton mit seinen Fluxionen sein und ich der Leibnitz mit der Differenzial-Rechnung, zwei ähnliche große Männer! So giebt es auch eben so viele philosophische Messiasse (Kant und Fichte); und eben so viele jüdische, wovon der erste, der Sohn Josephs, der andere der Sohn Davids sein soll." — Konnte ich mich an Jean Pauls Witze in seiner clavis Fichtiana die wenig gekannt ist, aber noch heute zur Aufheiterung gelesen zu werden verdiente, nicht zu einer Sympathie für das gegeißelte System erwärmen, so ließ mich ein Rest anerzogener Religiosität noch mehr mir bekannt gewordene Aeußerungen Fichte's über das positive Christenthum sehr ruchlos finden. Ich nahm es ihm mehr als übel, daß er gesagt haben sollte: „man möge ihm nur den bringen, den man Gott nenne." Als ich diese harte Rede vernahm, war mir noch nicht klar, daß Fichte hier den Gott meinte, der eine besondere Substanz sein sollte und der ihm allerdings ein unmöglicher und widersprechender Begriff sein mußte. Offene Angriffe auf das positive Christenthum waren nie nach meinem Geschmacke, auch in der Periode, als ich demselben am fernsten stand. Mir war es deshalb widerwärtig wenn ich vernahm, Fichte solle gesagt haben: „in fünf Jahren gäbe es keine christliche Religion mehr, die Vernunft sei unsere Religion," obwol ich nach der fichtischen Lehre eine solche Aeußerung nur hätte folgerichtig finden sollen. Wenn ich auch für die Kirche als Ritter aufzutreten, nicht geneigt war, so schauderte ich doch vor Worten Fichtes, wie die folgenden: „Die Kirche als solche hat weder Kraft noch Rechte in der sichtbaren Welt. Für den, der nicht an sie glaubt, ist sie Nichts! Was Keinem gehört, ist Eigenthum des ersten Besten, der sich dasselbe rechtskräftig für die Welt der Erscheinungen zueignet. Ich gerathe auf einen Platz und fange an, ihn zu bearbeiten, um mir ihn anzueignen. Du kommst und sagst mir: weiche von hier, dieser Platz gehört der Kirche. Ich anerkenne keine Kirche, mag deine Kirche nur in der Welt der Erscheinungen ihr Dasein beweisen! Von einer unsichtbaren Welt weiß ich nichts. Du hättest mir füglicher sagen können, dieser Platz gehöre dem Manne im Monde. Deine Kirche kenne ich nicht und die unsichtbare Welt,

in der sie gar mächtig sein soll, kenne ich auch nicht. Aber laß deinen Mann sein Wesen im Monde treiben, oder laß ihn auf die Erde kommen, und nun sein früheres Eigenthum beweisen; ich bin der Mann von der Erde und will bis dahin auf meine Gefahr sein Eigenthum an mich nehmen." — Der traditionelle Ueberrest von Ehrfurcht für eine historische Erscheinung wie die christliche Kirche ließ mich dergleichen Gedanken über die Maaßen frevelhaft finden. Der anscheinende Uebergang Fichte's zu einer gläubigern Metaphysik konnte diese Ansicht nicht aufheben, weil dieser neuere Glaube Fichte's von demjenigen, welcher einem Menschenherzen Bedürfniß ist, gar zu sehr verschieden sich zeigt. Ich hatte schon damals keinen Begriff davon, wie es einem einfallen könne durch reine Denkerei Erscheinungen meistern zu wollen, die ein Erzeugniß der Geschichte und nicht wie Minerva aus Jovis Haupte fix und fertig in die Welt gesprungen waren, die zum Theile aus einem Stoffe und Gewebe bestanden, auf welche mit dem Denken gar nicht einzuwirken war und jede Anwendung wie Fichte sie wollte, eine Vergewaltigung, eine unfruchtbare Einseitigkeit erschien. Weit verletzbarer als auf der kirchlichen Seite, war ich zur Zeit als ich von Fichte nähere Kenntniß nahm, auf der politischen. Von Jugend auf der bestehenden Autorität durchaus und in lebendigem Pflichtgefühl ergeben, hatte ich einen wahren Abscheu vor Fichtes politischer Freiheit, welche freilich eine nothwendige Folge seiner metaphysischen Freiheit ist. Beide beruhen auf dem unendlichen Werthe des selbstbewußten und sich selbst bestimmenden Menschen, von dem ein Christ freilich nichts weiß, den Fichte aber zu beweisen die Kühnheit hatte. Seine Ansichten über die Revolution legte er in einem eigenen Buche nieder. Mich wundert, daß man anno 1848 dieses Buch nicht als ein Evangelium wieder hervorgezogen hat. Denn darin ist zu lesen, wie die Herstellung wirklicher Staaten in Europa erst jetzt begonnen, während sonst „die Regenten eigentlich Hausväter und ihre Unterthanen Miethsleute waren. Wann werden solche Dynastien nicht mehr gegründet werden können? Wenn das Volk in Europa klar siehet und um öffentliche Angelegenheiten sich bekümmert, tiefer: wenn ein Staat möglich und gewünscht wird. Ein Staat aber gehet einher, nach der Idee, durch einen gemeinschaftlichen Willen den Zweck des Ge-

schlechts zu befördern." — Bei meiner überconservativen Gesinnung, mußte ich den lebhaftesten Widerwillen gegen die Lehren fühlen, durch deren Verwirklichung Fichte die Bestimmung des Menschen zur Erfüllung bringen zu können, sich überzeugt hielt. Sein neues philosophisches tausendjähriges Reich, dessen Glaube als ein Gebot der Vernunft aufgestellt ward, dem nicht widersprochen werden dürfe, bei Strafe ein schlechter Mensch zu heißen, dünkte mich von vorn herein eine Chimäre. Wie wenig ich auch Alles und Jedes in der Einrichtung der heutigen Staaten als recht und vernunftgemäß anzuerkennen geneigt war, so sehr entsetzte ich mich vor der Ermahnung, Alles einzureißen und jene Chimäre in die Welt der Wirklichkeit einzuführen. Mir grauete vor einer Theorie, welche dem Volke das Recht zusprach, seine Verfassung wie ein Kind sein Kartenhaus, so oft es ihm einfällt, umzuwerfen und durch die Brechung des Vereinigungsvertrages seine Mitbürger in die Greuel der Anarchie zu stürzen. Mir sträubten sich die Haare vor der Predigt der Lehre, welche es als eine Pflicht hinstellte, auf Abänderung und Vernichtung aller nichtrepublicanischen Staatsverfassungen, die bloß einstweilige Anstalten zur Cultivirung der Freiheit sein sollten, unaufhörlich hinzuarbeiten, welche das Versprechen des Bürgers beim Eintritte in die Staatsgesellschaft: an der Staatseinrichtung nie etwas zu ändern oder ändern zu lassen, für rechtswidrig, mithin für nicht rechtskräftig erklärte, weil der Mensch nie das Recht habe, auf seine Menschheit zu verzichten und dem Vorrechte der Vervollkommnung ins Unendliche, so wie dem Willen zu entsagen, das eiserne Joch der Despoten, worunter er seufzt, zu zerbrechen und von sich zu werfen. Meiner natürlichen Anlage zur Hingabe an die bestehende Autorität, waren solche Tendenzen, die ein Drittel Jahrhundert nach Fichtes Tode denn auch die befürchteten Folgen gehabt haben, feindlich entgegengesetzt. Sie sprachen Allem Hohn, das mir bis dahin als Recht erschienen war. Ich witterte hier, gewiß nicht mit Unrecht, jenen satanischen Stolz, in welchem sich der Mensch über Alles im Himmel und auf Erden erhebt, von keinem Gehorsame, keiner Demüthigung, keiner Verehrung und Anbetung Gottes wissen will, jenen Stolz, den so viele jüngere Weltweise unverholen an den Tag legen und der leider schon aus dem Munde der Handwerker, der Dienstboten, der Unterthanen,

aus den Volksschriften, ja aus dem Munde mancher Volksschullehrer seitdem in erschreckender Weise hervorgetreten ist. —

Ein weit regeres Interesse, eine weit herzlichere Theilnahme als den Lehrsätzen Kants und Fichtes wendete ich gleich anfangs der Jakobischen Philosophie zu, welcher mich nicht allein meine Lehrer Schulze und Bouterwek zuführten, sondern welcher ich auch dadurch näher trat, daß ich die Schriften ihres Urhebers, welche ich mir zum Theil anschaffte, theilweis mit großem Antheil las. Allwils Briefsammlung und Woldemar waren eine Zeit lang meine Lieblingslectüre. Auch die Schrift von den göttlichen Dingen, die Briefe über Spinoza, die kleinern Aufsätze und namentlich den Briefwechsel mit Hamann habe ich damals gelesen und bedacht. Das Ergebniß meiner Beschäftigung mit der Jakobischen Weisheit war die Ueberzeugung, daß wenn ich überhaupt einer philosophischen Anschauungsweise mich hinzugeben würde entschließen können, die Wahl nur auf die Jakobische fallen dürfte. Von seiner Glaubensphilosophie sind mir vorzugsweise folgende Stücke merkwürdig und beherzigenswerth vorgekommen: Zuerst konnte ich nach meinem Universitätsstandpunkte mich nur damit einverstanden erklären, wenn Jakobi gegen seine philosophischen Gegner etwa also sich ausließ:

„Und das wäre der Mensch! Eine Zusammensetzung aus Wahngesichten und aus Wahnideen: jene und diese gebildet, und von selbst hervorgebracht durch eine in sich leere, wesenlose Phantasie, hier eine erträumte Natur, dort ein erträumter Gott, und in der Mitte ein Verstand, der diesem Unwesen Mensch mühsam nur seinen Traum von Wahrheit am Ende zu der Wahrheit eines Traumes deutete, eines nothwendigen, ewigen und allgemeinen, aus welchem kein Erwachen sei, als in ein allgemeines Nichts. Wenn es so ist, der ganze Mensch wirklich dieses Gewebe ohne Anfang und Ende, aus lauter Trug und Täuschung, behaftet mit einer Sinnlichkeit, die nichts Wahres geben, und mit einem Verstande, der nichts Wahres dulden, selbst aber auch Wahres nicht hervorbringen kann, der also, um nur des Wahns, den er begründen und zur Wahrheit machen sollte, und der nicht zu begründen, nicht in Wahrheit zu verwandeln ist, sich zu entledigen, ein Nichts des Erkenntnisses und des Wesens als sein Höchstes

suchen, und auch dieses unerreichbar finden muß, kann er Dasein haben nur durch Phantasie, durch Vernunft nur Vernichtung, und ist Vernunftberaubung ihm gleichwol das Aergste: — dann ist das eröffnete Menschenloos ein Loos der grauenvollsten Verzweiflung."

Es war mir bei meiner Idiosynkrasie gegen dergleichen Vorstellungsarten als die solchergestalt von Jakobi abgewiesene eine Art Vernunftlabsal, wenn ich ihn die Behauptung vertheidigen hörte, daß im Geiste des lebendigen Menschen die Ideen kein Gespenst und kein Problem, vielmehr das Wahrhafteste und Ursprünglichste aller Gedanken und aller Empfindung seien. Es sprach mich durchaus an, wenn Jakobi versicherte, der Mensch fühle sich über die Natur erhaben, losgerissen von den Banden der Endlichkeit, sehe unter sich sein eigenes Wesen, sofern es zur Natur gehöre und nenne eben dieses unbegreifliche und wunderbare Vermögen Freiheit. Ich glaubte auch damit einverstanden sein zu dürfen, wenn Jakobi weiter sprach: „ihn (den Menschen) zieht ein geheimer Trieb zum Guten und Schönen, die Urbilder desselben erwecken ihm eine Lust, wie sie die Welt nicht giebt, und er erblickt in ihnen eine Offenbarung des göttlichen Wesens. Der Abdruck dieses Göttlichen im Leben ist die Tugend, die Vernunft faßt sie mit nachfolgenden Bemühen in die Schranken eines Gesetzes. Wolltest du aus dem Gesetze deine Sittlichkeit erkennen, aus verkleinernder Copie das herrliche Urbild? Wie kämest du zu irgend einem herrlichen Entschluß, spräche nicht augenblicklich dein höherer Instinkt, und überwältigte alles Zählen und Messen, im Sturme dich fortreißend ans Ziel der über alles Irdische emporsteigenden Freiheit? So gewiß es etwas Wahres, Schönes und Gutes giebt, so gewiß giebt es einen Gott. Zu ihm führt Alles, was über die Natur erhebt; der Geist des Gefühls, der Geist des Gedankens, unser inwendigstes Bewußtsein. Sein Dasein beruhet uns nicht auf einem Wunsch, es ist das Gewisseste, aus dem unser eigenes Dasein hervorging, Unsterblichkeit beruhet nicht auf einem müssigen Postulate, wir fühlen sie in unserm freien Handeln und Wirken. Obgleich ein unüberwindliches Gefühl uns nöthigt, Freiheit und Vorsehung dem Menschen beizumessen, vermeiden wir dennoch schwer, sie in der Reflexion ihm wieder abzusprechen, ja sie überall zu leugnen.

Beide sind dem Verstande unbegreiflich und scheinen ihm daher unmöglich. — Die Annahme einer wahrhaftigen und wirklichen Vorsehung und Freiheit, nicht nur in dem höchsten, sondern in jedem vernünftigen Wesen, ist dasjenige, was meine Philosophie, von allen andern seit Aristoteles unterscheidet. Jede andere Philosophie ist inconsequent, so lange sie nicht mit Spinoza eine blinde Nothwendigkeit anerkennt, und Zurechnungsfähigkeit wie Persönlichkeit aufgiebt." —

„Nur das höchste Wesen im Menschen zeugt von einem Allerhöchsten außer ihm, der Geist in ihm allein von einem Gott. Darum sinkt oder erhebt sein Glaube sich, wie sein Geist sinkt oder sich erhebt."

In keine der Jakobischen Lehren ging ich aber leichter ein, als in seine Ansicht vom Glauben. Ich hatte vom Anfange an nichts darwider, wenn Jakobi sagte: „Nicht eine alle Wunder vertilgende Wissenschaft, sondern ein neben dem Wissen bestehender, ihm unüberwindlicher Glaube an ein Wesen, welches nur Wunder thun kann, und auch den Menschen wunderkräftig schuf, der Glaube an Gott, Freiheit und Unsterblichkeit ist das Kleinod unseres Geschlechtes; er ist die Vernunft selbst und deßhalb nicht nur älter, als alle von Menschen erfundenen Wissenschaften und Künste, sondern auch als eine Kraft unmittelbar aus Gott, über sie alle wesentlich erhaben. Glaube ist die Abschattung des göttlichen Wissens und Willens im endlichen Geiste des Menschen. Könnten wir diesen Glauben in ein Wissen verwandeln, so würde in Erfüllung gehen, was die Schlange im Paradiese der lüsternen Eva verhieß: wir würden sein wie Gott."

„Alles Wissen beruhet zuletzt entweder auf Sinnesempfindung oder auf Geistesgefühl. Von dem, was wir wissen aus Geistesgefühl, sagen wir, daß wir es glauben. Die Vorstellung des im Gefühl allein Gewiesenen nennen wir Idee. Was wir Vernunft nennen, zum Unterschiede von dem der Natur allein zugewandten Verstande, gehet uns einzig und allein aus dem Gefühle hervor. Die Autorität dieses Gefühls erkennt unsere Philosophie für die höchste, und gründet allein darauf die Lehre vom Uebersinnlichen. Diesem Vermögen des Geistes, der intellectuellen Anschauung, offenbart sich das an sich Wahre, Gute und Schöne als ein Ueber-

schwängliches, in keiner Weise Darstellbares, auf eine unmittelbare Weise."

„Gott kann seinem Wesen nach nicht gedacht werden, auch nicht einmal analogisch, da der Mensch nur das Relative denken kann. Der Glaube ist daher der einzige Ueberzeugungsgrund für das Sein Gottes; es läßt sich aber ein zuverlässigerer Ueberzeugungsgrund auch nicht denken, als daß etwas geglaubt wird, was die Vernunft nicht begreifen kann. Denn wie könnten alle heiligen Menschen aus dem Verlangen nach dem ewigen Leben mit solcher Einheit das gegenwärtige Leben verachten, wenn sie nicht von der Wahrheit desselben eine Vorempfindung hätten, die unsere Einsicht übersteigt? Ist ein Verlangen, ein Suchen und Streben möglich, ohne wenigstens eine dunkle Vorstellung des gesuchten Gegenstandes? Das Bedürfniß als solches offenbart nicht, was ihm abhilft, dieses entdeckt erst eine, mit ursprünglicher Vorsehung begabte, göttlich wahrsagende Seele. — — Wenn jedes Fürwahrhalten, welches nicht aus Gründen sich entwickelt, Glaube ist, so muß die Ueberzeugung aus Gründen selbst aus dem Glauben kommen, und ihre Kraft von ihm allein empfangen. Die Philosophie muß dabei stehen bleiben, daß Glaube etwas von der Seele Gefühltes sei, welches die wirklichen Vorstellungen von den Erdichtungen der Einbildungskraft unterscheidet. Dadurch erhalten jene Vorstellungen Gewicht und Einfluß, durchdringen die Seele und werden zum herrschenden Princip unsers Handelns. Der Mensch ist wahnsinnig, sobald er seine Einbildungen für Empfindungen oder wirkliche Dinge hält. Um Gott zu suchen, muß man ihm schon voraus im Herzen und im Geiste haben; denn was uns nicht auf irgend eine Weise schon bekannt ist, können wir nicht suchen. Wir wissen aber von Gott und seinem Willen, weil wir aus ihm geboren und nach seinem Bilde geschaffen sind. Gott lebt in uns und unser Leben ist verborgen in Gott ꝛc. — Der Glaube an Gott ist Instinkt; er ist dem Menschen natürlich, wie seine aufrechte Stellung. Diesen Glauben nicht zu haben, ist ihm widernatürlich, wie ihm die niedergeworfene, nur zum Suchen an der Erde hingebückte Stellung des angesichtlosen, nicht himmelanschauenden Thieres

widernatürlich ist ꝛc. — Der Mensch findet Gott, weil er sich selbst nur zugleich mit Gott finden kann und er ist sich selbst unergründlich, weil ihm das Wesen Gottes nothwendig unergründlich ist. Denn sonst müßte im Menschen ein übergöttliches Vermögen wohnen, Gott von den Menschen erfunden werden können. Dann wäre Gott nur ein Gedanke des Endlichen, ein eingebildetes, und mit Nichten das höchste, allein in sich bestehende Wesen. So verhält es sich nicht und darum verliert der Mensch sich selber, sobald er widerstrebt, sich in Gott, als seinem Urheber, auf eine, seinem Verstande unbegreifliche Weise zu finden, sobald er sich in sich allein begründen will. Alles löset sich ihm dann allmählig auf in sein eigenes Nichts. Eine solche Wahl aber hat der Mensch, diese einzige: Das Nichts oder einen Gott. Das Nichts erwählend, macht er sich zu Gott, d. h. er macht Gott zu einem Gespenst. Gott ist, und ist außer mir, ein lebendiges, für sich bestehendes Wesen, oder Ich bin Gott. Es giebt kein Drittes. Finde ich Gott nicht außer mir, vor mir, über mir, so bin ich selbst kraft meiner Ichheit, ganz und gar was so genannt wird, und mein erstes und höchstes Gebot ist, daß ich nicht haben soll andere Götter außer mir. Ich begreife alsdann vollkommen, wie dem Menschen jene thörigte, im Grunde gottlose Abgötterei mit einem Wesen außer ihm entstehet, diesen Wahn ergründend und construirend, vernichte ich ihn für immer."

Es könnte auffallend sein, wie ich mich von dergleichen, so sehr christlich tönenden Lehren so sehr gefesselt fühlen konnte, da ich noch dem christlichen Glauben so fern stand. Das Befremden verschwindet, wenn man sich vergegenwärtigt, wie sich bei Jakobi mit diesem Mysticismus auch eine starke Dosis Aufklärung paarte, wenn gleich nicht die triviale, welche Nicolai und Genossen vulgär zu machen gesucht, indem sie eine sehr untergeordnete Art des gesunden Menschenverstandes für die Omnisapienz erklärten und nichts Geringeres beabsichtigten, als solche auf den Thron der deutschen Wissenschaft zu setzen. Eben weil mir diese Aufklärung welche noch sehr verbreitet war, nicht genügte, sah ich mit Freuden zu dem höhern mit dem Herzen seines Urhebers eng verbundenen Rationalismus Jakobis auf. Dieser war mit jener Aufklärung unzufrieden, weil ihr alles Unaussprechliche verdächtig

erschien und sie über die sinnliche Erfahrung hinaus weder Worte noch Glauben hatte. Jakobi galt dagegen die Aufklärung für wahr, welche den Menschen lehrt, daß er nicht sich selbst ein Gesetz ist, für die wahre Cultur die, welche ihn gewöhnt, diesem Gesetze ohne Rücksicht auf Belohnung und Strafe zu folgen. Jakobi gehet in dieser Art Anschauung von der Menschheit so weit, daß er die Behauptung aufstellt, Freiheit könne uns nur durch Gleichheit wiedergegeben werden, Gleichheit nur durch einen besser proportionirten äußern Zustand, und dieser nur durch allgemeine Aufklärung. Jakobi spricht hierin sicherlich ohne alle Ahnung der praktischen Folgen, welche die Verwirklichung dieser Ideen hat, die Einheit der politischen, socialen und theoretischen Freiheit aus. Das gleiche Recht Aller vertheidigte Jakobi auch in der Streitschrift gegen Wieland, welcher das Recht des Stärkern zu vertheidigen gesucht hatte. Er nennt es eine Niederträchtigkeit sich unterdrücken zu lassen. Ein politisch unfreies Volk steckt ihm zufolge auch in einer moralischen Sklaverei, von welcher jene nur ein Kennzeichen ist. Lieber, sagt er, will ich ein Sklave sein, als Sklaverei nicht hassen. Aus solchen Ueberzeugungen flossen dann eine Menge Ueberzeugungen und Aeußerungen, welche einen höchst demokratischen Charakter hatten. Als aber Jakobi in der französischen Revolution dergleichen Theorieen Leib und Leben gewinnen sah und die Folgen erblickte, welche Diderots frivole Aeußerung, daß die Gedärme des letzten Priesters dem letzten Könige zum Galgenstricke dienen müssen, zu einer in Erfüllung gegangenen Prophezeihung machen wollten, zog er ganz andere Seiten auf und schlug sich sehr zur Gegenparthei, die er vorher so angegriffen. Daß es Jakobi bei diesen Prätensionen des Subjektes, welche er, wie weiter hin bei seinen Aeußerungen über Stolbergs Conversion sich zeigen wird, dabei nicht fahren ließ, zum Christenglauben *), das die äußerste Demuth und Selbsterniedrigung fordert, nicht

*) Wenigstens nicht in seinen Schriften. In seiner letzten Krankheit soll er es wenigstens im Leben noch gethan haben und ist, wie ich mich aus einer Notiz bei Jean Paul entsinne, betend gestorben, wobei Jean Paul bemerkte, für einen Philosophen, der auf dem Todbette bete, sei ihm nicht bange.

brachte, ist wohl begreiflich. Was man bei ihm vom Christenthume findet, ist sehr modernisirt. Mendelssohn war sogar zweifelhaft: ob Jakobi Atheist oder Christ sei. Er leugnete eine Offenbarung durch äußerliche Erscheinungen. Er behauptete, so wenig ein falscher Gott außer der menschlichen Seele für sich da sein könne, so wenig könne der wahre außer ihr erscheinen. „Wie der Mensch, sagt Jakobi, sich selber fühlt und bildet, so stellt er sich, nur mächtiger, die Gottheit vor. Darum ist zu allen Zeiten die Religion der Menschen wie ihre Tugend, wie ihr sittlicher Zustand beschaffen gewesen. Nur durch sittliche Veredelung erheben wir uns zu einem würdigen Begriffe des höchsten Wesens. Es giebt keinen andern Weg. Den Gott haben wir, der in uns Mensch wurde, und einen andern zu erkennen ist nicht möglich, auch nicht durch bessern Unterricht, denn wie sollten wir diesen Unterricht nur verstehen? Weisheit, Gerechtigkeit, Wohlwollen, freie Liebe sind keine Bilder, sondern Kräfte, von denen man die Vorstellung nur im Gebrauche selbsthandelnd erwirbt. Es muß also der Mensch Handlungen aus diesen Kräften schon verrichtet, Tugenden und ihre Begriffe erworben haben, ehe ein Unterricht vom wahren Gotte zu ihm gelangen kann. Und so muß Gott im Menschen selbst geboren werden, wenn der Mensch einen lebendigen Gott, nicht bloß einen Götzen haben will, er muß menschlich in ihm geboren werden, weil sonst der Mensch keinen Sinn für ihn hätte. Ein Beispiel kann sich selbst als Beispiel nicht aufdrängen, es muß genommen werden, wie es genommen wird, so ist es. Daß große Männer uns begeistern, geschiehet allein vermöge des Herrlichen und Guten, das sie an sich haben, und das an und für sich selbst gut und herrlich ist. Weil sie dieses Gute und Herrliche darstellen, nennen wir sie groß, nicht diese Eigenschaften um ihretwillen. Sie geben uns nicht das Maaß, womit wir sie und das Gute messen, sondern wir haben dieses Maaß, einen ursprünglichen, unabhängigen Erkenntnißgrund des Guten in uns selbst, und könnten, wenn es nicht so wäre, unmöglich je vom Guten etwas erfahren. Was also Christus für sich gewesen, ob dem Begriffe in der Wirklichkeit entsprechend oder nicht, ja ob nur in Dieser je vor-

handen, ist in Absicht der wesentlichen Wahrheit meiner Vorstellung und der daraus entspringenden Gesinnung gleichgültig. Was er in Mir ist, darauf allein kommt es an; und in mir ist er ein wahrhaft göttliches Wesen, Ich ersehe durch ihn die Gottheit, so weit ich sie ersehen kann, indem ich mich zu den höchsten Ideen **mit** ihm emporschwinge, in dem unschädlichen Wahne, mich nur **an** ihm dazu emporzuschwingen. Der Geist allein macht lebendig. Der wahren Religion kann so wenig irgend eine äußere Gestalt als einzige und nothwendige zugeschrieben werden, daß es im Gegentheil zu ihrem Wesen gehört, keine solche Gestalt zu haben."

Mit dieser Ueberzeugung kann sich Jakobi nur ein Gegner jeder positiven Religion und namentlich dem Christenthume in dessen historischer Form nicht zugethan fühlen. Der Mensch siehet in derselben, wie Jakobi meint, die Wahrheit nur im Bilde, in einem Bilde, das ihm gleich ist. Man soll keine dieser Erscheinungen der Wahrheit verachten, aber auch keine so verehren, als wäre sie in eigener Gestalt die Wahrheit, die hier ganz und ein für allemal erschienen wäre. „Das kann sie nicht, versichert Jakobi, und aller Bilderdienst womit man sie zu ehren meint, ist ihr ein Greuel. Der Buchstabe ist, wie alles Körperliche, in sich finster und leblos. Schrift und Sprache, getrennt vom Leben, sind nicht Schrift, nicht Sprache mehr, sind nur formlose Züge, sinnlose Laute. So ist es mit den Formen positiver Religionen und Gesetzgebungen." Gegen die Autoritätsglauben in Religionssachen philosophirt Jakobi also: „Dem abstracten Idealismus gegenüber, welcher das Seiende zu Träumen seines eigenen Bewußtseins verflüchtigt, wird diese Offenbarung des innern Wortes von der Klasse der ganz Auswendigen verkehrt, welche nichts zu haben behaupten, was nicht von Außen in sie gekommen wäre. Die Menschen, behaupten sie, würden von Gott durchaus nichts wissen, wenn er ihnen sein Dasein nicht durch außerordentliche Gesandten hätte verkündigen lassen: Diese Gesandten haben die Menschen zuerst von den göttlichen Eigenschaften unterrichtet, Gottes Allmacht aber ihnen unmittelbar vor Augen gestellt durch Wunder. Dieser äußerliche Beweis gilt auch in Absicht der durch

sie verkündigten Lehren. Nur die Wirklichkeit der Wunder, d. h. die Wahrheit der Sendung gestatten sie zu prüfen. Findet diese sich bewährt, so darf der Inhalt der Lehre nicht weiter vor der Vernunft und dem Gewissen untersucht werden, die Macht hat entschieden, somit ist blinde Unterwerfung Pflicht. Wollte man der Vernunft und dem Gewissen das Recht einer gültigen Widerrede einräumen, so würde Einheit und Festigkeit des Glaubens nie entstehen können. Es kann aber kein größeres Verbrechen geben, als zu verhindern, daß durch den wahren Glauben alle Menschen auf dieselbe Weise selig werden. Der Weg der Forschung würde zu einer solchen allgemeinen Annahme des wahren Glaubens und zur Fügung in eine nothwendige Ordnung des Heiles nicht führen, also bleibt nichts übrig, als der Weg der Autorität. — Eine solche Autorität ist aber eben so unkräftig ohne die Bewährung der innern Stimme, des Gefühls, der Vernunft, als der abstracte Calcul des Verstandes."

Die Jakobische Glaubensphilosophie, welche sich auf diese Art zum Christenthume feindlich verhielt, war aber doch den andern Philosophien gegenüber und mit denselben verglichen, wiederum sehr christlich, weil sie mit dem Christenthume das Glauben über das Wissen setzte. Hiermit vermochte ich mich weit besser zu befreunden, als mit der (zur Zeit als ich meinem Universitätsstudium oblag) neuesten Lehre, welche aus einer intellectuellen Anschauung des Absoluten das Wissen schöpfte, daß Gott im Menschen allererst zur Besinnung komme, oder der Mensch im Denken und Thun nur eine Entfaltung des Absoluten nach Gesetzen ausmacht, die zum Wesen dieses Absoluten gehören. Ich war damals gegen solche Denkergebnisse übrigens so gleichgültig, daß ich selbst gegen die Entdeckung derjenigen, welche mit dem Strome der neuen Systeme einem vorher unbekannten, endlosen Ozeane von Wahrheiten zuzuschwimmen vermeinten und die darin bestand

> daß Allen, welche mit ihnen in Bezug auf die Befriedigung des Geistes durch die neuern Systeme nicht auf derselben Linie ständen, das zur Philosophie nöthige Organ fehle,

nicht das Geringste einzuwenden hatte. Diese meine Stellung zur Philosophie hat den wesentlichen Nutzen gehabt, daß ich wenig-

stens nicht auf systematischem Wege wider die christliche Wahrheit eingenommen worden bin, noch mich hinter den Bollwerken des Philosophismus wider deren Andrängen habe wehren können.

Dagegen scheint mir der Jakobische Gefühlsglauben, dem ich mich, soweit ich überall der Metaphysik ein Interesse zuzuwenden vermochte, gern zuneigte, der Behälter geworden zu sein, in welchem nachmals der entschiedene christliche Offenbarungsglauben eine Stätte finden konnte. Denn theilte Jakobi auch nicht den Glauben des positiven Christenthums, so war doch seine Gesinnung, das ganze Dichten und Trachten seines Herzens und die ganze Richtung seines Denkens nahezu christlich und sein Offenbarungsglauben trat auf das Entschiedenste dem kalten berechnenden Verstande entgegen, welcher der Religionsphilosophie sich bemächtigt hatte. Es wird jetzt von unbefangenen Kennern der Geschichte christlicher Wissenschaft auch gern anerkannt, daß Jakobis Einfluß auf Theologie und Christenthum seiner Confessionsverwandten als ziemlich bedeutend zu schätzen ist. Trotz der Dunkelheiten, welche Jakobi für mich hatte, ungeachtet der nur fragmentarischen Erkenntniß, welche ich seinen Sätzen abgewann und des Nebels, worin mir die Ganzheit und Fülle seines Systemes blieb, bin ich doch drei bis vier Jahre ein eifriger Verehrer seiner Weisheit gewesen. Der nähere Lichtpfad zum Christenthume aus den Jakobischen Dämmerungen schimmerte mir demnächst zuerst aus Hamanns Briefen *) an Jakobi entgegen. Mich zog die Bescheidenheit des Denkers von Pempelfort an, welche sich von der Vermessenheit der Systeme Kants, Fichtes und Schellings, die ich mehr fühlte als erkannte, fern hielt und dem Erkennen Gränzen zog, die jene keck zu überspringen gewagt, indem sie sich zur ersten Aufgabe machten, alle bisherige Metaphysik zu zerstören und die Ergebnisse des Denkens der tiefsinnigsten Philosophen aller vorhergehenden Zeiten als eine Art Strohdrusch vorzustellen. Schon die hypothetische Behutsamkeit, womit Jakobi den christlichen Offenbarungsglauben berührte, that mir wohl. Galt dessen Inhalt mir auch schon lange Zeit sehr wenig,

*) Dessen Briefe den bei weitem größern Theil der Briefsammlung Jakobis füllen.

so verletzten mich doch aus einem zurückgebliebenen Reste anerzogener Scheu vor dem Religiösen Fichtes schonungslosen Angriffe auf den Kirchenglauben. Etwas Anderes, nur mit einer größern Schonung, fand ich im Grunde auch in Kants Schriften nicht ausgesprochen, von denen ich einige, so schwer sie mir auch zu Kopfe gehen wollten, las. Der Anmaßung gegenüber, welche ich in dem Bestreben erblickte, die christliche Religion, der ich doch selber durchaus entfremdet war, als solche so zu ignoriren oder zu verkennen, als Kant und Fichte es gethan, waren mir Jakobis sanfte Behandlung und leiser Angriff wohlthuend, dünkte mich Jakobis Rede eine feine, obgleich auch er die Erkenntniß der göttlichen Dinge neben dem Offenbarungsglauben suchte und dieselbe Verblendung und Blindheit theilte, welche nicht einzusehen vermag, daß dieser Gegenstand bereits aufs Gründlichste durch Christum beseitigt ist und jedes Suchen der Weisheit nach der Philosophen Art eine Ueberhebung über denjenigen erscheint, welcher die Wahrheit selber ist, weil dasjenige Philosophiren, welches die Schulen der Weltweisen pflegen, im Grunde nichts Anderes besagt: als Christus ist und hat nicht die Wahrheit, deßhalb wollen wir dieselbe suchen. War ich erst an der Klippe des „wenn," welches Jakobi seiner Rede voran setzt*), vorüber, so ließ ich mir das Weitere wohl schon gefallen. Die mittelbare Erkenntniß Gottes ist ihm die demonstrative, die unmittelbare die intuitive. Jakobi zeigt, wie nach der demonstrativen alle Schulen der Philosophen längst gestrebt. Alle versuchten Demonstrationen (so glaubte auch ich mit Jakobi einzusehen) zerstören entweder sich selber oder lassen dem forschenden Verstande nichts übrig, als Pantheismus. Vor diesem hatte ich eine unverstandene grauenhafte Angst und wie ich mich als Knabe von jedem Buche hinweggewendet, auf dessen Titel ich das verpönte Wort: Roman las, so kehrte ich jeder Betrachtungsweise ohne Weiteres den Rücken, von welcher ich hörte oder vermuthete, daß sie eine pantheistische sei. Vielleicht war es die geheime Gewißheit, der un-

*) Es lautet ungefähr auf den kürzesten Ausdruck gebracht also: Wenn es für den menschlichen Geist eine Erkenntniß Gottes geben soll, unabhängig von einem Offenbarungsglauben, so muß dieselbe mittelbar oder unmittelbar sein.

trügliche Instinkt, daß außer der Kirchenlehre keine andere metaphysische Weisheit, als die pantheistische Anschauung consequent und der menschlichen Vernunft entsprechend sei. Nichts schien mir mit Jakobi so einleuchtend als, daß man, um durch Demonstration zum Begriffe eines göttlichen Wesens zu gelangen, von demjenigen eines nothwendigen ausgehen müsse. Wurde aber dieser Begriff consequent festgehalten, so wußte ich mich der Gewißheit nicht zu erwehren, daß bei dieser Voraussetzung der Glaube an die Freiheit vernichtet sei. In einem absolut nothwendigen Wesen muß ja, so meinte auch ich, Alles absolut nothwendig sein. Das Wesen, das wir Gott nennen, würde daher nichts Anderes sein, als ein lebendiges Schicksal. In nichts gab ich Jakobi stärker Recht, als darin, daß ein solches lebendiges Schicksal nicht dasjenige sei, wonach das Herz verlangt, das aus angeborenem Drange einen Gegenstand wahrer Anbetung sucht. Wenn die Demonstration begreiflich macht, wie der vorausgesetzte Gott sich zur Welt verhält, so ist der Pantheismus unbegreiflich, weil sich nicht begreifen läßt, daß außer dem einzig wirklichen Wesen noch etwas in sich selber wirklich sein kann. Kants Versuch, die Nothwendigkeit einer göttlichen Weltregierung moralisch zu demonstriren, könnte zum Ziele führen, wenn sie nicht mit Kants speculativer Demonstration im Widerspruche stände. Denn nach Kant ist Gott eine bloße Idee (ein Ideal der reinen Vernunft). Wenn nun nach dem Ausspruche der Vernunft Gott eine Idee ist, so kann uns ja die Vernunft nicht gebieten an Etwas zu glauben, das eine bloße Idee ist. Kant hat uns also nicht weiter gebracht. Wenn hiernach auf dem Wege der demonstrativen Erkenntniß kein Heil zu erzielen stehet, so frägt sich's: wie weit man es mit der intuitiven bringen kann? Schellings damaliger Pantheismus rühmte sich einer solchen mittelst Anschauung des Absoluten. Mir schien solche mit Jakobi eine baare Schwärmerei; denn das wache Bewußtsein kannte eine solche Anschauung nicht, und es konnte daher nur eine Art Trunkenheit es vermitteln, wenn der Geist sich über das wache Bewußtsein erheben wollte. Daß jeder menschliche Geist unmittelbar erkennt, läßt sich freilich nicht behaupten, denn alsdann würde ja über diese Erkenntniß gar nicht gestritten werden können. Gleichwol giebt es aber, wie ich Jakobi zugeben

mußte, eine unmittelbar intuitive Gotteserkenntniß mit aufgeklärtem wachen Bewußtsein, wozu man Verstand und Nachdenken gebraucht haben muß. In diesem wachen Bewußtsein erkennt der Geist seine moralische Freiheit als eins mit der Vernunft. Wird dieselbe bezweifelt, so hebt man den Begriff wahrer Sittlichkeit auf. Im Bewußtsein der eigenen Freiheit, das fühlte ich Jakobi aufs Deutlichste nach, thut sich, uns unbegreiflich (aber mit Nöthigung der Annahme) eine Urfreiheit kund, die nur eine absolute Vernunft sein kann. Diese unmittelbare Erkenntniß darf ein Gefühl genannt werden, das über alle Begriffe erhaben, aber nicht blind ist, weil es aus der Vernunft selbst kömmt. Diesem Gefühle, diesem Glauben gemäß erkennen wir die Urfreiheit zwar nicht als Urgrund aller Möglichkeit, doch erkennen wir im Urgrunde aller Möglichkeit auch das absolute Gute, von welchem unsere menschliche Sittlichkeit gewissermaßen ein Widerschein ist. Dieß Gute ist das Heilige, Indemonstrable, uns unmittelbar Gewisse. Deßhalb bestehet eine Verbindung der wahren Moral und Religion, welche aus einer Quelle fließen. Aber der höchste Geist würde nicht diesen Namen verdienen, wenn er ohne Bewußtsein seiner Selbst wäre. Ein Gott ohne Selbstbewußtsein ist kein ehrwürdiges, moralisches Wesen, also kein wahrer Gott. Der Gott der Pantheisten ist gleich einer ewigen, von sich selber nichts wissenden Nothwendigkeit. Pantheismus ist Atheismus mit religiöser Miene, indem er den Wörtern: Gott und Religion neue Bedeutungen giebt. Die wahre Religion bleibt demnach indemonstrabel. Sie lässet sich erwecken, aber nicht demonstriren. Die Wirklichkeit ihres Gegenstandes ist dem Erkennenden eben so gewiß, als die Wirklichkeit unserer eigenen Vernunft und Existenz.

Um den Streit zwischen dieser Lehre und den pantheistischen Systemen Schellings *) und Hegels **) drehete sich die neueste

*) Diesem war ich auf Grund von Jakobis Schrift: «von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung,» abhold und konnte es ihm nicht vergessen, daß er auf eine so leidenschaftliche Weise in seinem: Denkmale die Vernichtung der Jakobischen Lehre unternommen und den Beweis angetreten hatte, daß Jakobi der seichteste und erbärmlichste Frömmler sei. Bouterwek war ein Gegner Schellings. Das genügte mir ihn ungelesen zu lassen, was ich nun sehr bedaure.

**) Auf diesen war der ruhige Bouterwek noch mehr aufgebracht. Er nahm

Religionsphilosophie Deutschlands, als ich durch Bouterwek und Schulze mich in die philosophische Weisheit einführen ließ. Bouterwek beklagte, daß sich die Vertheidiger des Theismus noch nicht darüber hätten vereinigen können, wie sie den Pantheismus widerlegen sollten. Er selbst lieferte zu dem gewünschten Verständnisse einen Beitrag in seiner Religion der Vernunft, und schmeichelte sich in naiver Unbefangenheit, daß die Geistesheroen, welche die pantheistischen Richtungen vertraten, durch das Genie mittelmäßiger aber auf gleich trüglichen Boden stehender Köpfe, welche wie jene das Heil neben und außer der Offenbarung finden zu können vermeinten, würden besiegt werden können. Die allerhöchste Naivität und völligste Selbsttäuschung über die Natur und die Art der religionsphilosophischen Bewegungen damaliger Zeit finde ich nachträglich in folgenden Worten, welche Bouterwek in seinem Collegio über die Geschichte der Philosophie, welche ich im Sommersemester 1825 bei ihm hörte, vernehmen ließ: „In diesem Gedränge flüchten mehre Theisten in den Schooß des christlichen Offenbarungsglaubens zurück. Dazu gehören einige ehemalige Schellingianer (Eschenmayer, Steffens). Dieß Gedränge darf aber nicht länger dauern, wenn der Pantheismus sich nicht ausbreiten soll. Mehre Lehrbücher der Dogmatik aus Berlin (Schleiermacher, Marheinecke) beweisen, daß der Pantheismus sich in die Religionslehre eingeschlichen hat." Wie nahe stand doch damals Bouterwek der Erkenntniß der Wahrheit und wie entfernt zugleich, da er sie, das unerkannte Kleinod seiner Jugend, als eine unbrauchbare Habseligkeit für einen aus Zweifeln hervorgedrungenen selbstreformirten Epikureismus dahin gab? Ich zweifle nicht, daß er dieses Kleinodes wiederum theilhaftig geworden sein würde, wenn er die Philosophie der großen christlichen Denker, welche von Origines bis auf den Cardinal von Cusa und Gerson 1200 Jahre hindurch die herrlichsten Geistesblüthen trieben,

---

wenig Notiz von ihm und beschuldigte den berliner Philosophen, daß er seine Schüler geistig knechte, denen das αὐτος ἐφα als Beweis dienen müsse. Am übelsten aber hatte Bouterwek ihm genommen, daß er sich nicht widerlegen lassen wolle, und demjenigen, der solches unternehme, den Vorwurf mache, daß er ihn nicht verstehe.

eines tiefern Studiums gewürdigt hätte. Daß er es an diesem fehlen lassen, bewies gerade seine Geschichte der Philosophie. Ich nahm aus derselben dieselbe Geringschätzung der christlichen Philosophie des Mittelalters mit hinweg, welche ich aus Bredows und andrer verwandten Geister Anschauungen schon von der Schule mit zur Universität gebracht hatte. Ich behielt die Vorstellung einer Art Seiltänzerei des Geistes, welche in spitzfindigen Forschen und leeren Grübeln nur der Lösung unnützer, unfruchtbarer Fragen einen todten Fleiß widme. Davon, daß es die Aufgabe der großen Denker des Mittelalters gewesen, das Christliche als rational zu erweisen und das wahrhaft Rationale als christlich, ward mir keine Ahnung beigebracht. Das strenge Festhalten dieser Philosophen an den christlichen Lehrsätzen und der kirchlichen Ueberlieferung ward sogar für einen Mangel erachtet, der ihnen den Flug des freien Denkens gelähmt. Von ihrem erfolgreichen Bemühen, den Glauben zum Wissen zu entwickeln, die innerliche Einheit zwischen Erkennen und Wollen, Wissen und Glauben, Nothwendigkeit und Freiheit näher nachzuweisen, den Weg der Ausgleichung aller, aus den frühern philosophischen Untersuchungen hervorgegangenen und noch schwebenden Widersprüche anzubahnen, ward mir keine Kunde. Welch' andre Richtung würde die Philosophie so vieler wohlmeinender Forscher gewinnen, wenn sie nach Anleitung der scholastischen Philosophie ihrem Denken über die übersinnlichen Wahrheiten die einzig richtige Ansicht zur Grundlage geben könnten, daß jedes wissenschaftliche Resultat, welches der christlichen Offenbarung widerspricht, auch einen mehr oder minder verborgenen Widerspruch gegen die Denkgesetze in sich schließen müsse und daß dieser Widerspruch aufgedeckt werden müsse, wenn ein wissenschaftlicher Beweis und ein wissenschaftlicher Fortschritt gewonnen werden soll. Ich glaube, nachdem ich neuerdings einige nähere Blicke in die verrufene Scholastik gethan und der Philosophie des Mittelalters in der Geschichte eine ganz andre Stellung anzuweisen mich getrieben fühle, als den dürftigen, unbedeutenden Platz, welchen eine so beliebte wissenschaftliche Behandlung derselben zuzugestehen pflegt, annehmen zu dürfen, daß von allen denen, welche seit 300 Jahren nicht müde worden über die Scholastiker aus Haß gegen katholische Wissenschaft nur so im Allgemeinen zu

schmähen, wohl kaum der Hundertste einen Scholastiker gelesen hat und die Schmähenden schwerlich über ihre Urtheile selbstständige Rechenschaft zu geben im Stande sein dürften, wenn man ihnen die Frage stellen wollte, was es denn eigentlich sei, das sie so sehr anfeinden. Wenn die Philosophen ehrlich sein und sich dem Studium der mittelalterlichen Philosophie auf eine treuere und gewissenhaftere Weise widmen möchten, so würde es bald nicht mehr verborgen bleiben, wie das Beste, das Wahrste, das Unvergängliche in dem, was tiefe Denker seit 300 Jahren sogar im Abfalle von der christlichen Idee und im Widerspruch mit derselben der Philosophie spendeten, das Ergebniß von Forschungen ist, welche ihre verkannten Vorgänger auf die christlichen Glaubenssätze gestützt angestellt hatten und daß kein Wahn leerer genannt werden kann, als die noch so häufig angetroffene Vorstellung: der menschliche Geist sei mit dem XVI. Jahrhundert aus einem zwölfhundertjährigen Winterschlafe erwacht. Nur der Unkunde der Thatsachen, welche die Umbildung der heidnischen Philosophie durch das Christenthum und ihre Fortbildung in diesem auf das Glänzendste darthun und der partheiischen Böswilligkeit, welche dem Gegner keinen einzigen Vorzug zugestehen mag, konnte der Irrthum entsprießen, es habe die edelste Kraft des menschlichen Geistes diese ganze lange Zeit hindurch im Grabe der Unwissenheit gemodert und sei erst im XVI. Jahrhunderte (man weiß nicht recht warum?) zur Auferstehung gelangt. Diese Ignoranz und die von der Reformation unterhaltene Leidenschaftlichkeit gegen die Scholastik haben die Philosophie des Mittelalters für baare neuplatonistische und aristotelische Explicationen des Christenthumes ausgeben können. Daß unter den in der scholastischen Philosophie dem oberflächlichen Beobachter vorzüglich zur Anschauung kommenden neuplatonistischen und aristotelischen Elementen ein von dem Denken des heidnischen Alterthumes durchaus verschiedenes, ganz neues, wissenschaftliches Leben verborgen, daß der Kern der tiefsinnigsten Meditationen das lebendige Christenthum sei, und dieses jene Elemente umschaffend, belebend, neugestaltend durchdringen und dieselbe verklärt und veredelt, erfährt man allerdings nicht, wenn man die gewöhnlichen Compendien zu Rathe ziehet, welche Geschichte der Philosophie lehren wollen. Es ist selten, daß einem Scholastiker eine solche

Anerkennung zu Theil wird, als Hegel dem von Anselm von Canterbury erfundenen s. g. ontologischen Beweise gespendet. Im Allgemeinen aber hat die Hegelische Schule das Verdienst, daß einzelne ihrer Schüler mit größerm Glimpf über die Denker des Mittelalters urtheilen, als vor ihnen Mode gewesen. Diese Billigkeit war noch wenig erhört, als ich die Geschichte der Philosophie nach Bouterweks Vortrage niederschrieb. Statt uns klar zu machen, wie und warum der Gang der bisherigen Philosophie seit Descartes auf antichristliche Resultate gestoßen und nach den wissenschaftlichen Voraussetzungen auf denen dieser Denker fortbauete, auf solche Resultate, namentlich auf die Emancipation des Erkennens und Willens von der gegebenen Offenbarung auch nothwendig kommen mußte, beklagte Bouterwek zunächst, daß die Philosophie als freies Erzeugniß des Geistes in der Schule der Kirchenväter untergegangen und die Philosophie, die nichts über der Vernunft anerkennt, durch einen über die Vernunft sich erhaben erklärenden Glauben in Fesseln gelegt worden. Demnächst bedauerte er, daß beim Wiederauffinden der alten Kunst und Wissenschaft nach der Völkerwanderung, obgleich nichts weniger, als die Rückkehr des Heidenthums zu besorgen gewesen, die philosophischen Begriffe der alten heidnischen Denker mit der christlichen Dogmatik vermischt worden und die Philosophie ein Tummelplatz von Religionsstreitigkeiten geworden sei, welche sich um metaphysische Spitzfindigkeiten gedrehet. Doch war er offen genug, einzugestehen, wie man über die Entstehung der Scholastik noch lange nicht hinlänglich aufgeklärt sei. Ueber die Verwirrung der aristotelischen Begriffe durch, wie Bouterwek meinte, unbewußte Unterschiebung christlicher Vorstellungen wiederholte mein verehrter Lehrer die landläufigen Anklagen und Beschuldigungen gegen die Scholastiker. Er fand ihre Philosophie überaus geschmacklos, entschuldigte aber ihr schlechtes Latein mit der Bemerkung, daß besseres damals in Europa nicht zu haben gewesen. Von Anselm erfuhren wir weiter nichts, als daß er ein Stück Platonismus in die Scholastik aufgenommen und sich bemühet habe, aus reinen Vernunftschlüssen Gottes Dasein zu beweisen. Zu einer weitläuftigern Erwähnung dieses doch von Bouterwek selbst für einen Selbstdenker ersten Ranges erklärten Weisen war in einer Geschichte der Philosophie

kein Platz, welche buchstäbliche Ueberlieferungen von unbedeutenden heidnischen Philosophen nicht gern ihren Hörern vorenthielt. Ausführlicher, jedoch in mehr äußerlicher Weise hörten wir dann des Streites der Nominalisten und Realisten gedenken. Von Abälard erfuhren wir nur, daß er sich viele Verdienste um die Moralphilosophie erworben. Nach einer flüchtigen Erwähnung des Petrus Lombardus deutete Bouterwek eben so leicht das Eindringen des Mysticismus in die Scholastik an. Von dem reichen Inhalte jener christlichen Mystik, von den bewunderungswürdigen Intuitionen, intellectualen Gesichten und tiefen Geistesblicken, welche den Mystikern zu Theil wurden, erfuhren wir nichts. Nur einer ward uns namhaft gemacht, aber auch nur in der kurzen Bemerkung: „zu den merkwürdigern Mystikern gehört Richardus a Sancto Victore 1173, der wenig bekannt aber trefflich ist.“ So kam es, daß ich, als ich 14 Jahre später Bekanntschaft mit der christlichen Mystik machte, aus einem Staunen ins andere fiel über Schätze, von deren Dasein ich keine Ahnung gehabt. Für einem der immensesten Köpfe, dessen Werke einige zwanzig dicke Quartanten ausmachen, dem ausgezeichnetsten Denker des Mittelalters war in dieser Geschichte der Philosophie nur Raum zu folgender Bemerkung: „unter den Dominicaner Realisten glänzt Thomas Aquinas der Heilige, ein Schwärmer, aber tiefdenkender Kopf, dessen Philosophie sich sehr zum Platonismus neigt; seine Schüler nannten ihn doctor divinus et angelicus.“ Dagegen ward uns nachdem des Albertus Magnus, Duns Scotus, Occam, Raymundus Lullus leichthin gedacht worden, Buridams Esel ausführlicher vorgeführt. — Was unserm Lehrer die Philosophie des Mittelalters war, erfuhren wir wohl; allein was sie selber war und leistete blieb uns, wie ihm, verborgen und keiner unter uns hatte auch nur eine leise Ahnung davon, wie dieselbe ihre Ebenbürtigkeit mit frühern und spätern philosophischen Bestrebungen mit Leichtigkeit nachzuweisen im Stande sei. Vermag es eine Wissenschaft in das Christenthum auf dem Wege denkenden Tiefsinnes einzuleiten, so ist es die verlästerte scholastische. Keiner unter uns Allen genoß dieses Glück, das selbst unserm würdigen Lehrer versagt blieb. Hätte ich einen philosophischen Kopf besessen und mich aus eignem Antriebe angelegentlicher mit den herrschend gewesenen Systemen

beschäftigt., so hätte das Studium der Naturphilosophie, deren mystischer Seite ich bald einige Wahlverwandtschaft abgefühlt haben würde, bei mir, wie es vielen Andern auch begegnet, ohne Zweifel der Uebergang zur christlich gläubigen Ueberzeugung werden können, der ich nun weit später und auf anderm Wege mich näherte, der von der Wissenschaft ganz ablag.

Wie wenig aber auch die im Ganzen doch nur schwachen Sympathien für die Vorträge Bouterweks und Schulzes und Jakobis Schriften mein Herz berührten und auf das Brachfeld meines Glaubens wirkten, so verhinderten sie mich doch auch andrerseits, die Augen für die rechte Wahrheit zu öffnen.

Um diese eingeborene Tochter des Christenthumes war es zu Göttingen in jener Zeit sehr dürftig bestellt. Die dürre Weide, welche sie in den vom Sonnenschein der Vernunft ausgetrockneten theologischen Revieren eines Pott und Ständlein empfing und die karge Nahrung, welche sie selbst von einem Eichhorn zugeführt erhielt, so wie die Nichtachtung der bessern Bestrebungen Plancks *), hatten sie in den Zustand einer ziemlichen Magerkeit versetzt. Ich nahm hievon, wie ich unten weiter zeige, nichts wahr. Stand ich auch mit Eichhorn in Folge demselben überbrachter Empfehlungsbriefe in gewissen freundlichen Beziehungen, so interessirte mich derselbe doch zunächst nur als Historiker. Die christliche Religion und deren wissenschaftliche Auffassung lag meinem Studiengange gänzlich zur Seite. Fünf Semester hindurch war ich ein akademischer Bürger der Georgia Augusta, allein ich kann mich nicht rühmen das Innere einer Kirche während dieses Bürgerthums gesehen oder auch nur eine geistliche Rede vernommen zu haben. Das Einzige, was ich von Gott und göttlichen Dingen vernahm, gelangte also auf dem Wege der Philosophie in mich. Diese Philosophie wußte nichts von Christo. Also erfuhr auch ich nichts von demselben.

*) Er hat durch seine vergleichende Theologie zuerst ein löbliches Beispiel gegeben, das katholische Kirchensystem ohne die dem protestant. Theologen so häufig von Jugend auf eigenthümliche confessionelle Befangenheit darzustellen.

Gleichwohl war eine Leere in mir, welche ausgefüllt sein wollte. Daß das religiöse Bedürfniß hierdurch an seine Befriedigung mahnen mochte, ahnete ich nicht. Ich habe es mir nur hinterher so auslegen können. Der Cultus der Poesie, welchem ich schon als Schüler mit weniger als mittelmäßiger Begabung für der Künste edelste oblag, war nur das Pflaster, welches ich auf die wunde Stelle legte, deren Vorhandenheit mir so wenig zum Bewußtsein kam, als der Heilversuch, welchen ich auf verkehrtem Wege einschlug. Alle meine eigenen poetischen Versuche nahmen eine ethische oder religiöse Wendung, ohne daß ich auf so etwas studirt hätte. Selbst die poetische Erotik die ich meiner Muse, wenn anders meine Schwachheit im dichterischen Hervorbringen also allegorisirt werden darf, zur Aufgabe stellte, nahm unvermerkt diese Richtung und gravitirte unwillkürlich nach dem Mittelpunkte, der mir verhüllt war. So z. B. in folgendem Sonette, das ich überschrieben hatte: „Sie, meine Stütze."

Noch steh' ich nicht auf festem sichern Grunde,
Nicht folg' ich stets der innern, edlern Stimme;
Und wähn' ich auch, daß ich der Tief' entklimme,
Dann ruft Sirene mir mit holden Munde,

Und wieder stürz' ich schnell hinab zum Schlunde;
Es gellet Hohn mir nach des Weibes Stimme;
Verzweiflung treibt mich, daß ich nochmals klimme,
Und sehnend harr' ich auf des Sieges Stunde!

Wenn nirgends nun das Aug' ein Ziel erreichet
Dann tritt mir Zagen an des Muthes Stelle;
Doch, denk' ich Dein, dann werd' ich schnell gehoben,

Es quillt mir Trost ins Herz; der Kleinmuth weichet
Und inn're Klarheit strahlt mir Himmelshelle.
Vertrauensvoller streb' ich dann nach Oben!

Negativ äußerte sich dieses verhüllte Christenthum in einer gewissenhaften Vermeidung alles sinnlichen Farbenschimmers in meinen Dichtereien, indem ich die Darstellung des auch nur an das Fleischliche streifenden Liebesgefühls als eine Entweihung der Kunst betrachtete und den für einen unwürdigen Jünger derselben ansah, welcher dergleichen Gemeines und Gewöhnliches, wenn

auch mit allem Luxus poetischer Schöpferkraft in den Kreis seiner dichterischen Darstellungen zog. Deßhalb hatte ich auch einen gründlichen Abscheu vor den poetischen Kunstwerken (namentlich den Romanen) in welchen die Sinnlichkeit durch die Kunst gewissermaßen vergöttlicht oder wenigstens in eine gewisse Sphäre des Anstandes hinaufgehoben werden soll. Die Benutzung der Kunst zur Verkleidung des Gemeinen, Schlechten und Niedrigen ist mir vom Anfange an ein Greuel gewesen. Dagegen habe ich Andern und mir selber die unanständigsten Späße nachgesehen und verziehen, wenn ich wußte, daß es im Herzen um die Hauptsache richtig stand. Diese unliebenswürdigen Ergüsse erschienen mir vielmehr als Ausleerungen der wilden Gewässer, welche den heiligen Born der wahren Kunst nicht trüben sollten. Die gemeinen Witze, welche Shakespeare seinen Personen in den Mund legt, haben mich niemals geärgert, weil mir aus dem Ganzen seiner Poesie das kräftige Bewußtsein eines Sieges der höhern Welt über die gemeine entgegentrat und alle Plattheit und Unsauberkeit neutralisirte und selbst verklärte, wogegen die nämlichen Witze bei einem Kotzebue mir einen ästhetischen und ethischen Katzenjammer bereitet haben würden.

Seltsam war es, daß ich in den poetischen Ergüssen auf Dogmen verfiel, die ganz heterodox gegen diejenigen erschienen, welche der Reflex meines Lernens und Denkens hätten sein müssen. So z. B. schlägt der Glaube: daß die Seligen von ihrem freudenvollen Aufenthalte aus noch Theil an den Hinterbliebenen nehmen und sich um dieselben bekümmern ganz deutlich in folgendem Sonette vor, das ich nach dem schon erwähnten frühen Tode des Freundes dichtete, der uns durch den Tod in den Wellen entrissen ward:

Umschwebe mich du selger Geist in Frieden,
Umschwebe mich mit lichten Seraphsschwingen,
Und laß die Ahnung in mein Inn'res dringen,
Daß selig du, seit du von uns geschieden,

Vom Jenseits auch noch blickst auf uns hienieden,
Wo dich der Erde Fesseln nicht mehr zwingen,
Der Engel Chöre himmlisch um dich singen
Und selbst du lebst in Gottes ew'gen Frieden.

O fächle Himmelsruh mir in die Seele,
Laß ewig dein Gedächtniß in mir leben,
Daß nimmer mir die Ueberzeugung fehle,

Du könnest Tröstung mir im Leiden geben.
Will einst des Lebens matte Hülle sinken
Dann mög'st du Seliger zu dir mich winken.

Schwächer drückt denselben Gedanken ein anderes Sonett auf die nämliche Veranlassung aus:

Die Blume strahlt in ihres Lenzes Tagen,
Haucht um sich her des Zaubers süße Düfte,
Des Kelches Pracht erhebt sie in die Lüfte;
Da naht auf Sturmes Fittigen getragen

Vernichtung dem Gewächs, und scharf zernagen
Des Todes Zähne seinen Stamm; die Düfte
Verfliegen schnell; der Kelch sinkt in die Grüfte
Und schläft des Todes Nacht nach frohen Tagen.

So sankst auch du in deines Lebens Lenze,
Der Tod zerknickte rasch die zarte Blüthe
Und schnell standst du an deines Lebens Gränze

Da froh die Zukunft dir entgegen blühte;
Zum ew'gen Lichte reiftest du hienieden
Und wallst im Jenseits jetzt in ew'gen Frieden.

Man könnte aus diesen Poesien eines Schülers wohl den Schluß ziehen, wie natürlich die Ansicht dem menschlichen Bewußtsein, wie eingeboren sie dem Menschengeiste sein muß, daß die Genossen, die durch ihre Abberufung von der Erde aus der sichtbaren Gemeinschaft mit uns heraustreten, und in ein jenseitiges Leben übergehen, dadurch ihre Verbindung mit uns nicht abbrechen, die Liebe vielmehr, so wie sie aus einer höhern Weltordnung in diese niedere verpflanzt wurde, fortwährend mit ihren heiligen Banden alle diejenigen umschlingt, die sie einmal in ihren Kreis aufgenommen hat, und ihre ewige Kraft auch bei dem Zusammensinken aller Kräfte, die diesem niedern Leben angehören, bewahrt. Diese Ansicht ist eigentlich nichts Anderes, als die Lehre der katholischen Kirche. Diese tritt aber aus dem Naturalismus, in

welchem sie bei mir noch befangen war, an die christliche Lebensluft heraus, indem sie hinzusetzt: Alle nun, die mit der Weihe der Liebe abgeschieden sind, und auch jene höheren geschaffenen Geist-Wesen, die nie in zeitlichen und räumlichen Verhältnissen mit uns gelebt haben, wohl aber unter demselben Haupte: Jesus Christus, gleich uns, stehen und in demselbigen heiligen Geiste geheiligt sind, bilden Eine Kirche, einen großen enggeschlossenen Bund mit uns.

Wenn ich aber diese unbewußt in mir lebendige Vorstellung und Lehre auch auf thierische Wesen bezog und z. B. die Seelen von Vögeln in ähnliche Verhältnisse nach dem Tode eintreten ließ, so macht das jetzt zwar noch einen idyllischen aber doch tragikomischen Effect auf mich. Weit entfernt aber bin ich von der Behauptung, daß die Idee, wenn ich dieselbe auch poetisch zu einer Carricatur ausgestaltete in ihrem Grunde ganz zu verwerfen sei *). Als ein paar Curiositäten kann ich die beiden Sonette, in welchen jene Vorstellung (i. J. 1821 und 22) von mir ausgesponnen worden, wohl hier mittheilen. Das erste ist überschrieben: auf den Tod meines Zeisigs. Es war mir wirklich ein solcher Vogel gestorben:

Ach! da liegt er mit gesenkten Schwingen,
Der mir Freude oft in's Herz gesungen.
Seht! Sein letztes Lied hat ausgeklungen.
Süß wird er mir ferner niemals singen

Seit des Todes Schauer ihn umfingen
Und den Schmerzenskampf er ausgerungen,
Ihm des Todes Eis ins Herz gedrungen;
Nichts kann ihn zurück ins Leben bringen.

Ruhe sanft und schlaf' in süßen Frieden
Deines Todes lange schauerliche Nacht.
Denn, ein beff'res Loos, als dir hienieden

Ward im Jenseits dort dir zugedacht.
Deine Hülle will ich jetzt begraben,
Was sie gab, will ja die Erde haben.

*) Der berühmte Bonnet spricht in seiner Palingenesie philosophique ganz ernsthaft von einem état futur reservé aux Animaux. Le petit corps organique et indestructible, vrai siège de l'Ame et logé dès le

Das andere, ebenfalls aus wirklicher Veranlassung hervorgegangene Sonett ist überschrieben: Beim Tode eines Canarienvogels, der auf unsern Saal flog und von uns in einen Käfig gesetzt, am folgenden Tage starb:

Ein Flüchtling kamst du flehend hergeflogen,
Froh ward es dir im schützenden Asyl,
Doch ach! zu bald erreichtest du dein Ziel;
Mit Schrecken kam der Tod herangezogen

Und spannte schauernd seinen grimmen Bogen,
Er schnellte ab und Trauer tönend fiel
In deine Brust der Pfeil mit schnellem Kiel.
Du sankst; nicht hat der Schütze sich getrogen!

O ruhe süß! O ruhe sanften Frieden!
Du ließest alle Erdenqual zurück
Und schauest, was du duldend einst hienieden

Ertrugst, von dort mit sanftem, mildem Blick.
Du trennteſt dich vom bittern Erdenleben
Um dorthin dich zum schönern zu erheben.

Wenn man diesen allerdings ins Abenteuerliche hineingestiegenen Regungen der angebornen Sehnsucht nach einer Fortdauer über dieses Leben hinaus und zwar einer persönlichen, mit Erinnerung an die frühern Zustände verbundenen, nachgehet, so muß man zu einem Staunen über die angeborene Kraft des Geistes gelangen, welcher alles aufgehefteten und angelernten Wustes ungeachtet, und durch den Nebel der vorgehaltenen Irrlehre und Trugschlüsse hindurch den Pfad festhält, auf den die göttliche Eingebung das ungebildete Gemüth hinleitet, und auf den ein gött-

commencement dans le corps grossier et destructible, conservera l'animal et la personalité de l'animal —— Il est donc possible que l'Animal se conserve dans ce petit corps indestructible auquel l'ame demeure unie après la mort —— C'est par elles (determinations) que l'état futur conservera plus ou moins de liaisons avec l'état passé et que l'animal pourra sentir l'accroissement de son bonheur ou de sa perfection —— Tout ceci nous aide à concevoir les nouvelles formes, que les animaux revetiront dans cet état futur, auquel, je conjecture, qu'ils sont appelés.

licher Instinkt es immerfort zurücktreibt. Welch eine enorme Zerstörungskraft muß nun aber angewendet sein, um die in der Gottesferne sich gebannt haltenden Geister dieser Regungen zu entledigen und alle Ansätze zu ersticken, welche der anerschaffene Trieb nach dieser Richtung hin hervorgehen lassen wollte! Während ich so bewußtlos dichtend natürliche Empfindung und künstliche Weisheit in ein Gleichgewicht zu setzen suchte, war ich mir des hierin zu Tage kommenden Zwiespaltes wenig bewußt und hatte daraus eben so wenig ein Arges als früherhin, wo ich Schulaufsätze brachte, in denen ich eine ganz andere Meinung darlegte und verfocht, als diejenige, welche ich für die richtige hielt. Da ich kaum eine leise Anlage zur Poesie besaß, so kann ich mir den Hang diese und derlei andere Empfindungen in einer poetischen Form zu Worte kommen zu lassen nur aus dem ursprünglichen Hange des Geistes nach der überirdischen Wahrheit erklären, welche sich wegen ihrer Unendlichkeit und der Unmöglichkeit in ihrer nackten Größe und Erhabenheit dargestellt zu werden, immer der Kunstform bedient, um in entsprechenden Bildern das Bewußtsein ihres tiefen Inhaltes, wenn auch nicht gerade immer selbst niederzulegen, so doch zu wecken und gegenwärtig zu halten. Was ich in dürrem Worte des Alltagsverkehres, in der Unterhaltung nicht zu äußern wagte, oder zu profaniren fürchtete, legte ich in den Schrein künstlich gestellter Rede nieder, bekleidete ich mit dem Sonntagsstaate eines feierlichen Sprachgewandes um es auszuzeichnen und zu ehren vor andern Gedanken und Empfindungen, deren Abkunft und Geltung mir von niederm Adel zu sein schien. Obgleich ein unfähiger Jünger der Kunst, erwies ich als talentloser Stümper derselben doch vielleicht eine aufrichtiger gemeinte Ehre, eine höhere Achtung als viele Kunstbegabte Geister, welche die höchste der Künste, die göttliche Dichtkunst, indem sie daraus eine Hülle für gemeinen irdischen Inhalt machen, auf eine häßliche Art entweihen. — Indem ich der Dichtkunst diesen Ehrenplatz anwies, da ich ihren Cultus als die Pflege einer erhabenern Beschäftigung trieb, hatte ich sie nur in ihre natürlichen Rechte eingesetzt, zugleich aber auch den Faden aufgefunden und angeknüpft, der mich mit einer höhern Gedankenwelt in Verbindung erhielt und in der gemeinen, hieniedigen nicht versinken ließ. Ich

muß darauf noch einmal zurückkommen, wenn ich von der neuern romantischen Dichtkunst sprechen werde, an der ich ohne näheres Verständniß des: Warum? schon auf der Schule einen großen Gefallen fand, wobei mich freilich weniger der forcirte, über sich selber hinausgehende Katholicismus anzog, den ich mehr als eine unerquickliche Beimischung, welche sich von der Sache nun einmal nicht trennen ließ, hinnahm. Ich fühlte schon damals, daß die kirchliche Gesinnung vielfach nicht eine gewordene, sondern eine gemachte sei und deßhalb ließ sie mich kalt. Ich hatte es bald genug gemerkt, daß die Dichter als solche schön mit einem Glauben thaten, der nicht der ihrige war. Die Romantik war damals schon eine Manier geworden, in welcher das Geheimnißvolle, Wunderbare, Ueberraschende die Hauptrolle spielten. Dieß aber war die Angel, wodurch ich schon als Schüler angezogen wurde. Fouqué war der erste Dichter dieser Schule dessen Bekanntschaft ich machte, als ich 15 Jahr alt war. Er war damals der häufigst genannte. Keiner war aber auch mit seinen glänzenden Bildern des Mittelalters so hindurch gedrungen und ein solcher Liebling des größern Publikums geworden als Fouqué, welcher zugleich dem kriegerischen Zeitgeiste und dem Zorne des allgemeinen Patriotismus zu schmeicheln verstand. Es war ihm mit solchen Gesinnungen heiliger Ernst, weßhalb selbst Ruge Respect vor ihm hat, obwohl er ihn geradezu einen Don Quixote nennt. Fouqué war jedoch nicht tief genug, um sich auf der Höhe, die er eine Zeit lang einnahm, zu erhalten. Die schon erwähnte Uebertreibung und die Manier, in welche die Romantik ausartete, so wie die politischen Unruhen und die auf eine andere Weise vermittelte Wiederkehr einer gläubigen Richtung im gebildeten Protestantismus nicht minder als die allmählige Erkenntniß, daß die ungemessene Huldigung, welche man der romantischen Poesie darbrachte, doch nur dem, wo nicht gehaßten, doch jedenfalls unbeliebten Katholicismus zu Gute kam, begann schon vorher, ehe ich für die romantische Schule das erste Interesse gewann, die Vorliebe der Protestanten für diesen Revenant aus dem Mittelalter zu zügeln.

Nächst Fouqué machte ich Tiecks Bekanntschaft, der offenbar das beste hervorgebracht hat, dessen sich die neudeutsche Romantik rühmen darf, wenn auch Bouterwek im IX. Bande seiner Geschichte

der Poesie und Beredsamkeit ihn nur ganz flüchtig einmal erwähnt, indem er sagt: „Auch aus der Schule der neuen Romantik ist manches treffliche Lied hervorgegangen z. B. von Ludwig Tieck, der auch einige Lieder der alten Minnesinger nicht ohne Kunst und mit feinem Sinne für ihre Eigenthümlichkeit aufgefrischt hat." Dieß ist freilich übermilde im Vergleiche gegen Schillers ungebürlichen Ausfall auf diese Minnelieder. Allein es ist doch in einer Art wenig beachtend, daß man deutlich herausfühlt, dem Romantiker hat sollen durch Nichterwähnung seiner vorzüglichen Werke ein Hieb versetzt werden. In der Vorlesung über die Aesthetik konnte Bouterwek nicht in Abrede stellen, daß die romantische Schule dem Trauerspiele nicht ungünstig gewesen, bemerkte aber zugleich, wie sie zu dessen Verwilderung beigetragen, „denn man wollte mehr als Shakespear sein und ahmte dessen Uebereilungen nach." Nachdem er angeführt, daß einige treffliche Männer aus dieser Schule hervorgegangen, erwähnte er auch der Genoveva von Tieck ganz flüchtig, um dann Grillparzer besonders auszuzeichnen und Houwald mit Achtung zu nennen. Auch hier empfindet man deutlich, wie schwer es Bouterwek ward, Tieck anzuerkennen. Es war aber nun einmal nicht möglich, in einer Geschichte der deutschen Poesie und Beredsamkeit, wenn auch einzelne Romantiker ungenannt bleiben durften, die ganze Richtung zu ignoriren und Bouterwek besaß zu viel historischen Sinn und Billigkeitsgefühl um so etwas sich hingehen zu lassen.

Nachdem er gesagt, daß zu einer Nachweisung der vorzüglichern unter den Canzonen u. s. w. der Romantiker in seiner Geschichte nicht der Ort sei, fährt er fort: „Wenn man indessen der neuen Schule, die nun einmal in Ermangelung eines andern Namens die romantische*) heißen mag, nicht mit Unrecht vorwirft, daß ihr Mysticismus gar oft mit dem gesunden Menschenverstande, ihre Ueberspannung mit der Natur sich entzweiet und daß sie sich geflissentlich auf einen Standpunkt der Schwärmerei

*) In den Zusätzen und Erläuterungen zur allgemeinen Theorie des Schönen in der Kunst hatte Bouterwek in seiner Aesthetik ausführliche Erörterungen über den Unterschied zwischen griechischen und romantischen Geiste vorgelegt.

gestellt hat, von welchem aus auch die seltsamsten Mißgestalten als schön erscheinen; so muß doch zugestanden werden, daß das wahrhaft Schöne und Große, das in den Bestrebungen dieser Schule liegt, auch in den Bessern ihrer Sonetten, Canzonen und anderer in dieses Fach gehörenden lyrischen Dichtungsarten sich kund thut. Was der Deutsche in seiner Sprache vorzugsweise Gemüth nennt, Tiefe und Innigkeit des besonnenen Gefühls, und eine Ahnung des Unendlichen, mit der nichts Gemeines sich verträgt, geben mehren dieser Gedichte einen innern Werth, gegen den man viele Fehler abrechnen kann." Fand ich in dieser Anerkennung auch eine Beschwichtigung über die Regungen der vollsten Lust an der neuen romantischen Dichtkunst in meinem ästhetischen Gewissen, dessen Rath Bouterwek einmal geworden war, so kamen doch neue Skrupel über mich, wenn ich den bescheidenen, biedern, ruhigen Mann, den freilich die Romantiker, namentlich August Wilhelm Schlegel *), in ihrer „göttlichen Grobheit" mit schonungslosem Hohne als eine Art Dummkopf behandelten, *also* sprechen hörte: „eine neuere Modephilosophie — — übertrug ihr merkwürdiges *Unendlichkeits-Princip* auch in die Aesthetik. Diesem Princip gemäß erschienen nun alle schönen Künste, besonders aber die Poesie, in einem ganz andern Lichte, als bisher. Die schöne Kunst überhaupt sollte von der einen Seite die Philosophie als Urwissenschaft und mit ihr die Wissenschaft überhaupt, von der andern Seite die Religion, im Unendlichen schwesterlich umarmen. Poesie, Philosophie und Religion sollten im Grunde einerlei sein. Das Schöne, lehrte die Schule, sei nichts Anderes als das Unendliche im Endlichen. Nach einer im Geiste dieser Schule verfaßten Kunstlehre des gelehrten und scharfsinnigen Philosophen Ast in Landshut vom Jahre 1805 verhalten sich Wissenschaft, Religion und Kunst so zu einander, daß die Wissenschaft oder Philosophie die Anschauung und Erkenntniß des Endlichen im Unendlichen, die Religion Anschauung des Unendlichen im Unendlichen, die Kunst aber, nämlich die schöne, Anschauung und Darstellung der absoluten Harmonie des Endlichen und Unendlichen

*) Mein Lieblingsschriftsteller wegen seines Buches über dramatische Kunst und Literatur und als Uebersetzer des Shakespear und Calderon.

sein soll. Die Trinität der Kunst, der Wissenschaft und der Religion ist in diesem Buche auch durch einen Triangel versinnlicht. Wer diesen und ähnlichen Lehren nicht huldigte, wurde von der neuen Schule zu dem Volke der Platten gezählt, die des Talentes zur Philosophie und des wahren Gefühls des Schönen im gleichen Grade ermangeln. Was aber im Geiste dieser Schule gesagt und gedichtet wurde, hieß genialisch. Je seltener, außerordentlicher, excentrisch-witziger die Einfälle waren, durch die ein Anhänger der neuen Lehre, den andern zu überbieten versuchte, desto mehr wurde sein Genie bewundert. In den Aphorismen über die Kunst von dem übrigens geistvollen Verfasser Görres vom Jahre 1804 wurde die Kochkunst die Plastik des Flüssigen genannt und die Parfümirkunst die „Musik der Düfte." Friedrich von Schlegel, ein Schriftsteller, der seine Uebereilungen durch mehre schätzbare Werke wieder gut gemacht hat, konnte damals, als er noch die neue Mode mitmachte, die Baukunst eine „gefrorene Musik" und den Geschichtsschreiber einen „rückwärts gekehrten Propheten" nennen. Aber die wichtigste Angelegenheit dieser neuen Aesthetiker war, den Mysticismus ihrer Unendlichkeitswissenschaft mit der neu erwachten Romantik zu verschmelzen, die von einer andern Seite vorgedrungen war. Dieses Zusammentreffen transcendentaler und romantischer Begriffe war nicht ohne Gewinn für die Kritik. Man lernte, besser, als vorher, einsehen, daß der Mysticismus seine ihm eigene Art der Poesie hat, die nicht gering zu schätzen ist; daß das Romantische in der Kunst, auch wo es von den Gesetzen des griechischen Geschmackes weit abweicht, darum nicht verwerflich ist; daß überhaupt die Kritik, um Fortschritte zu machen, ihren Gesichtskreis erweitern und nicht bei den von den Werken des griechischen und römischen Alterthumes abstrahirten Geschmacksregeln stehen bleiben muß. Aber man ging nun auch so weit, zu behaupten, die romantische Kunst des europäischen Mittelalters sei in ihrer Art eben so classisch, als die griechische. Die großen italienischen Maler und Dichter, die durch Vereinigung des romantischen Geistes mit der Eleganz antiker Formen ein neues Zeitalter schufen, sollten nun gar für Geschmacksverderber angesehen werden. Die auffallendsten Verirrungen des Genies auf dem romantischen Wege

sollten, allen bis dahin angenommenen Regeln des guten Geschmackes und selbst dem gesunden Menschenverstande zum Trotze, bewundert und nachgeahmt werden. Dergleichen Grundsätze in Umlauf zu bringen, bemühete sich unter Andern der Professor August Wilhelm von Schlegel, in dessen kritischen Schriften aber auch mehre gute Gedanken sich finden. Zu den Principien der Kritik hat er noch das Princip der Vergötterung und das Princip der Verhöhnung hinzugefügt, je nachdem ein Dichter oder anderer Künstler das Glück oder Unglück hatte, ihm zu gefallen oder zu mißfallen." — Hier ergab sich nun zur vollen Genüge, wie sehr „die neue Unendlichkeitslehre" und die „überfließende Romantik" mit den Bouterwekischen Grundsätzen vom Schönen im Streite lagen, ohne daß man Bouterwek geradezu Schuld geben konnte, er sei aus Widerwillen gegen Phantasterei und Verzerrung ungerecht gegen die Bestrebungen der neuen Kunst und Wissenschaft gewesen, wenigstens keineswegs so, daß deren Vertreter ein Recht gehabt hätten, ihn für die Aeußerung seines Mißbehagens an verschiedenen dieser Bestrebungen Verstand und Geschmack zugleich abzusprechen. Ich kam in einen wunderlichen Conflict. Neigung und Lust zogen mich mit meinen Empfindungen zur Romantik, Billigkeit, Verehrung und Befangenheit im ästhetischen Philosophismus meines verehrten Lehrers mit meinem Urtheile zu dessen Anschauungsweise. Gab ihm mein Kopf Recht, so hing mein Herz an der romantischen Schule, Theorie und Praxis fielen gänzlich auseinander. Ein solcher Zwiespalt beläftigte mich aber auf die Dauer nicht mehr. Hatte doch der von der Speculation gleich heftig angezogene und abgestoßene Jakobi, den selbst Bouterwek als eine Autorität gelten ließ, obgleich er den Pantheismus für das einzige consequente System der Metaphysik erklärte anstatt sich demgemäß dazu zu bekennen, demselben mit enthusiastischem Nachdruck eine religiöse Glaubenslehre entgegengesetzt, deren letztes Argument ein Gefühl war, worüber er sich einen Vernunfthasser und Schwärmer nennen hören mußte. Hier war in einem noch höhern Gebiete, bei einem der gefeiertesten Männer ein ähnlicher Zwiespalt vorhanden. Aus der Kritik anderer Systeme war ihm die Ueberzeugung erwachsen, daß keine religiöse Wahrheit sich metaphysisch beweisen lasse, daß aber

auch die Vernunft, durch die der Mensch der Idee der Wahrheit fähig wird, etwas Höheres in unserm Geiste sei, als der bloße Verstand, welcher allgemeine Begriffe bildet und zu Urtheilen vereinigt, aus denen man Schlüsse ziehet. Dieser Vernunft nun entsprang eben jenes Gefühl, von dem er sich nicht trennen konnte, wenn er die reine Wahrheit suchte. Konnte ein so erhabener Geist als Jakobi, einer der Götter unter unsern Denkern, sich über den weit klaffenden Spalt beruhigen, der Vernunft und Verstand in seinem Innern schied, so durfte ich wohl mit dem schon einmal erwähnten Jüngling beim Terenz sprechen: ego homuncio hoc non fecerim? Indem ich also im Kopfe und Erkenntnißvermögen über Gott und göttliche Dinge abstracten philosophischen und allenfalls sehr verständigen Begriffen huldigte, nahmen meine Empfindungen und mein Interesse für das Schöne einen Boden und einen Tummelplatz in Anspruch, der das Christenthum des Mittelalters, also die katholische Form desselben zur Voraussetzung, zur nothwendigen Grundbedingung hatte. Von diesem Widerspruche ahnete ich aber in naiver Unbefangenheit nichts. Ja, ich fügte dem Widerspruche, welcher in der Pflege Bouterwekischer Theoreme und dem Cultus der Romantik sich ohne mein Innewerden kund that, einen zweiten hinzu, welcher noch weit auffallender war.

Als angehender Jurist hatte ich mich gänzlich dem Romanisten Hugo zugewendet und er ward mir auf seinem Gebiete entschiedenstes Orakel. Ich verdauete mit Wohlbehagen neben dem Jakobischen Gefühlsglauben und neben der romantischen Belletristik das Hugosche Naturrecht mit allen seinen großartigen Paradoxien, in welchen auch nicht ein entfernter Anklang von christlicher Anschauung und Empfindung zu spüren war, indem er sich rühmte von Vorurtheilen jeglicher Art frei zu sein. Ein eifriger Verehrer Kants*), hatte er zwar einen kräftigen Sinn für Systematik, brachte es aber selber nie zu einem eigenen Systeme, da er

*) Der Kantianer Fries sagte von Hugo's Rechtsphilosophie schon vor Kant's Tode (1803), sie sei ein consequenter Kantisches Naturrecht, als Kant's eigene Rechtslehre.

nicht speculativ war, sondern nur über das Vorhandene raisonnirte, combinirte und dialektisirte. Ein überaus reiches Material zusammenhangsloser Einzelheiten und eine Unzahl fruchtbarer und geistreicher Gedankenspäne, quillt mir aus den getreulich, zuverlässig und unermüdlich bei Hugo nachgeschriebenen Collegienheften entgegen. Es ist platterdings unmöglich diese Fülle von Aphorismen zu organisch sich entwickelnden Abhandlungen zu verarbeiten. Diese s. g. Philosophie des positiven Rechtes sollte nach Hugo's eigener Angabe Vernunfterkenntniß aus Begriffen über dasjenige sein, was Rechtens sein kann und zwar hauptsächlich über das Privatrechtliche was Hugo das eigentlich Juristische war. Das wichtigste Ergebniß dieser Aufsuchung der Gründe des positiven Rechtes war die Einsicht, daß Vieles, was man eben für unabänderlich und in seiner Art unumstößlich hält, nichts weniger als nothwendig sei, so wie von vielen Anderm, das man für eine Unmöglichkeit ansah, keinenfalls gesagt werden dürfe, es könne durchaus nicht sein. Ich lernte vornämlich daraus, durch die gern angebrachte Behauptung, „es sei Etwas gegen die Vernunft," mich nicht irre machen zu lassen. Sodann prägte ich mir den zur gründlichen Heilung von einer Menge Voraussetzungen erforderlichen von Hugo fest gehaltenen Grundsatz ein, für mein Zeitalter, mein Volk, meine Confession gar keine Vorliebe zu haben. Er verlangte, man solle kein Vaterland, keine Religion haben, wenn man in diesen Rücksichten von andern Völkern spricht; was vor tausend Jahren, was bei unsern Feinden geschehen, solle dagegen eben so unparteiisch angesehen und ohne Abgunst beurtheilt werden. Namentlich aber fand ich bei der Vergleichung dessen, was wir gewohnt sind, mit den wirklich vorgekommenen oder auch nur möglichen Abweichungen davon die Vergegenwärtigung der Wahrheit sehr praktisch: es könne, was Millionen Menschen und gewiß auch gute und verständige Menschen nicht etwa blos gethan, sondern geradezu und Jahrhunderte lang, für Recht gehalten der Vernunft nicht so ganz widerstreiten, wie es vielleicht unsere neuesten Schriftsteller — in Deutschland und im XIX. Jahrhundert — glauben. So lernte ich die anscheinend tollsten Paradoxien vertragen, ohne mich von denselben durch die Betrachtung abschrecken zu lassen, daß sie mit der gewöhnlichen oder Tagesansicht im grellsten Widerspruche

ständen. Auf diese Weise gelang es mir damals, zum Schrecken einiger hierin empfindsam gestimmter Freunde, überaus gut Hugo's Ansicht über Sklaverei*) auch zu der meinigen zu machen und zu erkennen: wie auf diesen Gegenstand und dessen Verwerfung die Vorurtheile des Ortes und der Zeit einen entscheidenden Einfluß gehabt haben. Unsere Sittenlehrer können die Unfreiheit der Person, während sie doch z. B. Kriegs- und Schuldgefangene gelten lassen, nicht übertrieben genug darstellen, während alle nicht germanischen gebildeten Völker Unfreiheit hatten und obwohl es ihnen an sittlichen Begriffen keineswegs gebrach, und sie Weise erzeugten, welche noch jetzt Manche über Christum setzen, die aber hierin nicht verschieden von ihrer Nation dachten, die Sklaverei für wenigstens eben so nothwendig als das Privateigenthum hielten. Plato sahe die Sklaverei als eine natürliche Einrichtung an, welche aus der Niedrigkeit der natürlichen Gesinnung herfließt und Aristoteles versichert mit der größten Zuversicht, daß die Sklaverei durchaus naturgemäß sei, was er sogar durch eine scharfsinnige Beweisführung näher begründet. Daß die Sklaverei übrigens eine der vielen Folgen des Sündenfalles sei, wofür ich sie nun mit dem heiligen Augustinus im XIX. Buche de civitate Dei erkenne, sahen auch die Alten ein, welche an sinnigen Festen (namentlich den Saturnalien), welche der Erinnerung an das goldene Zeitalter gewidmet waren, ihren Sklaven sehr deutlich zu Gemüthe führten, daß es im goldenen Zeitalter noch keinen Sklavenstand gab. Höchst unerwiesen lernte ich es finden, die Abschaffung der Sklaverei (welche nur aus dem Umstande abgeleitet ward, daß die germanischen

*) Sehr viele, welche überaus weise über diesen Gegenstand sprechen wollen, verwechseln Negerhandel und Negersklavenbehandlung mit Sklaverei, während Hugo ausdrücklich darauf aufmerksam macht, wie die Sklaverei der Neger die allergrausamste und ausgedachteste, besonders wegen des Sklavenhandels ist, wobei die Art, Neger zu bekommen, die Einsperrung beim Hinschaffen in wahren Mördergruben, die Berechnung bei ihrer übermäßigen Anstrengung, ihre Behandlung wegen ihrer Verschiedenheit in der Rasse und selbst ihr Gebrauch zur Hervorbringung von bloßen entbehrlichen Waaren alles menschliche Gefühl empören. Die Negersklaverei, deren Erfindung Hugo dem edeln Las Cases abnimmt, ist in jeder Hinsicht eine bloße Zugabe. Und doch ist es von ihr her in den letzten Jahrzehnten bei uns fast allgemein Sitte geworden, alle Unfreiheit für widerrechtlich zu erklären.

Völker keine eigentliche privatrechtliche Unfreiheit kannten und daher das römische Institut nicht mit dem römischen Rechte aufnehmen konnten) auf Rechnung des Christenthums zu setzen, in dessen heiligen Urkunden sich weit eher eine Mißbilligung des Privateigenthumes als der Unfreiheit findet. Christus selbst, welcher gekommen war, die Menschen aus dem ewigen, aber nicht aus dem zeitlichen Elende zu erlösen, hatte wohl gesagt: verkaufe was du hast und gieb's den Armen, aber nicht: laßt eure Knechte frei, ja er schärft den letztern recht ein, ihren Herren gehorsam zu sein. Daß er, wie geäußert worden, durch's Gegentheil einen Aufstand erregt haben würde, ist wohl eben so falsch, als daß irgend ein äußerer Grund ihn von der Verkündigung der Sträflichkeit des Verhältnisses hätte abhalten können. Selbst einem nur menschlichen Sittenlehrer würde man den höchsten Vorwurf daraus machen, wollte er die Hälfte seiner Lehre verbergen um für die andere desto mehr Anhänger zu finden. Christus lehrte den Menschen nur als ein zum ewigen Leben bestimmtes Wesen betrachten. Dabei treten dessen zeitliche Verhältnisse, zu denen die Sklaverei gehört, in den Hintergrund. Paulus lehrt daher, wie in Christo kein Unterschied sei zwischen Sklaven und Freien. Paulus wie Petrus (Ephes. VI. 5, Col. VI. 22– 25, I. Petr. II. 18) fordern die christlichen Sklaven auf, ihren Herren dem Fleische nach gehorsam zu sein, wie Christo selbst und zwar den harten wie den milden, die Herren dagegen werden (Ephes. VI. 9) nur ermahnt, vom harten Bezeigen gegen ihre Sklaven zu lassen und zu bedenken, daß sie nicht schlechthin Herren seien, sondern selbst auch einen Herrn im Himmel haben. Als Onesidem seinem Herrn entlaufen war, fiel es Paulus nicht ein, die Befreiung des Sklaven zu begünstigen, er schickte denselben vielmehr seinem Herrn zurück. Die Apostel hatten also keine Ahnung des Gedankens einer Aufhebung der Sklaverei. — Nicht umsonst hat nun Hugo mir eingeschärft*), daß die Sklaverei noch acht Jahrhunderte lang neben dem Christenthume bestanden und auf Plank verwiesen, welcher in seiner

*) Dabei aber freilich unerwähnt gelassen, daß die Christen vom zweiten Jahrhunderte Sklaven in großen Massen, zu Hunderten und Tausenden auf einmal entließen.

Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschaftsverfassung Bd. II. S. 345 ff. ausführlich auseinandersetzt, wie die Kirche nicht allein keinen Drang und Beruf gefühlt, sich der Sklaven anzunehmen, sondern wie jeder andere Güterbesitzer ebenfalls ihre Knechte und Leibeignen besaß, die eben so zu ihrem Inventario gehörten, wie andere Beilaßstücke der Landgüter. Vor dem neunten Jahrhunderte, bis wohin doch sehr helle und überaus christliche Kirchenlichter die Welt durchstrahlten, hatte noch keiner dieser Weisen die nachherige philanthropische Lieblingsidee des aufgeklärten Jahrhunderts aufgefaßt: gegen die Sklaverei als solche zu eifern. Allerdings kamen, wie gedacht, schon seit dem zweiten Jahrh. viel Freilassungen von Sklaven vor, von denen auch Möhler in seinem vortrefflichen Bruchstücke über die Aufhebung der Sklaverei manche zu melden weiß. Allein mir scheint das Motiv hierzu nicht sowohl die Ueberzeugung von der Unrechtmäßigkeit des Institutes überhaupt, als das Bestreben sich des irdischen Besitzthums um Gottes Willen zu entschlagen, gewesen zu sein, wie solches sich in der Weggabe der andern zeitlichen Habseligkeiten gleichfalls aussprach oder die Freilassung bestand in einem Acte des Demuthsgefühles, in welchem der Herr von Sklaven sich unwürdig hielt über seine Brüder in Christo als über Sachen zu gebieten, wie wir ja auch Fürsten haben, welche aus gleichem Grunde den Scepter niederlegten, ohne damit im Allgemeinen die Ueberzeugung aussprechen zu wollen, daß das Herrschen über Andere ein Unrecht sei. Man erinnere sich hier auch Gottfrieds von Bouillon, welcher nicht König zu Jerusalem sein und die Krone da tragen wollte, wo der Heiland mit Dornen gekrönt war. Die erste Spur derselben taucht auf in dem Testamente Theodors von Studium eines griechischen Abtes aus dem neunten Jahrhundert, welches dem Abte und den Mönchen seines Klosters ausdrücklich vorschrieb, daß sie niemals einen Sklaven, weder zu ihrer Bedienung noch zum Bau ihrer Ländereien halten sollten, denn auch ein Knecht, sagte er, ist ein Mensch nach dem Bilde Gottes geschaffen. —

Nicht minder vorurtheilsfrei und nur die Sache im Auge habend urtheilte Hugo bei der Betrachtung der Ehehinderniße über die nachmals so viel besprochenen Mischehen, indem er bemerkte, wie es nicht leicht einen stärkern Beweis von Gleichgültigkeit gegen

seine positive Religion gebe, als einen Bekenner einer andern fast allen Bekennern der eigenen vorzuziehen, sich in dieser Rücksicht von seinem Ehegatten zu trennen, und ihn mit allen oder einigen Kindern auf einem andern Wege zu lassen, als den man für sich selbst gewählt habe. Wo aber diese Gleichgültigkeit nicht ist, muß Bekehrungssucht die Ehe stören. Die heidnischen Römer haben folgenden Begriff von der Ehe (fr. I. Dig. XXIII. 2):

Nuptiæ sunt conjunctio maris et fœminæ, consortium omnis vitæ: divini et humani juris communicatio.

Man denke sich, bemerkte Hugo zu dieser Definition, dagegen einen Mann, der nicht mit seiner Frau, sondern mit einer andern das Abendmahl empfängt und umgekehrt. In Bezug auf die Ehe und die Ehelosigkeit hat mich Hugo überhaupt und nachhaltig auf das Allergründlichste von den ohne Weiteres angenommenen Voraussetzungen und Meinungen kurirt, welche über diese Verhältnisse noch heutigen Tages Vielen die Freiheit und Unbefangenheit des Blickes binden. Bei der völlig freien Prüfung die er anstellte, kam er zu dem Resultate, wie bei der philosophischen Beurtheilung des positiven Rechtes die Ehe schon oft für viel wesentlicher und der Vernunft viel gemäßer angesehen worden, als sich im Grunde darthun lasse, und wie gegen eine absichtliche Ehelosigkeit am Ende eben so wenig etwas einzuwenden sei, als gegen eine unverschuldete. Alle diejenigen, welche die Ehe nicht hoch genug erheben und die Ehelosigkeit nicht tief genug verachten können und Vieles von der Göttlichkeit des Institutes der Ehe faseln, sollten beherzigen, was dieser vorurtheilsfreie Denker, leider, wie es scheint, mit wenigem Erfolge, darüber bereits vor einem halben Jahrhundert geäußert hat. Ich könnte noch Vieles mir sehr genau im Gedächtnisse zurückgebliebene hier anführen, wenn das Gemeldete nicht schon genügte, um zu zeigen, wie wenig sich Hugo durch vorgefaßte Meinungen in einem nur der Vernunft und der richtigen Auffassung der Sachverhältnisse seine Begründung suchenden Urtheile durch Paradoxie der Resultate irren ließ. Durch ihn bin ich bei aller nöthigen Achtung für die öffentliche Meinung gewöhnt worden, eine Ansicht noch niemals deshalb für begründet anzusehen und ihr meine Selbstständigkeit deshalb zum Opfer zu bringen, weil sie etwa zu einer bestimmten Zeit

allgemein verbreitet oder Gewohnheit ist, vielmehr mich nie zu scheuen, geradewegs entgegengesetzte Meinungen zu hegen, zu pflegen und auszusprechen, wenn ich erkannt hatte, daß die gewöhnliche Ansicht auf Einseitigkeit und Irrthum beruhete. Damit gewann ich noch mehr Grundlage für jenen Confessions-Indifferentismus, welcher mich mit Hinwegsetzung über religionsparteiliche Vorurtheile das Christliche auch in verachteten und bespöttelten Formen und Gesellschaften hat finden und anerkennen lassen. Dadurch wurde ich auch trefflich vorgeübt zu der furchtlosen Ritterschaft für so mancherlei, was als Aberglauben, Betrug und Selbsttäuschung längst in seiner Möglichkeit so gut als allgemein verworfen ist, was mich aber nicht gehindert hat, eingesehene gegenwärtige Thatsächlichkeit ungescheuet zu bekennen.

Freilich ist das trostlose Resultat der Hugoischen Rechtsphilosophie die Aussicht, daß ein vernunftgemäßer rechtlicher Zustand der Menschheit mit den gebotenen menschlichen Hülfsmitteln und Verhältnissen nicht zu erreichen stehet, daß alle Rechtsinstitute und Anordnungen in den Partikularstaaten willkührlich sind, daß sie von einander abweichen und daß es beinahe keinen Gegenstand des Rechtes giebt, der nicht in den verschiedenen Gesetzgebungen auf ganz entgegengesetzte Weise behandelt und entschieden wird. Wußte ich auch damals mit diesem Resultate, welches einen so schlagenden Widerspruch gegen die Annahme einer besten Welt bildete, nichts Rechtes anzufangen, so erleichterte mir doch, nachdem ich später zu besserer Einsicht gelangt war, die Trostlosigkeit der Vernunftbetrachtungen, die Lossagung meines Denkens von der Herrschaft der Vernunft so weit dieselbe eine usurpirte ist und in Gebieten, Verhältnissen und Fragen sich geltend machen will, wo sie nur zu schweigen und aus höherer Hand Weisungen zu empfangen und Gehorsam zu leisten hat. Sie weckte und erhöhete das Bedürfniß einer christlichen Weltanschauung.

Noch einen andern sehr wichtigen Einfluß übte Hugo auf mich. Man hat ihn den Stifter der historischen Schule genannt, weil er lange vor Savigny gegen den Beruf unserer Tage zur Gesetzgebung eingenommen war und er es nur für die Folge eines Mangels großer Rechtsgelehrten und daraus hervorgehenden Verfalles der Rechtswissenschaft angesehen wissen wollte, wenn man

es (z. B. im vorigen Jahrhunderte) unternahm, das Recht durch Bücher von Oben herab festzustellen und unlebendig zu machen, indem an die Stelle der innern, aus dem Wesen der Rechtsinstitute organisch hervorgehenden, allmähligen, naturgemäßen, volksthümlichen Rechtsbildung, fixirte vorgeschriebene Grundsätze eintreten. Gesetze und vollends ganze Gesetzbücher sind dieser Ansicht zufolge „die Leichensteine jenes verrauschten geistigen Lebens" und es muß darnach für gefährlich gehalten werden, „die vielleicht unzulängliche Bildung einer bestimmten Zeit zu fixiren." Das öffentliche Leben hört auf, die lebendige Rechtsquelle zu sein, wenn durch ausdrückliche Gesetzgebung der unmittelbaren Lebensbewegung Fesseln angelegt werden und schlechte Reflexion und menschliche Willkühr sich unterfangen, ihre Satzungen den künftigen Geschlechtern aufzudringen und den Fluß der Rechtsbildung zu hemmen. Die Subjectivität und der Particularismus setzen sich hiermit an die Stelle der Objectivität. Sie sind aber unfähig zu allgemeiner Existenz zu gelangen. Geschriebene Constitutionen und Urkunden müssen festsetzen, was in vorkommenden Fällen der souveraine Wille sein soll, weil es unmöglich ist, denselben für jeden einzelnen Fall sich aussprechen zu lassen. Die papierne Auskunft muß das lebendige Finden ersetzen. Hugo verglich die Gesetzbücher mit einer Medicinalordnung, welche dem Arzte vorschreiben wolle, wie er heilen solle und behauptete, daß durch dieselbe die frei sich weiter bildende Rechtswissenschaft zerstört würde. Indem er so gegen das bloß mechanische Auffinden des Rechtes kämpfte, war seine Meinung, daß der Richter dasselbe finden sollte, wie der Arzt die Medicin im besondern Falle. Er wollte ein flüssiges Recht durch die Juristen, und sprach die anerkannte Unmöglichkeit eines solchen in unsern polizeilich eingerichteten Staaten aus, welche den Rechtsgelehrten ein schöpferisches Weiterbildungsrecht nicht gestatten und seine Findekraft in dickbändigen Gesetzbüchern zu Grabe fördern. Auch diese und ähnliche Ansichten, welche ich auch auf die weltläufige Constitutionsmacherei beziehen mußte, fanden an mir einen willigen Aufnehmer, da sie meiner Präformation für das Positive und Conservative eben so entsprachen, als sie die Rücksichtnahme auf Autoritäten je länger je mehr als ein Erforderniß erscheinen ließen.

Wie sehr alle diese Richtungen, in welche meine Göttinger Studien mich hineinzogen mit dem, was sie in meinem Geiste absetzten, auch später in der theologischen Sphäre, in welche ich nachmals gerieth, sich selber oder in ihren Folgen wirksam erwiesen haben mögen, so wenig brachten sie mich während meines akademischen Triennii auch nur in die Nähe einer christlichen Anschauung und Auffassung des Lebens und seiner Erscheinungen. Ich bin dem Christenthume nie ferner gestanden als inmitten der von mir so überaus verehrten Georgia Augusta. Hier wehete mich noch der längst heimgegangene Geist Spittlers an, zu dessen Charakteristik der erste Paragraph seiner Kirchengeschichte hinreicht, welcher also lautet: „Die Welt hat noch nie eine solche Revolution erfahren, die in ihren ersten Veranlassungen so unscheinbar und in ihren letzten ausgebreiteten Folgen so höchst merkwürdig war, als diejenige ist, welche ein vor achtzehnhundert Jahren geborener Jude Namens Jesus in wenigen Jahren seines Lebens machte.“ — Die beiden theologischen Hauptlichter, welche damals glänzten, der von Spittler an die Stelle Walchs herangezogene Planck und der Kantianer Ständlin, sahe ich nur etwa bei akademischen Feierlichkeiten. Von ihrem Wirken in ihrer Wissenschaft vernahm ich, wie schon gedacht, nur Weniges durch Theologie studirende Freunde. Allein auch wenn ich für diese Facultät ein näheres Interesse hätte gewinnen mögen, so dürfte mir allem Vermuthen nach hierbei nur Planck gefrommt haben, indem Ständlin so wenig als der mir von meinem Vater her befreundete Exeget Pott dasjenige, was ich seitdem als christliche Wahrheit erkannt habe mir zum Bewußtsein gebracht haben möchten. Die supernaturalistische Zuversicht war in der Göttinger Theologenfacultät verloren gegangen. Planck, welcher vorzugsweise noch der Historie und dem Positivismus huldigte, erhob sich allerdings über die falschen Bestrebungen des Nationalismus und des Pietismus. Das Studium der Geschichte war ihm die theuerste Beschäftigung und er lebte, wie ich es nun gottlob auch thue, der Hoffnung, daß das Licht dieser Wissenschaft allmählig die Mißverständnisse der Theologen aufklären werde, wenn man sie treu und unbefangen treiben möchte. Er hatte deshalb unter allen protestantischen Schriftstellern zuerst

den Muth, der Geschichtsverunstaltung, worin das Reformationszeitalter durch die Partheilichkeit protestantischer Federn steckte, entgegenzuarbeiten. Durch historische Belehrung hoffte er die verschiedenen Religionspartheien dahin zu bringen, daß sie sich zur Versöhnung die Hand reichten. Mit edler Gesinnung wagte er es daher, den tief gewurzelten Vorurtheilen, welche in Folge der ungemessenen Lobeserhebungen der Reformation sich allgemein selbst unter den Katholiken festgesetzt, die Stirn zu bieten und der Geschichte der drei letzten Jahrhunderte in ehrenhaftester Art eine neue Bahn zu brechen. Er war es, der mit der Fackel der Geschichte die streitigen Fragen erst ins rechte Licht setzte, bei alledem war er aber so zurückhaltend und vorsichtig, daß man hätte glauben sollen, er fürchte die Zeit möge in der Erkenntniß der Geschichte zu früh zur Wahrheit gelangen und er halte es für schädlich, wenn man ihr schnell näher rücke. Fast beklommen äußerte er die Befürchtung, daß das System der katholischen Kirche gerade dasjenige sei, welches man unter den Protestanten am wenigsten kenne. Schüchtern wagte er zu hoffen, daß durch seine Bemühungen doch vielleicht gelegentlich eine wahrere Kenntniß davon verbreitet werden könne. In dieser Weise gehet man auf dem von ihm gelegten historischen Boden doch immer noch schwankend genug, weil er freilich aus edler Mäßigung und Friedensliebe nicht die erforderliche Festigkeit zu zeigen wagte und die rechten Steine zur Befestigung doch immer noch nicht aus dem Schachte der Geschichte vollständig herbeigebracht waren. Bei dem Gedanken einer Union ging Planck von der Ueberzeugung aus, daß eine solche nur dann wahrhaften Werth habe, wenn sie die Frucht eines gemeinsamen Wunsches und einer gemeinsamen Arbeit sei. Er behauptete demgemäß, daß man vor allen Dingen den Grundsatz der Toleranz praktisch und ernstlich ins Werk setzen, daß man in Bezug auf die Gegner, deren religiöse Bestrebungen oft nicht genug erkannt würden, gerecht und gemäßigt sein und daß man sich jedenfalls vor allem Streite und vor jedem Versuche der Vereinigung gründlich von ihrem eigentlichen Lehrbegriffe unterrichten müsse, dann erst könne man sehen, worin sie mit uns übereinstimmen und worin sie sich von uns trennen, und dann müsse man im Vertrauen auf das gnädige Wohlgefallen Gottes damit beginnen, durch die Bande

der christlichen Liebe sich zu vereinigen. Planck's Seele war voll christlicher Gemüthlichkeit. Stäudlin und Pott dagegen standen auf der trostlosen Fläche eines überaus dürren Nationalismus und gehörten zu den vielen Theologen, welche ihre besten Kräfte darauf verwendeten, aus dem Christenthume kein Christenthum zu machen. Namentlich aber lag die Manier, wie der unermüdlich schreibende und compilirende Stäudlin die Moral behandelte, weit ab von der Weise, worin sie im Lichte des Christenthumes behandelt werden muß. In seiner abgöttischen Verehrung von Kant's Moral war dieser Theologe so weit gekommen, daß er nicht nur Flecken und Unvollkommenheiten in der heiligen Schrift annahm, sondern auch die Möglichkeit eines Irrthums Jesu selbst in moralischen Grundsätzen zugab. Pott's exegetische Späße hatten aber mit christlicher Erleuchtung nicht das Mindeste gemein, so sehr sie dieß auch in einem andern Sinne des Wortes sein sollten.

Unter den Lehrern der Georgia Augusta, welche einen wirklichen Einfluß auf mich geübt, nenne ich auch noch Sartorius, den Professor der Politik, Göthe's Verehrer, der durch die Verwendung dieses weimarischen Mäcens zu der häufig von ihm erwähnten Ehre gelangte, für das Großherzogthum seines Gönners den Wiener Congreß zu besuchen. Sartorius war ein Gelehrter, der mir gefiel. Er äußerte Kraft und Leben und erhob sich durch Lebendigkeit und praktischen Blick über den Wust der Theorien. Schon lange ein Freund Shakespearscher Kraftreden, fand ich mich angenehm angesprochen, wenn Sartorius seine wissenschaftlichen Vorträge zur Erläuterung oder um das Gesagte schlagend zu machen, mit kräftigen Redensarten oder Einfällen würzte, namentlich wenn sich der ihm beiwohnende tiefe sittliche Ernst dadurch Luft machte, z. B. wenn er seinem Abscheu gegen Findelhäuser, in welche auch der edle (?) Rousseau seine unehelichen Kinder unterbrachte und verkommen ließ, mit der Bemerkung Luft machte: Rousseau weiß eine rhetorische Blume über das Grab seiner Kinder zu werfen, worüber jedes hysterische Weib Verzuckungen bekömmt, oder wenn er im Aerger über Religionszwist ausrief: die verschiedenen Religionen sind nur verschiedene

Dialecte des nämlichen Gefühls. Eben so war es Wasser auf meine Mühle, wenn er, obgleich ein Feind der Judenemancipation und von dem Verderben, das dieselbe dem christlichen Volke des Staates, in dem eine solche Gleichstellung vor sich gehen würde, bringen muß, innigst überzeugt, doch die Vortrefflichkeit der alttestamentlichen Verfassung der Israeliten anerkannte und freudig zugestand: daß Moses kein Constitutionsfabrikant gewesen, wie die jetzigen Gesetzgeber. Die geringe Achtung, welche er vor der Art hatte, wie in vielen Staaten die Verfassungen zu Stande gebracht waren und welche sich im häufigen Gebrauch der Worte: Constitutiönchen, Revolutiönchen abdruckte, war mir, dem schon von Hugo her abgesagten Feinde aller papiernen Verfassung, ein rechtes Labsal. Wenn er bei Betrachtung der nach Alter und Geschlecht verschiedenen Sterblichkeit unter den Menschen die Bemerkung machte: Kindbetten sind die Feldzüge der Frauen, alte Mütter sind Unsterblichkeit, so waren diese und andere derartige Einfälle mir willkommene Aeußerungen einer gewissen Geistesfrische, deren Bewahrung bei der Dürre trockener Studien mir allezeit ein Beweis tüchtigern Sinnes und ein für mich selbst erstrebenswerthes Gut erschienen ist. Daß Sartorius in die Trockenheit der statistischen und politischen Untersuchungen ein bedeutendes Interesse zu legen wußte, war lediglich ein Erfolg dieser Geisteslebendigkeit, zu welcher er seine Zuhörer leicht hinzog. Wie barock auch die, bei jedem Vortrage der neuern Geschichte sich erneuernde, Scene erscheinen mochte, daß Sartorius zur Erzählung der Geschichte von der Hinrichtung Ludwigs XVI. nie anders als beflort und in Trauerkleidern auf dem Katheder erschien, so sehr erreichte er doch seinen Zweck, die Zuhörer wider die Revolution zu empören. Sartorius war bei allen Schwächen der Eitelkeit doch ein wackerer, gesinnungsvoller Mann, von einer seltenen politischen Ehrlichkeit. Ganz neu war mir, daß ein Professor der Politik bei Erörterung der Frage: ob es gut sei, daß eine Kirche im Staate die herrschende sei, die Kircheneinheit damit empfehlen konnte „weil es wünschenswerth sei, daß die Inhaber der höchsten Gewalt gemeinsam mit dem Aermsten im Volke sich vor dem niederwerfen, der über den Königen stehet." Eben so verwunderte mich, ihn sagen zu hören: wie schon aus dem Begriffe Religion (dem Verhältnisse, welches der Mensch zwischen sich und

der Gottheit annimmt) sich ergebe, daß die höchste Gewalt im Staate mit Religion eigentlich nichts zu thun habe, da sie sich nur auf diese Welt beziehe; es könne daher jedermann, in welchem Staate er auch sei, Freiheit des Glaubens und Gewissens fordern und sei ihm beides auch schlechterdings nicht zu nehmen ꝛc. Weit billiger als Andere urtheilte Sartorius auch über die verrufene Restauration der Staatswissenschaften von Carl Ludwig von Haller, deren Hauptverbrechen bekanntlich darin bestand, daß ihr Verfasser katholisch geworden war. Sartorius mußte auf seinem Standpunkte das mystische Element, das Haller seinem Buche eingewebt, als paradox befremden. Allein gern sprach er das Anerkenntniß aus, daß Haller ein Mann von Geist und Gelehrsamkeit sei, wenn gleich ihm dies als ein nicht ganz erklärlicher Widerspruch mit seinem Uebertritte zum Katholicismus erschien, gleichsam als ob dieser neben Geist und Gelehrsamkeit keinen Bestand habe.

Weit weniger als zu Sartorius fühlte ich mich durch Heeren angezogen, dessen historische Anschauungsweise mir schon von der Schule her bekannt war. Bereits in die Sechziger eingetreten, hatte dieser Gelehrte, welcher im Glanze einer gewissen Ehrwürdigkeit sich sonnte, vorlängst eine starke Einbuße in den Mitteln, seinen äußern Vortrag zu beleben, erfahren. In seiner äußern Erscheinung, namentlich aber in seiner Stimme fiel sogleich etwas Unmännliches auf, dessen Ursprünglichkeit eine sehr bekannte, aber unsaubere, Anekdote bezweifeln wollte. Altfränkisch, weich, breit und monoton wußte er durch seinen Vortrag kein Interesse zu erregen. Ich langweilte mich in der Regel namentlich aber unter der Redseligkeit, womit er seine Statistik vortrug, von welcher das vollständig nachgeschriebene Heft eben vor mir liegt und mir die daran geknüpften Momente des Gähnens, das sich in der Ungeduld der Erwartung des Stundenschlags so häufig einstellte, zu nicht sonderlicher Erbauung ins Gedächtniß zurückruft. Daß Heeren kein Original war, daß er die Ideen, welche die neuere Zeit durchdrungen, weder zu weiterer Belebung noch zur Bekämpfung an sich hatte kommen lassen, entnahm man aus seinen mündlichen Vorträgen noch weit sicherer, als aus dem überaus ruhigen, alle

Bewegtheit fliehenden, Tone seiner Schriften. Er zeigte sich zu sehr als Stubengelehrter und unbetheiligt bei dem Umschwunge der Ideen, welche die Zeit bewegten und die laute Herausforderung: mit der Farbe hervorzutreten, in sich enthielten. Er verdeckte zu viele, offen zu Tage gehende, Risse mit wenigsagenden Redensarten und ließ namentlich ein jugendliches Gemüth theilnahmslos und kalt. Zu einem Organe der öffentlichen Stimme in gährender Zeit taugte der alte abgelebte Mann, welcher aber seitdem noch einige zwanzig Jahre nicht zu seinem Vortheile der Universität erhalten blieb, damals nicht, wie er denn auch bei der Zahmheit des Göttinger Gelehrtenthumes es wohl nie zu einem solchen Ruhme gebracht hatte. Dagegen nahm die unbefangene Ruhe und die Abwesenheit eines scharfen Antagonismus wider entgegengesetzte historische Beurtheilung für den alten Herrn ein und machte den wohlthuenden Eindruck billiger Unpartheilichkeit. Er verrückte nicht durch einseitige Auffassungen die Gesichtspunkte, aus denen man die Geschichte vergangener Zeiten betrachten soll und verfälschte nicht durch in die Vergangenheit hineingetragene Ideen die richtige Ansicht oder machte gar durch Einlegung hinterdreiniger Principien eine neue Geschichte, wie es wohl seitdem einigen philosophischen Historikern ergangen ist, welche nur immer gar zu gern die Gegenwart schon in der Vergangenheit sich spiegeln lassen wollen. Mit Recht rühmte er sich daher der Freiheit von jeglichem philosophischen Systeme, obgleich er wohl ohne Schaden seiner Historiographie mit mehr philosophischem Geiste hätte ausgerüstet sein mögen. Durch ihn gewann ich zuerst eine Vorstellung von Pragmatik, und daß das Studium der Geschichte etwas Mehres bezwecke, als nur die Kenntniß vergangener Begebenheiten. Ich lernte einsehen, daß es hierbei auf den Zusammenhang mittelst Ursache und Wirkung ankomme, daß die Geschichte unsere Lehrmeisterin werden, uns durch Betrachtung wirklicher Beispiele besser und weiser machen und uns die Gegenwart aus der Vergangenheit zu beurtheilen unterweisen solle. War dies auch nur noch eine dürftige Ansicht von der Geschichte, so war es doch eine Hinleitung auf den richtigen Weg. Die Leichtigkeit des Styles und die oft geistvollen Sentenzen, welche Heeren in seine Darstellungen verwebte, und die meistens doch mehr als bloße Schönrednerei

waren, zogen mich an und ich bin jedenfalls dafür sein Schuldner, daß seine Ruhe und Uneingenommenheit gegen Partheiextreme eine gewisse Achtung vor Mäßigung im historischen Urtheile und eine Abneigung gegen die Uebertreibung der mit Vorurtheil geschriebenen Geschichtswerke bei mir mit begründen half. Jedenfalls hat Gervinus den alten Heeren zu übermüthig und schonungslos in seinen Blößen dargestellt, ohne dem Tadel durch die schuldige Anerkennung seiner wahren, natürlich auch mit Rücksicht auf die Zeitverhältnisse zu bemessenden Verdienste das billige Gleichgewicht zu geben.

Zu meinen eigenen Privatstudien in der Geschichte fand ich in dem reichen Schatze der Universitätsbibliothek, die ich sehr fleißig benutzte, vielseitige Anregung. Natürlich setzte ich zunächst die literaturhistorischen Beschäftigungen fort, wobei ich der Ordnung der Landcharte und den geographischen Compendien von Westen her folgte und zunächst an die portugiesische Literatur und deren Geschichte ging. Schon mehre Jahre vor meinem Abgange von der Schule hatte mich das fabelhafte Verschwinden des ritterlichen Königs Sebastian nach der Schlacht bei Alcazar 1578 und die rührende Beziehung, welche Camoés zu diesem Könige einnimmt, über die Maaßen angezogen. Noch als Secundaner componirte ich ein Schauspiel in Versen, dessen Held Sebastian und dessen Gegenstand sein Schicksal nach seinem vermeintlichen Tode war. Keine der mir zugänglichen Büchernachrichten gab mir das gewünschte Licht über das Verbleiben des Königs. Ueberall schwankende und unsichere Auslassungen. Ich stöberte in der Göttinger Bibliothek umher und machte mir aus allen Schriften, in denen ich den Gegenstand behandelt fand, Auszüge. Nur ein Hauptwerk des Diogo Barbosa Machado:

memorias para a historia de Portugal, que comprende o governo del Rey Dom Sebastiaõ

suchte ich vergeblich. Ich habe dasselbe nachmals auch von andern Bibliotheken nicht erhalten können. Darüber sind meine Materialien, an denen ich bis zu meinem Abgange von Göttingen sammelte, unverarbeitet liegen geblieben und ich habe dem Berufe, den ich zu haben meinte, diese portugiesische Geschichtslücke, welche durch romantische Erzählungen, Romane und Gedichte einstweilen ver-

blendet ist, mit der abhanden gekommenen Wahrheit auszufüllen, Lebewohl gesagt.

Meine Forschungen haben mich aber zu der Ueberzeugung geführt, daß die 1597 und 98 in Italien zum Vorscheine gekommene Person, welche nicht allein sich selber für den todtgeglaubten Sebastian ausgegeben, sondern von einer Unzahl Portugiesen dafür anerkannt worden und welche nach Neapel ausgeliefert, nach Spanien transportirt und daselbst spurlos verschwunden ist, der wahre und echte Sebastian gewesen. Die Forschung zur Aufklärung dieses durch die entgegengesetztesten Angaben verworren gemachten Geschichtsstoffes ist sehr mühsam. Denn es sind, da der Gegenstand eine politische Partheisache geworden, indem wenn der wahre Sebastian noch lebte, Philipp das in Besitz genommene Portugal mit seinen Colonien wieder hergeben mußte, spanischer Seits die scharfsinnigsten Versuche gemacht, diesen vierten der seit 1578 aufgetauchten Sebastiane, gleich seinen drei Vorgängern als einen Betrüger darzustellen. Obwohl ich nicht dazu gelangen konnte, mein Ergebniß zusammenzustellen und zu verarbeiten, so hatte die Beschäftigung mit dem Gegenstande und die Vergleichung der widerstreitenden Nachrichten doch immer den Nutzen, daß ich die von Heeren empfangenen Winke praktisch befolgte und eine Uebung erlangte, mich durch die zuversichtlichst einherschreitenden Darstellungen und alle Farbe der Wahrheit, die sie äußerlich zeigten, nicht bestechen zu lassen und nicht eher mein Urtheil zu sprechen, als bis ich auch den entgegengesetzten gleichen Anspruch auf Geltung machende Erzählung geprüft und beide gegen einander abgewogen hatte. Diese Gewöhnung ist mir nachmals, als es darauf ankam, mich den durch die gewöhnlichen Kirchengeschichten gepflegten Vorurtheilen zu entreißen, sehr zu Statten gekommen, indem ich nicht nur die Anführungen meiner Parthei, sondern auch des Gegners Behauptungen vollständig kennen zu lernen suchte und eine Thatsache nicht schon deshalb für eine Lüge hielt, weil sie durch die Gegenparthei gemeldet wurde, indem ich den Bessern ihrer Genossen eben so viel Auffassungsgabe und Wahrheitsliebe zutrauete, als ich gleiche Anerkennung für die bewährtern Theilnehmer meiner eigenen Parthei in Anspruch nahm. Aus der Zeit, wo ich mich mit den Forschungen über die Ge-

schichte Sebastians beschäftigte, ist eine Phantasie in meinen Händen, die ich, um erkennen zu lassen, in welchem Sinne ich mich für den räthselhaft verschwundenen jugendlichen König interessirte, hier mittheilen will. Ich schrieb, als ich eines Abends aus einem freundschaftlichen Zirkel gegen Mitternacht in meine Wohnung zurückgekehrt war, Folgendes nieder:

Nacht sank um mich her auf die Flur. Schlaf deckt die große Augenwimper der Natur. Wie Träume nur säuseln die Blätter der Linden über mir. Bleiche Schatten rollen am Monde vorüber. Ihre dunkeln Umrisse schweben hin vor mir über die Ebene und eilen den Hügel hinan, wo sie die alte Feste, die in Trümmern herabschimmert, in ihren dünkeln Mantel nehmen. Schwebt ihr um mich, ihr Geister, in Frieden weil der Menschheit Ruhe die Bühne euch öffnet. Oder lagern euere Schaaren im Zelte des Himmels durch dessen glänzende Augen ihr herabschauet auf den sonstigen Tummelplatz eueres Treibens? Wer stände mir näher, wen dächte ich lebhafter, als dich Sebastian, dessen Geschichte meine Gedanken jetzt beschäftigt, die der Nachtrab der Erinnerung sind? Dominicus Fest war der letzte Tag, an dem du als König den Deinen erschienest. Zum 247. Male erschien des Heiligen Tag heute wieder, seit du unter den Todten deines Heeres verloren gingst. Kein Sterblicher sahe dich auf deiner Väter Throne wieder seit Alcazars Wogen der Deinen Blut im heiligen Schooße dem Meere zuführten, daß es nicht ruhe in ungeweiheten Boden. Aber wo bliebst du? Zog ein günstig Gestirn unter dem Schirme der Nacht dich hinweg vom Felde deiner Thaten oder war's eines Vasallen Treue, die dich fortgeleitete von dem Grabe deines Ruhmes? Ich las ein altes Buch, das dunkle Kunde enthielt von deinem Schicksale. Es zuckte hell durch den finstern Schleier, der in meinem Bewußtsein über dem Ende deiner Geschichte schwebt. In schimmernder Rüstung strahlte ein Ritter mir entgegen. Doch der Blitz hatte ausgezuckt! Rabennacht wie zuvor! So fiel er durch fremde Tücke, lispelte mir's zu. Wie dieses Bild, verscholl er. Da kam über mich magischer Zauber; im Drama mußte sich mir erschließen, was ich dunkel ahnete und Scen' an Scene ging dein Geschick mir auf im Aether der Poesie. Doch genügte dem Jünglinge nicht die dunkle Ge-

staltung, welche seiner Phantasie sich antrug. Begierig forschte er, ernster geworden, in den Büchern der Geschichte und sammelte, was sich auf den wenigen Blättern fand, die sie dir gewidmet. Heiliger Schatten, wie du auch Abschied nahmst von diesem lebendigen Grabe, worin wir wachend dem Auferstehungsmorgen entgegenschlummern, zürne nicht meines Beginnens, umschwebe meinen Griffel und hilf die Charaktere gelingen, die er ahnend hinzeichnet auf das Denkmal, das ich deinem Leben weihe und das ich errichte auf dem Grabe der Vergessenheit, die deinem Namen Untergang drohete. Kann der Forscher sich befreunden mit der Geschichte, die der Zeiten Strom durch der Jahrtausende Ferne ihm zuführte, vermag er ein neues Leben zu gestalten aus den unsicher fluthenden Fragmenten jener grauen Zeit, o so befreunde auch du dich mir und laß Innigkeit und Wahrheitsliebe ersetzen, was an Kunst mir versagt ist. — Funkelnder blinken die Sterne, strahlender schreitet der Mond in seiner Bahn zum Scheitel hinauf. Freudiger flüstert's in den Linden. Süßer murmelt der Quell hin zu meinen Füßen. Redet hier dein Geist? Spricht er durch das Organ der Natur? O laß mich's glauben, was meine Ahnung mir weis't. Ist es aber Täuschung, so träumte ich süß am Dominicus Abend (den 4. August 1825, Nachts 12 Uhr).

Als ich mit Institutionen, Pandecten, Naturrecht und ähnlichen Dingen mich weidlich herumschlug, bekümmerte ich mich um Dogmen und Kirchengeschichte gar wenig und was ich davon aus dem theologischen Unterrichte in der Secunda im Gedächtnisse behalten, war meine einzige Weisheit auf diesem Gebiete. Wie mangelhaft dieselbe war und wie wenig ich vom Inhalte der Bibel wußte, beweiset mein Erstaunen darüber als ich aus einer über dem Mittagsessen (im Jahr 1824) mir von einem Freunde mitgetheilten Recension über ein theologisches Werk erfuhr, daß die Lehre von der Dreieinigkeit in der Bibel gar nicht enthalten sei und erst eine hinterdrein gemachte Exegese aus verschiedenen, in ihrem Sinne zugestutzten, Bibelstellen selbst des alten Testamentes aus dem deutlich in der Schrift gelehrten Gotte einen dreieinigen gemacht habe. Unser Recensent hatte nun (wie uns

vorkam, schlagend) dargethan, daß der göttliche Geist im alten Testamente, auf welchen sich die Dreifaltigkeitslehre berufen, nur das Wirken Gottes in der Natur und im menschlichen Gemüthe bezeichnen solle und daß die alttestamentlichen auf den Sohn Bezug habenden Stellen nur auf die göttliche Weisheit bezogen werden könnten. Sodann war ausgeführt, wie auch nach dem neuen Testamente an einen Sohn Gottes, welcher etwas Anderes als der von Gottes Geist erfüllte Mensch Jesus wäre, nicht gedacht werden könne und auch der Geist scheine nicht in persönlicher Verschiedenheit von Gott vorgestellt zu sein. Es sei bei denjenigen h. Schriftstellern des neuen Testaments, die sich zur spätern Trinitätslehre noch am meisten vorbereitend verhalten, nur ein wahrer Gott, der Vater, gelehrt. Neben demselben habe vom Anfange an, seine schöpferische Intelligenz als ein von ihm unterschiedenes, aber ihm untergeordnetes Wesen, als sein Ebenbild und Abglanz bestanden; durch dieses habe er die Welt erschaffen und erhalte sie, sei in Jesus Mensch geworden und führe jetzt, zum Vater zurückgekehrt, die Oberleitung der messianischen Erlösungsanstalt und damit der ganzen Welt, werde aber, wenn die hierfür bestimmte Frist abgelaufen, alle Macht und Herrlichkeit in die Hände des Vaters zurückstellen. Dieselben neutestamentlichen Schriftsteller seien aber auch nicht einmal in dieser Vorstellung klar, indem sie die genannten Wirkungen des persönlichen λογος in der natürlichen und geistigen Welt und im höchsten Maaße in Christo andererseits wieder dem unpersönlichen göttlichen Geiste zuschrieben.

In meiner theologischen Unwissenheit und Unkunde der Bibel und ihres Geistes machten solche gelehrte Ausführungen einen starken Eindruck auf mich und ich folgte willig der Ansicht, daß das Trinitätsdogma eine von den hellenisirenden Apologeten allmählig ausgebildete Lehre sei, an deren Wahrheit ich, da sich der Gegenstand meiner Vorstellung und meinem Fassungsvermögen gänzlich entzog, nicht im Entferntesten glauben zu dürfen vermeinte. Die ganze Idee war mir so dürr und ungenießbar als derjenige Gott, dessen Existenz von einigen meiner philosophischen Lehrmeister und Bücher durch höchst lederne Beweise festgestellt wurde, auf welche ich insofern stolz herabsehen zu können meinte, als ich den von Jakobi aufgezeigten Widerspruch für mich anführen konnte, daß, wenn

das Dasein Gottes sollte bewiesen werden können, Gott selbst sich aus etwas, dessen wir uns als seines Grundes bewußt werden könnten, das also vor und über ihm wäre, als aus seinem Principe müsse ableiten lassen. Ein anderer Grund gegen diese sehr gut gemeinten Beweisführungen ist mir noch heute der Satz: daß der Mensch Gott in der Natur und der Geschichte nicht finden würde, wenn nicht die Gottesidee in seinem Geiste läge und wir menschlicher Weise denkend mit allen Beweisen für die Existenz Gottes auf nichts Anderes hinauskommen, als auf die subjective Nöthigung unseres Erkenntnißvermögens, sich zur Welt einen Gott hinzuzudenken. Durch die Voraussetzung eines Schöpfers beweist man aber das Dasein um nichts besser, als wenn man bei einer ewigen Natur bleibt. Einen Gott, wie er im Bewußtsein der Menge lebt, erhält man, wie ich leicht erkannte, durch die Beweise, in denen man sein Dasein zu erweisen, sich abmühet, nicht. Höchst unbefriedigend erschien mir der kosmologische Beweis, welcher in der Anwendung des Causalitätsgesetzes auf die Welt bestehet, aber im Grunde nichts weiter gewährt, als den Begriff eines nothwendigen Wesens, eines ewigen Grundwesens der Welt, in dem aber noch mit nichten der Begriff der Außerweltlichkeit enthalten ist. Der physikotheologische Beweis würde, wenn er sich nicht auf den kosmologischen stützen könnte, um aus ihm das nothwendige Wesen als Grund für den Stoff der Welt vorauszusetzen, bei seiner Begründung auf das zweckmäßige Verhältniß der weltlichen Dinge, d. h. mithin auch ihre Form nur auf einen Weltbaumeister, nicht aber auf einen Weltschöpfer führen. Er leidet aber auch noch an der Schwäche, daß uns die Natur bei weitem nicht nach ihrem ganzen Umfange bekannt ist und uns auch nur ein gewisses Maaß von Vollkommenheit und Zweckmäßigkeit darstellt, so daß wir damit immer noch nicht zu dem Begriffe eines absolut vollkommenen Welturhebers gelangen. Neben der Endlichkeit des Maaßes, womit wir diese Vollkommenheit messen, leidet dieselbe aber auch noch bedeutenden Abbruch durch die Wahrnehmung, wie Zweckwidriges und Böses in dieser für vollkommen gehaltenen Welt gemischt sind. Wenn sich zur Blüthe entfaltende Jungfrauen dahin sterben, wenn ein prachtvoll prangendes Feld vom Hagel verheert wird u. s. w. wird es uns

schwer nach den Anstrengungen der Natur zur Förderung Beider, diese Vernichtung unter den Begriff der Zweckmäßigkeit zu bringen. Man tröstet sich darüber mit der Voraussetzung weiser, wohlthätiger oder unbekannter und im Hintergrunde liegender Zwecke, welche uns aber doch die Erfahrung nicht an die Hand giebt, so daß dieselben nur erst aus der Vorstellung eines höchst vollkommenen Welturhebers abgeleitet werden könnten, dessen Vorhandenheit aber eben erst bewiesen werden soll. Es hält deshalb dem physikotheologischen Beweise, die empirische Wahrnehmung, daß die Welt, wie sie eben sich darstellt, uns eben so starke Beweise wider als für ihren Ursprung aus einer absoluten Intelligenz entgegen. Am Uebelsten aber scheint es um den physikotheologischen Beweis bestellt, wenn man sich vorhält, daß derselbe auf der Aehnlichkeit gewisser Naturhervorgänge mit menschlichen Kunsterzeugnissen beruhet und daß die Aehnlichkeit an der Differenz von Organismus und Mechanismus, die zwischen beiden obwaltet, scheitert. Aus solchen Erwägungen ergiebt sich, wie schaal und abgeschmackt die physikotheologischen Saalbadereien sind, welche in Büchern wie Tiede's Unterhaltungen mit Gott in den Abendstunden und andern die Güte, Weisheit und Größe Gottes aus der Natur nachweisenden Buchern zu finden, an denen man sich, wie ich gehörigen Ortes gezeigt, noch in meiner Knabenzeit als höchst religiösen Andachtsmitteln erbauete. Die Zwecke nämlich, welche diese frommen Schwätzer bei verschiedenen Natureinrichtungen dem Schöpfer unterlegen, sind zum Theil solche, welche weit besser und kürzer durch andere Mittel erreicht werden konnten, zum Theil aber solche, welche häufig gar nicht erreicht werden oder solche, welche die Frage nach noch höhern Zwecken dieser vermeintlichen Zwecke übrig lassen. Die Physikotheologen fallen deshalb aus Sucht, allen Natureinrichtungen weise Absichten unterzulegen, in die albernsten Abgeschmacktheiten. Wie soll man es z. B. anders nennen, wenn Tiede unter die vielen unerkannten Wohlthaten des Schlafes, für welche er Gott dankt, die rechnet, daß Gott durch denselben die Sünder zur Ruhe bringt und sie auf ihrer bösen Laufbahn stille stehen heißt. „Wie sehr würde die Tugend, so ruft er, nicht darunter leiden, und zu welcher ungeheuern Größe nicht das Laster anwachsen, wenn die Gottlosen auch die

Nächte hindurch freie Hände behielten! So aber müssen sie fast den dritten Theil ihres Lebens verschlafen und der gemißhandelten Tugend eine Erholungsfrist gönnen." — Derselbe Tiede giebt aber einige Seiten weiter hin goldene Ermahnungen nicht zu lange zu schlafen und beruft sich auf Jesum, welcher den Jüngern in Gethsemane „ihrer Schläfrigkeit wegen einen Verweis ertheilt." Mit der gepriesenen Vollkommenheit der Natureinrichtungen contrastirt die Unterhaltung des 22. Januar gewaltig, in welcher Tiede gewissenhaft alle Verdrießlichkeiten, Nachtheile und Gefahren des Winters aufzählt, zu denen auch die langen Winternächte, welche zu überlangem Schlafe reizen, gerechnet werden und wie der Dampf der Lichter unserer Brust schädlich werde u. s. w. woran sich der Schlußsatz knüpft: Kurz, der Winter stellt unserer Gesundheit und unserm moralischen Charakter so häufig nach, daß er wie schlüpfriges Eis mich behutsam wandeln und dir mein Erhalter! für jeden überstandenen Tag inbrünstig danken heißt. — „Wie ist es doch möglich unpartheiischer Vater! ruft Tiede ein anderes Mal aus: daß du deine Kinder so sehr verschieden ausgestattet hast! Eine Taufe, ein Glaube, ein Nachtmahl, ein Erlöser, ein und derselbe Himmel aber die Beköstigung und Bekleidung wie verschieden! Wenn ich einen prächtigen Reichen und unter seinen Hunden einen halbnackten wimmernden Armen sehe, so scheinet mir jener ein Ueberbleibsel des Paradieses und dieser ein Beweis des Sündenfalles zu sein. Jener trägt die Livree der Tugend und dieser des Lasters." Womit tröstet sich nun unser Physikotheologe über solche Wahrnehmung? „Jedoch deine Urtheile, ruft er, o Gott! sind nicht die unsrigen; die wir das Wesen eines Menschen nach Wolle und Seide verschieden finden. In deinen Augen war Lazarus ruhmwerth, der reiche Mann aber namen- und ehrlos. Und dies tröstet mich in Absicht meiner Nächsten!" Es könnten solche Ungereimtheiten, in welche die physikotheologische Andacht verfallen muß, noch unzählige angeführt werden und man braucht beim Reichthum solcher Einfälle unter den Deutschen nicht gerade auf den niederländischen Naturforscher de Graaf zurückzugehen, welcher die Weisheit des Schöpfers auch in den Urinirwerkzeugen des Menschen anzuerkennen weiß, weil sie also eingerichtet worden, daß nöthigenfalls der

Steinschnitt ohne Gefahr der Fortpflanzungsfähigkeit vorgenommen werden könne. Alle dergleichen Betrachtungen führen zu Fragen, welche die gepriesene Zweckmäßigkeit und Weisheit der Natureinrichtungen höchst zweifelhaft erscheinen lassen und zu nichts weniger als andächtigen Empfindungen Anlaß geben. Die Ärmlichkeit einer solchen Erbauung hatte mich auch wohl schon früherhin gegen die ganze Physikotheologie eingenommen. In der Sucht bei der Zweckmäßigkeit jener Einrichtungen Alles auf den Menschen zu beziehen fand ich einen kleinlichen Egoismus, welcher sich einbildet, die Natur habe Alles zum Nutzen der Menschen erschaffen. Unter dieser Voraussetzung würden auch die wirklich geäußerten Kindereien kaum zurückgewiesen werden können, daß der Weizen deshalb auf der Erde verbreitet sei, damit der Mensch Kuchen backen könne, oder: die Vögel an den Flußufern America's seien deshalb mit einem so schönen Gefieder ausgestattet, damit der Mensch sich einen zierlichen Kopfputz machen solle. Es hat auch nicht an Leuten gefehlt, welche es höchst zweckmäßig gefunden haben, daß das Wasser bergab liefe und nicht bergan, weil letztern Falles die Erde überschwemmt werden würde.

Nach den Lächerlichkeiten, welche die Physikotheologie aufgetischt hat, um die Weisheit Gottes in der Beschaffenheit der Welt nachzuweisen, kann man jenen guten Kapuziner kaum noch besonders belächeln, welcher einen großen Beweis der Güte des Schöpfers darin auffand, daß er den Tod ans Ende des Lebens gesetzt habe. Wie man aus Albernheiten der Art auf eine apodiktische Gewißheit, zu welcher die Physikotheologie führen sollte, hatte verfallen können, war mir ein Räthsel. Das système de la nature war mir weit einleuchtender, wenn ich darin fand: „Man sage nicht, wir können uns keine Vorstellung von einem Werke machen, ohne zugleich einen davon verschiedenen Urheber hinzuzudenken. Die Natur ist eben kein Werk; sie ist eine unermeßliche, mit allen möglichen Stoffen versehene Werkstätte, welche die Mittel und Werkzeuge, deren sie sich bei ihren Arbeiten bedient, selbst verfertigt; alle ihre Werke sind Wirkungen ihrer Kraft und der Triebwerke, welche sie hervorbringt, erhält und in Thätigkeit setzt. Eben so wenig lasse man sich durch das Vorurtheil fangen, als könnte die blind wirkende Natur kein zweck-

mäßiges Werk hervorbringen. Es ist nicht wahr, daß die Natur eine blindwirkende Ursache sei; sie handelt nicht auf Gerathewohl; nichts von dem, was sie thut, würde demjenigen zufällig vorkommen, der ihre Handlungsweise, ihre Mittel und ihren Gang verstünde." Der physikotheologische Beweis bringt es daher höchstens zu dem Begriffe einer Weltseele. Die Welt erscheint als ein harmonisches Ganze, ein lebendiges System. Alles Erscheinende bildet nur die Organe des Einen Subjectes, die Planeten, welche sich um die Sonne drehen, sind nur die Riesenglieder dieses einen Systems. Erscheint hier Gott nicht verschieden von der Welt, ist der Künstler eins mit seinem Kunstwerke, so kann auch nicht von einem außer- oder überweltlichen subjectiven und persönlichen Gotte die Rede sein. Vor dem Pantheismus hatte ich aber, wie bereits bemerkt, schon von lange her, eine abergläubische Furcht. Ich nahm also, um dem Verzweiflungssprunge in diesen Abgrund zu entgehen, sehr gern das von Kant dargebotene und über die Kluft gelegte Brett an, um die schwindelnde Tiefe zu überschreiten. Ich glaubte mir in diesem einen Falle das Resultat seiner kritischen Nachforschungen über die Vernunft zu Nutze machen und mit ihm annehmen zu dürfen, wie dieses Vermögen namentlich in physikotheologischer Weise gehandhabt, unfähig sei, unsere Erkenntniß über die Sinnenwelt hinaus zu erweitern oder die Endabsicht der Metaphysik, welche auf eine solche Erweiterung hinausgehet, zu erreichen. Ich glaube wohl, daß es meinem Mangel an aller philosophischen Anlage zuzuschreiben ist, wenn ich, ehe Jakobi mich weiter geführt, um weitern Nachdenken überhoben zu sein, mit Kant annahm: es gehe über die Macht des menschlichen Geistes, der Beziehung der Welt auf einen übernatürlichen Urheber Zuverlässigkeit zu geben d. h. darzuthun, daß die Idee von Gott, etwas mehr, als ein Erzeugniß der Phantasie sei. Konnte ich nun auch das moralische Argument, womit Kant durch die Vernunft auf das Dasein Gottes als eines absoluten Ausgleichers der Glückseligkeit mit der Würdigkeit pochen (postuliren) lässet, nicht zu dem meinigen machen, so fand ich doch in dem Wegrasiren aller bis auf ihn üblich gewesenen Beweise, einen Beweggrund mehr, mich dem Jakobischen Gefühlsglauben, welcher in einer ähnlichen Weise postulirte, immer näher zu stellen. Auf

den historisch theologischen Beweis, welcher es auch höchstens nur zu einer moralischen Weltordnung bringt, auf die Uebereinstimmung der Völker und das schon von dem Scholastiker Anselm von Canterbury angewendete ontologische Argument, gab ich nicht viel, weil diese mich nicht zu gehörig klaren Vorstellungen brachten. Man ersiehet leicht, daß meine ganze Gotteserkenntniß zu Göttingen ein kahler, unlebendiger Deismus war, aufgetakelt mit einigen schönrednerischen und philosophischen Fetzen. Auffallend war mir jedoch, daß mein Lehrer Schulze in der Metaphysik, wo er diese Lehren ganz am Ende vortrug, die Gedenkbarkeit der Wunder annahm, weil unsere Erkenntniß der Weisheit und Macht Gottes nicht so weit reiche, um beweisen zu können, die Bewirkung eines Wunders streite mit dieser Weisheit und Macht. Er nahm sich aber wohl in Acht, irgend ein wirkliches Wunder zuzugeben und machte dadurch sein Zugeständniß zu einem todten. „Daß jemals Wunder wirklich vorgekommen, bemerkte er, beruhe theils auf richtigen Beobachtungen dessen, was für ein Wunder gehalten worden, theils auf glaubwürdigen Zeugnissen darüber. Nun kommen, fuhr er fort, allerdings im Alterthume und bei manchen Völkern eine Menge Sagen über Wunder, die sich zugetragen haben sollen, vor. Man würde sich aber einer großen Uebereilung schuldig machen, wenn man diesen Sagen gleichen Werth beilegen wollte. Manchen siehet man es sogleich an, daß sie bloße Geschöpfe der Einbildungskraft sind, zu deren Entstehung thörichter Aberglaube Anlaß gab, oder daß sie ersonnen sind um beim großen leichtgläubigen Haufen gewisse Absichten zu erreichen. Andere hingegen haben einen andern Charakter. Es sind nämlich auch manche Lehren von Gott, von seinem Verhältnisse zur Welt besonders zum Menschen, wodurch die religiösen Ansichten von der Welt verbessert und das religiös sittliche Leben in einem Zeitalter erhöhet ward, für übernatürlichen Ursprunges ausgegeben worden. Von den durch eine übernatürliche Einsicht von Gott und göttlichen Dingen zur Bewirkung großer Verbesserungen im Zustande der Menschen ausgerüsteten Männern wird ferner erzählt, sie hätten Wunder verrichtet um dadurch die Göttlichkeit ihres Berufes zu beweisen. Diese Wunder waren oft und fast insgesammt von wohlthätiger Natur und die Erzählungen davon rüh-

ren von Zeugen her, welche wegen ihrer erprobten Wahrhaftigkeit mit den gewöhnlichen Wunderverbreitern nicht verglichen werden dürfen." — Schulze machte einen großen Unterschied zwischen den Wundern des alten und neuen Testamentes, indem er die letztern wohlthätig*) fand, die erstern nicht. Das, was von Christo erzählt wurde, hatte für ihn in sich selbst einen äußersten Grad von Wahrheit und einen psychologischen Zusammenhang. So etwas, sagte er, habe sich nicht psychologisch erfinden lassen. Dagegen sollte, wie er sich äußerte, ein Mangel an Bildung dazu gehören, an die Charlatanerien des Hohenlohischen Schillingsfürsten zu glauben. Als habe er wiederum zu viel zugestanden, wies Schulze sogleich darauf hin, wie bei Beurtheilung der Wundererzählungen nicht übersehen werden dürfe, daß das fromme Alterthum, unbekannt mit den Aufklärungen, welche die Naturwissenschaften über die geistigen und physischen Kräfte in der Welt neuerdings verbreitet haben, viele Begebenheiten in der Natur und Seele des Menschen religiös aufgefaßt und sich deswegen darüber ganz anders ausgedrückt, als wir zu thun gewohnt sind, so wie auch nicht zu leugnen sei, daß im Schicksale Einzelner, wie auch ganzer Völker Manches vorfalle, das von äußerst wichtiger und wohlthätiger Wirkung sei, und sowohl seinem Ursprunge als Folgen nach aus der gewöhnlichen Ordnung der Dinge nicht begriffen werden könne. „Wenn daher, sagt Schulze, das moralische Verderben unter den Menschen in einer gewissen Zeit sehr überhand nimmt und was dies Verderben befördert, eine große Macht beweist, so ist der religiös gesinnte Mensch sehr geneigt, eine außerordentliche Hülfe Gottes, eine Erlösung vom Verderben und dem, was dasselbe befördert, zu hoffen und zu erwarten **). Wenn dann unter solchen Umständen etwas geschiehet, das dem Verderben Gränzen setzt, eine Verbesserung einleitet, und die Verbesserung trotz vieler und großer Hindernisse nach und nach zu

*) Er muß nicht an das Austreiben der bösen Geister und deren Einfahren in die Säue der Gergesener gedacht haben, welche schwerlich dieses Wunder für eine Wohlthat angesehen haben dürften.

**) So z. B hörte man während der französischen Herrschaft in Deutschland häufig die Rede: wenn's nicht bald besser wird, möchte man kaum glauben, daß ein Gott im Himmel ist.

Stande kommt, dann glaubt das fromme Gemüth die Hand der Gottheit zu erkennen, welche die menschlichen Angelegenheiten lenkt und dem Guten einen Sieg über das Böse verschafft. Mit Erweiterung unserer Erkenntnisse von der Gesetzmäßigkeit im Wirken aller Kräfte und der Einrichtung der Welt, nach der Alles in derselben zu einer immerwährenden Fortdauer angeordnet ist, muß jedoch der Glaube an ein unmittelbares prästabilirtes oder occasionelles Einwirken der Gottheit in der Natur nach und nach abnehmen. Jene Erweiterung macht nämlich den Verstand immer geneigter, Alles, was in der Welt vorkömmt, auf natürliche Ursachen und eine unveränderliche Ordnung darin zu beziehen*). Auch könnte jenes Einwirken doch nur als eine Nachhülfe zur Ausführung der Pläne, welche die Gottheit bei der Welt hatte, angesehen werden und die Ansicht erscheint als ein Anthropomorphismus, unangemessen der Vorstellung von Gottes Erhabenheit. Wer Welten hervorruft für Ewigkeiten, wird in Kleinigkeiten nicht nachzuhelfen haben. Ueberhaupt ist der Streit über Möglichkeit und Unentbehrlichkeit der Wunder um eine gewisse Aenderung der Sinnesart hervorzubringen, ein Streit, der niemals beendet und sicher entschieden werden kann, denn es kommt dabei zuletzt doch auf eine genaue Bestimmung der Verbindungen an, die zwischen dem Höchsten und der Welt stattfinden und wodurch die Ausführung des Weltplanes bedingt wird." Die Wunder waren hiernach unserm Philosophen nur Nebendinge im Christenthume. Um ihre Bewandniß recht kennen zu lernen und die Zumuthung, mit denen sie sich den Christen entgegendrängen, abzuwehren, wurden noch eine Menge Untersuchungen über den Ursprung der Nachrichten von diesen Wundern für nöthig gehalten, deren Möglichkeit und Beendigung gar nicht vorauszusehen war und deren Entbehrlichkeit aus der hinzugefügten Versicherung sich ergeben mußte, daß aus dem Streite: ob Wunder geschehen, nie etwas herauskommen werde, das Christenthum aber die ihm eigene

*) Sonst glaubte man, so ward von Schulze hinzu bemerkt: Krankheiten durch Gebete curiren zu können; sobald man den Organismus des Körpers studirte, mußte dieser Glaube hinwegfallen, wenn auch ein gewisses Vertrauen bei manchen Krankheiten wohlthätigen Einfluß haben kann.

Würde behalte, wenn man auch die unächten Zusätze abschneide. Deshalb schloß denn Schulze seine Metaphysik mit folgender Phrase: „Und was die erhabene Lehre des Christenthums von Gott und göttlichen Dingen betrifft, so darf man wohl sagen, daß, wer sich ihres Geistes bemächtigt hat und darnach sein Leben ordnet, hierdurch inne werden wird, daß sie von Gott sei; er hat nicht nöthig, sich an die Nachrichten von den Wundern, die bei Einführung des Christenthums vorgefallen sein sollen, zu halten und von ihrer Wahrheit, Göttlichkeit und Gewißheit der den Menschen selig machenden Folgen derselben überzeugt zu sein.“ — Da ein damals berühmter Philosoph, dessen Redlichkeit im Streben nach Wahrheit ich durch persönlichen Umgang und fleißigen Besuch und Anhören aller seiner Collegia genugsam kennen gelernt, es nicht unter seiner Würde fand, in dieser Art über das Christenthum zu urtheilen und demselben eine ganz bescheidene Göttlichkeit zuzugestehen, so wird man mir dem zwanzigjährigen Themisjünger keinen Vorwurf daraus machen dürfen, daß ich eine Zeit lang diesen Ausweg annahm: das Christenthum für Etwas und zwar meiner Meinung nach recht viel gelten zu lassen und es doch nicht an mich herankommen zu lassen. Namentlich fand ich den Ausweg bequem, durch Anerkenntniß und Zugeständniß größerer Wunder: nämlich der in der Natur und der in den sittlichen Wirkungen des Christenthumes sich offenbarenden, gegen den Vorwurf der Geringschätzung oder Leugnung der biblischen Wunder mich zu sichern, ohne doch näher auf dieselben eingehen zu dürfen. Mir war, so wagte ich zu reden, die Reinheit und Erhabenheit der Moral Christi ein weit gültigeres Zeugniß seines Berufes als etliche Krankenheilungen und andere Unbegreiflichkeiten, welche seine höhere Sendung angeblich beglaubigen sollten und ich dachte davon eben so, wie ich jüngst bei Luther fand, welcher die von Christo verrichteten leiblichen Wunder als Aepfel und Birnen betrachtete, wodurch er den unverständigen Haufen seiner Zeitgenossen wie Kinder an sich locken mußte, um seine rechten, hohen Mirakel, die geistigen, an ihnen vollziehen zu können. Ja ich konnte mich auf der Meinung beschleichen: Wunder als ein Widerspruch gegen die Natur, widersprächen dem Wesen Gottes selber, indem die Gesetze der Natur und ihre Herrschaft doch nur den

Willen Gottes in seiner beständigen Verwirklichung darstellten. Auch meinte ich, da kein Mensch so umfassende Kenntniß der Natur besitze, um alle Vorkommenheiten ihrem Grunde nach zu erklären, die Nothwendigkeit: eine befremdende Erscheinung für ein Wunder zu halten, noch sehr fern läge. Auch an der Vernünftigkeit der biblischen Wunder hätte ich zweifeln mögen. Mir wollte immer noch nicht einleuchten, wie dadurch die Wahrheit der Lehre Christi sollte können dargethan werden, eine Unbegreiflichkeit durch die andere und wie eine ganz heterogene Thatsache einen Beweis für die Richtigkeit eines Glaubenssatzes sollte abgeben können, oder wie Lessing sagt: zufällige Geschichtswahrheiten können nie der Beweis für nothwendige Vernunftwahrheiten werden. Weit natürlicher hätte mir das Gegentheil erscheinen mögen: wegen der Unglaublichkeit des Factums auch die damit gestützte Lehre unglaubwürdig zu finden, indem man auch dem übrigens zuverlässigsten Gewährsmanne da keinen Glauben zu schenken pflegt, wo seine Angabe im völligen Widerspruche mit der Natur und deren Gesetzen stehet, deren Nothwendigkeit unser Leben und unsere Vorstellung beherrscht. Wir sollen, meinte ich, eher glauben ein Augenzeuge irre, als daß wir eine Verletzung dieser Gesetze zugeben. Dabei standen mir denn auch eine Menge Zweifelsgründe zu Gebote, z. B. die leichte Möglichkeit einer absichtlichen oder Selbsttäuschung beim Augenzeugen oder Berichterstatter, in denen zu der Neigung bei Andern Verwundern und Staunen zu erregen sich religiöser Eifer gesellt. Bei allen Religionen sollen Wunder die Lehre beweisen und heben sich mit dieser gegenseitig auf. Da für nichts mehr irrige oder falsche Zeugnisse angeführt zu werden pflegen, als für Wunder, namentlich im Zusammenhang mit religiösen Meinungen, so müssen gerade solche Erzählungen mit höchstem Mißtrauen aufgenommen werden, zumal wenn der wunderbaren Beschaffenheit von etwas Erzähltem dessen absolute Unmöglichkeit entgegentritt. Ich glaubte daher wohl zweifeln zu dürfen: ob ein Wunder oder gar eine Reihe von Wundern zur sichern Grundlage eines Religionssystemes gemacht werden könne. Mit diesen mehr oder minder klar in meiner Seele liegenden Gedanken, welche auch in etwanigen Unterhaltungen mit Freunden über den Gegenstand ihren Anklang und Wiederhall fanden, hielt ich mir die

Wunder und die Uebernatürlichkeit des Eintrittes der christlichen Religion in die Welt fern. So gar häufig ward ich ohnehin nicht in Versuchung geführt, der Wunder mich zu erwehren, denn die Bibel glaube ich sieben ganzer Jahre lang, wovon die Universitätsjahre ungefähr die Mitte ausmachen, nicht in die Hand genommen zu haben und andere Bücher, worin die Wunder in biblischer Weise besprochen worden, kamen mir nicht leicht zu Gesicht Dabei bildete ich mir mit tausend Andern nicht wenig auf die Freiheit der Schriftforschung ein, das viel gepriesene Palladium und die theuere Errungenschaft der Reformation. Erst jetzt werde ich aber zu meiner großen Verwunderung inne, daß so wenig ich, wie unzählige Andere, welche die Köstlichkeit dieses Rechtes nicht genug zu preisen wußten und deren Lippen überflossen vom Preise dieser herrlichen Freiheit, jemals den geringsten Gebrauch davon machten*), indem die Bibel unter der bei weiten

*) Ebenso, habe ich gefunden, gehet es allen unverständigen Schwärmern für irgend eine Idee. Begeistert bis zu bachantischem Taumel für Freiheit, fand ich Leute, welche sich von einer herrischen Frau, von der Mode, von conventionellen Rücksichten, von der öffentlichen Meinung, von Angewohnheiten, von Fehlern, von Lastern knechten ließen, oder welche ihrerseits, wo sie in herrschender oder vorgesetzter Ordnung zu Andern standen, ihre Untergeordneten knechteten, kurz in der Regel solche, welche die Verhältnisse, in denen sie lebten und die zu regeln ihrer Willkühr überlassen war, zu allem Andern eher benutzten oder mißbrauchten, als zur Realisirung ihrer Freiheitsideen. In Folge solcher Erfahrungen hat sich bei mir eine tiefe Abneigung gegen das landläufige Geschwätz über Freiheit festgesetzt. Ich muß dabei gewöhnlich einer Aufführung von Schillers Räubern aus meiner Schulzeit an meinem damaligen Wohnorte gedenken. Der Schauspieler, welchem die Rolle des alten Moor zugefallen war, ein alter abgelebter Mann, hatte in seiner Jugend einen passablen Baß gesungen und wurde mit dem Reste desselben noch immer als Aushülfe im Chor verwendet, weil das Sängerpersonal der Bühne, deren Vorstand er mit war, aus wenigen Köpfen bestand. Dies geschah auch in den Räubern. Als die rauhen Gesellen unter dem Thurme gelagert, in welchem der alte Moor als Gefangener schmachtete, ihr Lied: Ein freies Leben führen wir, absangen, hörte man die zitternde Stimme des alten Herrn aus dem Thurme deutlich ihre Chorparthie mitsingen. Wie dieser alte Moor sind mir viele andere Freiheitssänger erschienen. Gleiche Bewandtniß aber hat es mit vielen Anpreisern der Freiheit des Forschens in der Schrift.

größern Mehrzahl der gebildeten Protestanten, welche intellectuell zur Forschung befähigt sind, trotz aller Bibelgesellschaften und Anstalten, dieselbe überall hin zu verbreiten, ein sehr seltenes Buch ist, noch weniger aber zur Hand genommen und darin gelesen wird. Noch heute, nachdem die Periode der stärksten Gleichgültigkeit gegen das Wort Gottes vielleicht vorüber ist, vernehmen sehr viele von den Gebildeten unter den Protestanten, welche etwa das Zeug zum Forschen haben möchten, weiter nichts vom Inhalte der Bibel, als was der Geistliche, wenn sie, was doch auch nicht allzuofft geschiehet, der Predigt beiwohnen, ihnen als den Text zu derselben vorliest. Das Rühmen der freien Schriftforschung ist daher bei Vielen, welche sich darin gefallen, eine leere Schwadronade. Wenn irgendwo Zeit, Gelegenheit und Beruf zum Forschen stattfindet, so ist es wohl auf der Universität. Allein niemand unter meinen Bekannten, so weit sie nicht Theologen waren, fand sich im Mindesten versucht, Forschungen in der Schrift anzustellen. Sie so wenig als ich, hatten uns mit diesem Buche der Bücher beim Beziehen der Universität ausgerüstet. Wir glaubten schon drei Jahre lang des Wortes Gottes entrathen zu können. Denn uns war das Princip der freien Forschung nichts mehr und nichts weniger, als was dasselbe für die meisten Andern eben auch ist, nämlich Freiheit von aller menschlichen Autorität in Glaubenssachen. Damals faßte man die freie Forschung noch nicht so seltsam auf, als die ängstliche Behutsamkeit der Positiven sich derselben nur gebrauchen will, wo sie als Forschung nicht frei sein und als Freiheit nicht forschen soll. Denn damals war die praktische Folge dieses Grundsatzes:

> „daß vermöge desselben der eine als abgelebten Dogmenschund verwerfen konnte, was dem andern als geheiligte Lehren der Vorfahren, als eine kostbare nimmer aufzugebende Habe betrachtete,"

noch nicht so an das Tageslicht getreten, als seitdem es unter dem gemeinen Volke durch mannichfache lichtfördernde Bestrebungen überall so hell geworden ist. Damals konnte sich die von mir schon anderwärts erzählte Geschichte wiederholen, welche zwei französischen Officieren zu der Zeit als Chateaubriands Attala die pariser Lesewelt in zwei feindlichen Partheien auseinander hielt,

begegnete. Der eine war ein wüthender Gegner der Attala und riß dieselbe mit den entwürdigendsten Ausdrücken herab. Ein eben so warmer Lobredner des Buches, erhob der Andere sie bis zum Himmel. Beide wurden in ihrem Eifer gegen einander persönlich. Dies führte zu einem Zweikampfe auf Pistolen in dem, da jeder Beleidiger und Beleidigter war, gleichzeitig von Beiden gefeuert ward. Beide stürzen tödtlich getroffen und bereuen die gewaltsame Abkürzung ihres Lebens um eines Buches willen, das, wie sich nun ergab, Keiner von ihnen gelesen hat. — So höre ich noch häufig Leute sehr ernsthaft über biblische Dinge streiten, welche in der Bibel so wenig Bescheid wissen, daß sie vom jüngsten Schulkinde Zurechtweisungen darin mit Dank würden annehmen können. Ist es doch sogar am 9. März 1845 dem wackern Johannes Ronge, dessen geläutertes Christenthum aus häufigem und gründlichem Forschen in der Schrift hervorgegangen, beim ersten christkatholischen Gottesdienste zu Breslau begegnet, daß er in diesem theuern Buche nicht recht Bescheid gewußt hat. Nachdem er darauf aufmerksam gemacht, daß Christus in Bildern und Gleichnissen geredet, fährt er fort: „Wir müssen diese Lehre nicht in ihrem Wortlaute nehmen, sondern auf den Geist dringen: Christus selbst fordert dazu auf in den Worten: der Buchstabe tödtet, der Geist macht lebendig.“ — Diese Worte hat aber nicht Christus gesprochen, sondern Paulus (II. Corinth. III. 6) geschrieben. — Sollte dieses geringe Studium der Schrift, wobei so mancher Protestant es bewenden lassen zu dürfen meint, nicht eine Folge der verkehrten Anwendung des nicht minder, als das Princip der freien Schriftforschung gemißbrauchten Principes der Allgemeinverständlichkeit (Perspicuität) und Genugsamkeit (sufficientia) der heiligen Schrift sein, auf das man sich verläßt, indem man meint, ein einziger Blick in die Schrift werde schon Aufschluß über dasjenige gewähren, worüber man aufgeklärt sein will? Ich meines Theiles glaube zu seiner Zeit auch nicht unfleißig Gottes Wort zur Hand genommen und darin geforscht und gelesen zu haben und es kommt auch immer noch häufig vor, daß ich darin nachschlage und mir Rathes erhole. Ich glaube daher einige Bekanntschaft mit der heiligen Schrift zu besitzen. Allein eine perspicuitas und sufficientia derselben auch nur für mich

anzunehmen, davon bin ich so weit entfernt, als zu glauben, daß über jeden Schuster, der seine Nase hineinsteckt, auch sogleich der heilige Geist komme und ihn für das Auslegen zum Selbstverständnisse, geschweige denn zur Verständigung Anderer geschickt mache. Die protestantischen Geistlichen sind gewiß von der besten Meinung beseelt, wenn sie ihren Pfarrkindern die Allgemeinverständlichkeit und Genugsamkeit der Schrift versichern. Deshalb hört man auch in der Kirche so wenig Bibelerklärungen. Statt das geistliche Amt, welches nach protestantischen Begriffen doch nur ein Lehramt ist, zu benutzen, dem Volke die Schrift auszulegen, tragen viele Prediger theologische und moralische Privatmeinungen vor, welche sich wie zufällig an einen Bibeltext lehnen. Die Homilie, welche dem Principe des Protestantismus durchaus zusagt, wird vom geistlichen Lehramte vielfach ganz vernachlässigt. Sie ist die vorzüglichste Weise, die dieses Amt zur Belehrung über die heilige Schrift benutzen könnte und durch welche die Kirchenväter so reichen Segen stifteten. Wenn man aber die Schrift fleißig auslegte würde man nicht so viel von der Verständlichkeit der Schrift sprechen dürfen. Ein Böswilliger könnte diese Anpreisung leicht für einen jesuitischen Kniff erklären, um die theuren Pfarrgenossen durch das Vertrauen auf die leichte Verständlichkeit und die Gewißheit, über alles Mögliche Aufschluß in der Bibel zu finden, von dem Studium derselben abzuziehen, um sich nicht allein die lästigen Nachfrager über zweifelhaft gebliebene Stellen fern zu halten, sondern auch zu verhüten, daß die lieben Gemeindemitglieder kraft der subjectiven Auffassungsweise jedes Einzelnen sich ihre besondere, dem Herrn Pfarrer unbequemen, und praktisch vielfach hinderlichen und nachtheiligen Religionsansichten bilden. Die Böswilligkeit könnte sich sogar versucht fühlen, noch weiter zu gehen und die Behauptung aufzustellen, die Geistlichkeit zeige deshalb einen so regen Eifer in Verbreitung der Bibel und ihre Betheiligung bei den Anstalten für dieselbe, um sie sich unschädlich zu machen, weil sie sich überzeugt, daß eine verbotene und seltene Kost weit lieber genossen wird, als eine allgemein zugängliche, welche für Nichts zu haben ist. Denn es ist auffallend, wie mit dem Eifer der Bibelgesellschaften, die heilige Schrift zu verbreiten, die Lust die Bibel zu lesen doch im Allgemeinen seltener wird. Der Menschengeist macht von dem

ihm angeblich von Gott verliehenen Rechte, zu forschen und zu suchen in der Schrift, nie weniger Gebrauch, als seitdem dieselbe in aller Welt Händen ist — oder wenigstens sein könnte. — Es fällt mir nicht ein, den Geistlichen solche Kniffe auch nur im entferntesten Gedanken zur Last legen zu wollen. Allein einen hinreichenden Grund könnten sie dazu wohl finden. Denn hat es mit dem Grundsatze der perspicuitas und sufficientia seine Richtigkeit, so sind sie, weil die Verkündigung des Evangelii und dessen Auslegung ihren Hauptberuf bildet, eines Theiles keine nothwendigen Beamten, indem jeder Laie, welcher lesen kann, wie jetzt doch durchgängig der Fall ist, jenem Berufe und zwar zu ihm gelegener Zeit und bei bequemer Stimmung selbst folgen könnte und sie sich um die Frucht ihrer schönen Studien ganz betrogen sehen würden, anderntheils aber würde ihnen aus der Schrift heraus durch ihre Seelenpfleglinge kraft der durch eigene freie Schriftforschung gefundenen Resultate, welche in der Regel von dem auf der Kanzel gepredigten sehr abweichend sein dürften, und deren Conflicte unter einander, das Amtsleben zu einer wahren Höllenpein gemacht werden. Würden die Herren Geistlichen den recipirten Grundsatz der Perspicuität und Sufficienz bezweifeln oder bestreiten (wie sie schon Existirens halber müßten), so würde er kraft des Alles regierenden Widerspruchsgeistes erst recht festgehalten und ausgebeutet werden und Alles ihnen Widerwärtige eintreten, was sie von der Forschungslust erwarten können. Legen sie derselben keinen Zaum an, scheinen sie dieselbe sogar zu befördern, so sind sie am sichersten, sie einzuschläfern und sich gegenüber unschädlich zu machen. In zahllosen christlichen Familien, bei deren Vorfahren die häusliche Lesung der heiligen Schrift noch Brauch und fromme Uebung war, liegt die Bibel, trotz der Berichte über den allgemein neu erwachten Hunger nach Gottes Wort, jetzt weit mehr und in einem schlimmern Sinne unter der Bank, als es Luther zu seiner Zeit gefunden haben will. Jenes Lesen konnte dem Geistlichen auch nur so lange angenehm sein, als die Bibel unter dem Volke für eingegeben von Gott galt und die Gemeinde den Geistlichen für berufen hielt, ihr dieses Wort Gottes auszulegen. Denn nun lesen die Einzelnen der Hauptsache nach nichts Anderes in der Schrift, als was der fleißig gehörte

Geistliche ihnen hineingelegt oder ausgelegt hatte. Seitdem aber das Princip des freien Lesens und Forschens unter den Laien eingedrungen ist und diese demzufolge den Inspirationsbegriff meistens aufgegeben, indem sie den Mangel der Mitwirkung des h. Geistes aus dem Inhalte mancher Schriften, die anscheinend einen mehr als profanen Geist athmen und ohne Verletzung des sittlichen Zartgefühles ihres Bedünkens nicht wohl gelesen werden dürfen, deutlich erkannt zu haben vermeinen, liest man die Schrift zur Erbauung und als Gottesdienst im Hause weit weniger, selbst wenn auf den Kanzeln dazu die Aufforderung ergehet, welche denselben Zweck hat, als die Verbreitung der Bibel, gegen welche, wie ich in den Geständnissen erwähnte, noch sehr Viele aus der Schule her eine Abneigung mitbringen. Andere, die es redlich meinten und mit den Früchten der verbesserten Schuleinrichtung, zu denen in der Regel etwelche Aufklärung zu gehören pflegt, erfrischt, an die Lecture der h. Schrift sich gemacht, haben, nachdem sie kritisch und vergleichend zu Werke gegangen, gefunden, wie sie vielmehr auf Widerspruch stießen, als wahre Einheit der Geschichte und Lehre fänden, daß viele Dinge in diesen Schriften enthalten sind, die unsern Begriffen von Gottes Religion und unsern Vorstellungen von Heiligkeit und Tugend widersprechen. Sie haben sich außer Stande gefühlt, diese anscheinenden Widersprüche mit dem Charakter der Heiligkeit, welchen die Schrift trägt, zu vereinigen und das Widerstrebende als Einheit ins Herz und Leben aufzunehmen, daher die ganze Sache lieber auf sich beruhen lassen und sich an das Wort, wie es der sprach- und geschichtskundige Diener desselben ihnen verkündigt gehalten. Und so ist es auch natürlich und recht. Freilich ist damit auch die Perspicuität und Sufficienz der h. Schrift stark in Zweifel gezogen. Allein damit hat es auch bei weitem nicht so viel auf sich, als man vermeint. Ich meines Theiles kann dieselben wenigstens nicht zugeben. Zunächst sind die Lehren und Pflichten, welche man aus der Bibel entnehmen soll, meistens so zusammenhangslos und außer Ordnung, so unbestimmt, oft nur bildlich und hyperbolisch vorgetragen, daß wenn man diese Dunkelheiten und Mängel aus der Schrift selbst erklären und ergänzen soll, Gefahr vorhanden ist, in gefährliche Irrthümer zu fallen. Ein englischer Deist (Tindal) hat schon vor mehr als 100 Jahren darauf auf-

merksam gemacht, daß, wenn wir bei der Bibel als Auslegerinn ihrer selbst stehen bleiben, niemand uns sage, daß die Vorschrift Jesu: Widerstehet den Bösen nicht, sondern: wer dich schlägt auf die rechte Wange, dem biete die linke auch dar und: der dir den Rock nehmen will, dem laß auch den Mantel, nicht wörtlich zu verstehen seien, wie sie von den Quäkern verstanden werden. „Ja, woher wissen wir, sagt Tindal, aus der Schrift, daß Origenes Unrecht hatte, Matthäus XIX. 12 im eigentlichen Sinne zu nehmen? Ferner die Lobpreisungen der Armuth, das Verbot für den kommenden Tag zu sorgen, unter Hinweisung auf die arbeitslosen Lilien — ist es das Verdienst anderweitiger Einschränkung solcher Ausdrücke in der Schrift, daß sie die Menschheit nicht noch jetzt, wie im Mittelalter so häufig, in die größten Thorheiten gestürzt haben?“ Einen weitern Grund gegen die Genugsamkeit der h. Schrift und die Alleinigkeit ihrer Autorität in Glaubenssachen wird wohl Jeder mit dem nämlichen Tindal auch in dem Umstande finden müssen, daß nicht selten eine Stelle die andere nicht bloß beschränkt, sondern sogar aufhebt, ihr widerspricht. Dies findet nicht nur zwischen dem alten und neuen Testamente statt, wo es sich, wie Tindal bemerkt, glücklich genug trifft, daß der unmenschliche Feuereifer eines Elias von Jesu abgelehnt wird, und nur zu wünschen wäre, es möchte der directen oder indirecten Billigung so mancher andern Greuel und Schandthaten, wie von Josuas und David's Grausamkeiten, Abrahams Lügen und dergl. ferner Erzählungen, wie die, daß Gott dem Mose und den Israeliten befohlen, den Pharao zu belügen, die Aegyptier zu bestehlen, die Kanaaniter mit Weibern und Kindern auszurotten, daß er für eine Sünde David's das Volk mit Pest geschlagen — es möchte allen solchen Parthien des alten Testamentes im neuen ausdrücklich widersprochen sein. Aber auch im neuen Testamente ist häufig eine Stelle wider die andere und eine Menge Stellen lauten mindestens zweideutig. Die Kirchen- und Ketzergeschichte verdankt diesem Umstande ein reichliches historisches Material, denn er hat allen Ketzereien zur Beschönigung dienen müssen. Keine Secte, keine Religionsmeinung ist in der Christenheit aufgetaucht, welche nicht, sie mochte so lächerlich sein als sie wollte, Schriftstellen über Schriftstellen für sich anzuführen wußte, worauf schon

die ältesten Kirchenlehrer (namentlich aber der h. Augustinus gar häufig) genugsam hingewiesen haben, um auf die Nothwendigkeit eines außer der Schrift zu suchenden Auslegungsprincipes hinzuweisen. Dabei war ein Jeglicher, der seine Meinung in der Schrift bestätigt fand, von der Infallibilität seiner Exegese auf's Vollständigste überzeugt. So lebte z. B. Calvin im Glauben an die Untrüglichkeit seiner Auslegung und handelte mit der besten Meinung im Namen Gottes und der Wahrheit. Seiner unerhörten Selbstherrschaft und Unumschränktheit ist kaum eine andere in der Kirchengeschichte zum Vorschein gekommene ähnliche Erscheinung an die Seite zu setzen. Aus jenem Infallibilitätsglauben erklärt sich auch seine Zudringlichkeit gegen Melanchthon, dessen Nichtübereinstimmung mit seiner Lehre von der Gnadenwahl er nicht begreifen konnte, daher er sich nicht ausreden ließ: „Melanchthon dissimulire nur, denn was könnte er anders von einem Manne, der so scharfen Verstandes wäre und die Schrift so wohl verstände, vermuthen.“ Könnte nicht ein Jeder, der Lust hat, sich auch nur in seinen nächsten Umgebungen nach Bewandtniß der Sache umzuthun, täglich und überall die Erfahrung von der Willkührlichkeit machen, womit der eine diese, der andere jene Schriftstelle hervorziehet und durch Herausreißen aus dem Zusammenhange vereinseitigt und fälscht, so würden doch die Geschichte der Ketzereien und die unter den Protestanten selbst obwaltenden Glaubensstreitigkeiten das unverwerflichste Zeugniß wider die behauptete Gemeinverständlichkeit und Genugsamkeit der Schrift zur richtigen Erkenntniß der christlichen Religionswahrheiten ablegen. Aber auch diejenigen Stellen, welche für die ursprünglichen Leser alle wünschenswerthe Deutlichkeit gehabt haben mögen, sind meistens den Lesern unserer Zeit durch die Verschiedenheit der geographischen, nationalen und ähnlichen Verhältnisse sehr schwierig, wo nicht gar unverständlich geworden. Ist es möglich des Verständnisses der prophetischen Schriften sich zu rühmen, ohne genaue Kenntniß der orientalischen Weise, sich dichterisch auszudrücken und ohne die Bekanntschaft mit dem historischen, antiquarischen und andern aus andern Quellen herbeizuschaffenden Apparate? Wir haben zwar deutsche Uebersetzungen der h. Schrift. Allein wer kann dieselben ohne genaues Studium der Originale und der Sprachen, worin dieselben abgefaßt sind, richtig verstehen? Wie schwierig das Ver-

ständniß sein muß, beweiset die Vorhandenheit eines 1800 Jahre hindurch in enormen Massen aufgespeicherten Auslegungsmateriales, beweiset die von Anfang gefühlte und befriedigte Nothwendigkeit von Lehrinstituten und Anstalten, worin alle jene zum Verständnisse der Schrift erforderlichen Hülfskenntnisse gelehrt wurden und noch werden. Da der gemeine Mann aber weder Zeit, noch Mittel, noch allgemeine Bildung genug hat, sich diese Hülfsmittel anzueignen, so kann er sich weder von der Göttlichkeit noch dem richtigen Verständnisse der h. Schrift vollständige Ueberzeugung verschaffen. Er ist mithin in einer Sache, von welcher doch sein Heil abhängen soll, ohne eigenes Urtheil, und von den Uebersetzern und Kritikern und seinem Geistlichen in völliger Abhängigkeit. Von diesem Gesichtspunkte aus klingt denn das Preisen der freien Schriftforschung wie bitterster Hohn und nimmt sich kaum anders aus, als wenn man einem noch zur Arbeit unfähigen und dem Hungertode entgegen gehenden Kinde die Wohlthaten der Gewerbefreiheit anrühmen wollte, welche jedem frei stelle, sich von einer ihn beliebigen Handthierung zu ernähren, ohne ihn darin zu beschränken. Die Reformation bestritt selber thatsächlich das von ihr aufgestellte Princip der Genugsamkeit und Gemeinverständlichkeit der Schrift, indem sie der dasselbe aufhebenden Nothwendigkeit von Symbolen nachgab und dergleichen mit enormer Anstrengung zu Stande brachte, damit aber doch eben nichts weiter darthat, als die Unzulänglichkeit der heiligen Schrift, unmittelbar den Ausdruck eines gewissen, lebendigen, religiösen Glaubens abzugeben, womit sie stillschweigend jede individuelle, von dieser gemeinsamen Verständigung abweichende Auffassung der h. Schrift für einseitig und relativ falsch erklärte. Was war aber hievon die Folge? Die protestantische Kirche gerieth an die 150 Jahre lang unter die schmählichste Knechtschaft des Buchstabens der Symbole. Von der Herrschaft der Tradition frei geworden, kam die protestantische Kirche unter die weit drückendere der auf höchst menschliche Weise zu Stande gebrachten Symbole. Du hast uns, so apostrophirt daher Lessing den wittenberger Reformator, von dem Joche der Tradition befreiet; wer erlöset uns von dem unerträglichern Joche des Buchstabens? Vergeblich hat man vermeint, diese Herrschaft der Symbole bei der Verpflichtung auf dieselbe durch den Zusatz,

daß der Geistliche dieselben mit dem Vorbehalte: so weit sie mit der heiligen Schrift und Vernunft übereinstimmen (quatenus sacræ scripturæ vel rationi conformes sint), beschränken zu können. Meines Bedünkens ist jenes quatenus nichts anderes, als ein verdecktes Verdammungsurtheil der protestantischen Kirche und ihrer Symbole. Denn einmal sind dieselben ja nach der Ueberzeugung ihrer Verfasser und der Autoritäten, unter deren Leitung sie ausgingen, recht eigentlich und durchgängig der allgemein dafür anerkannte Schriftinhalt und es ist dabei kein quatenus sondern nur ein quia zulässig. Außerdem kann aber keine Kirche und also auch nicht die protestantische oder lutherische jemals wollen oder zugeben, daß ihre Symbole mit einer solchen Einschränkung unterschrieben werden. Nach dem Glaubensprincip des Protestantismus enthält die Schrift alle Lehren, die man nothwendig glauben muß, ist die Schrift Norm und Regel des Glaubens und darf nur das geglaubt werden, was in der Bibel stehet. Die protestantische Kirche darf daher nie zugeben, daß ein Bekenntniß, welches nicht ganz mit dem Schriftinhalte übereinstimmte, noch mit irgend einer öffentlichen Geltung fortbestehen sollte. Es würde doch mit dem Grundprincipe: daß nur rein Biblisches geglaubt und gelehrt werden solle, einen zu schneidenden Widerspruch bilden, wenn ihre Lehrer eine öffentliche Lehrnorm aufstellen dürften, mit dem bedenklichen Beisatze, daß darin doch nicht alles rein biblisch sein werde. Die protestantische Kirche muß also die absolute Uebereinstimmung ihrer Symbole mit der h. Schrift behaupten oder festhalten oder die Conformität, wo dieselbe fehlt, auf geeignete Weise herstellen und die nicht conformen Stellen, bis dieses geschehen, von der Unterschrift ausnehmen. Sehen wir nun aber diese mit der Bibel in Uebereinstimmung sein sollenden Symbole, welche kirchlich eben so unentbehrlich sind, als sie für die einzig rechtmäßige Lehrnorm geachtet werden müssen, so lange sie nicht beseitigt oder erneuert sind, näher an, so machen wir die auffallende Entdeckung, daß in der Bibel keineswegs Alles enthalten ist, was die Symbole als zum Glauben nothwendig bezeichnen, denn sie schreiben Lehren vor, die in der Bibel entweder gar nicht vorkommen oder doch nur dunkel angedeutet sind und daher recht wohl auch anders verstanden werden können. Die Symbole selbst durchlöchern also,

wie ich schon andeutete, den Grundsatz von der sufficientia und perspicuitas der heiligen Schrift.

Den protestantischen Symbolen sind das apostolische, das Nicänische und Athanasianische Glaubensbekenntniß vorangesetzt. Schon die Zulassung dieser Bekenntnisse ist gegen das ganze protestantische Glaubensprincip, denn sie stehen nicht nur selbst nicht in der Bibel, sondern es kommen schon in diesen sehr alten Festsetzungen Lehren vor, die nicht in der Bibel zu finden oder nur unbestimmt und dunkel darin vernehmbar sind. Wo meldet die Bibel etwas von der Höllenfahrt Christi, die im V. Artikel des apostolischen Glaubensbekenntnisses als Glaubenssatz hingestellt ist? Der neunte Artikel lautet: Ich glaube eine heilige, katholische Kirche*) und im nicänischen Symbolum heißt es: Ich glaube eine einige, heilige, katholische und apostolische Kirche. Von dieser Lehre stehet so wenig ein Wort in der Bibel, als von der Gemeinschaft der Heiligen**). Auch der Fundamentalartikel des Nicänischen Bekenntnisses: Ich glaube an den heiligen Geist, welcher vom Vater und Sohne ausgehet, findet sich nicht in der Bibel. Vergeblich sucht man daselbst auch den Satz: daß drei göttliche Personen sind in einer Natur und Wesenheit, so daß sie drei sind und doch wieder nur eins. Wer diese Ueberzeugung nicht schon zum Lesen der Bibel mitbringt, wird dieselbe schwerlich herauslesen können. Eben so verhält es sich mit dem Satze: daß Christus zwei Naturen und zwei Willen habe, daß Christus Gott sei. Denn wie wenig genau die Bibel sich über die Gottheit Christi ausspricht, beweist der Umstand, daß Millionen Deutsche gegenwärtig diesen Beweis aus der Bibel verlangen und weil ihnen dieselbe solchen nicht giebt, die Gottheit Christi verwerfen. Findet sich auf diese Weise dieses und vieles Andere, was ein Protestant seinen Symbolen zufolge zu glauben hat, nicht oder nicht deutlich in der Bibel, so stehet andererseits Manches in der Bibel, wovon der Protestantismus das Gegentheil glaubt und thut. Es stehet dort geschrieben: daß man zuerst glauben und dann getauft werden

*) Luther übersetzt vielleicht nicht ohne Absicht unrichtig: eine heilige christliche Kirche.

**) Luther machte daraus eine Gemeinde der Heiligen (d. h. wahren Christen).

solle. Diesen Satz wendet man nur etwa auf erwachsene Juden und Heiden an, welche zum Christenthume übertreten und die Taufe empfangen. Sonst finden Protestanten so wenig als Katholische ein Bedenken darin, Kinder zu taufen ehe dieselben des Glaubens mächtig sind. Beide taufen durch Aufgießung nicht durch Untertauchen, wie die Schrift es lehrt. Kein Protestant achtet des biblischen in der Apostelgeschichte XV. 20 eingeschärften Verbotes, sich des Erstickten zu enthalten. Christus hat ausdrücklich erklärt, daß derjenige, der eine Geschiedene freit, ein Ehebrecher sei. Die protestantischen Geistlichen aber finden mit wenigen achtbaren Ausnahmen eben kein Bedenken darin, einen geschiedenen Ehegatten und wenn es vorkömmt, auch zwei geschiedene Ehegatten zu trauen, als diese, eine Ehe einzugehen. Bei den Protestanten wird wie bei den Katholiken der erste und nicht der siebente Tag in der Woche gefeiert, obgleich Gott (Genesis II. 3. Exodus 20) den siebenten Tag gesegnet und denselben zu feiern geboten, so wie auch Christus selber den Sabbath gehalten hat. Christus sagt dem Petrus, daß er keinen Theil an ihm haben werde, wenn ihm nicht die Füße gewaschen würden und nachdem Petrus dies gethan, spricht der Herr: Wenn nun ich euer Herr und Meister euch die Füße gewaschen habe, so sollet ihr euch auch untereinander die Füße waschen. Die Protestanten glauben, es sei nicht nöthig, dies Gebot zu erfüllen. Nach diesen nur beispielsweise gemachten Anführungen, denen sich noch andere mit Leichtigkeit anfügen lassen würden, dürfte wohl nicht ohne Grund bestritten werden können, daß die ganze h. Schrift Gottes Wort sei (denn solches dürfte ein Mensch doch nicht ändern), sondern auch, daß sie für sich allein die ganze Stelle eines Wortes Gottes auszufüllen vermöge. Ich weiß nicht, wie man hiernach der Annahme auszuweichen vermag, daß es noch andere Erkenntnißquellen und Richtschnuren des Glaubens, mit einem Worte, daß es neben dem geschriebenen auch noch ein ungeschriebenes Gotteswort geben müsse. Gottes Wort ist ja überhaupt unabhängig von aller Schrift, vor ihr vorhanden und über ihr stehend. Es sind bekanntlich von den heiligen Schriften sowohl alten als neuen Testamentes etliche verloren gegangen. Die Schrift selbst nennt solche verloren gegangene Bücher des alten Testamentes: Das Buch der Könige

des Herrn Numeri XXI. 14; das Buch der Gerechten, Jos. X. 63, 3; Gleichnisse und Lieder Salomonis, I. Könige IV 32, 4; die Jahrbücher der Könige in Juda und Israel, I. Könige XIV. 19—29, 5; die Weissagungen mehrerer Propheten, als: Samuels, Natans, Gads I. Chronic. 29, 29; Ahias und Addos II. Chron. IX. 29; I. Jehus II. Chron. 20, 34; Hozais II. Chron. 33, 19. — Man wird doch wohl schwerlich annehmen, daß damit auch das darin verzeichnet gewesene Wort Gottes verloren gegangen ist? Die Bibel enthält auf diese Weise auch die Lehren nicht, welche in einigen augenscheinlich abhanden gekommenen Briefen des Apostel Paulus enthalten gewesen sind. Von Paulus sind aber noch drei Briefe vorhanden gewesen. Aus I Corinth. V. 5 gehet hervor, daß dem ersten Corintherbriefe schon ein anderer voraufging, den wir nicht mehr besitzen. Auch an die Philipper hatte er, wie aus III. 1 (Phil.) sich ergiebt, bereits einmal geschrieben, und im Colosserbriefe (IV. 15) wird ein ebenfalls nicht mehr verhandener Brief an die Gemeinde Laodicäa erwähnt. Die Bibel enthält also, wie sie selbst darthut, nicht alle Schriften dieses Apostels, mithin auch nicht alle von demselben vorgetragenen Lehren. Die Bibel giebt aber auch noch anderweites Zeugniß über ihre Unvollständigkeit. So vertröstet Paulus (I. Corinth. XI. 3—4) die Corinthier auf die nöthigen Vorschriften über die Feier des Abendmahles bis auf seine Ankunft. Nirgends aber finden wir aufgezeichnet, was er angeordnet. Wo finden sich ferner die mündlichen Ueberlieferungen verzeichnet, deren Bewahrung Paulus befiehlt (II. Thess. II. 14). Wo befindet sich Kunde von der Hinterlage die Thimotheus bewahren soll (I. Thim. VI. 20)? Daß die Evangelisten nicht alle Aussprüche Jesu aufgezeichnet, geht aus der Apostelgeschichte XX. 35 hervor, wo Paulus einen Ausspruch Christi anführt, den kein Evangelist kennt. Nach seiner Auferstehung ging Christus häufig mit den Aposteln um und hat Vieles mit ihnen geredet. Wo finden sich diese höchst wichtigen Reden verzeichnet? Nirgends. Die Schrift enthält also keineswegs Gottes Wort vollständig.

Aus diesen und andern Gründen haben denn auch die angesehensten neuern Dogmatiker den Grundsatz: daß die h. Schrift alleiniges und höchstes Erkenntnißprincip der christlichen Glaubens-

lehre sei, zu beschränken sich genöthigt gesehen und Lessings Ausspruch bestätigen müssen:

> Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel dieselbe lehrten, sondern diese lehrten sie, weil sie wahr ist.

Sie treffen hierin so gut mit der katholischen Kirche wie mit erklärten Pantheisten und Atheisten zusammen, welche Aehnliches erklärten. „Alle diejenigen, so spricht z. B. Spinoza, welche die Bibel, wie dieselbe eben ist, als einen aus dem Himmel an die Menschen erlassenen Brief betrachten, werden ohne Zweifel rufen, ich hätte eine Sünde wider den h. Geist begangen, da ich das Wort Gottes lügnerisch, verstümmelt, verfälscht und sich selber ungleich genannt, indem wir nur Bruchstücke davon besitzen. Allein ich hoffe, bei näherm Nachdenken wird das Geschrei aufhören. Denn sowohl die Vernunft selbst, als die Reden der Propheten und Apostel sprechen es vernehmlich aus, daß Gottes ewiges Wort und Bündniß, so wie die wahre Religion in die Herzen der Menschen, d. h. in die menschliche Vernunft hineingeschrieben worden und dies Gottes wahre Handschrift sei, die er selbst mit seinem Siegel, d. h. mit seiner Idee, wie mit dem Bilde seiner Göttlichkeit versiegelt hat. Wenn sie nach des Apostels Ausspruch (II. Corinth. III. 3) einen Brief Gottes in sich tragen, eingeschrieben, nicht mit Tinte, sondern mit dem Geiste des lebendigen Gottes, nicht auf steinerne Tafeln, sondern auf die fleischernen Tafeln des Herzens, dann mögen sie aufhören den Buchstaben anzubeten und um denselben so sehr besorgt zu sein.“ Der talentvolle Freigeist Edelmann, dessen Andenken Bruno Bauer wieder zu Ehren bringen zu müssen glaubte, sagt in seinem Glaubensbekenntnisse in ähnlicher Weise: „Wie sollte auch Gott, welcher, eben der Bibel zufolge, in frühern Zeiten so vertraut mit der Menschheit umging, sich jetzt so sehr von derselben zurückgezogen haben, daß Bücher, in fremden Sprachen geschrieben, durch uneinige Ausleger verdollmetscht, die einzige Vermittelung mit ihm für den größeren Theil der Menschheit sein sollten? Nein, sein Wort kann nicht ein bloß einmal zu einem Volke gesprochenes, jetzt aber nur noch in Schriften vorhandenes und den meisten Nationen nur durch Uebersetzung verständliches, sondern es muß ein ewig, auch

jetzt noch wie ehemals, sprechendes, einem Menschen wie dem andern ohne Unterschied der Völker und Zungen vernehmbares sein." Wenn sonach Männer von allen Partheien mit der katholischen Kirche und dem weit aus größern Theile der protestantischen Laien darin ausdrücklich und stillschweigend einverstanden sind, daß die Bibel weder hinreichend zu erachten, für sich allein das ganze Wort Gottes darzustellen und der Menschheit dasjenige zu leisten, was sie von einem solchen zu erwarten berechtigt sein dürfte, noch daß sie die behauptete Gemeinverständlichkeit habe, so darf man sich auch nicht wundern, weshalb dieselbe abgesehen von dem Vielen in der Jugend am Bibellesen bereits beigebrachten Ueberdrusse, verhältnißmäßig so wenig gelesen wird. Mir scheint deshalb, daß die Hoffnung vieler wackeren bekehrungseifrigen Protestanten, welche da meinen, wenn es erst dahin gekommen sei, daß dem katholischen Volke der freie Zugang zum Worte Gottes gestattet werde, die Katholischen auf dem nächsten Wege sich befinden würden, den evangelischen Glauben, wie solcher protestantischer Seits aufgefaßt wird, anzunehmen, eine mehr als sanguinische ist. Die allgemeine Kenntniß der Bibel in ihrem rechten Verstande wird nun einmal nicht durch das Lesen derselben verbreitet. In der Bibel selbst ist auch von der Nothwendigkeit einer Belehrung in der evangelischen Wahrheit durch das Lesen der Schrift nirgends die Rede. Denn schwerlich wird man die Stellen des alten Testamentes, in denen eine Empfehlung des Schriftlesens und Forschens gefunden werden mag, mir entgegenstellen, da wohl Jeder ohne mein Entgegnen einsiehet, wie man durch Lesung des alten Testamentes die christliche Glaubenslehre nicht lernen kann und diese Stellen für das neue Testament nichts beweisen können. Eben so wenig sind die beiden Stellen des neuen Testamentes (Joh. V. 39 und II. Thimoth. III. 15—17), welche von dem Nutzen des Forschens in der Schrift handeln, auf das neue Testament zu beziehen. Auch heben sie nur den Nutzen hervor, erwähnen aber keiner Nothwendigkeit, die doch eben bei dem Streite über das Lesen in der Schrift zwischen Katholischen und Protestanten in Frage stehet. Das Evangelium ist nur durch die Predigt, nicht durch die Schrift verbreitet. Nirgends sagt Christus, daß seine Jünger seine Lehre niederschreiben sollten, wie er dieß denn selbst

nicht gethan, was doch gewiß geschehen wäre, wenn die Schrift nach Christi Willen das normative Ansehen hätte haben sollen, welches ihr der protestantische Lehrbegriff beilegt. Zum Predigen gesandt, kennen die Apostel auch keine wichtigere Pflicht, als diesem Geschäfte obzuliegen*). Während Alle predigten und darin ihre Hauptthätigkeit setzten, schrieben nur Wenige von ihnen Weniges auf Ersuchen Anderer, oder durch besondere Umstände veranlaßt, und dann nur in Bezug auf die vorliegenden besondern Verhältnisse.

Das Geschriebene hatte sodann auch weniger den Zweck, Ungläubige zu unterrichten, als Gelehrtes einzuschärfen oder Zweifelhaftes zu entscheiden. So sagt Paulus den Corinthiern I. 4, 17:

> Darum habe ich euch den Thimotheus gesendet, der mein treues und geliebtes Kind ist in dem Herrn, der euch erinnern wird an meine Wege in Christo, wie ich allezeit in jeder Gemeinde lehre.

Petrus aber spricht im zweiten seiner Briefe I. 12:

> Darum will ich nicht unterlassen, euch immer an Solches zu erinnern, wiewohl ihr es wisset und in der euch zu Theil gewordenen Wahrheit befestigt seid;

und Johannes schreibt im 31. Verse des 2. Kapitels seines ersten Briefes:

> Ich habe euch nicht geschrieben, weil ihr die Wahrheit

---

*) Matthäus XXVIII. 19: Gehet nun hin und bekehret alle Völker und taufet sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, indem ihr sie lehret, Alles zu halten, was ich euch geboten.

Marc. XVI. 15: Und er sprach zu ihnen: gehet hin in alle Welt und verkündigt das Evangelium allen Menschen.

I. Corinth. I. 17: Denn nicht sandte mich Christus zu taufen, sondern das Evangelium zu verkündigen.

I. Thimoth. I. 6 u. 7: Was verkündigt werden sollte zu seiner Zeit, wozu ich bestellet bin als Herold und Apostel (ich rede Wahrheit in Christo und lüge nicht), als Lehrer der Heiden in Glauben und Wahrheit.

II. Thimoth. I. 11: Wozu ich bestellet bin als Herold und Apostel und Lehrer der Heiden.

nicht wisset, sondern weil ihr sie wisset und daß keine Lüge von der Wahrheit ist.

Die Wahrheit hatten die christlichen Gemeinden aber durch das lebendige Wort, das ihnen die Apostel verkündigt, sie selbst aber gehört hatten, wie denn auch Paulus im Römerbriefe (X. 17) sagt:

Demnach kömmt der Glaube aus der Kunde (Predigt), die Kunde aber durch das Wort Gottes.

Ueberall finden wir in den Schriften der Apostel Hinweise auf die mündlich von ihnen verkündigte Lehre und nur eine Stelle ist mir bekannt, in welcher auch auf die Schrift hingewiesen wird, nämlich in Vers 15 im II. Kapitel des II. Briefes an die Thessalonicher, wo es heißet:

Demnach nur, stehet fest, Brüder und behaltet die Ueberlieferungen, die euch von uns gelehrt worden, sei es durch Wort oder Brief.

Diese Stelle beweiset aber gerade, daß nicht die Schrift alleinige Glaubensregel der Christen ist. Um die reine Lehre zu erhalten, empfiehlt Paulus seinem Thimotheus auch keineswegs dieselbe niederzuschreiben, sondern spricht (II. Thim. II. 2):

Und was du von mir gehört vor vielen Zeugen, dieses theile treuen Menschen mit, welche tüchtig sein werden, auch andere zu lehren.

Ich will hier nicht Stellen auf Stellen häufen, um aus dem neuen Testamente selber darzuthun, wie es der ganzen Auffassung derselben entgegenläuft und einen starken Mangel an Schriftkenntniß bekundet, wenn man aus der Bibel eine für jedermann ausreichende Regel und Norm des christlichen Bekenntnisses machen will: Ich darf ja nur jeden die unbefangene Lesung desselben, so wie die Beachtung der Geschichte empfehlen, wie diese Schriften entstanden, wie sie erhalten und vereinigt sind, wie das Christenthum durch die Apostel unter die heidnischen Völker getragen und daselbst zu prächtigem Emporblühen gelangt ist, ich darf nur hinweisen auf den innern Zusammenhang der Schrift, auf den Inhalt und die Form derselben, um von jedem nicht vorweg Eingenommenen die Ueberzeugung ausgesprochen zu erwarten, daß die Bibel zur alleinigen Quelle, Norm und Regel des Glaubens für jedermann weder bestimmt noch früher gebraucht worden ist.

Die Erfahrung hat es denn auch gelehrt, daß wo man die Bibel in der entgegengesetzten Erwartung dem Volke in die Hand gegeben und wo sie von demselben eigenmächtig und mit freier Forschung gelesen und ausgelegt worden: keineswegs ein Wachsthum der Herrschaft des Evangelii die Folge davon gewesen ist. Wohin ist es denn auch in Folge der Beschäftigung mit dem Worte Gottes unter denen, welche derselben weidlich obgelegen, gekommen? Durch lauter Beschäftigung mit dem Worte Gottes hat man es dahin gebracht, daß fast nicht ein heiliges Buch mehr als unzweifelhaft echt bestehet, und unter einem großen Theile derer, welche des unbeschränkten Gebrauches der Bibel sich rühmen, dieselbe wenig geachtet wird, während sie unter den Katholischen, die nur beschränkten Gebrauch verstatten, in ungeschmälertem Ansehen geblieben ist. Ist es denn nun aber um den evangelischen Glauben wirklich so viel besser geworden, seitdem die Bibel durch höchst begünstigte Anstalten aller Art in alle Hände gekommen ist, seitdem die Schulen sich die Aufgabe stellen, sie von den Schülern mit Verstand und Nachdenken lesen zu lassen? Ich habe zu einer solchen Wahrnehmung nicht gelangen können, sondern gefunden, daß je mehr die Bibel dem Volke aufgedrungen worden, um so mehr dieselbe ihr Ansehen verloren und in die Stellung eines bloß menschlichen Buches, wie jede andere Schrift gelangt ist. Ich habe diese Bemerkungen namentlich in dem sehr zahlreichen Handwerkerstande gemacht. Die Armen aber, denen es für ein frommes Werk angerechnet wird, wenn sie die Bibel unentgeltlich annehmen, legen dieselbe in der Regel unter die Bank. Mir ist nicht unbekannt, daß man in Erbauungsschriften und Tractaten verschiedene Geschichten von der Bekehrung grober Sünder durch das Lesen der Schrift und Erleuchtung im Glauben durch dasselbe zu lesen pflegt. Weit entfernt an der Wahrheit dieser Erzählungen zu zweifeln, über welche ich mich herzlich freue, bestreite ich nur: daß diese Fälle denen das Gleichgewicht halten, wo das Gegentheil sich begeben, oder daß sie nur den Verlust des Ansehens, den die Bibel bei zunehmender Verbreitung erleidet, aufwiegt. Deshalb habe ich mich auch niemals mit großer Andacht und Theilnahme den Bibelfesten anschließen können. Denn was ist der nächste Anlaß der Festfreude? Nichts anderes als die Thatsache, daß im

abgewichenen Jahre die Bibel umsonst oder zu herabgesetzten Preisen an so und so viel Personen abgesetzt worden. Müßte nur das umsonst nicht häufig noch in einem andern Sinne verstanden werden! Dieser Absatz ist aber eine sehr erklärliche Erscheinung. Jedes Kind bedarf einer Bibel als Schulbuches, der jährliche Abgang durch ruinirende Kinderhände ist auch nicht unbeträchtlich. Jedermann kauft lieber wohlfeil als theuer und lässet noch lieber sich beschenken. Auf wie Weniges reducirt sich nun der kirchliche Festjubel über wieder wahrgenommene Bibelverbreitung? Wollte man, statt nach der Zahl der Bibelexemplare zu fragen, welche eine Bibelgesellschaft in Umlauf gebracht hat, gründlich ermitteln lassen, ob und wie häufig ein Herzensverlangen nach der heiligen Schrift sich kund gegeben, ob dieselbe zur Erbauung und gern gelesen und auf diese Weise die Nachrichten der renomirenden Colporteure berichtigen, so würde man ein Resultat erhalten, welches zu einer kirchlichen Festfreude einen weit geringern Anlaß darbieten möchte*). Würde die Bibel aufhören ein Schulbuch zu sein, so möchten die Bibelanstalten wohl ihre Thätigkeit größtentheils einstellen müssen. Wilmsens Kinderfreund brachte es nur zu anderthalb hundert Auflagen, so lange man denselben allgemein als Schulbuch gebrauchte. Mit der bloßen Verbreitung der Bibel, welche die Hauptaufgabe der Bibelanstalten ist, halte ich daher noch herzlich wenig gethan. Daß Leute, welche die Bibel haben müssen und für ihre Kinder bedürfen, die dargebotene Gelegenheit, dieselbe unentgeltlich oder zu billigerem Preise als am gewöhnlichen Büchermarkte zu erhalten, gern ergreifen und benutzen, halte ich, wie gesagt, für eine nichts weniger als ungewöhnliche Erscheinung. Anders würde ich urtheilen, wenn die dürftig und unvermögend genannte Menge welcher gleichwohl immer noch so viel Geld übrigt, um sich mit Branntwein und Taback und andern Gegenständen des Magenluxus hinreichend zu versorgen, sich in diesen Dingen eine Ent-

*) So abscheulich wird die Bibel freilich nur an wenigen Orten behandelt, wie da, wo sich jemand die unentgeltliche Bibelvertheilung aus dem Grunde gern gefallen ließ, weil er den ledernen Einband zu Schuhsolen verwendete und insofern der gemeine Mann das äußere Buch die Bibel zu nennen beliebt, allerdings die Bibel zur Grundlage seines Wandels machte, wie jemand witzig bemerkt hat. (Buchmann Populär-Symbolik. S. 135).

haltung auferlegen und aus den also gewonnenen Ersparnissen aus heißem Verlangen, das Wort Gottes zu besitzen, sich das Buch der Bücher oder andere Erbauungsschriften anschaffen wollte. So lange ich eine solche Erfahrung nicht mache, lege ich auf das bereitwillige Annehmen der unentgeltlich oder zu vermindertem Preise dargereichten Bibel keinen sonderlichen Werth. Denn die Empfangenden würden jede andere Darreichung, deren Besitz ihnen ein Bedürfniß ist, mit gleicher Bereitwilligkeit aufnehmen. Ja ich glaube, die meisten würden ein anderes unterhaltendes Lesebuch, das man doch gewiß kein Bedürfniß nennen darf, eben so gern sich schenken lassen als die Bibel. Dann dürften die Bücheranstalten sich aber freilich nicht Bibelgesellschaften nennen.

Zu der Einseitigkeit und Befangenheit, womit mehre dieser Anstalten handeln, ist jüngst ein neuer Beitrag geliefert in dem Unternehmen einer sehr thätigen Bibelgesellschaft, einen Theil des neuen Testamentes mit erhabenen Lettern drucken zu lassen, damit auch die Blinden mittelst des Betastens der erhabenen Buchstaben zum Lesen heiliger Schriften gelangen können. Welch abenteuerliche Idee! Wer soll die zerstreuet im Lande wohnenden Blinden unterrichten, die erhabenen Lettern zu verstehen, was doch immer nur mittelst eines tastenden Buchstabirens wird geschehen können? Wie kann aber mittelst Buchstabirens der Inhalt einer Bibelstelle ergriffen und aufgefaßt werden? Ich meines Theiles kenne nicht leicht eine unpraktischere Idee als diese, mittelst einer Lesequälerei die Blinden zu nöthigen: sich mühsam allmählich kleine Stückchen vom Worte Gottes anzueignen, statt ihnen durch mündlichen lebendigen Vortrag schnell und in kurzer Zeit das Ganze darzureichen. Ist es nicht also in den ersten Zeiten immer geschehen und muß es nicht also noch immer bei der zahllosen Menge derer geschehen, welche der vervollkommneten Schuleinrichtungen ungeachtet auch heute noch nicht lesen können, oder welche es zwar mechanisch können, aber nicht die Fähigkeit haben, es zum Verständnisse des Gelesenen zu bringen, weil sie bloß mit dem äußern Auge des Körpers, nicht aber mit dem innern Auge des Geistes zu lesen, im Stande sind? Es wäre also weit besser, wenn man den Blinden den zeitraubenden und schwierigen Umweg zur Erkenntniß der h. Schrift durch die Fingerspitzen ersparen und Veranstaltung tref-

sen möchte, sie mittelst des Gehöres und des lebendigen Wortes schnell in die Kenntniß der göttlichen Heilswahrheiten einzusetzen. Noch abenteuerlicher aber ist der Einfall, welcher im Blindeninstitute einer der größten Städte Deutschlands realisirt ist, die hier in Erziehung befindlichen Kinder armer Eltern mit großer Mühe in einer künstlich punktirten Bibel langsam in einer Art lesen zu lehren, welche nur einzig und allein im Institute möglich ist, in ihren nachherigen häuslichen Verhältnissen aber durchaus nicht angewendet werden kann, weil sie so zugerichtete Bücher und Bibeln, als im Institute sind, gar nicht bekommen können. Bin ich bisher den mehr äußerlichen Gründen nachgegangen, welche verhindern, daß die Bibel in der Art zu einem allgemeinen Lesebuche werden kann, wie die Idee voraussetzen mag, welche die Thätigkeit der Bibelanstalten in Bewegung setzt, so kommt auch noch ihr Inhalt in Betracht, welcher es in mancher Beziehung nicht allein bedenklich erscheinen lässet sondern auch verhindert, daß sie ein Lesebuch für Jedermann werde. Ich habe bereits in den Geständnissen, wo ich meine Meinung, daß ich die Bibel zum Schul- und Volksbuche nicht geeignet halte, zu begründen suchte, hierüber Einiges beigebracht. Das neue Testament an sich dürfte, wenn es ohne das alte und die beständige Hinweisung auf dasselbe genugsam verständlich wäre, dergleichen Bedenken an sich vielleicht weniger darbieten, obgleich es, wie ich unten bemerken werde, auch daran nicht fehlt. Beim alten Testamente, welches dem neuen in Bezug auf göttlichen Ursprung gleichstehet und auch von den gläubigen Kirchen aller Confessionen gleich gestellt wird, ist aber die Freigebung des Lesens in augenscheinlichster Weise bedenklich und namentlich in der Gegenwart, wo das überall hervortretende Bemühen Vorurtheile hinwegzuräumen und allgemeine Voraussetzungslosigkeit jedem Anfange einer Forschung zum Grunde zu legen, die Augen der Leser ganz anders gestaltet hat, als diejenigen, womit unsere Eltern und Großeltern vielfach noch zu lesen pflegten, denen es mit der Muttermilch eingeträukt war, daß diese Schriften heilig und von Gott eingegeben seien. Bei der Ansicht über Sittlichkeit, welche sich nicht bloß in Folge der aufgeklärten Ansichten des vorigen Jahrhunderts fast allgemein geltend gemacht hat, sondern auch vom Standpunkte der christlichen Ethik

selber (wenn sie sich von den übrigen theologischen Disciplinen einseitig sondert) muß die Ansicht, welche das alte Testament zu einem heiligen Buche und seine Lectüre zu einem heiligen und frommen Werke gemacht hat, erheblichen Widerspruch finden, den sich die ganze Welt und Geschichtsansicht wie das darin waltende sittliche Element im alten Testamente als eine ganz verkehrte darzustellen scheint. Welche Schule des Aberglaubens eröffnet sich nicht schon dem erleuchteten Blicke des Aufgeklärten im alten Testamente? Ich kann hier nicht die zahllosen Fälle, in welchen der Aberglaube hier göttlich beglaubigt und sanctionirt worden, aufführen. Jedem Leser sind Erzählungen bekannt, welche keinen andern Zweck zu haben scheinen, als daß dem Leser darüber Hören und Sehen vergehe und der Verstand still stehen solle. Ein verständiger Mann machte die sehr frivol klingende Bemerkung, daß manche Erzählung des alten Testamentes unter Münchhausens Geschichten eine passendere Stelle einnehmen werde, als in dem Buche der Bücher, der heiligen Schrift. Oft genug schon ist gespöttelt über den Esel, welcher verständiger sprach als sein Reiter, über das Eisen, welches der Prophet schwimmen machte. Aber nicht minder wunderbar und der gesunden Erkenntniß der Naturgesetze ist es entgegen, daß die Sonne stille stehet (und zwar damit ein jüdischer General seinen Sieg wider die Feinde desto länger fortsetzen könne), daß der Schatten rückwärts läuft, daß der Jordan, um Josua mit der Bundeslade oder Elias mit seinem Diener Elisa trockenen Fußes hindurch zu lassen, seine Wogen zertheilte. Von der Erkenntniß der Natureinrichtung, wie sich dieselbe uns aufgeschlossen, müssen die Wunder Mosis bei Gelegenheit der zehn Plagen Egyptens so wie der Ölkrug der Wittwe zu Sarepta und die Unverbrennlichkeit der drei Männer im feurigen Ofen sich als baare Taschenspielereien darstellen. Wo speisen noch heute die Raben einen Hungrigen, wo erfaßt noch heute einen Speise tragenden Propheten Habakuk ein Engel des Herrn beim Schopfe, um einem andern Propheten, der mit Löwen in einer Grube eingesperrt war, zu speisen? Wer vertreibt noch, gleich dem jungen Tobias, mit gerösteter Fischleber Gespenster? Was hilft uns alles Declamiren wider den Aberglauben, wenn wir solche Geschichten als heilige Wahrheiten jedermann in die Hände

geben und damit die Kinder geistig groß füttern? Dürfen wir uns denn verwundern, wenn der Aberglaube, auf diese Art genährt und festgesetzt, nicht weichen will, nachdem wir ihm durch die Bibel eine göttliche Beglaubigung haben zu Theil werden lassen? Mit welchem Rechte dürfen wir das Citiren und Befragen der Todten für widersinnig und abergläubisch erklären, wenn wir doch aus der göttlichen Urkunde die Geschichte der Hexe von Endor nicht entfernen können, welche Samuels Schatten aus dem Grabe beschwor, ihm Fragen vorlegte und ihn zu deren Beantwortung zwang? Ich richte an jeden Unbefangenen die Frage, wie man ohne den größten Widerspruch mit sich selber, ein Buch welches dem sogenannten Aberglauben die kräftigste Nahrung reicht, ohne Auswahl und Unterschied als Gottes Wort in jedermanns Hände geben kann? Von den Bedenklichkeiten, welche in Bezug auf Keuschheit und Züchtigkeit dem unbedingten Lesen mancher alttestamentlichen Erzählungen entgegentreten, habe ich bereits anderwärts gesprochen*). Aber auch in andern Gebieten des sittlichen Lebens kann das Beispiel der Schrift, des Wortes Gottes Rohheit und Verminderung unter ihren Lesern verbreiten, wenn sie das Lesen auf eigene Faust unternehmen. Welche Barbarei herrscht in den Kriegen, welche die Juden und noch dazu auf Jehova's Veranlassung (nach menschlichem Dafürhalten aber widerrechtlich) mit den Völkern Kanaans führen? Es muß sogleich

*) Hier will ich nur noch Bellarmins Worte anführen (de verbo Dei lib. II. cap. 15 et 31): Wenn überdies das rohe Volk in seiner Sprache aus dem hohen Liede lesen hörte: «Er küsse mich mit dem Kusse seines Mundes . . . Seine Linke ist unter meinem Haupte und seine Rechte wird mich umfassen,» oder jene Stelle des Osee: «geh hin und zeuge Dir Hurenkinder,» wenn es hörte vom Ehebruche David's, von der Blutschande der Thamar, den Lügen der Judith und wie Joseph seine Brüder trunken machte, wie Sara, Lea, Rachel ihren Männern Mägde zu Beischläferinnen gaben und vieles Andere über die, welche in der Schrift mit großem Lobe erwähnt werden — so würde es entweder zur Nachahmung solcher Dinge angereizt, oder die h. Patriarchen verachten, wie einst die Manichäer oder glauben, es enthalte die Schrift Lügen. Und da es so viele offenbare Widersprüche in der Schrift sähe und nicht auflösen könnte, so wäre Gefahr vorhanden, daß es am Ende nichts glaubte.

Alles mit Haut und Haar über die Klinge springen, das Kind im Mutterleibe findet keine Schonung und der Hoheprieſter Samuel tadelt (im Auftrage des Herrn) den Saul heftig, daß er den König Agag von Amalek am Leben gelaſſen. Und als Agag zu Samuel kam in Luſtigkeit und ſprach: Traun! Gewichen iſt die Bitterkeit des Todes, ließ ſich der Prieſter vernehmen: ſo wie dein Schwert Weiber kinderlos gemacht, ſo ſei kinderlos vor Weibern deine Mutter! Und Samuel hieb Agag in Stücke vor Jehovah zu Gilgal. Wenn ſolche Thatſachen, welche ſich dem ungeweiheten Blicke des Idioten als Brutalitäten darſtellen, im Auftrage und Befehle des Herrn vollzogen worden, ſo muß ſich die Scheu vor ähnlichem Beginnen in der Seele des Leſers ſtark vermindern. Aber freilich Abrahams Gott iſt ein Menſchenopfer fordernder Jehovah. Würdigt eine ſolche Eigenſchaft nicht Gott in den Augen des gemeinen Leſers herab? Oder glaubt er ſich in Kriegen oder andern Mordſcenen nicht zu einem ähnlichen Kannibalismus als die Iſraeliten berechtigt? Ich halte mich feſt überzeugt, daß die Greuel in manchen Religionskriegen z. B. dem Huſſiten- und dreißigjährigen Kriege, wo die Partheien jede im Namen Gottes wider einander zu ſtehen ſchienen, in ſolchen Vorgängen der bibliſchen Geſchichte nicht ſelten den Vorwand zu ſchonungsloſer Grauſamkeit wider die Gegner gefunden haben mögen. Welche Frucht kann ferner der gemeine Mann aus der Glaubens- und Sittenlehre der Erzväter ziehen! Die Religion iſt doch in jedem Betracht unvollkommen. Denn es fehlt derſelben klares Bewußtſein, die Lehre über Gottes Weſen und Wirken, die klare Vorſtellung des Verhältniſſes Gottes zur Welt. Einen Glauben an Unſterblichkeit kannten ſie gar nicht. Nachkommenſchaft und Emporblühen ihrer Familien war ihre einzige Hoffnung in die Zukunft. Von ihrer Moral habe ich bereits anderswo bemerkt, wie dieſelbe eine orientaliſche, nach den Umſtänden und Bedürfniſſen ſelbſtgeſchaffene, ſehr tiefſtehende geweſen. Denn wir ſehen bei den frommen Erzvätern Vielweiberei, Betrug und Diebſtahl im Schwange. Wenn auch in höherm Grade geläutert, ſo erſcheinen vom heutigen Standpunkte der Cultur aus doch auch im Moſaismus, dem zweiten Stadium des Judenthumes, die Vorſtellungen von Gott und göttlichen Dingen und ſittlichen Beziehungen noch ſehr man-

gelhaft. Denn Gott hat hier nicht nur alle menschlichen Glieder und Bedürfnisse, sondern wird selbst mit Thieren verglichen. Von der moralischen Seite angesehen, tritt uns Gott im Mosaismus als ein fürchterliches zornsprühendes Wesen entgegen. Schon wer seiner ansichtig wird, stirbt (II. B. Moses XXXIII. 20; XVI. 2; XIX. 21). Grimm und Zorn sind sein Naturell. Auch schadenfroh stellt er sich dar und geneigt, die Menschen ins Verderben zu führen und ihr Herz zu verstocken. Seine Drohungen und Verwünschungen wider sein auserwähltes Volk sind gräßlich zu vernehmen und gegen Andere ist er überaus grausam. Auch mit dem besten Willen glaubt man den Gott, welcher in den Büchern Moses geschildert wird, unmöglich für das gleiche Wesen halten zu dürfen, zu welchem Christus hinleiten will. Hatte der Jude die Gebote dieses eifrigen Gottes verletzt, so mußte er ihn durch Darbringung von Sühnopfern besänftigen. Und wie lieblos erscheint Gott gegen die andern Völker, die er doch eben so gut in Adam miterschaffen, als die Juden? Er gebot den Juden, diese für unrein zu achten. Sie durften sich Jehovah so wenig nähern, als er ihnen sich näherte. Für die Juden ward eine solche Lehre der Quell religiösen Stolzes und Intoleranz, so wie einer Verachtung gegen alle übrigen Nationen. Diese waren als Unreine Jehovah verhaßt, mithin dessen Feinde und daher auch Feinde der Israeliten und sammt ihren Götzen verabscheuungswürdig. Von einer Gesinnung, die Gott fordert, finden sich kaum Spuren. Wer nur dem äußern Gesetze Genüge leistete, galt vor Jehovah und seinen Bekennern als Gerechter. Nur auf äußere Übereinstimmung ihrer Handlungen mit den Forderungen des Gesetzes bedacht, kamen die Juden gar nicht zu dem Begriffe der wahren Tugend, welche in der Lauterkeit der Gesinnung gefestet ist. An die Stelle der Herzensveredlung trat ein Opferthier, ein Fasten oder sonst eine äußere Ceremonie. Mit einem Worte: nur der Buchstabe, nicht der Geist des Gesetzes fand Beachtung. Keine Liebe, nur Furcht weiß Jehovah zu erregen. Von einer Unsterblichkeit ist auch im Mosaismus noch nicht die Rede und die Verheißung lautet in dem Gebote: Vater und Mutter zu ehren, nur auf langes Leben auf Erden. Aber auch im Judaismus (der Religionsansicht, welche die Juden aus der babylonischen Verbannung mitbrachten)

ist noch ein guter Vorrath von unvollkommenen Vorstellungen enthalten, welche den reinern Ideen, die Christus verbreitete, noch lange nicht ebenbürtig sind. Dem profanen Leser, welcher Alles dieses erwägt, muß es dünken, als befinde die Christenheit sich in einer merkwürdigen Selbsttäuschung, wenn sie das alte Testament, welches sich darstellt als ein Religions- und Historienbuch für die Juden, dessen Vorschriften eine nach der andern vom Christenthume hinweggethan, immer noch für eben so nothwendig hält, als das neue und Christi Wort auf dasselbe anwendet, daß Himmel und Erde eher vergehen, als ein Buchstabe oder Titel vom Gesetze. Wie ist es aber jetzt noch möglich, jeden Buchstaben des alten Testamentes als Gottes Wort und Gebot zu ehren und dabei die Juden, welche dasselbe thun, darüber höchlichst zu verachten? — So viel vom alten Testamente! Das neue finden natürlich alle Partheien seinem moralischen Inhalte nach unvergleichlich und göttlich. Christus, als Lehrer dieser reinen, erhabenen Moral als ein lebendiges Vorbild der Bethätigung derselben, ist ein Gegenstand der Verehrung Aller. Aber auch dieser Zauber schwindet sehr zusammen, wenn der natürliche Verstand sich das Einzelne ordnet und betrachtet. Zuvörderst fällt es ihm (wie den frömmsten und gelehrtesten Männern, welche sich, seitdem es einen neutestamentlichen Canon gab, darüber vergeblich abgemühet) unmöglich, in die vier Evangelien Harmonie und Übereinstimmung zu bringen und die einander entgegentretenden Widersprüche auszugleichen. Die Unterscheidung zwischen einem Christus der drei ersten Evangelien und einem Christus des vierten Evangeliums ist eine Ungereimtheit, wenn man erwägt, daß diese so gesonderte und ganz verschieden aufgefaßte Person doch der Grund und die Bedingung unser Seligkeit sein soll. Den besonnen wägenden Leser beruhigt es nicht, wenn theologische Weisheit ihn bedeuten will, die Synoptiker hätten die Absicht gehabt, Jesum als Menschensohn, Johannes aber die Tendenz verfolgt, ihn als Gottessohn darzustellen. Was ist das für eine Geschichte, wie kann sie auf Beifall rechnen und die Forderung stellen, auf den Glauben an sie meine Seligkeit zu bauen, ruft er aus, die mir den Heiland als Stückwerk vorführt und nicht in seiner ungetrennten Göttlichkeit und Menschlichkeit zugleich darstellt? Wie kann ich es mit der gottverbürgten

Wahrheit eines heiligen Schriftstellers reimen, wenn er die wesentlichsten Thatsachen und Begebenheiten, auf welchen die Gottesgesandtschaft Christi beruhet, verschweigt, wenn z. B. der Urevangelist Marcus von den ersten dreißig Lebensjahren Jesu gar nichts meldet und daher auch seine übernatürliche Geburt verschweigt, auf welche so viel ankommt, Matthäus dagegen und Johannes von seiner Himmelfahrt nichts erzählen? Solche und andere Auslassungen wird der bloß menschlich denkende Leser sich nicht anders begreiflich zu machen wissen, als durch die Annahme, daß die von Gott inspirirten und bestellten Schreiber der Geschichte seines Sohnes entweder sehr ungeschickte Leute gewesen, oder von jenen höchst wichtigen Bestandtheilen der Geschichte Jesu nichts wußten, daran nicht glaubten oder den Glauben an dieselben mindestens für unwesentlich hielten. Eben so seltsam muß es dem bekenntnißgläubigen Christen erscheinen, daß in der sehr erheblichen Thatsache der Auferstehung die Referenten sehr von einander abweichen. Wie aber in aller Welt gehet es zu, daß von der Höllenfahrt Christi, einer Thatsache, an deren Glauben das Athanasianische Glaubensbekenntniß die Seligkeit knüpft, bei keinem Evangelisten ein Wort zu lesen ist? Nicht minder bedenklich scheinen die Widersprüche in den Briefen der Apostel, unter denen der bekannte zwischen Paulus und Jakobus über die Verdienstlichkeit der guten Werke dem großen Glaubenshelden Luther so unauflöslich schien, daß er, überzeugt von der ausschließlichen Wahrheit der Ansicht des Paulus, den Jakobusbrief gänzlich verwarf und sich erlaubte, dieses Stück des Wortes Gottes eine stroherne Epistel zu nennen.

Auffallend muß es auch dem Leser der Bibel erscheinen, daß Christus selber auf Thatsachen, welche die Bekenntnisse und schon das apostolische für überaus wichtig zum Glauben halten, gar kein Gewicht legt, z. B. daß er nirgends seiner übernatürlichen Zeugung noch seiner davidischen Abstammung erwähnt oder gar zur Glaubenssache macht, daß er anscheinend undankbar gegen die Ehren, welche die himmlischen Heerschaaren seiner Geburt erwiesen, aller dieser merkwürdigen Dinge, welche ihn unbedingt vor seinen Zeitgenossen ausgezeichnet haben würden, nicht einmal mit einem einzigen Worte erwähnt, noch weniger aber dieselben als Zeugnisse für seine Sendung in Anspruch nimmt. Andererseits aber

muß es auffallen, daß Jesus Aussprüche thut, welche mit den Glaubensbekenntnissen im Widerspruche stehen. Obgleich Christus dem guten Schächer verheißet: heute wirst Du mit mir im Paradiese sein, obgleich Paulus I. Corinth. XV. 50 spricht: Fleisch und Blut können das Reich Gottes nicht ererben, fordert das Bekenntniß einen Glauben an die Auferstehung des Fleisches, die man auf sehr wenig zu beweisen scheinende Stellen, wie I. Thessal. IV. 16, I. Corinth. XV. 51 u. s. w. zu gründen sucht. — Christus stellt die Kinder mehrmals als Muster der Unschuld auf und fordert seine Zuhörer auf: zu werden wie die Kinder. Gleichwohl lehren die Bekenntnisse die Erbsünde und stützen sich auf Bibelstellen, welche nicht von Christo herrühren. Allezeit stellt Jesus, welcher sich niemals Gott nennt, sich unter den Vater. Er sagt z. B. Joh. XIV. 28: „Der Vater ist größer, als ich (v. 31). Ich thue also, wie mir der Vater geboten hat." Er will nichts Anderes sein, als des Vaters Gesandter v. 24: und das Wort, das ihr höret, ist nicht mein, sondern des Vaters, der mich gesandt hat. Wie konnte Jesus, wenn er Gott war, am Kreuze rufen: mein Gott, warum hast du mich verlassen? Wie konnte die zweite Person in der Gottheit überhaupt zu sich selber beten, sie die der Trinitätslehre zufolge ein Gott ist mit dem Vater und dem heiligen Geiste? Um die Symbole zu rechtfertigen, lässet man Christi eigene Reden außer Acht, ruft den Paulus zur Hülfe, sammelt eine Menge gewaltsamst ausgelegter Sprüche aus Johannes und zwingt sie zum Zeugnisse wider denjenigen, welchen man doch zum Gotte machte.

Ich glaube kaum bemerken zu dürfen, daß die vorstehend hervorgehobenen Bedenklichkeiten gegen den Inhalt der h. Schrift keineswegs von mir getheilt werden, sondern nur da als unvermeidlich sich ergaben und anerkannt werden müssen, wo jedermann, auch Kinder und Ungebildete die Bibel in die Hand bekommen und darin nach Belieben lesen sollen, ohne daß eine Leitung und Aufsicht dabei stattfindet. Diese verträgt sich aber mit dem Grundsatze der freien Schriftforschung eben so wenig, als mit dem Grundsatze der Allgemeinverständlichkeit und Genugsamkeit der Schrift. Von meinem mir jetzt eigenthümlichen Standpunkte aus bedeuten alle jene Bedenklichkeiten gar nichts, weil ich das Lesen

der Schrift nur durch geweihete Augen oder unter Leitung des Seelsorgers oder irgend eines andern dazu Befähigten möchte stattfinden lassen. Jene Bedenklichkeiten sind nur die Frucht eines ohne Beruf unternommenen Bibellesens und eine Errungenschaft des freien Bibellesens. Dieselben führen zu Zweifeln an der Göttlichkeit der heiligen Schrift.

Denselben entging auch ich nicht, wenn ich zu der Zeit, wo mir noch die erforderliche Gemüthsweihe und Einsicht fehlte, den Inhalt der Bibel erwog, wie es während meiner Universitätsjahre der Fall war, wo ich mir wohl mit einer oder der andern der eben von mir vorgetragenen Meinungen das Ansinnen, die Bibel als eine durchgängige Ansprache Gottes an die Menschheit anzunehmen, fern zu halten suchte und sie auch wirklich nicht las.

Die Unrichtigkeit des Grundsatzes von der Gemeinverständlichkeit und Allgenugsamkeit der Schrift und des daraus hervorgegangenen Principes der freien Forschung ist schon anderwärts längst anerkannt. Schon die alten Theologen, welche man so schön die Väter der Kirche genannt hat, und die man als bewährte und erfahrene Männer nicht ungestraft überhören darf, haben sich gegen die unbeschränkte und Jedem ohne Unterschied zu gewährende Freiheit des Lesens in der Schrift erklärt. St. Hieronymus macht dem Paulinus in einer Zuschrift bemerklich, wie er ohne Führer und Wegweiser in der Schrift nicht vorwärts zu kommen vermöge. „Landbauer, Maurer, Schmiede und Andere, fährt er fort, können ohne Anleitung ihr Geschäft nicht treiben. Die Ärzte verstehen sich auf Mediciniſches, die Schmiede auf Schmiedearbeit. Die Kunst der Schrift aber nehmen Alle für sich in Anspruch, die redselige Alte, der faselnde Greis, der geschwätzige Sophist, Alle nehmen dieselbe vor, zerreißen sie und lehren, bevor sie gelernt haben, was sie selbst nicht verstehen; einige lassen sich selbst von Weibern lehren, was nur Männer lehren sollten.“ — Auch Augustinus erklärt sich sehr dagegen, daß Jeglicher auf eigene Faust sich mit dem Lesen der h. Schrift befasse, ohne der Leitung eines Kundigen sich zu bedienen und auch er führt es als einen Widerspruch an, daß man zur Erlernung der weit leichtern mechaniſchen Künste eines Meisters und Unterweisenden zu bedürfen glaubt, das Lesen der Schrift aber ohne Anweisung treiben zu

können vermeint. „Niemand, sagt er, welcher in der Poetik nicht bewandert ist, wagt sich ohne Lehrmeister an den Terentianus Maurus. Asper, Cornutus, Donatus werden erfordert, damit der Dichter verstanden werden könne, allein über die Bücher, welche heilig sind und des ganzen menschlichen Geschlechtes Bekenntniß enthalten, fällst Du ohne Anleitung her und Du lieseſt sie ohne Lehrmeister.“ An einer andern Stelle nennt er es einen verwegenen Übermuth, die heiligen Schriften ohne Ausleger verstehen zu wollen, während man bei jeder Wissenschaft, wie leicht und niedrig dieselbe auch sein möge, zu deren Verständnisse einen Lehrer und Meister fordert. Er hält das Verständniß der Bibel für eine von Gott verliehene Gabe und findet eine Vermessenheit darin, sich dieselbe ohne Weiteres und ohne Unterricht beizulegen. „Cornelius, sagt er, dem Gott selber sich offenbarte, mußte noch durch einen Menschen, den Petrus, unterrichtet werden.“ — Wenn ich so manchen Handwerker, welcher ganz geduldig der freien Schriftforschung und Bibellectüre sich hingab, die Resultate seiner biblischen Dogmatik auskramen hörte, gedachte ich der bekannten Äußerung Basilius des Großen, der einem Koche, welcher sich auf theologische Gespräche und Schriftcitate einließ, den Rath ertheilte, sich mit seiner Kochkunst zu befassen und nicht Dinge zu treiben, von denen er nichts verstehe, was ungefähr auf das Bekannte: Schuster bleib bei deinem Leisten hinausläuft. Basilius war zu einer solchen Äußerung um so mehr berechtigt, als er, wie Rufinus meldet, mit seinem Bruder Gregorius dreizehn Jahre lang über der Schrift gesessen und sie ihre Erkenntniß aus den h. Vätern geschöpft hatten. Hieronymus, welcher bei jeder Gelegenheit darauf zurückkömmt, wie man in der Schriftforschung nicht der eigenen Regung und dem Lichte seines Privatgeistes folgen, sondern sich der Leitung eines erfahrenen Meisters anvertrauen solle, hatte selber, bevor er an das Geschäft des Auslegens ging, sich eifrigst der Lehrmeister und andern Anleiter zum Gebrauche der heiligen Schrift bedient. Ich könnte der Stellen aus Kirchenvätern, welche die Überzeugung von der Schwierigkeit des Verständnisses aussprechen und bekunden, wie nur langes Studium und tiefes Nachdenken zu diesem Verständnisse führt, beibringen. Allein es genügt auf Luthers eigene spätern Äußerungen hinzuweisen, nachdem er

verschiedentlich früherhin versichert, die Schrift sei durchaus nicht dunkel, sehr leicht verständlich, offen und ihre eigene Auslegerinn. Man hat immer Luther im Munde als Gewährsmann für die freie Schriftforschung. Man vergißt aber, daß er sich eines Andern überzeugt hat. Denn wie hätte er sonst in seinen Tischreden sagen mögen:

> Ein einzig Wort in der Schrift auszugründen und gar tief zu erholen, ist unmöglich, Trotz geboten allen Gelehrten und Theologen, denn es sind des heiligen Geistes Worte. Darum sind sie allen Menschen zu hoch und trotz St. Petri, Paul, Mose und allen Heiligen, daß sie ein einig Wort gründlich durchaus verstehen.

Ein anderes Mal sagte Luther über Tische:

> Es solle sich niemand gedenken, daß er habe die Schrift geschmeckt, er habe denn hundert Jahre die Kirche mit den Propheten, Johannes dem Täufer und den Aposteln regiert. Darum ist es ein groß Wunderwerk, Gottes Wort zu verstehen.

Dem Doctor Jonas sagte Luther:

> Wir werden wohl Schüler darin bleiben, denn man kann nicht ein einziges Wort in der heiligen Schrift genugsam ausgründen, wir haben und behalten nur die Erstlinge und da wir viel darinnen können und verstehen, so können wir kaum das A-B-C und doch nicht recht.

Bei einer andern Gelegenheit sprach Luther:

> Ach lieber Gott, die h. Schrift wird nicht so leicht verstanden, sollte sie auch fleißig und aufmerksam gelesen werden. Virgilius, Cicero und Terentius können nicht einmal verstanden werden. Wie kommt es also, daß wir in der h. Schrift so stolz sind und uns so viel anmaßen?

An einer andern Stelle sagt er:

> Ob man schon die Schrift hat und höret, das damit doch nicht genug ist, sondern es gehöret die Offenbarung des h. Geistes dazu, der das Licht gebe in solchen Lesen und Hören, daß es verstanden werde. Es sind aber die nicht so gemein, die den h. Geist und rechten Verstand haben, als sich's Viele lassen dünken.

Deßhalb hatte Luther auch eine große Angst vor der Bibeldeutelei:

> Ach lieber Gott, sprach er einst, wie dürfen wir doch so türstiglich und freventlich in deinem Heiligthume handeln und deine Schrift und Wort uns unterwerfen, das wir es wollen meistern, deuteln und lenken nach unserer Vernunft.

Als Luther zu Eisleben war, hat er daselbst zwei Tage vor seinem Tode auf einem, nachher auf seinem Tische vorgefundenen, und von seinem Freunde Jonas hingenommenen, Zettel Folgendes geschrieben:

> 1. Virgilium in bucolicis nemo potest intelligere nisi fuerit quinque annis Pastor. Virgilium in Georgicis nemo potest intelligere nisi fuerit quinque annis Agricola. 2. Ciceronem in epistolis (sic præcipio) nemo integre intelligit, nisi viginti annis sit versatus in Republica aliqua insigni. 3. Scripturas sanctas sciat se nemo degustasse satis nisi centum annis cum Prophetis, ut Elia et Elisæo, Joanne Bapstista, Christo et apostolis, Ecclesias gubernarit. Hanc tu ne divina Aeneida tenta, sed vestigia pronus adora. Wir sind Bettler hoc est verum 16. Februarii Anno 1546.

Diese Äußerungen, im Angesichte des nahen Todes geschrieben, und ohne Zweifel als Luthers letzter Wille und Ueberzeugung von diesem Gegenstande zu betrachten, können wohl zur Wiederholung der Worte des Hohenpriesters veranlassen: was haben wir noch Zeugen nöthig? Wenn derjenige, welcher den Grundsatz der freien Schriftforschung und Gemeinverständlichkeit der Schrift auf die Bahn brachte, mit solchen Ansichten die Welt verließ, so kann man wohl annehmen, er habe denselben widerrufen und sich vollständig der Meinung der Väter angeschlossen, welche kaum über einen andern Gegenstand so einhellig ist, als über die Schwierigkeit der Schrift und die Nachtheile, welche das Lesen derselben durch jedermann ohne Unterschied zur Folge hat. Clemens von Alexandrien nennt die h. Schriften treffend: verborgene Reden, denen, welche dieselben verstehen, klar, dem Haufen aber dunkel, wie erloschene Kohlen, welche nur brennen und leuchten, wenn man dieselben angezündet. Die Dunkelheit und Schwierigkeit der Schrift, welche zu leugnen nur einem hartnäckigen Vertheidiger der freien Schriftforschung einfallen kann, hat bereits

die Väter der Kirche veranlaßt, gewisse Bedingungen für das Lesen derselben als unerläßlich zu erklären. Im Gegensatz zu unserm Bibelverbreitungseifer, welcher den Glauben aus der Schrift und deren Lesung will hervorgehen lassen und nicht genugsam bedenkt, daß man, um gern und häufig in der Schrift zu lesen, schon einen Hang dazu haben muß, verlangten Jene vorherigen Glauben, woran es, wie einer unter ihnen sagte, nichts ändern könne, wenn einmal ein Jude durch Lesung der h. Schrift bekehrt ist. Am dringendsten aber fordern jene Lichter der alten Kirche, daß der Leser der Schrift der Auslegung der Väter und der Kirche treu bleiben müsse, indem die Schrift durch dieselben erst an uns gekommen und nur dadurch glaubwürdig sei. Deßhalb mahnen diese Kirchenweisen unausgesetzt, daß niemand ohne Lehrer und Ausleger sich auf das Lesen der heiligen Schrift einlassen möge. Aber auch hiermit noch nicht zufrieden, verlangen sie, daß die Schrift in Demuth und Verehrung gelesen werden und der Leser sich durch Gebet jedesmal zum Lesen geschickt machen müsse, so wie sie denn auch neben der geistigen Fassungskraft auch eine große Reinigkeit der Gesinnung beim Lesenden voraussetzen und dafür halten, wie nur langes und tiefes Studium in das Verständniß der heiligen Schriften einführe. Beobachtung an mir selber und Erfahrung an andern haben mich belehrt, wie alle diese Erfordernisse unerläßlich sind, wenn man zum Lesen der Schrift Lust haben und dasselbe Frucht und Seegen bringen soll. Sie fehlten mir, wie auch wohl den meisten meiner akademischen Genossen, alle mehr oder minder und deßhalb glaube ich, ist es weder für mich noch für sie von erheblichem Schaden gewesen, daß wir auf der Universität so wenig Kenntniß von dem Buche der Bücher genommen. Ja ich halte mich fest überzeugt, Viele sind durch ihr gleichgültiges Verhalten gegen dasselbe vor gefährlichen Irrthümern des Glaubens und der Lehre gesichert geblieben und fern von der Versuchung im unwissenden Übermuthe frevelhaften Hohn mit dem Worte Gottes zu treiben, zu welchem der verständige Unverstand der losen Jugend, welcher sich für erleuchtet und aufgeklärt hält, nur zu sehr sich getrieben fühlt. Ich bin sogar geneigt, in der Knechtsgestalt, worin die Bibel den s. g. ästhetisch Gebildeten ein Greuel ist, welches sie von näherm Eingehen abhält, wodurch den reactionären

Elementen, die sie in ihrer Brust verschließen, Anregung und Gelegenheit des thätigen Hervortrittes entzogen wird, eine providentielle Veranstaltung zu erblicken, derjenigen ähnlich, welche uns den König des Himmels, den Schöpfer der Erde, den Erlöser der Menschheit in der dem weichlichen Ekel heidnischer Bildung unerträglichen und widerwärtigen Gestalt des verachteten Menschensohnes zeigt. Diese unkünstlerische Form, dieser aller Weltsweisheit, häufig sogar dem gemeinen Menschenverstande stracks zuwider laufende Inhalt, sind für die Bibel Schutzwehren gewesen, welche ihre Feinde stärker abgehalten und sie sicherer beschützt haben, als die glänzendsten Vertheidiger und Apologeten des Christenthumes. Der Grimm der Verstandeswüthriche würde sich weit mächtiger und verderblicher dem Einflusse und der Verbreitung der biblischen Wahrheiten widersetzt haben, wenn sie in ihrer heidnischen Bildung nicht so hochmüthig und verächtlich auf das Evangelium herabgeschauet und darin ein kunstloses, roh geformtes Machwerk zu erkennen vermeint hätten, dessen Rohheit nicht eben geeignet sei, den Glauben zu fördern, daß darin die Quelle des Heiles fließe. Diese vornehme Geringschätzung haben besonders die Lehrer der Weltweisheit zu einer Art Schiboleth gemacht, bis die neuere Wissenschaft den Vortheil wohl ersahe, welcher aus der Anknüpfung ihrer Lehren an die des Christenthumes und die Berücksichtigung der biblischen Wahrheiten, für sie in Bezug auf ihre Verbreitung namentlich unter den Jüngern der Gottesgelahrtheit, erwachsen mußte. Für die Christo zugewendeten Gemüther hat aber die äußere Unscheinbarkeit der Schrift, ihre innere Schwierigkeit und Dunkelheit ihren Grund, wie der h. Augustinus meint, in der Absicht, den Übermuth zu dämpfen und den Geist vor dem Überdrusse zu bewahren, welche bei allzuleichter Forschung nur allzubald sich einzustellen pflegen. Clemens von Alexandrien findet in jenen Eigenschaften der Schrift einen Beweggrund, daß der Christ, hierdurch zur Erkenntniß seiner Schwäche gekommen, einen Anlaß nehme, sich zum Gebete zu wenden. Chrysostomus aber meint, daß die Glaubenswahrheiten bei der Schwierigkeit ihrer Einsicht einen tiefern Eindruck machen würden. Ein anderer sagt: „Die Schrift verbirgt sich nicht, um ungesehen zu bleiben, sondern um von ihren Liebhabern desto eifriger erforscht zu werden, so wie Frauen

sich tiefer verschleiern, je stärker sie wünschen gesehen zu werden. Allerdings scheint die besondere Verehrung, welche die Schrift in Anspruch nimmt, zu erfordern, daß sie nicht unverschleiert umhergehe, noch sich jedermanns Augen darbiete. Sie muß dem Vorwurfe sich entziehen: man gebe den Hunden das Heilige und werfe die Perlen vor die Säue. Nichts, was kostbar ist, sagt Theodoret, ist jedermann zugänglich gemacht. Perle und Purpur sind in des Meeres Tiefen verborgen; Gold und Silber ziehen sich in versteckten Gründen durch die Tiefen der Erde. Alles, was wir Kostbares besitzen, halten wir unter Verschluß. Über allen diesen irdischen Dingen aber stehet das Göttliche. Dieses war daher um so sorgfältiger zu hüten. In ähnlicher Weise erkennen auch andere Kirchenväter die Nothwendigkeit einer gewissen Schwierigkeit und Dunkelheit der heiligen Schrift an. Sie machen darauf aufmerksam, daß auch die Weltweisen des Heidenthumes ihre Lehren aus gleichem Grunde in räthselhafter und dunkler Rede vorgetragen und schließen, daß Gott die Schrift absichtlich in Dunkel gehüllt habe werden lassen, damit sie nicht Allen verständlich, nicht gemein und jedermanns Mißbrauche zugänglich sei. Die pädagogischen Radicalen unserer Zeit, ich meine eine gute Anzahl der Volksschullehrer, und ihre Bemühungen, haben zur Genüge gezeigt, wie sehr die alten Kirchenväter Recht gehabt haben. Oder soll man annehmen, diese jungen anmaßenden Leute hätten die überirdische Weisheit jener Glaubenshelden wirklich zu Schanden gemacht, wie sie in ihrem Übermuthe wähnen möchten, wenn in ihre Allwissenheit sich etwa auch einige Kunde von dem eingeschlichen haben sollte, was die tiefsinnigsten und einsichtsvollsten Denker und Männer vom Fache über die schwierigen Sachen, mit deren Verständnisse ihre schnell erlangte Bildung in der schnellsten Kürze zu Stande gekommen ist, gedacht haben? Ich meines Theiles glaube nicht und zwar auf das Entschiedenste nicht, daß jeder, wenn auch sonst noch so wackere und verdienstvolle, aber unerfahrene junge Mann aus eigenem Zeuge und mit Hülfe einiger pädagogischer Anweisung sich zum Auslegen der h. Schrift eignet und als solcher aufzutreten berechtigt ist. Hiermit würde die Ordnung gestört sein, welche seit der Apostel Zeiten und zwar unter Gottes Leitung in der Kirche eingeführt worden und factisch

überall namentlich auch in der protestantischen Kirche noch bestehet, wie die Geistlichen wohl begreifen, welche sich den Übergriffen der von seminarieller Weisheit übersprudelnden Volksschullehrer widersetzen und so thatsächlich der auf der Kanzel gepriesenen freien Forschung entgegentreten. Diese Ordnung Gottes in seiner Kirche ist auf das Unzweideutigste und ausführlich im 12. Kapitel des 1. Corintherbriefes geschildert und darin einem Jeden sein Theil an den Dienstverrichtungen im Weinberge des Herrn zugetheilt. Die Ordnung ist von Paulus auf's Trefflichste gezeichnet. Er vergleichet die Kirche mit einem Leibe und nennt diesen Leib Christum. Der Leib ist aber immer nur einer, der Verschiedenartigkeit seiner Glieder und deren Functionen ungeachtet. Die Gläubigen, als der Leib Christi, sind Glieder desselben ein jeder nach seinem Theile. „Und die Einen, sagt er, hat Gott gesetzt in der Gemeinde für's Erste zu Aposteln, für's Zweite zu Propheten, für's Dritte zu Lehrern, sodann Wunderkräfte, sodann Heilungsgaben, Hülfleistungen, Verwaltungen mancherlei Zungen. Alle sind doch nicht Apostel? Alle doch nicht Propheten, alle doch nicht Lehrer? Alle doch nicht Wunderthäter? Alle haben doch nicht Heilungsgaben? Alle reden doch nicht in Zungen? Alle legen doch nicht aus?“ Es sind also nach dieser Ordnung die Einen nicht das Andere und Alle nicht Alles. Denn wenn Alle Alles wüßten, bedürfte es nicht der Lehrer, welche der Apostel die Haushalter der Geheimnisse Gottes nennt. Die Wissenschaft des durchs Evangelium verkündigten Heiles und des Evangelii selber ist daher bei den Lehrern, von deren Munde die Gemeinde ihres Unterrichtes gewärtig bleiben soll. Schon hieraus ergiebt sich, daß die Schüler, und wenn sie auch Volksschullehrer sind, sich nicht auf eigene Hand die Geheimnisse öffnen und hervorlangen, auch nicht, was den Haushaltern anvertrauet worden, sich zu verwalten gelüsten lassen sollen. Ich finde einen Eingriff in die von Paulus als Gottes Ordnung geschilderte Einrichtung, wenn jeder aus selbsteigner Macht und Willkühr die Schrift in Absicht des eigenen Heiles lieset und behandelt, wenn jeder sich einen Schlüssel macht und gebraucht, um die in Schwierigkeit und Dunkel verschlossenen Schätze sich zu eröffnen und zugänglich zu machen, die ihm nur aus der Hand der dazu Berufenen und Geweiheten gereicht wer-

den sollen. Wie kann man doch noch die mit jener Ordnung in Widerspruch stehende Maßregel, wonach jeder die Freiheit des Forschens in der Schrift auf eigene Hand haben soll, auf die Gemeinverständlichkeit der Schrift stützen, nachdem unter denen, welche eine solche Perspicuität behaupteten, die größten Streitigkeiten über das Verständniß von Schriftstellen und Schriftlehren sich erhoben haben und nachdem die allgemeine Befugniß der Schriftforschung zu der Vollmacht ausgedehnt ist, die Authenticität der Bibel selbst dem richterlichen Spruche des menschlichen Verstandes zu unterwerfen, ihre Göttlichkeit zu bezweifeln und die ganze h. Schrift, auf welche die christliche Lehre allein sich doch gründen soll, ebenfalls zu verwerfen, sobald der Verstand dieselbe vernunftwidrig fände?

Zu allen Zeiten haben, wie ich wiederholt bemerke, gerade die Ketzereien ihren Auslauf von der Berufung auf Bibelstellen genommen, welche die Urheber der abweichenden Lehren auf eine von der allgemeinen Auffassungsweise abweichende Art auszulegen sich erlaubten. Das rührte aber lediglich daher, weil dieses Buch die Fülle seiner Schätze nur einem demüthigen, wirklich nach Wahrheit dürstenden und von einem sichern Lichte erhellten Herzen öffnet, aber dem stolzen Selbstdünkel, dem eiteln Vorwitze und der selbstischen Systems- und Neuerungssucht, von denen die Ketzer sich verführen ließen, stets verschließt. Alle Ketzereien hatten, worin die Kirchenväter einhellige Zeugen sind, ihren Ursprung gerade in der Dunkelheit der Schrift. Wozu bedurfte es, wenn die Schrift so klar wäre, der Entscheidung von mehr als einem halben Tausend von Kirchenversammlungen, welche in mehr denn dreißig Bänden enthalten sind und keineswegs bloß minder nothwendige Stellen betreffen, sondern sehr häufig gerade Heilswahrheiten zum Gegenstande haben? Wozu werden jetzt in der evangelischen Kirche Deutschlands so viel Anstrengungen sichtbar, die doch nur auf die h. Schrift gegründete Kirchenlehre festzustellen, wenn diese Schrift die ihr nachgerühmte Gemeinverständlichkeit besäße? Ich lasse mich von der Meinung, daß es nicht rathsam sei, jedem die Bibel ohne Unterschied zum eigenen Lesen und Forschen in die Hand zu geben, auch nicht durch den Hinweis abbringen, daß zu allen Zeiten und noch heut zu Tage einzelne Seelen durch das Lesen der Schrift

zu Christo gekommen sind, indem ihnen Gott den heiligen Geist verliehen und ihre Augen geöffnet hat, so daß vor denselben die Schwierigkeit und Dunkelheit der Schrift gewichen und ihnen die unzweideutige Erkenntniß der Heilswahrheiten geworden ist. Bei Gott ist kein Ding unmöglich; in seinen Händen wird, was von Menschenhand gereicht ein Gift gewesen wäre, zum kräftigen Heilmittel, er macht aus Einem, das ein Strohhalm an Schwäche zu sein scheint, eine feste Stütze, Er bringt mit Mitteln zum Steigen, die sonst nur den Fall bewirken, kurz er bedient sich unerforschlicher Wege und außerordentlichster Mittel. Wer ist sich aber mit Bestimmtheit bewußt, daß ihm Gott zum Lesen der Bibel den heiligen Geist, welcher ihm das Verständniß eröffnet, senden werde, wer darf sich rühmen, daß die Art, wie er das Gelesene aufgefaßt, die richtige ist? Haben sich dessen nicht alle Irrlehrer auch gerühmt? Rühmen sich dessen nicht mit gleicher Berechtigung getreue Leser und Forscher, welche zu einander widersprechendem Funde bei ernsthaftem und gründlichem Forschen in der h. Schrift gelangten? Bei der Gefahr also, daß ich über dem Lesen der Schrift mir meine eigene Meinung zurecht gemacht und mein Machwerk für das Resultat der Lectüre gehalten haben möchte, bin ich jetzt so ziemlich darüber getröstet, daß ich Gottes Wort auf der Universität so sehr verabsäumt und mich darum so wenig bekümmert habe, indem es mir einleuchtend ist, daß bei der Art todter religiöser Überzeugungen, den Hervorgängen aus der eigenen und der Weisheit der Welt, denen ich damals huldigte, mir das Lesen der Schrift keine Wahrheit aufgeschlossen, sondern ich ihre Lehre nur verfälscht und mittelst eigenliebiger Auslegung nur einen Wiederhall eigener Weisheit darin gefunden, mich auch in einem Sinne und einer Auffassungsweise festgerennt haben würde, deren Aufgabe mir nachmals, da meine Zeit gekommen war, weit schwerer geworden sein dürfte.

Forschte ich so wenig als diejenigen meiner Commilitonen, welche nicht Theologen waren, nach dem Wesen des Geistes Gottes, wie uns derselbe in der Schrift offenbaret worden, so blieb ich auch über das Wesen und die Stellung des menschlichen Gei-

stes und seine Beschaffenheit dem göttlichen gegenüber und wie die heilige Schrift denselben uns kennen lehrt, in völligem Dunkel. Ich vernahm dagegen mit Interesse diejenigen Aufklärungen, welche uns Schulze in den Vorlesungen, welche er psychische Anthropologie nannte, über das geistige Leben im Menschen zu geben suchte. Diese waren nur empirisch in einer mir bei einem tiefern Denker noch heute unbegreiflichen Weise. In dieser von Gott ganz abgerissenen Seelenlehre, worin uns die Entstehung und die Entwickelung der religiösen Vorstellungen im Menschen, also auch derjenigen von Gott, als ein Hervorgang aus den Regungen der Vernunft geschildert wurde, worin keine Ahnung herrschte von einer in den Menschengeist hineingelegten Offenbarung, wurde die Aufklärung der qualitativen und quantitativen Verschiedenheiten versucht, welche an den Äußerungen des geistigen Lebens vorkommen und die Bedingungen und Gesetze angezeigt, unter welchen jene Äußerungen mit ihren Verschiedenheiten stehen. Beim Selbstbewußtsein anhebend, das uns zu dem Gefühle des unsern Ich angehörenden Körpers verhilft, ging die Lehre zur menschlichen Seele und deren Verbindung mit dem Leibe, so wie auch zu den Beziehungen der Organisation des letztern auf die Thätigkeiten der erstern oder auf das geistige Leben über, um sodann von den Kräften der Seele zu handeln. Es ward uns gezeigt, wie die beiden der Seele vormals zugeschriebenen Urkräfte: das Erkennen und Begehren den Umfang ihrer Kräfte keineswegs erschöpften und daher die Nöthigung zur Annahme einer dritten: des Gefühles stattfinde. Nachdem von der sinnlichen Erkenntnißkraft gehandelt und dabei äußerer Sinn und innerer Sinn unterschieden worden, führte uns der Vortrag zur Vernunft, in welcher der Mensch eine Kraft besitzen sollte, wodurch er sich über das Sinnliche zu erheben vermag und als deren wesentlichstes Erzeugniß die Ueberzeugung des Menschen bezeichnet ward, daß sein persönliches Wohl- oder Übelsein in vielen Stücken von höhern und mächtigern Wesen, als er selbst und irgend ein Mitglied seines Geschlechtes ist, abhänge und daß ein bloß durch die Triebe, welche er mit den Thieren gemein hat, geleitetes Leben, der Bestimmung und den Vorzügen seiner Natur nicht angemessen ist. Über die niedrigste Stufe der Äußerungen des religiösen Glaubens: den

Fetischismus, schreitet die Vernunft durch erweitertes Nachdenken über die Bedingungen des Entstehens der Dinge in der Welt und der an denselben vorkommenden Veränderungen zu einer göttlichen Verehrung der Grundstoffe und Kräfte in der Natur fort, um sodann sich zu vollenden mit der Frucht noch größerer Vernunftentwickelung in der Lehre von einem einzigen Urheber und obersten Regenten der Welt. Was aber eine solche Entwickelung der Vernunft veranlaßt und befördert habe, war nach der Versicherung unseres Lehrers unbekannt. Dem Christenthume ward bei dieser Gelegenheit eine etwas trockene Lobrede gehalten, nachdem behauptet war, wie sich nicht mehr ermitteln lasse, ob Christus selbst schon die Absicht gehabt eine Universalreligion zu stiften, oder ob die Apostel es sich erst als seine Absicht gedacht. „Unter allen religiösen Ansichten von der Welt, sagte Schulze, ist die dem Christenthume eigenthümliche — wie sie nämlich in den Urkunden desselben aufgestellt worden, also nicht nach den Verunstaltungen genommen, die es durch Priester*) und Pfaffen erlitt, und wodurch dasselbe oft in einen Fetisch- oder Götzendienst von besonderer Art verwandelt wurde — ganz unstreitig die beste von allen solchen Ansichten, die jemals Völkerreligionen geworden sind, wird auch diejenige bleiben, welche den Menschen am meisten der Beherrschung durch die Sinnlichkeit entziehet, die edelsten Gesinnungen begründet und zu den größten Verdiensten um die Menschheit auffordert, so wie der Geist dieser Lehre weder localen noch nationalen Begränzungen und Beschränkungen unterworfen ist, sondern überall den wesentlichen Anlagen im Menschen entspricht. Die Wirksamkeit dieses Geistes wird niemals durch die Erweiterung der Naturkenntnisse vermittelst des Verstandes beeinträchtigt oder aufgehoben werden können. Selbst die tiefste Einsicht in die Stoffe, Kräfte und Gesetze der Natur wird die Wahrheit der wesentlichen Lehren desselben eben so wenig umstürzen, als wie diese Einsicht die Vernunft im Menschen jemals vertilgen wird.“ Die Verträglichkeit des Christenthumes mit allem Wissenschaftlichen, war mir damals ein wichtiges Moment zur Achtung für dasselbe.

*) Schulze war selbst früher Geistlicher und bis 1788 Diaconus an der Schloßkirche zu Wittenberg.

Eine Begeisterung für dasselbe konnte mir aber Schulze auf dem Wege seiner Psychologie nicht einflößen. Größeres Interesse, als die Lehre vom Verstande, hatte für mich das Kapitel von der Einbildungskraft, das aber auf jede poetische Regung und die Ahnung tieferer Bezüge der menschlichen Seele zur umgebenden Natur, zu den Menschen und zu Gott sehr niederschlagend wirkte, weil der Empirismus sehr roh und handgreiflich auftrat. Namentlich wurden der Einbildungskraft fast alle andern Wirkungen, als die aus wollüstigen Vorstellungen hervorgehenden, im menschlichen Körper abgesprochen oder der Hauptsache nach auf andere Gründe reducirt. Die Erzählungen, wonach durch die Einbildungskraft Geschwüre, Blattern, Veitstanz, Wahnsinn mittelst Vorstellung dieser Übel entstanden sein sollen, wonach die Vorstellung von der Wirkung einer eingenommenen Medicin, dieselbe auch wirklich gehabt haben soll, oder wonach die Einbildung: man müsse an einem gewissen Tage sterben, den Tod zu der bestimmten Zeit zur Folge gehabt, die Nachrichten vom Entstehen der Blindheit und Quetschungen durch einen bloßen Traum davon: daß man blind geworden, oder heftige Schläge bekommen, erklärte Schulze größtentheils für bloße Sagen, oder vermißte dabei die Anzeige der Umstände, welche der vorgeblichen Krankheit vorhergingen und die Seelen- und Körperbeschaffenheiten der dadurch krank gewordenen Individuen. Obgleich ich damals solchen nüchternen Resultaten sehr hold war, so begriff ich doch, daß Gründe, wie die folgenden, sehr seicht waren: „Wenn dergleichen Bilder der Phantasie ihnen entsprechende Krankheiten hervorbrächten, so müßte ja jeder, der sich eine Krankheit recht lebhaft vorstellte, davon befallen werden, aber auch nach denselben Gründen jeder Kranke, welcher ein recht lebhaftes Bild von der ihm fehlenden Gesundheit erzeugte, dadurch diese erhalten können." — Schulze nimmt an, daß in den erzählten Beispielen die Disposition zu den nachher erschienenen Krankheiten bereits im Körper vorhanden gewesen. „Die an Todesboten Glaubenden wird aber die Angst vor dem angemeldeten Tode nach und nach tödtlich krank gemacht haben, und den armen Sünder, welcher den Todesstreich erwartete, hatte gewiß schon die Angst wegen des bevorstehenden gewaltsamen Todes ums Leben gebracht, als statt des tödtenden

Schwertes eine Ruthe oder ein nasser Strick den Hals berührte." Eben so trivial war die Abfertigung der Annahme, daß die Einbildungskraft schwangerer Mütter auf die an den nachher gebornen Kindern wahrgenommenen Deformitäten von Einfluß gewesen, indem er aus der Annahme, manche Deformitäten (z. B. an dem ohne eine Öffnung am After gebornen Kinde) könnten gar nicht in der Vorstellung der Mutter vorhanden gewesen sein, den Schluß zog, die Deformitäten hätten einen ganz andern Grund, als die erhitzte Einbildungskraft der Mütter. — Bei der auf die Abhandlung von der Einbildungskraft folgenden Lehre vom Gedächtnisse war mir interessant, blieb aber unaufgeklärt die Thatsache, daß das Gedächtniß in Folge gewisser Krankheiten partielle Einschränkungen erleidet, andererseits aber in Krankheiten Dinge in die Erinnerung zurückkommen, die sich aus dem Bewußtsein des Gesunden gänzlich verloren hatten, oder gute Kenntnisse entwickelt werden, von denen der Kranke bei gesunden Tagen nur unvollkommene Einsicht hatte. Solche Thatsachen, welche an die Tiefe der menschlichen Seele, wie an die Nachtseite derselben führen und im Vereine mit andern die Unzulänglichkeit und Oberflächlichkeit derjenigen Art der Psychologie, worin wir unterwiesen wurden, bei tieferm Nachdenken sogleich darthun müssen, scheuete unser Lehrer. Ich hatte damals noch nicht viel Arg aus dieser schwachen Seite seiner Meditationen. Gern folgte ich ihm in die anziehenden Erörterungen über Sprache und Schrift, in denen er sich, uns Allen auffällig, zu dem Satze erhob:

> das Wort ist nicht der Vater, sondern nur der Pathe einer Erkenntniß.

Eine solche Ausdrucksweise war Schulzen sonst ganz fremd. Von diesem Gegenstande ging er über auf das Angeborene in Ansehung der Schwäche und Stärke der Erkenntnißkraft, worin von Blödsinn und Dummheit, so wie von den natürlichen Vorzügen des Geistes (Naturgaben), vom universalen Kopf, Talent und Genie gehandelt ward. Ein Abschnitt war auch dem Talente der Vorhersehung der Zukunft gewidmet, welche Schulze auf Schlüsse von der Ähnlichkeit der Ursachen auf die Ähnlichkeit der Wirkungen reducirt und als eine Frucht sorgfältiger Beobachtung des Zusammenhanges der Begenheiten im Leben des einzelnen Menschen

und der Staaten bezeichnet. Diese Schlüsse sollen häufig nicht über die Form dunkler Gefühle hinausgelangen und würden dann Ahnungen genannt. Daß denselben ein Vermögen der unmittelbaren Erkenntniß der Zukunft zum Grunde liege, leugnet Schulze gänzlich. Er erklärt damit die zahllosen Thatsachen, welche die Nothwendigkeit der Annahme eines solchen Vermögens namentlich bei Personen, welche solcher Schlußfolgerungen und Beobachtungen gar nicht fähig sind, erfordern, stillschweigend, wenn nicht für Lügen, doch für Täuschungen. Nach einem Abschnitte über das Fürwahrhalten beschäftigte sich die Schulzesche Psychologie mit den Äußerungen des geistigen Lebens im Schlafe, in der Schlaftrunkenheit, im Traume, im Schlafreden, im natürlichen und thierisch magnetischen Schlafwandeln. Hier erschlossen sich mir keine wesentlich andern Ansichten über die geistigen Tiefen der menschlichen Natur, als ich bis dahin über dergleichen Erscheinungen der Nachtseite des Geistes gehegt hatte, nur daß sie natürlich verständiger geordnet und nicht so grob absprechend sich darstellten. Schulze glaubte nicht, daß der in den genannten Zuständen sich zeigende Hervortritt von Seelenkräften von der Äußerung derselben Seelenkräfte im Wachen qualitativ oder auch nur durch Abhängigkeit von ganz andern Gesetzen verschieden sei. Er hielt sich überzeugt, daß die Ähnlichkeit der Träume u. s. w. mit den Begebenheiten im Wachen, ferner die Einflüsse der Individualität eines jeden Menschen in Ansehung des Geistes und Körpers auf das Wirken der Einbildungskraft über die Gründe des Ursprunges und Inhaltes der Träume, Gesichte u. s. w. einen hinreichenden Aufschluß gewährten um zu behaupten, daß sie nicht etwas der bekannten Naturordnung des Tageslebens Widersprechendes darstellten. Wo die erzählten Thatsachen den Gesetzen dieser Naturordnung widersprechen, glaubte Schulze annehmen zu müssen, daß den Nachrichten oberflächliche und unvollständige Beobachtung zum Grunde liege oder dieselben durch Zusätze aus der Phantasie der Beobachter verfälscht worden. Namentlich verwarf er den aus solchen Thatsachen gezogenen Schluß auf einen neuen Sinn, der sich erst in den genannten räthselhaften Zuständen entwickele und wirksam werde, auf das Entschiedenste. Die erhöhete Empfänglichkeit mancher Sinne und anderer Theile des Nervensystemes, namentlich die höhere Reizbarkeit des Gehörs und Geruchs,

leitete unser Psychologe aus einer Ausdünstung der weder gesehenen noch mittelst Betastung von den Schläfern erkannten gegenwärtigen Gegenständen her, welche ihnen die Anwesenheit derselben verkündigt haben sollte. Auch in dem magnetischen Schlafe und dessen Erscheinungen, namentlich in den auf körperliche Zustände des Schläfers sich beziehenden Voraussagen fand Schulze nichts die Kräfte unseres Geistes im ordentlichen und gesunden Zustande gänzlich Übersteigendes. Die von den magnetischen Schläfern verordneten Heilmittel und Diät führten unsern psychischen Anthropologen auf folgenden angeblich unvermeidlichen Schluß, welcher, wie ich damals meinte, das unfehlbare Licht aufstecken mußte: „haben, so sagte Schulze, die verordneten Heilmittel Beziehung auf die Einrichtungen und Gesetze der Natur, so ist die ganze gelehrte Heilkunde das Werk der Unwissenheit und so besitzt diese keinen größern Werth, als den Künsten zukömmt, welche Quacksalber und magische Ärzte ausüben; ist hingegen die vom Hippokrates durch musterhafte Behandlung der Krankheiten begründete, durch sorgfältige Erforschung des Baues des menschlichen Körpers und des Einflusses gewisser Stoffe auf denselben im lebenden Zustande immer mehr erweiterte Heilkunde eine reelle Lehre und auf die Gesetze der Natur sich beziehend, so sind die Angaben der Heilmittel durch die magnetischen Schläferinnen ein Erzeugniß ihrer verirrten und faselnden Phantasie. Dieß nun als gewiß anzunehmen, dazu berechtigt nicht nur die Beschaffenheit der Heilmittel, welche jene Schläferinnen vorschrieben, überhaupt betrachtet, sondern auch die enge Beziehung, worin die vorgeschriebenen Heilmittel allemal zum Charakter und zur Bildung der Schläferinnen standen. Denn waren diese z. B. dem Aberglauben ergeben, so hatte solcher sehr großen Antheil an der Bestimmung dessen, wodurch sie geheilt sein wollten.“ — Die erfüllten Vorhersagungen der magnetisch Schlafenden, welche von den Entschließungen anderer abhingen oder Wirkungen von Ursachen waren, von denen die Schlafenden nichts wissen konnten, hielt sich Schulze überzeugt, aus den besondern Umständen, welche an der vorhergesagten Sache stattfanden und der wahrsagenden Person bekannt gewesen, leicht begreiflich machen zu können, wenn nur die Umstände in den Berichten über die Wunder des thierischen Magne-

tismus angezeigt worden wären. Was magnetische Schläfer und Schwärmer früherer Zeit in ihren Entzückungen von Schutzgeistern, himmlischen Wesen, den Geistern der Verstorbenen, dem Zustande im Himmel und andern Dingen der Art zu erzählen wußten, erklärte Schulze für ein bloßes Vorgeben. Die ganze Erscheinung des Magnetismus und Somnambulismus war diesem empirischen Psychologen von unerheblichem Belange und schien ihm zur Gewährung wesentlicher Aufschlüsse über Seelenleiden nicht geeignet. Ich war damit ganz einverstanden, da ich von diesen räthselhaften Seelenzuständen noch zu wenig Thatsächliches kannte und das mir davon Kundgewordene nur von Ungläubigen erfahren hatte, mithin auf einem Wege und in einer Form, worin keine Versuchung für mich liegen konnte, ein Ritter an diesem verrufenen Gegenstande zu werden. In den Kreis meiner eigenen Erfahrungen war außer der Erzählung von manchen prophetischen Träumen und Ahnungen, wie sie wohl aus dem gewöhnlichen Leben in jede Familie den Zugang finden, mit Entschiedenheit noch keine jener seltsamen Thatsachen getreten, um mein Nachdenken und Interesse auf eine nähere und stärkere Art anzuregen. Sonst hätte ich wohl merken dürfen, daß diese empirische Psychologie hier mit etwas groben und ungeschickten Händen Stoffe in Verarbeitung nahm, welche auch von weit feinerer Hand schwer zu fassen sind, wie es auch mit dem dichtenden Vermögen der menschlichen Seele und der Kraft derselben, Kunstwerke hervorzubringen, der Fall gewesen war. In diesem Felde genauer bekannt und mit einer geflissentlich ausgebildeten Empfänglichkeit für dichterische Schönheit ausgerüstet, fand ich die Aufschlüsse, welche Schulze uns über das ästhetische Gefühl, seine Anregung und Wirksamkeit gab, höchst unbefriedigend und trivial*), ohne alles

*) Man höre nur folgenden Satz:
«Das Wohlgefallen, welches der Anblick schöner Gegenstände hervorbringt, heißt das Schönheitsgefühl (ästhetische Gefühl). Es enthält seinem Stoffe nach große Verschiedenheiten. Manchmal bestehet es nämlich nur in einem sanften Vergnügen, welches die Seele bloß zur Heiterkeit stimmt und der Gegenstand, welcher dasselbe hervorbringt, wird, wenn es weniger lebhaft ist, anmuthig, wenn es hingegen von einer stärkern Begierde, den Anblick desselben zu genießen, begleitet ist, reizend genannt.

Eingehen in tiefere, ohne alles Aufsteigen in höhere Regionen. Ich weiß heute noch nicht, wie diese Bornirtheit in den Empfindungen des Schönen und der Einsicht über dessen Ursprung und Wirksamkeit, welche mir schon damals keineswegs entging, mir nicht über die allum in dieser Psychologie herrschende Beschränktheit die Augen eröffnet und mich angetrieben hat, meine Erkenntniß aus andern und tiefern Quellen zu schöpfen, welche durch das rohe Gestein der Empirie sich hindurchgeschlagen und Kunde von dem geheimnißvollen Weben der Tiefen gaben, in denen sie selber ihren Ursprung genommen. Ich kann mir das Genügenlassen an einer Seelenkunde, wie die Schulzesche, nur aus dem Mangel an philophischem Sinne und der Schwierigkeit erklären, welche mir das Nachdenken in philosophischen Sphären machte.

Von der Erkenntnißkraft ging Schulze zu den Gefühlen über, behandelte deren Natur, ihre innern Unterschiede und die Cultur und Möglichkeit einer Beherrschung derselben. Dann folgte eine Classification der Gefühle in: körperliche, geistige, sympathetische, Gefühle welche die Gesinnung anderer Menschen gegen uns hervorbringt, ästhetische, sittliche und religiöse und eine Betrachtung über die Möglichkeit der Kunst, stets heiter zu sein. Bei den sympathetischen Gefühlen verwahrte sich Schulze entschieden gegen die Annahme einer Fähigkeit der Seele, ohne alle körperlichen Mittel in die Entfernung zu wirken, indem er so etwas

---

Manchmal hingegen macht es die Bewunderung einer Größe aus, die unsere eigene Macht übersteigt und schließt ein Bewußtsein unserer Eingeschränktheit in sich, das als solches angenehm ist, zugleich aber auch im Innewerden der Vorzüglichkeit unserer menschlichen Kräfte; denn wir sind ja im Stande, die Größe des Gegenstandes, worauf es sich beziehet, zu erkennen und auch wohl, als geistige Wesen, uns mit demselben zu messen. Ein solcher Gegenstand wird ein erhabener genannt. Endlich ist manchmal das Schönheitsgefühl ein frohes Ergötzen, das ein Lächeln zur Folge hat. Der ein solches Ergötzen verursachende Gegenstand heißt komisch. Diese drei Arten des Schönheitsgefühles stimmen aber darin mit einander überein, daß sie sich auf etwas äußerlich oder innerlich Anschauliches beziehen, durch den Anblick desselben unmittelbar und ohne alle Erkenntniß und Angemessenheit zu irgend einem Zwecke erregt und vom Bewußtsein einer übereinstimmenden Thätigkeit der Sinnlichkeit und des Verstandes begleitet werden.»

für übernatürlich hielt, als ob nicht die Thränen, welche in Deutschland ein Leser über den vor 2000 Jahren gedichteten Ödip des Sophokles vergießt in jeder Beziehung eine Wirkung in die Ferne wären, als ob am Blicke, an der Stimme, welche in räumliche Entfernungen hin mächtig wirken, die körperlichen Mittel (Auge und Zunge) als das wirksame Agens betrachtet werden müßten? Über alle Maaßen matt waren die kurzen Bemerkungen, welche uns über das religiöse Gefühl mitgetheilt wurden, unter welchen unser Psychologe den Eindruck verstand, welchen die im religiösen Glauben enthaltene Ansicht von der Welt, sie mag nun eine bloße Ahnung, oder eine zu Ideen und Urtheilen ausgebildete Erkenntniß von der Beziehung des Irdischen auf etwas Überirdisches sein, im Gemüthe hervorbringt. Auch hier war wieder die gänzliche Beziehungslosigkeit, in welcher sich diese Psychologie von einer lebendigen Erfahrung hielt, merkwürdig. Es ließ sich nicht anders an, als ob die Stellen, auf welchen der Mensch und seine geistigen Kräfte mit Gott zusammentreffen konnten, in dieser Psychologie sorgfältig vermieden würden, um nur nichts zu Positives über die Verbindung und das Verhältniß, worin der menschliche Geist zu Gott stehet, über die Abhängigkeit des letztern, über seine Einigung und Entzweiung mit dem göttlichen und andere allerwichtigste Momente, welche jeder Psychologie vorangestellt werden müßten, sagen zu dürfen.

Nach einer Erörterung der Affecten, der Begeisterung und des Enthusiasmus ging die Betrachtung auf das Begehren und Wollen über, deren Natur auseindergesetzt ward, worauf die innern Unterschiede ihrer Thätigkeit beleuchtet wurden. Die Behandlung verbreitete sich sodann auf die Leidenschaften und den Charakter. Bei der Schilderung der Liebe wollte mir schon damals in Folge eigener Erfahrung nicht einleuchten, daß diese sich immer auf (wahre oder falsche) Vorstellungen von den Vollkommenheiten der geliebten Person gründen solle. Ich war mir bewußt, daß noch weit häufiger geheime Bezüge zwischen Seele und Seele stattfänden, die ein Herz zum andern leiten und die Liebe vermitteln, ohne daß die Vorstellung von den vermeintlichen Vorzügen jemals zum Bewußtsein gelangt.

Ebenfalls zu roh und ungeschlachtet, wenigstens ausgedrückt,

schien mir die Behauptung: wie die Liebe zu einer Person andern Geschlechtes immer in inniger Verbindung mit der Sinnlichkeit bliebe, wobei freilich zugegeben ward, daß die Regungen des Geschlechtstriebes sich ins Dunkel zurückzögen und einer Begeisterung für die Schönheit der Seele der geliebten Person Platz machten, wovon deren körperliche Schönheit nur für ein Abbild gelte, sobald die jedem Geschlechte eigenthümlichen geistigen Anlagen zu derjenigen Vollkommenheit ausgebildet worden, durch deren Besitz beide Geschlechter für einander einen besondern sittlichen Werth haben und Gegenstände der Achtung ausmachen. Keine Bemerkung war mir erfreulicher, als die mir aus meinen Studien in der Cultur und Sittengeschichte geläufige auch hier uns angedeutete Wahrnehmung, daß die Spuren einer solchen Veredlung des Geschlechtstriebes nur bei den Völkern deutschen Ursprunges vorkämen, so wie mich freuete, daß dem Christenthume und der ihm verwandten Chevalerie der gebührende Einfluß auf die Bildung der Sitten der neueren europäischen Welt zugestanden ward. — Als eine große Wahrheit erkannte ich weiterhin auch schon damals die Bemerkung, wie bei der Vergleichung der Selbstsucht mit den übrigen Leidenschaften leicht eingesehen werden könne, daß sie aus derjenigen Gesinnung bestehe, die diesen insgesammt zum Grunde liegt, oder daß jede Leidenschaft eigentlich die durch die Gewalt einer Begierde besonders gestaltete und auf eine gewisse Classe sinnlicher Güter gerichtete Selbstsucht ausmache. Nicht wenig mußte es verwundern in dieser Psychologie unter den Mitteln gegen die Überhandnahme einer Leidenschaft und zur Schwächung und Ausrottung derselben auch nicht eine leise Andeutung der religiösen Motive zu finden, des einzig gründlichen Gegenmittels wider verderbliche Leidenschaften. Nach den Leidenschaften wurde von den Ursachen der Verschiedenheit der Gemüthsarten bei einzelnen Menschen und ganzen Nationen gehandelt, wobei mich besonders der Nachweis erfreuete, wie der Mensch von der Natur keineswegs dazu bestimmt sei, im Alter und durch die Abnahme der körperlichen Kräfte wieder ein Kind zu werden und die Fortdauer der Kräftigkeit und Stärke des geistigen Lebens über den schon alternden Körper hinaus kein bloßer etwa aus den durch Übung entstandenen Fertigkeiten hervorgehender Schein sei. Sehr

gern vernahm ich bei Darstellung der Gemüthsart des Weibes, wie überhaupt eigentlich dem edeln und gebildeten Weibe keine Freude beschieden worden, die nicht der Widerschein des Glückes eines Andern wäre. Zu der Lehre von den Temperamenten konnte ich, nachdem uns Schulze deren Unhaltbarkeit ziemlich gut nachgewiesen, nie mehr ein rechtes Vertrauen fassen und meine Abneigung wider dieselbe datirt sich aus diesen psychologischen Vorträgen her. Bei der Betrachtung des Einflusses der Erziehung wurde uns die Macht derselben an den Jesuiten gezeigt. Sie wußten sich, so ward uns verkündigt, der für den Orden bestimmten Jünglinge in einem solchen Grade zu bemächtigen, daß diese aufhörten Eltern, Geschwister, Freunde, ein Vaterland und ein Gewissen zu haben und blinde, aber deswegen auch desto brauchbarere Werkzeuge, selbst zu den abscheulichsten Absichten der Regenten des Ordens wurden.

Bei der Schilderung des Einflusses der Religion auf das Leben der Menschen und der Erwähnung der Scheidung der Menschen in böse und gute kam Schulze auch auf die Vorstellung von einem alleinseligmachenden Glauben, einer alleinseligmachenden Kirche und äußerte sich darüber also: „Das Dafürhalten, daß man zu dieser Kirche gehöre, bringt freilich eine Beruhigung des Gewissens und ein der Eigenliebe schmeichelndes Gefühl von großem persönlichen Werthe hervor, bewirkt aber auch ein Mitleiden eigener Art gegen den Un- und Irrgläubigen, welches den Bekehrungseifer und wenn der Gottlose sich nicht bekehren lassen will, Haß und Verfolgung desselben bis zur Vertilgung durch Feuer und Schwert veranlaßt. Der Eifer für die Ausbreitung des alleinseligmachenden Glaubens wird leicht zum Vorwande gebraucht, um den Leidenschaften der Habsucht, Herrschsucht und der Rache volle Befriedigung zu verschaffen und die Ungerechtigkeiten, welche zu dieser Befriedigung nöthig sind, für eine gerechte Bestrafung der Gottlosigkeit auszugeben.“ — Von der Prädestinationslehre bemerkte Schulze: „auch sie habe dazu gedient, sich wegen aller Schändlichkeiten und Grausamkeiten gegen Andere, wozu die Leidenschaften geführt hatten, zu beruhigen; denn der durch mörderische Hand bewirkte Tod eines Menschen war ja für diesen schon von Ewigkeit her bestimmt, und das Gelingen des Mordes ist daher ein

sicherer Beweis, daß er nach dem Willen des Himmels vollbracht werden mußte." — Am meisten traf mich aber folgende Bemerkung Schulze's: „Wenn dem Fürwahrhalten unbegreiflicher Religionslehren ein großer Werth beigelegt wird, wenn nach diesen Lehren Sünden und Verbrechen durch einige Kasteiungen und Handlungen ohne allen sittlichen Werth wieder gut gemacht werden können, wenn die blinde Unterwürfigkeit unter das Wort und den Willen der Priester die Pforten des Himmels öffnet, dann müßte sich wohl ein Wunder in dem von Leidenschaften beherrschten Menschen ereignen, wenn er nicht diese Mittel benutzen sollte, um sich wegen der Befriedigung der Leidenschaften mit dem Gewissen abzufinden und mit dem Himmel wieder auszusöhnen." — Man ersiehet aus diesen Bemerkungen, wie wenig der Psychologe in die Natur der Lehren und Veranstaltungen eingedrungen war, welche er von seinem schon mehrmals als höchst beschränkt erkannten Standpunkte aus meistern zu müssen glaubte.

In einem Anhange ward von den Seelenkrankheiten gehandelt. Dabei ward zugestanden, daß häufig in Vernachlässigung der Übungen in der Selbstbeherrschung ganz vorzüglich das Krankwerden der Seele erst möglich mache, auch daß Seelenkrankheiten nie an denen vorkommen, welche durch die Kraft echter religiöser und sittlicher Grundsätze den Eindruck der sinnlichen Gefühle auf ihr Gemüth vermindern und ihre Begierden beherrschen. Unter die Seelenkrankheiten rechnete unser Psychologe natürlich auch die Schwärmerei (denn diese war wohl der stärkste Gegensatz, dessen sich die selbstbezeugte Gesundheit des Schulzeschen Geistes bewußt war), namentlich aber die Religionsschwärmerei. Als ein minderer Grad derselben ward es bezeichnet, wenn die überschwänglichen Erkenntnisse, die der Schwärmer zu besitzen, oder die Aufforderungen zu einer That, welche er in sich vernommen zu haben glaubt, auf überirdische Wesen nur als deren Wirkungen bezogen werden. Ein höherer Grad der Seelenkrankheit soll es dagegen sein, wenn der Schwärmer, wie bei Swedenborg und vielen Andern der Fall gewesen, mit den überirdischen Wesen in einem unmittelbaren Verkehre und Umgange gestanden und deren Stimme gehört zu haben meint, oder gar in die vorgebliche Anschauung ihrer Gegenwart so vertieft ist, daß der Gebrauch seiner äußern

Sinne großentheils aufhört und der Zustand sich zeigt, den man Extase, Entzückung nennt. Damit leugnete Schulze also den Einfluß, gewissermaßen auch die Vorhandenheit fremder geistiger Potenzen und unmittelbarer höherer Eingebungen. Dagegen war er so billig, sich gegen den Mißbrauch derer zu erklären, welche, weil sie sinnliche Genüsse für den alleinigen Zweck des Lebens halten, das lebhafte und begeisternde Interesse für religiöse und sittliche Angelegenheiten und den Eifer in der Bekämpfung des Bösen in einer gewissen Zeit und an gewissen Orten Schwärmerei schelten. Auch will Schulze den nicht Schwärmer genannt wissen, welcher seine bessern Einsichten von der Gottheit und göttlichen Dingen, weil dieselben nicht erst durch ein methodisches Nachdenken erzeugt worden, sondern Wirkungen der natürlichen Fülle und Stärke seiner Geistesgaben ausmachen und weil er, wenn eine solche Beziehung alles Vorzüglichen auf die Gottheit in seinem Zeitalter Ton ist, dieselben auch unmittelbar dieser beilegt und aus einem Einflusse derselben auf ihn ableitet, oder wenn jemand nach der richtigen Ansicht von seinen Fähigkeiten und Verhältnissen in der Welt zur Beförderung menschlicher Wohlfahrt durch die über die Welt waltende Vorsehung zur Bewirkung eines Theiles dieser Wohlfahrt besonders berufen zu sein glaubt. Die Freiheit der Seele eines Solchen von aller Schwärmerei sollte aber auch sogleich sichtbar werden, theils durch die Vorzüglichkeit seiner Erkenntnisse von Gott und göttlichen Dingen oder durch die sittliche Güte des von ihm für göttlich gehaltenen Berufes, theils durch die Abwesenheit alles Stolzes und aller Geringschätzung Anderer, welche ihm in Ansehung der Fähigkeiten nicht gleich kommen, in seinem ganzen Betragen. Nur bildlich können nach Schulze diejenigen Schwärmer genannt werden, welche den Werth gewisser Erkenntnisse und Mittel zur Beförderung einer guten Absicht übertreiben und was zur Beförderung ein Geringes beiträgt, als ein unfehlbares Mittel gegen alle Übel, worunter die Menschheit seufzt, preisen. Man erkennt unschwer, wie mit diesen Beschränkungen des Begriffes der Schwärmerei, das Gewissen unseres Psychologen sich des Vorwurfs erwehren wollte, als dürfe Christus unter die Seelenkranken gerechnet werden, was nach dem anfangs aufgestellten Begriffe eines Religionsschwärmers unbedingt geschehen

mußte. Dieß ist ein schöner Triumph, den die in jedes Menschenherz tief eingepflanzte Ahnung der Gottheit Christi über den Philosophismus errungen hat, welcher zu ganz inconsequenten Zugeständnissen, zu offenbaren Denkfehlern sich genöthigt sah. Eben so billig war Schulze in der Beurtheilung der Mystiker, die er gleichfalls nicht zu den Schwärmern gerechnet wissen wollte, obgleich er meinte, das Überschreiten der Linie, welche beide trenne, sei sehr leicht. Diese zweite Einschränkung seines Begriffes der Schwärmerei war eine eben so rühmliche Inconsequenz, welche seine Scheu bekundete: die Göttlichkeit der Bibel zu verwerfen. Er beschreibt den Mysticismus also: „Die Mystiker glauben, in einer für heilig gehaltenen Urkunde einen geheimen, andern Sterblichen verborgenen, und durch keine grammatisch historische Auslegung entdeckbaren Sinn von hoher Bedeutung gefunden zu haben, oder sie sehen in manchen Formen und Verhältnissen, welche an den Naturdingen vorkommen, Aufschlüsse über das Wesen dieser Dinge, die allen andern Naturforschern entgangen sind, und der Werth dieser Aufschlüsse ist in ihren Augen so groß, daß dadurch nothwendig eine gänzliche Umgestaltung alles bisherigen Wissens von der Natur herbeigeführt werden muß.

Ich habe meiner psychologischen Studien näher gedenken zu müssen gemeint, weil ich auch in dem Wege, den sie mich führten, eins von den Hindernissen erkennen muß, welche mich der Wahrheit in der Erkenntniß der wirklichen Beschaffenheit des menschlichen Geistes, seiner Beziehung zu Gott und andern geistigen Wesen fern hielten. Dem Ei fiel es nicht ein, klüger sein zu wollen, als die Henne und deshalb waren mir diese Lehren, so sehr ich die Dürftigkeit oder Oberflächlichkeit derselben in einzelnen Stücken, namentlich dem an die Ästhetik streifenden Theile, erkannte, zu jener Zeit fast so gut als ein Evangelium und ich habe lange Zeit diese magere Empirie für eine vollständige auf Thatsachen gegründete Wissenschaft und Erkenntniß des geistigen Lebens gehalten. Nahm Schulze auch neben seiner psychischen Anthropologie noch eine transcendentale, bloß aus metaphysischen Grundsätzen versuchte Ableitung einer Erkenntniß des Wesens der denkenden Seele an, so läßt sich doch leicht ermessen, daß auch in dieser Psychologie, über deren Inhalt er keine nähere Kunde gab, das-

jenige nicht zu finden gewesen sein werde, was ich gegenwärtig an Schulzes empirischer Psychologie vermisse, deren Wiedervergegenwärtigung in meinem Gedächtnisse mir abermals die Gewißheit recht klar gemacht hat, daß außer dem Christenthume und hinweggesehen von seinem positiven und historischen Gehalte eine vollständige und wahre Psychologie gar nicht denkbar ist und sich dieselbe nothwendig an die Thatsachen der heiligen Geschichte anlehnen muß, wenn das rechte Licht auf manche Parthien des geistigen Lebens fallen soll. Von dem Gebete z. B. und dessen Macht und Wirksamkeit in der Seele, welche die höchsten und wichtigsten Erfolge im Leben der Einzelnen wie ganzer Völker hervorgebracht, findet sich in dieser Psychologie, trotz ihrer Berufung auf die Empirie, welche doch jene Erfolge deutlichst aufzeigte, so wenig als in hundert andern, auch nur eine Andeutung. Wie kann ferner ohne Rücksichtnahme auch Christus und die gottbegeisterten Männer des alten und neuen Bundes, welche (wenn irgend wer) als hervorragende Geistesheroen bezeichnet werden müssen, denen eine Fülle geistigen Lebens wie keinem Andern zugemessen war, eine vollständige Ansicht über des Menschen geistige Anlagen und Kräfte gewonnen werden? Damals fehlte es mir aber an aller Anregung, allem Vermögen und jeglicher Lust, dasjenige, was die heilige Geschichte von ihren Helden, die doch auch nur Menschen waren, meldet, auf die Menschen der Gegenwart oder den Menschen im Allgemeinen zu beziehen und zu forschen oder zu ermitteln, ob die Vorgänge im Seelenleben jener Großen im Reiche Gottes und deren Anlagen im Vergleiche mit dem, was begnadigte Seelen noch heute erfahren, nicht zu einer Psychologie höherer Art führen möchten, als die uns vorgetragene war. Der Versuchung dazu wird man so nahe geführt, wenn man sich merkt, wie der Apostel Paulus von psychischen und pneumatischen Menschen spricht. Meines Bedünkens liegt nämlich der Kern der christlichen, d. h. der allein wahren Psychologie beschlossen in folgenden Worten des ersten Corintherbriefes II. 11:

> Denn welcher Mensch weiß, was des Menschen ist, als der Geist des Menschen in ihm? Also auch weiß, was Gottes ist, niemand als der Geist Gottes. Wir aber haben nicht den Geist der Welt empfangen, sondern den

Geist der von Gott ist, auf daß wir wüßten, was uns von Gott verliehen worden. Und solches lehren wir nicht in Worten, wie sie von menschlicher Weisheit gelehret, sondern wie sie vom heiligen Geiste gelehrt werden, indem wir Geistliches mit — Geistlichem verbinden. Der sinnliche Mensch aber nimmt nicht auf, was des Geistes Gottes ist; denn es ist ihm Thorheit und er kann es nicht erkennen, weil es geistlich beurtheilt werden muß. Der geistliche hingegen beurtheilt Alles, wird jedoch selbst von niemanden beurtheilt. Denn wer hat des Herrn Sinn erkannt, daß er ihn unterweise?

Alles was in diesem Sinne geistlich beurtheilt werden muß (und das sind doch die Hauptsachen im geistigen Leben des Menschen), kann von einer philosophischen Anthropologie, wie mir dieselbe in Göttingen vorgetragen ward, nicht ergriffen und beurtheilt werden. Und doch ist das Verhältniß des Menschen zu Gott und Gottes zum Menschen jeder Wahrnehmung und Empirie, auf welche menschliche Weisheit ihre Lehren und Angaben stützen kann, vorgängig und die Grundlage dazu. Welche Vermessenheit also, ohne Rücksicht auf die theologische Anthropologie die leibliche und intelligente Natur des Menschen gründlich begreifen zu wollen? Ich bin nämlich schon seit langer Zeit nicht nur der Meinung, daß Alles, was in der Theologie wahr ist, es auch in der Philosophie, zu welcher sich die Psychologie rechnet, sein müsse, sondern ich hege den alten Aberglauben des großen Anselm von Canterbury, daß die christliche Religion eins ist mit der wahren Philosophie und das Evangelium eins mit der wahren Vernunft, daß sich aber natürlich diese letzte als das Endliche und Menschliche an jenem, dem Göttlichen und Ewigen, heranbilden müsse. Ein christliches Wissen kann sich nur da entwickeln, wo der Glauben an das Evangelium mit aller Strenge als Bedingung festgehalten wird. Es ist also keine Forschung darüber zulässig, ob das Evangelium, ob der Inhalt des christlichen Glaubens wahr sei. Denn wie kann, wenn dieses in Frage gestellt werden darf, die Göttlichkeit des Evangelii behauptet werden? Nur die Gründe, warum es die Wahrheit sei und enthalte, mag die Wissenschaft aufsuchen und feststellen. Ich sage daher getrost mit Anselm: ich weiß nicht,

damit ich glaube, sondern ich glaube, um zu wissen. Damit habe ich auch den einfachen Ausgleicher zwischen Vernunftwahrheiten und Aussprüchen der heiligen Schrift. Die heilige Schrift kann nur jede Vernunft*wahrheit* bestätigen*). Wenn sie aber dem, was wir erkannt zu haben meinen, widerspricht, so ist zu glauben, daß sich unsere Einsicht nicht auf die Wahrheit stütze, wie unwiderleglich auch unserer Vernunft die Gründe jener Einsicht zu sein scheinen. Aus den Zeugnissen Gottes sollen wir erst unsere Weisheit schöpfen. Die Vernunft ist zwar gleichfalls eine Bezeugung Gottes, aber nicht auch ihr Inhalt, sondern nur ihre Fähigkeit: zu vernehmen, was göttlich ist. Die Weltweisheit kann daher keine andere Grundlage haben als die Theologie. Will sie aber, unbekümmert um die Offenbarungen Gottes, mit Freiheit Alles aus sich selber schöpfen und gestalten, so stellt sie sich auf den Hochmuth und gebiert ein Wesen, das die Wahrheit als zu ihrer Sippe gehörend nicht anerkennen kann. Mag auch eine ganze Nation, mögen ganze Zeitalter sich daran berauschen; mögen die Ergebnisse dieser Weisheit die glänzendsten Erfolge sein, mag sie unerreichte Meisterstücke des Denkens vorlegen: ich kann nur eine Abirrung des Geistes von der Wahrheit darin erblicken. Deshalb zweifle ich auch meines Theiles nicht daran, daß einst die Geschichte Kant, Fichte, Schelling, Hegel keinen Platz in der Gallerie *christlicher* Denker zugestehen, sondern von denselben reden wird, wie wir jetzt ungefähr von Gnostikern und Manichäern sprechen, welche gleichfalls manches speculative Genie hervorbrachten, aber doch nur Ketzereien, das ist: Irrlehren, in der Welt zu verbreiten wußten, weil sie nur aus ihrer Vernunft, nicht aus den göttlichen Offenbarungen schöpften. Luther, welcher annehmen zu müssen glaubte, daß die Vernunft von Hause aus „von Gottes

*) Auch die neuere Philosophie fühlt das Bedürfniß dieses zu thun. Ich muß aber gestehen, daß die Art und Weise, wie sie dies bewirkt, mich zuerst mißtrauisch gegen sie gemacht hat. Denn sie arbeitet sich auf mühsamsten und gefährlichsten Wegen zu Wahrheiten hin, welche ein ganz gewöhnlich geschulter gesunder Denker auf einfache und klare Weise darthut. Wenn man den neuen Wahrheiten ihr dialektisches und terminologisches Gewand abziehet, findet man in der Regel recht gute, alte, triviale Bekannte.

Sache" kein „Wörtlein" verstände und deshalb sich damit in stetem Widerspruche befinden müsse, hatte darum einen nicht zu besänftigenden Ingrimm gegen diese vermeintliche Feindin des Evangeliums. Da ich auf meinem gegenwärtigen Standpunkte diesen Haß gegen die Vernunft eben so wenig zu theilen vermag, als ihre Vergötterung im Begriffe der neuern Weltweisheit und derselben, gestützt auf die edelsten und tiefsten Geister aller Zeiten der christlichen Zeitrechnung, allerdings etwas mehr zutraue und zugestehe, als ihr die Bekenntnißschriften der lutherischen Kirchengemeinschaften einräumen, welche hierin nicht unter $^9/_{10}$ aller gegenwärtigen Protestanten wider sich haben, so kann ich auch Luthers Ausfall auf die theologische Facultät zu Paris nicht billigen und würde mich sehr hüten ihm Folgendes nachzusprechen: „Die Sorbonne, die Mutter aller Ketzereien und Irrthümer, hat eine recht schändliche Erklärung von sich gegeben, da sie geschrieben, daß dasjenige, was in der Theologie wahr ist, auch in der Philosophie wahr ist*)."

*) Es wird in fast allen Reformationsgeschichten der alten Kirche der Vorwurf gemacht, es sei ihr Princip, die Wissenschaft zu verfolgen und daher als ein hauptsächliches Verdienst der Glaubensverbesserung auch die Befreiung der wissenschaftlichen Forschung von der Knechtschaft gepriesen, worin dieselbe von der Kirche gehalten worden. Eine solche Annahme, die einer blindlings dem andern nachgesprochen, findet sich auch in der Reformationsgeschichte, welche der verstorbene berühmte Gottesgelehrte Dr. Philipp Marheinecke noch von seinem letzten Krankenlager aus dem deutschen Volke erzählt hat. Der einfache Gedanke, sagt er, um den es sich in der Reformation handelte, war, den menschlichen Geist frei zu machen und ihm auch das Bewußtsein seiner Freiheit zu geben. Wie verhält es sich aber mit solcher Angabe den Imbecillitätserklärungen gegenüber, welche die protestantischen Bekenntnißschriften dem menschlichen Geiste und der Vernunft, der Blüthe desselben auszustellen beflissen sind? Es verlohnte sich kaum der Mühe, einem solchen Wesen, wozu Luther die Vernunft macht, die gepriesene Freiheit zu geben. Welche Freiheit ließ auch Luther der Speculation noch, wenn er sprach: «Die heilige Schrift sagt: forsche nicht nach hohen Dingen, denn alle Werke Gottes sind unausforschlich und unaussprechlich, es kann sie keiner aussinnen; allein glauben muß man sie. Mit Vernunft vermag sie niemand verstehen noch ergründen» — oder wenn er sagte: «Wir Narren können mit unserer Vernunft nicht begreifen, wissen noch ver-

Von dem, durch vorstehende Andeutungen bezeichneten Gesichtspunkte aus, muß ich urtheilen, daß mir noch keins der vorhandenen Handbücher der Seelenlehre ganz zusagt. Denn auf der einen Seite genügt mir die alte Vermögenstheorie, in welche ich selber eingeschult bin, durchaus nicht, weil sie in ihrem eigenen Unvermögen, über die Alltäglichkeit hinauszukommen, in den Niederungen des psychischen Lebens stecken bleibt, das sie in empirischer Selbstgenügsamkeit und herkömmlicher Gewöhnlichkeit abgerissen von allem Zusammenhange mit andern Sphären nach Oben oder Unten betrachtet. Ja ich begreife es jetzt kaum, wie es möglich war, den menschlichen Geist zu einer so sonderbaren Sammlung von Kräften und Vermögen zu machen, daß er, „einer Apotheke gleich, aus einer Menge Schubladchen und Gefäßen bestehet, in denen

---

stehen, wie es zugehe und woher es komme, daß wir mit dem Munde reden und woher die Worte kommen und daß eines einigen Menschen Wort und Stimme in so viel tausend Ohren verschallet. Desgleichen, wie unsere Augen sehen und wie das Brod, die Speise und Trank im Magen gedauet und in Blut und Mist in uns verwandelt werde. Und wir wollen doch außer und über uns steigen und speculiren von der hohen Majestät Gottes, da wir sonst nicht wissen können, was bei und in uns täglich geschiehet, darum soll man in göttlichen und geistlichen Sachen nur glauben und hören, was Gottes Wort sagt.» — Oder konnte diejenige Ansicht auf den Entwickelungsgang der Wissenschaften in Deutschland vortheilhaft wirken, welche sich etwas cynisch also vernehmen ließ: «Wir wollen disputiren von der Kindertaufe und Wiedergeburt und von der Heimlichkeit der Sacramente, da doch wir arme Narren nicht wissen noch verstehen, wo der große Junker Bombart, crepitus ventris herkömmt.» — Wahrlich es bedarf eines festen Zudruckes der Augen, wenn man unter den entschieden aus der Reformation hervorgegangenen Thatsachen nicht eine allgemeine Abneigung gegen die Wissenschaften, eine Verachtung der geistigen Bildung und einen überall bemerkbaren wissenschaftlichen Rückschritt erblicken kann. Ob man diese allgemeine Unwissenheit eine Freimachung des menschlichen Geistes nennen kann, stelle ich anheim. Der Unterdrückungen, welche wirkliche Männer der Wissenschaft erfuhren, z. B. der Verfolgung, welche Cartesius erdulden mußte, der schandbaren Behandlung, welche die Tübinger Theologen dem großen Kepler, ihrem Glaubensgenossen, widerfahren ließen, dessen Schriften die Insbrucker Jesuiten auf ihre Kosten drucken lassen mußten, will ich hier nur beiläufig als eines Ergebnisses jener angeblichen Befreiung gedenken.

besondere spirituöse Spezereien aufbewahrt werden." Über die Zufälligkeit des Neben- und Ineinanderseins dieser sogenannten Kräfte und Vermögen muß man sich am meisten verwundern, da es die Meinung bestärkt, daß die eine oder andere Kraft, unbeschadet der übrigen, auch nicht da zu sein brauche. Auf der andern Seite aber wird auch der von dieser Erfahrungsseelenlehre zusammengebrachte, aller Reichhaltigkeit ungeachtet doch (jener Einseitigkeiten wegen) unvollständige Thatbestand in den neuern aus der Theorie des absoluten Wissens entwickelten Psychologien, zu sehr als ein das Aufsteigen in den Äther der begrifflichen Reinheit hindernder Ballast zurückgeschoben und gemißachtet und es geschiehet also dem Gebäude zu gefallen demjenigen erheblicher Abbruch, dessen wegen jenes erst aufgeführt worden und das darin untergebracht werden soll. In der Regel ziehet, wer extreme Einseitigkeiten zu vermitteln und einen mittlern Ausweg sucht, sich den Vorwurf eines unoriginalen, mittelmäßigen Kopfes zu. Eine solche Befürchtung kann mich aber nicht abhalten, nur von derjenigen Psychologie wahre und richtige wie praktische Aufschlüsse über den ganzen Umfang und alle Regionen des psychischen Lebens zu erwarten, welche sich zwischen jenen beiden Extremen ohne Anstoß hindurch bewegt. Etwas der Art, als ich meine, scheint mir in der bisher nur flüchtig von mir eingesehenen Wissenschaft der empirischen Psychologie in genetischer Entwickelung von Volkmuth (Trier 1846), so wie in Carus neuester (leider-sehr theuern) Psychologie, versucht und auch wirklich geleistet zu sein*).

*) Seitdem Obiges geschrieben ward, hat Ennemoser in seinem Buche: der Geist des Menschen in der Natur, einen Anlauf zu dem genommen, was ich von einer Psychologie verlange. Er gehet davon aus, daß der Mensch ein Hauch aus dem Munde Gottes ist, meines Erachtens dem einzig richtigen Ausgangspunkte. Ich habe das Buch freudig begrüßt. Allein über eine höchst wichtige psychologische Thatsache finde ich doch auch in diesem vortrefflichen Werke keinen genügenden Aufschluß. Außer Görres Mystik kenne ich kein Buch eines neuern Denkers, das dieselbe genügend behandelt hätte. Die Thatsache ist einfach folgende. Ich bediene mich dabei der Rede des ehrwürdigen Delbrück: Wenn die reine inbrünstige Liebe, die meine Seele zu Gott trägt, von Seiten Gottes mit entsprechender Gegenliebe erwidert wird, dann entsteht zwischen beiden eine Verinnigung, in welcher die Seele das Bewußtsein ihrer Ichheit und

Noch weniger als die Anregung, welche ich durch die philosophischen Vorträge erhielt, wirkte mein übriges Thun und Treiben auf die Pflege meines religiösen Lebens. Dasselbe war bis auf die Anflüge und Rührungen, die sich etwa in Briefen und Versen kund gaben, daselbst aber mehr das poetische Element vertraten oder dessen Armseligkeit verschleiern halfen, wie ich als „rückwärts gewendeter Prophet" die Sache jetzt betrachten muß, ziemlich auf Null reducirt. Denn weder mein Umgang noch meine sonstigen Beschäftigungen führten mich auf das Bedürfniß einer Cultur religiöser Ansichten und Empfindungen. Von einem Gebete war niemals die Rede. Hierin war ich eine Art Kantianer und hielt es mit Kants Behauptung, welcher gesagt hatte: das Beten, als ein innerer förmlicher Gottesdienst und darum als Gnadenmittel gedacht, ist ein abergläubischer Wahn, denn es ist ein bloß erklärtes Wünschen gegen ein Wesen, das keiner Erklärung der innern Gesinnung des Wünschenden bedarf, wodurch also nichts gethan und also keine von den Pflichten, die uns als Gebote Gottes obliegen, ausgeübt, mithin Gott wirklich nicht gedient wird." — Ich war niemals ein stärkerer Heide, als während meines Göttinger akademischen Lebens, wo mir auch die Anlässe verloren gingen, die ich im elterlichen Hause gehabt hatte, auf diese Region meines Innern die Auf-

---

Selbstheit gänzlich verliert, um sagen zu können: Nicht ich lebe, sondern Gott in mir. In diesem Zustande hört die Seele auf, zu glauben, weil sie schauet, zu hoffen, weil sie besitzt, nach Gott zu verlangen, weil sie seiner sich freuet. Je nachdem in diesem Zustande die äußern Sinne einschlummern, wird der innere wach, je nachdem der Verstand des Denkens sich begiebt, wird das Herz lebendig. Durch Eingebungen dieses empfängt die Seele über die Geheimnisse der göttlichen Dreieinheit, der Wirksamkeit der Gnadenmittel, der gesammten Heilsordnung Offenbarungen, vor welchen die Vernunft verstummt, Aufschlüsse, welche zunichte machen die Weisheit der Weisen. Diese Thatsache, die schon Sokrates und Platos geheimsinnige Philosophie stark vorklingen läßt, finde ich in den Psychologien immer übergangen. Die bisherige Art Psychologie zu tractiren und Kirchenluft vertragen sich nicht wohl mit einander. Wie sehr aber kirchliche Erleuchtung die Kenntniß vom innern Menschen fördert, beweisen die Mystiker des Mittelalters, deren Psychologie auch Ewald in seinen Briefen über die Mystik S. 39 eine viel tiefere, als die flache, gewöhnliche nennt.

merksamkeit zu richten. Der alte leere Rationalismus hielt den Fluß jenes Lebens auf den unfruchtbaren Gebieten des Denkglaubens fest, dem so selten eine Blüthe entsprießt und wo noch seltener eine Frucht gewonnen wird. Die Neuheit und die unbekannten, auf Neulinge mit verstärktem Reize wirkenden Zerstreuungen des akademischen Lebens waren es aber am wenigsten, welche mich dem Religiösen entfremdeten. Denn was man akademische Freiheit nennt und deren Efflorescenzen, die den der Schule eben entlassenen Jünglingen so häufig den Kopf benebeln, das Alles war mir ein unerquickliches Hirngespinnst, an dem ich mich so wenig zu erfreuen vermochte, daß ich es eher als einen Anlaß zur Mißstimmung und eine unbehagliche Zugabe betrachtete. Ich war viel zu sehr, ohne mir dessen früher in dem Grade bewußt gewesen zu sein, an das Familienleben daheim gewöhnt und hatte mehr, als ich es mir eingebildet, darin meine Befriedigung gefunden, als daß mich der akademische Schwindel wirksam hätte ergreifen und mir Lust an dem wilden, wüsten Getreibe hätte einflößen können, in welchem man die Blüthe des Universitätsleben zu erblicken, sich gewöhnt hat. Man macht sich eine übertriebene Vorstellung von der moralischen Kraft der jungen Leute, welche man doch auf der Schule so wenig gepflegt hat, wenn man voraussetzt, die dem Schulzwange und der Elternzucht entlassenen Jünglinge sollen aus innerm Antriebe auf den Universitäten sich alle Tugenden erwerben. Ich habe jene Voraussetzung als eine sehr irrige erkannt. Im Kampfe der Leidenschaft mit der Vernunft, für welchen die akademische Freiheit den Tummelplatz eröffnet, unterliegen die meisten Jünglinge, weil sie des Gebrauches jener Freiheit noch nicht mächtig oder ihr Leben nicht durch eine religiöse Erziehung geregelt war. Wie kann ihnen eine Freiheit auch förderlich sein, vermöge deren sie die Vorlesungen nach Laune und Gefallen besuchen, vernachlässigen oder ganz unbesucht lassen können, eine Freiheit, unter deren Ägide diese Jünger der Wissenschaft Trinkgelage halten, bei Tage und bei Nacht unter pöbelhaften Lärmen die Straßen durchziehen und rohe Sitte und wilde Lust zur Schau tragen, eine Freiheit, welche ihnen gestattet, den größten Theil ihrer Zeit an zum Theil verrufenen Lustörtern zuzubringen. Ich kann mich nicht genug wundern, wie nach einer

solchen Vergeudung von Zeit, Zerrüttung geistiger und leiblicher Kräfte, einem solchen Leben im Dienste der Rohheit, Unsittlichkeit und Müssiggängerei doch verhältnißmäßig noch so viele tüchtige studirte Männer anzutreffen sind. Fern sei von mir, die Jünglinge anzuklagen, welche den Verführungen, die ihnen auf allen Seiten ihre lockenden Arme aufthun, erliegen. Allein darüber kann ich nicht stark genug mein Befremden aussprechen, wie man der jugendlichen Unerfahrenheit so wenig zu Hülfe kommt, vielmehr einem Verhältnisse nachsiehet, das unter dem Namen akademischer Freiheit nur zu vielen ein Schild des Sittenverderbnisses wird. Anderwärts habe ich bereits der Ausschweifungen gedacht, die schon auf den Gymnasien beginnen, wo doch noch Lehrer und Erzieher in der Nähe stehen. Welchen Vorschub muß solchem wüsten Treiben nicht erst die akademische Freiheit leisten? Meine akademische Freiheit suchte ich in der Unabhängigkeit von jedweder Verbindung, in welche die jugendlichen Genossen auf Universitäten einmal zusammentreten zu müssen glauben. Kaum hätte es der Warnung meines Vaters vor burschenschaftlichen Verbindungen bei dem Abgange nach Göttingen bedurft. Denn ich hatte den gründlichsten Ekel gegen Burschenthum und Deutschthümelei, welche damals noch mit jenem verschwistert war und Sand's That war mir schon, als die Nachricht von Kotzebues Ermordung auch in die Schulclassen eindrang, ein schwarzes Greuel, welches alle burschenschaftliche Schönrednerei nicht weiß zu brennen vermochten. Obwohl ich damals erst Secundaner war, schien mir nichts billiger, als die Absetzung de Wette's, welcher an Sand's Mutter ein Trostschreiben erlassen hatte, in welchem er den Meuchelmord ihres Sohnes zu entschuldigen sucht. Nichts war mir mehr einleuchtend, als daß der Schreiber eines solchen Briefes sich nicht länger dazu eignete, der Lehrer angehender Theologen auf einer Hochschule zu sein. Die Abneigung gegen Sand und dessen That ist nach 30jährigem Verlaufe nur gewachsen, indem ich die politische Gemeingefährlichkeit der Tendenzen, womit der offenbar sehr beschränkte Sand seine That sich selber zu einem patriotischen Unternehmen stempelte, von Tage zu Tage besser einsahe. Allein darf man sich wundern, wenn die an verkehrte Freiheit gewöhnten Studenten ihr ungesundes System auf die bürgerliche Ordnung übertragen,

da man der Ausbildung desselben so wenig die rechten Mittel entgegensetzt, welche freilich in bloßen Verboten gewisser studentischer Verbindungen nur ungenügend sich erweisen?

Unbefriedigt von der Dürre und Prosa der Gegenwart schwärmte allerdings auch ich für die Institutionen und die Poesie des Mittelalters, welche sich bekanntlich nicht in Gedichten allein aussprach. Es war mir aber klar, daß die mittelalterlichen Sympathien, welche das Burschenthum, wenn auch nicht heuchelte, doch irrigerweise zu haben vermeinte, mit dem religiösen und politischen Fanatismus, womit sie sich zu Tage legten, übel harmonirten und der Drang nach öffentlichem, politischen Leben und nach ständischer Verfassung nur ein wüstes, wildes Gewächs emporwuchern lassen könne. Ich erblickte in dem ganzen Getriebe der Burschenschaft, so weit ich es mit meinen Beobachtungen zu erkennen vermochte, nur eine ins Maaßlose hinausschweifende Carricatur, ein mystisch-pietistisch-politisches Fratzenthum, dem man so weit aus dem Wege gehen müsse, als nur immer möglich. Ich war daher gegen die Versuchung gesichert, an etwanigen thörichten und strafbaren Verbindungen Theil zu nehmen, deren Vorhandenheit zwar geleugnet, aber doch nachmals dargethan ist. Schon das in den Geständnissen besprochene Gehorsamsprincip, das in mir so mächtig wie lebendig war, würde nicht verstattet haben, daß ich mich nach dieser Richtung hin verirrte. Zu einem Liberalen war und bin ich verdorben. Da nun aber einer Verbindung anzugehören, so nöthig als das tägliche Brod gehalten wurde, ich aber dieses Erfordernisses entbehrte, so hatte ich außer meinen ehemaligen Schulcameraden und bekannten Landsleuten unter andern Studirenden wenig Umgang und konnte mich daher besser auf das Studiren legen, als Andere, welchen die beständigen Zerstreuungen, in die ihre Verbindungen sie hineinführten, Zeit und Lust am Studiren höchlichst beschränkten. Es war übrigens in Göttingen mit dem demagogischen Treiben niemals so schlimm, als auf andern Universitäten und die Georgia Augusta hat von einem ihrer spätern Docenten (Oppermann) den Vorwurf hören müssen, daß von Göttingen aus für die Ideen, welche die Zeit bewegten, nichts, wohl aber manches dagegen geschehen sei. Während auf den meisten Universitäten (sagt O.) das Studentenwesen

einen begeisterten Aufschwung wagte, die Schlacken, welche seit zwei Jahrhunderten daran hafteten, abzuwerfen, und sich aus sich selber neu zu gestalten, fand in Göttingen ein roher Tumult und Auszug im Jahre 1818 statt, wobei die alten Landsmannschaften sich in voller Glorie zeigten. Ganz so zahm, als Oppermann will, war indessen der Göttinger Student, wenigstens zu meiner Zeit, nicht. Es gab denn doch eine aus mehr als 500 Mitgliedern bestehende burschenschaftliche Verbindung und es geschah auch im Sommer 1823 ein ziemlich allgemeiner Auszug, in welchem sich der Unwille gegen einen Wucherer aussprach, wider dessen Treiben der Bruder Studio keinen hinlänglichen obrigkeitlichen Schutz zu finden vermeinte und das Duelliren fand in einem ausgedehnteren Maaße statt, als irgend anderswo. Die Beifallsbezeugungen, welche Saalfeld's Vortrage des Tyrolerkriegs von 1809 gespendet wurden, welchen zu hören aus Platzmangel in den über 300 Köpfe fassenden Auditorio (dem s. g. Pandectenstalle in der Grohnder Straße) die nach Garten und Straße hinaussehenden Fenster ausgehoben wurden, um auch an die draußen Postirten die Rede gelangen zu lassen, waren auch bei weitem politisch so unschuldig nicht, als Oppermann glauben zu dürfen meint*). Saalfeld, ein übrigens mittelmäßiges Licht, hat die Freisinnigkeit, mit welcher er den Vortrag des Tyroleraufstandes würzte, nachmals thätig genug bewährt, indem er bei den Verhandlungen über das späterhin wieder abgeschaffte Staatsgrnndgesetz von 1833 in der Eigenschaft eines Universitätsdeputirten als Liberaler und tapferer Gegner der aristokratischen Parthei auftrat, auch in Folge dieser

*) Göttingen war nicht unberührt geblieben von dem verbreiteten Geiste, welcher anderwärts in ruchlosen Attentaten als That sich offenbarte. Die unwürdige, seichte und verbrecherische Theorie, welche die ursprüngliche Souverainität des Volkes, deren Übertragung an die Regenten und die Unrechtmäßigkeit aller erblichen Bevorrechtung lehrte, zählte auch in Göttingen ihre, wenn gleich etwas zahmen Anhänger. Habe ich auch nicht vernommen, daß Lüge, Aufruhr und Mord zur Erwerbung des angeblich mit Unrecht Vorenthaltenen als rechtlich, pflichtgemäß und rühmlich öffentlich angepriesen worden, so bewies doch die Göttinger Katastrophe von 1831, deren Grundlage nicht von gestern her war, daß dergleichen Doctrin keine Fremde an der Georgia Augusta war.

politischen Wirksamkeit in den Ruhestand versetzt und vom Katheder entfernt wurde. Mir selbst schadeten weder die fleißige Anhörung der Geschichte des Tyrolerkrieges noch die auf anderm Wege an mich gelangten liberalen Ideen, indem ich ein Anhänger stabiler und in der Geschichte bewährter Grundsätze blieb und von papiernen Constitutionen, von rabulistischen Vorträgen in Ständeversammlungen, auch wenn sie die renommirtesten Redner zu Urhebern haben, von Entfernung der Regenten und andern wohlfeilen Mitteln des politischen Fortschrittes schon damals herzlich wenig hielt, eine Abneigung, die sich im Verlaufe der Zeit an den gemachten Erfahrungen nur hat bewähren können, so daß ich, wenn ich jemals in eine Kammer einzutreten hätte, als etwaniger Landtagsabgeordneter überall nur in den Reihen der äußersten Rechten stimmen würde, um der Regierung gegen die auflösenden Tendenzen des Fortschrittes eine Parthei schaffen zu helfen. — Die bei Sartorius gehörten Vorlesungen über die Politik, obgleich in einem liberalen Sinne gehalten, verleugneten doch nirgends die Achtung vor dem Bestehenden und waren jener Abneigung nicht entgegen.

Noch habe ich der Vorträge über das Kirchenrecht zu gedenken, welche der jüngere Eichhorn (der ausgezeichnete Historiker und Germanist) nach dem böhmerischen Handbuche hielt und welche ich mit großem Fleiße hörte und nachschrieb. Dieß war diejenige Gelegenheit, welche mich während meiner fünf Göttinger Semester dem Kirchlichen und Christlichen am nächsten führte, ich kann aber wohl sagen, ohne allen Erfolg. Denn der gegebene Stoff ward von mir bloß formell und gedächtnißmäßig bearbeitet und ich erhielt damit auch nicht die leiseste Anregung, über das Wesen der Kirche und ihren Hervorgang aus der Religion nachzudenken. Ich schwor in verba magistri und ließ mir in keinem Collegio so sehr als in diesem Mephistos Rath zur Richtschnur dienen:

Seid drinnen mit dem Glockenschlag!
Habt euch vorher wohl präparirt
Paragraphes wohl einstudirt,
Damit ihr nachher besser seht,

Daß er nichts sagt, als was im Buche steht;
Doch euch des Schreibens ja befleißt,
Als dictirt euch der heilig' Geist!

Denn ich dachte

— — mir, wie viel es nützt;
Denn, was man schwarz auf weiß besitzt,
Kann man getrost nach Hause tragen.

Eben so ließ ich mir die Ermahnung willkommen sein:

Im Ganzen — haltet euch an Worte!
Dann geht ihr durch die sich're Pforte
Zum Tempel der Gewißheit ein.

Einen Begriff bei den Worten zu suchen, quälte ich mich nicht allzusehr. Ich suche den Grund der damaligen Unfruchtbarkeit meiner ganz fleißigen Beschäftigung mit dem Kirchenrechte, welches mir gegenwärtig die wichtigste aller positiven Rechtsdisciplinen ist, in dem Mangel an wirklichem Herzensinteresse für das Institut der Kirche selbst und der Religion, welchen unser sonst ganz ausgezeichneter Lehrer nicht verbergen konnte, indem er über diese wichtigste Veranstaltung auf Erden mit ziemlicher Kälte sprach. Daß und wie der Kirche ein von Gott durch Christum eingesetztes Institut sei, womit billiger Weise ein christliches Kirchenrecht beginnen soll, erfuhren wir nicht. Statt des Historischen begann der Vortrag mit Begriffsbestimmungen und logischen Feststellungen. Das Historische folgte erst, nachdem vom rechtlichen Verhältnisse der Kirche im Allgemeinen und vom Verhältnisse der Kirche zum Staate gehandelt worden. Alsdann aber erfuhren wir auch über die Gründung der Kirche Christi nichts weiter, als die magere Äußerung: die christliche Kirche war von dem Augenblicke an vorhanden, wo Christus seine Lehren öffentlich mittheilte und Anhänger fand. Er führte auch schon die Taufe als ein äußeres Unterscheidungszeichen für die Bekenner seiner Religion ein und bestimmte diese ausdrücklich zu allgemeiner Ausbreitung. — Indem uns Eichhorn bloß ganz objectiv die Ansichten der Katholiken und Protestanten über das Recht ihrer Kirchen darlegte und sich der eigenen Äußerungen über die Einzelheiten enthielt, weckte er auch mein Interesse für einen Gegenstand nicht, der mir am Ende, Alles gegen einander erwogen, an sich ziemlich gleichgültig war,

weil mir weder eine lebendige Überzeugung von der Nothwendigkeit noch von der Nützlichkeit einer Kirche beiwohnte. Die ganze Theorie blieb mir daher ein lahmes System, in und mit welchem ich mich nicht zurecht zu finden noch zu bewegen wußte.

Von den Momenten, welche auf meine religiöse Bildung zu Göttingen hätten Einfluß haben können und Einfluß gehabt haben, glaube ich keinen verschwiegen zu haben. Daß darin keine Anleitung und Anregung gegeben war zu christlichem Bewußtsein zu erwachen, darf ich wohl kaum nochmals besonders wiederholen. In dieser Beziehung konnte ich gleich dem Pater Domingo zum Prinzen Carlos am Ende von drittehalb Jahren zu mir sprechen:

Die schönen Tage in Aranjuez
Sind nun zu Ende — —
— — — Wir sind
Vergebens hier gewesen.

Je angenehmer mir diese Zeit verstrichen war, desto verdrießlicher war der Anlaß, welcher mich in die Heimath rief und mich verhinderte die Zeit, welche ich von meinem Abgange zu Göttingen bis zur Ankunft in Berlin, wo ich meine Studien vollenden wollte, frei haben konnte, zu einer größeren Reise zu verwenden. Ich mußte mich nämlich zur Erfüllung meiner Militairpflicht vor der Aushebungsbehörde gestellen. Von der Stärke des Feuers meiner Vaterlandsliebe hatte ich eine Erleichterung dieser Pflicht wohl kaum zu erwarten. Gern und willig war ich von Jugend auf der Obrigkeit unterthan. Auch besaß ich zu wenig Kosmopolitismus, um mein Vaterland nicht zu lieben. Zu einer Leidenschaft habe ich es aber in dieser Liebe nie gebracht. Über die hohen Muster des Patriotismus, welche die römische Geschichte aufstellt, hegte ich Lehrern und Mitschülern gegenüber schon im Pennalthume sehr ketzerische Ansichten. Meine Bewunderung für einen Brutus, Cato u. s. w. war sehr kühl. Sie schlug fast in Tadelsucht um, wenn ich einem begeisterten Lobredner der gefeierten Helden mich gegenüber befand. Zu großen körperlichen Anstrengungen, wie

sie das Soldatenleben erfordert, fühlte ich mir von der Natur die hinlänglichen Kräfte versagt. Das Waffenhandwerk drohete auch die liebgewordenen Studien unangenehm zu unterbrechen. Mir war daher die Ableistung der Militairpflicht auch nur erst in der Aussicht eine höchst unbequeme Angelegenheit, deren ich sehr gern überhoben gewesen wäre. Schon als ich mich vor dem Abgange zur Universität vorstellte, um ärztlich untersucht zu werden, mich aber einstweilen zurückgesetzt sah, war mir dieser Act peinlich und unangenehm gewesen. Es war aber weniger ein klarer Widerwillen, als eine dunkle Abneigung gegen das Kriegshandwerk, welches mir als eine Friedensbeschäftigung ohnehin eine Art Widerspruch zu sein schien. Zu der christlichen Einsicht, welche den Entschluß zur Folge hat, den Willen der Obrigkeit als ein mittelbar göttliches Gebot auch dann willig zu erfüllen, wenn eine persönliche, selbstische Abneigung sich darwider setzt, hatte ich es noch lange nicht gebracht. Dieser evangelische Gehorsam, eine der edelsten Blüthen des Christenthums, ist auch eine der schwersten Errungenschaften für den Einzelnen. Auf dem Gymnasio so wenig als der Hochschule hatte ich lebendige Anleitung zu einem solchen Gehorsam empfangen. Bei allen Anpreisungen des Patriotismus der Alten hatte doch niemand von uns begriffen, daß die Gesetze über Kriegspflicht und militairisches Verhalten, über Unterthanengehorsam und Majestät des Königs auf der sittlichen Pflicht der Aufopferung für das Vaterland und der Ehrfurcht vor der Obrigkeit beruheten. Deshalb wundre man sich nicht, wenn ich so mißliebig über eine durch die jetzigen Verhältnisse der Staaten bedingte Einrichtung dachte und mich eben nicht fröhlichen Herzens zur Aushebung einstellte. Der Kelch ging aber gnädig an mir vorüber, denn ich ward untauglich zum Kriegsdienste erfunden. Obgleich nun nicht mehr persönlich betheiligt, konnte ich doch dem Militairwesen auch nachher keinen Geschmack abgewinnen. Das innere Widerstreben, die Vorhandenheit desselben als eine sittliche Nothwendigkeit anzuerkennen, schien mir tiefer zu liegen, als auf der Oberfläche eines bloßen Mangels an Geschmack und persönlicher Abneigung. Ich versuchte es, mir die Gründe klarer zu machen, welche etwa die Wahl des Kriegerstandes als Beruf widerrathen möchten und selbst die von Staatswegen gebotene

Ableistung der Militairpflicht dem dadurch Betroffenen als ein Übel, wenn auch noch so nothwendiges, erscheinen lassen*).

Zweierlei Erscheinungen, beide auf religiösem Gebiete, bewegten in meiner Heimath, als ich mich daselbst zur Einstellung ins Militair einfand, die Gemüther und die öffentliche Meinung:

1) Die Union mittelst Einführung einer allgemeinen Kirchenagende;
2) Der einer höchst erlauchten Person zugeschriebene Brief an eine nahe Anverwandtinn in Bezug auf den Übertritt der letztern zur katholischen Kirche.

Wohin man das Ohr wendete, war man sicher, eins von diesen beiden Kapiteln besprechen zu hören. Der Gegenstand beider Erscheinungen ist seitdem so wichtig geworden und geblieben, daß ich nicht Umgang nehmen kann, dieselben auch hier ausführlicher zu besprechen, namentlich deshalb, weil sie bedeutende Momente für die Entwickelung meiner Ansichten über religiöse Angelegenheiten abgeben. Über das Unionswerk habe ich bereits bei Erwähnung des Reformationsfestes vom Jahre 1817 in den Geständnissen Einiges historisch erwähnt.

Eine Menge redlicher Protestanten, welche nichts weniger meinen, als sich damit den Vorwurf des Katholicismus zuzuziehen, haben ein offenes Auge für die Mißgestaltung, zu welcher es im Verlaufe von drei Jahrhunderten die evangelische Kirche gebracht hat. Selbst die würdigsten Geistlichen dieser Kirche, denen ich mit Freuden die Schuhriemen auflösen würde, haben getrauert über diese beklagenswerthe Gestalt. Noch neuerlich hat der damalige Prediger bei der preußischen Gesandtschaft zu Rom, Heinrich Thiele, in seinem trefflichen Buche: Die Knechtsgestalt der evangelischen Kirche (Zürich 1846) mit beredten Worten darauf aufmerksam gemacht. Er, wie andere unbefangene Protestanten,

*) Hier war im Manuscripte eine vom Standpunkte der christlichen Ethik und Politik entworfene Betrachtung über Krieg und Kriegsdienst eingeschaltet, welche aber, diesen Band nicht zu stark werden zu lassen, hinweggeblieben ist, um vielleicht einmal anderwärts veröffentlicht zu werden.

haben zugegeben, daß jene Gestaltung ein Ergebniß derjenigen Umstände ist, unter denen die Reformation des XVI. Jahrhunderts durchgeführt ward*). Der allerwichtigste unter diesen Umständen war, daß diese Reformation sich nur durch Aufkündigung des

*) Thiele, wie andere wohlmeinende Protestanten, denen das Wohl und die Aufhülfe der christlichen Kirche am Herzen liegt, haben über die Art und Weise, wie ihrer Kirche eine bessere Zukunft zu bereiten, höchst unpraktische Ansichten. Dasselbe ist den gegenwärtigen Inhabern des Kirchenregimentes in mehren deutschen Ländern vorzuwerfen. Alle jene das Beste aufrichtig wollenden Leute sehen nur in Rückschritten zu katholischen Einrichtungen, welche die Reformation in ihren Anfängen noch nicht zu überwinden vermocht hatte, das Heil gegen die Zerfahrenheit, welche die protestantische Kirche an allen Seiten anscheinend mit Auflösung bedrohet. Mögen sie noch so laut mit Guizot sich darauf berufen, daß auch der Rückschritt zu etwas gutem Alten ein Fortschritt ist, so werden sie mit einer solchen Ansicht beim größten Theile ihrer Confessionsverwandten niemals Glück machen. Denn es ist einmal gegen den Geist des Protestantismus, wie derselbe ausgebildet worden und lebendig wirkt, sich durch äußere kirchliche Einrichtungen in seiner Selbstbestimmung stören zu lassen. Man mag die Kirchenverbesserungsvorschläge noch so sehr auf die apostolische Zeit begründen, man mag denselben allen möglichen Anstrich der Freiheit geben, den Laien noch so große Zugeständnisse in Bezug auf die Leitung des Kirchenwesens machen, so wird der freie protestantische Sinn doch jederzeit das katholische, also antiprotestantische Gebahren dabei herauswittern und sich mit gutem Rechte dagegen auflehnen. Es ist nun einmal bei der Menge und den Wortführern unprotestantisch und wider die herrliche Freiheit der Kinder Gottes, welche sich der Protestantismus errungen zu haben bewußt ist, mit Satzungen und positiven Einrichtungen der protestantischen Kirche, welche nicht eine der Sichtbarkeit angehörende Anstalt, sondern einen Hervorgang aus und eine Erscheinung auf dem Gebiete des Geistes darstellen will, aufzuhelfen. Ein solches Streben ist und bleibt Katholicismus und wird, wenn nicht ganz unerwartete Umwälzungen eintreten, welche auch das Princip des Protestirens gegen alle s. g. menschliche Satzungen ergreifen müßten, allezeit die Meinung der rechten Protestanten wider sich haben und dieselben nur noch stärker aufbringen. Es hat eine gute Anzahl dieser Halbkatholiken, zu denen, ohne daß sie es selber wissen, eine große Menge gläubiger Protestanten gehört, sich nicht besser aus der Klemme zu ziehen gewußt, als daß sie ganz und gar, förmlich und wirklich katholisch geworden und in diejenige Kirche zurückgetreten sind, von welcher der Protestantismus sich feierlich getrennt hat und zu seiner großen Beruhigung immerfort getrennt weiß.

Gehorsams gegen die Gewalten der damaligen Kirche geltend machen konnte. Als Reaction gegen die verderbte Praxis des Clerus, welcher sich leider in allen Jahrhunderten nur zu gern mit der Kirche für einerlei gehalten, und immer der erste und ärgste Verderber, Plünderer und Zerstörer ihres Gebietes gewesen ist, gerieth die Reformation in alle jene Gefahren, welche jede Opposition in ihrem Gefolge hat. Am gefährlichsten aber ward wohl der Umstand, daß die Reformation, um sich durchzusetzen, in Ermangelung eigenen äußeren Ansehens, sich der weltlichen Macht in die Arme werfen mußte und statt der bisherigen kirchlichen Autorität die Staatsgewalt die Sache der Religion führen und regieren mußte. Dadurch gerieth also die Kirche in das Abhängigkeitsverhältniß vom Staate. Früher hatte man das entgegengesetzte Übel beklagt. Das nunmehrige trieb in dem colossalen Gewaltspruche: Wer Herr des Landes ist, ist auch Herr des Glaubens, cujus regio, ejus religio seine höchste Blüthe. Alle Unbefangenen sind darin einig, daß die Abhängigkeit des Staats von der Kirche einen so seelenmörderischen Grundsatz niemals erzeugt habe. Die Reaction ward aber, da alle concentrirte Opposition, wenn sie ihres Erfolges gewiß sein will, einseitig sein muß, noch in anderer Beziehung der neuen Kirche nachtheilig. So lange der Kampf dauerte, zeigte sich der Nachtheil nicht, weil die feindliche entgegengesetzte Einseitigkeit die Sache im Gleichgewichte hielt oder doch erscheinen ließ. Als aber der Geist des Bekämpfens nachließ, weil es ihm vor der Hand an Nahrung fehlte, trat die Frucht der Einseitigkeit in ihre Reife und stellte sich dar als dasjenige, was sie war. Dies geschah nach verschiedenen Richtungen hin. So z. B. hatte die Wahrnehmung, wie mancher Aberglauben und Götzendienst sich an die Bilder in den Kirchen geknüpft, in der Reformation deren gewaltsame Entfernung zur Folge. Allein es war dabei unerwogen geblieben, daß man hiermit auch die Zeichen vertilgt, in welchen die heilige Kunst ihre tiefsten Empfindungen niedergelegt und an welchen die wahrhaft Frommen aller Zeiten, ihre Andacht entzündet. Ähnliches erfuhren die Kirchengebäude, welche früher die Andachtsheimath gläubiger Beter gewesen. Da der religiöse Sinn sich auf das Innere zurückzog, indem ihm das Äußerliche als Abgötterei dar-

gestellt ward, entfremdete sich allmählig die Gemeinde ihrer Kirche, die fortan wöchentlich nur auf einige Stunden sich ihr aufthat. Verfallen, öde und ungepflegt wurden die heiligen Mauern eine Stätte der Unreinlichkeit und verkamen zusehends. Niemand achtete eines Gebäudes, das so wenig gebraucht ward. Die hohen Kunstwerke frommer Baukunst verfielen. Man erinnerte sich gar nicht mehr der Andacht erweckenden Kraft, welche diese stummen Hallen ausströmten, in welchen das Gestein noch wie in der Natur die Aussage des Psalmisten bestätigte, welche auch an der Grotte des Mönchsberges zu Salzburg prangt: Te saxa loquuntur. Nichts Eiligeres ferner kannte der Eifer der Reformation als die Aufhebung der Klöster, in denen sie, eben so einseitig, nur Räume für falschen Gottesdienst, müßige Übungen und unnütze Werke erkannte. Leider waren sie das in vielem Betrachte. Allein die Reformation verkannte, daß sie auch Stätten wahrer Gottesfurcht waren, daß sie einer Menge beschaulicher Seelen die angemessenste und am meisten entsprechende Art darboten, ihrem Schöpfer, ihrem Erlöser zu dienen und dieselben zu feiern, daß sie die Zufluchtsorte und Errettung unzähliger Personen geworden, daß sie die Armen gepflegt, Kunst und Wissenschaft gehegt und beschirmt und durch das Alles doch weit wesentlicher dem Staate genützt hatten als in ihrer Umwandelung zu Kasernen, Marställen, Bierbrauereien, Branntweinbrennereien, Magazinen u. s. w. Man hatte ferner geklagt über die Unwissenheit des katholischen Clerus. Deshalb war es allmählig immer unerläßlicher für den protestantischen Geistlichen, bei der Prüfung eine gewisse Gelehrsamkeit aufweisen zu können. Über den Fragen nach der Errungenschaft aus den theologischen Studien, vergaß man gänzlich sich zu vergewissern: ob Christus im Prüflinge eine rechte Gestalt gewonnen, und ihm danach eine besondere Geschicklichkeit zum Reden und Handeln in seiner Kirche mitgetheilt habe. So gelangte theologische Gelehrsamkeit zu übermäßiger Werthschätzung. Diese erzeugte die Sucht, im Amte anzubringen, was man allein durchs Studiren gelernt hatte. Schulbrocken mußten herhalten, statt christliche Lebenserfahrungen. Durch das Alles hat die Predigt, mittelst deren besonders sich die Reformation großentheils Bahn gebrochen, eine höchste Geltung erlangt und ist das Hauptstück des evangelischen

Gottesdienstes geworden. Hatte vorher die Messe Alles thun sollen, hatte der Altardienst fast durchaus die Zeit der kirchlichen Gottesverehrung für sich in Anspruch genommen, so verdrängte nun die Kanzel förmlich den Altar, welcher in den reformirten Kirchen ohnehin zu einem hölzernen Tische geworden war. Die Verkündigung des Wortes that allem übrigen Gottesdienste Abbruch, der denn doch schon besage der Apostelgeschichte in den Uranfängen der Kirche aus weit Mehrern bestanden hatte, als der Predigt. Der bisherige Mittelpunkt des Gottesdienst, die Feier des Altarsacramentes, schied immer mehr aus der Gemeinsamkeit des Cultus und ward als eine Privatangelegenheit der einzelnen Communicanten behandelt, um welche sich die übrige Gemeinde wenig bekümmerte. Die von der Reformation anfänglich noch beibehaltenen Überbleibsel des Messedienstes verloren allmählig einen Bestandtheil um den andern und schwanden auf ein Kleinstes von Liturgie zusammen. Man ging nicht mehr in die Kirche, sondern in die Predigt, wie man vorher oft nur in die Messe gegangen war. Man schien für den Cultus nur die eine Regel anzuerkennen, welche Paulus (X. 17 des Römerbrieses) aufstellte: Der Glaube kommt aus der Kunde, die Kunde aber durch das Wort Gottes, was von Luther auch geradezu übersetzt war: der Glaube kommt aus der Predigt, das Predigen aber durch das Wort Gottes. Wenn man aber den Inhalt dieser Predigten, von denen ich in den Geständnissen mehrerer gedacht habe, erwog, worin man Alles eher finden konnte, als Erbauung, so fühlte man sich versucht mit demselben Paulus (v. 14 u. 15 l. c.) zu fragen: wie können sie nun den anrufen, an dem sie nicht geglaubt haben, wie können sie aber den glauben, von dem sie nicht gehört haben, wie können sie aber hören ohne einen Verkündiger? Wie können sie aber verkündigen, wenn sie nicht gesandt sind? Um der Unbequemlichkeit dieser Fragen zu entgehen, mußte man noch weiter hinausschreiten in die Glaubensöde. Selbst der Rest vom Liturgischen, der noch gepflegt ward, verlor die ihm wesentliche Hauptrichtung auf Gott und wandte sich auf die Menschen zurück. Statt der Lobgesänge, Danklieder, Bitten u. s. w. gefiel es sich in Selbstbetrachtungen, Ermahnungen und ethischen und belehrenden Anregungen. Doch ward das Alles nur als sehr nebensäch-

lich behandelt, denn den Hauptimpuls zur Erbauung der Gemeinde mußte immer die Predigt geben. Diese war nun fast ausschließlich auf die Persönlichkeit des Geistlichen gestellt. Es ward darin nur der Glaube verkündigt, dem der Redner huldigte. Nicht selten war dieser ein minderjähriger Theologe, der unlängst von der Universität heimgekehrt, in seinen Heften überaus wohl bewandert, aber an christlicher Erfahrung noch ganz arm war. Dieser sollte nun alte erfahrene Grauköpfe, Arme und Reiche, Kluge und Thörichte, Weiber und Kinder zugleich erbauen, deren Glauben meistens von dem des Redenden sehr unterschieden war. Dazu bediente er sich eines auf der Universität zurecht gemachten Systemes der Denkgläubigkeit, welches dem Denkscheuen und Denkfaulen ein bequemeres Gewand war, als das knappe Wamms der alten Orthodoxie.

Wie mußte es nun um die Predigten des XVIII. Jahrhunderts stehen? Der Unglaube dieser Zeit hatte in den protestantischen Schwesterkirchen neben den übrigen oben geschilderten Übelständen solche Verwüstung angerichtet, daß nur wenige Lehren der alten Bekenntnißschriften sich erhalten hatten, oder als nicht unbiblisch verworfen waren. Die Bekenntnißschriften selbst wurden vornehm ignorirt; ihren Inhalt betrachtete man vielfach als Unsinn oder alten Wahn und berief sich den Unkirchlichen gegenüber höchstens auf das Wort Gottes allein. Nachdem die französische Revolution und deren Folgen die mephitisch gewordenen Aufklärungsnebel etwas verscheucht und die Luft gesäubert hatten, begann man auf Mittel zu sinnen, den verödeten Gottesdienst wieder in eine christliche Thätigkeit zu verwandeln und das Wort Gottes wieder lebendig zu machen und reichlich auszubreiten. Es wurden daher, sobald die Völker der Friede wieder beglückte, fast in allen Ländern protestantischen Glaubens Bibelgesellschaften gegründet, welche die Absicht haben, jeden, auch den ärmsten evangelischen, wo möglich auch katholischen*) Christen in den Stand zu setzen,

*) Die vierte Regel des sogenannten Index Tridentinus (welcher sammt den Regeln auf dem Tridentinischen Concile selbst abgefaßt worden) erklärt das Lesen der heiligen Schrift in der Landessprache ohne Erlaubniß des zur Ertheilung derselben ermächtigten Kirchenbeamten für ein mora-

das Wort des Lebens selbst zu besitzen und lesen zu können und sich durch dasselbe erleuchten zu lassen. Diesem Streben folgte und schloß sich an das andere, den Heidenvölkern in fernen Erdtheilen das Evangelium zu verkündigen. Hieraus gingen die Missionsgesellschaften hervor, welche durch Beiträge die Mittel zur Ausrüstung solcher Männer aufzubringen, sich zum Zwecke gesetzt haben, die als Sendboten des Christenthumes dasselbe zu den Heiden zu bringen, den Auftrag erhalten. Diese Rückkehr zu christlichern Ansichten und Bestrebungen lenkte die Blicke auch wieder auf die fast vergessenen Bekenntnißschriften der evangelischen Kirche, von deren rechtlichem Nochvorhandensein ich z. B. erst Kenntniß erhielt, als ich bereits 25 Jahre alt war. Im Lutherthum geboren und erzogen, hatte ich bis dahin keinen Begriff von dem, was dasselbe bekannte. In keiner Lehrstunde war uns von dem wichtigen Umstande ein Wort gesagt, daß die in der Geschichte

---

lisches Unrecht. Die Regel lautet: «Da es die Erfahrung bewährt hat, daß, wenn das Lesen der Schrift in der Landessprache ohne Ordnung und Unterschied frei gegeben wird, in Folge der menschlichen Unbesonnenheit daraus mehr Nachtheil als Nutzen entstehet, so soll der Bischof oder Inquisitor beurtheilen, ob auf den Rath des Pfarrers oder Beichtvaters die Übersetzungen der Bibel von katholischen Verfassern in der Landessprache denen zu lesen verstattet werden können, von denen die Überzeugung gewonnen worden, daß ihnen aus solchem Lesen kein Schaden, sondern nur eine Nahrung des Glaubens und der Frömmigkeit erwächst. Solchen Leuten mag die Schrift frei gegeben werden. Wer aber ohne eine solche Erlaubniß dergleichen Übersetzungen zu lesen oder zu besitzen sich herausnimmt, der soll nicht eher den Erlaß seiner Sünden erhalten, bevor er die Bibel nicht dem Ordinariat ausgeliefert hat.» Wenn hiernach die katholische Kirche den Besitz und das Lesen der Bibel ohne Erlaubniß der geistlichen Obrigkeit für eine Sünde erklärt, so erscheint das Unternehmen der Bibelgesellschaften in einem eigenthümlichen Lichte. Sie verleiten principienmäßig diejenigen katholischen Christen, denen sie die Bibel zum Lesen und Besitz aufdringen, zu Etwas, das nach der Lehre ihrer Kirche ein Unrecht ist. Und doch wundern wir uns, wenn das Oberhaupt dieser Kirche, um jenes Kirchengesetz, für welches ich im Verlaufe dieser Geständnisse schon manchen trifftigen Grund habe anführen können, in Ansehen zu erhalten, sich *gegen* das Beginnen der Bibelgesellschaften ausgesprochen hat. Was würden wir sagen, wenn ein Katholik sich ähnliche Eingriffe in protestantische Kircheneinrichtungen erlauben wollte?

mehrfach erwähnten Bekenntnißschriften noch die Unterscheidungslehren der protestantischen Kirche enthielten und rechtlich nicht aufgehoben waren. Ich habe nachmals evangelische Theologen angetroffen, die nicht wußten, welche Bücher man zu den symbolischen ihrer Kirche rechnete, noch weniger aber deren Inhalt kannten. Der Theologe sollte doch aber wohl, welche Stellung er sich auch sonst zu geben für gut findet, vor allen Dingen die reine Lehre der Kirche genau kennen, so daß er sie in ihrem wahren Lichte darstellen und von andern, so wie vom Irrthume unterscheiden kann. Das Mindeste ist, daß er sie aus den Beweisquellen, den Symbolen zu begründen wissen muß; denn er soll der Lehrer und Führer einer Gemeinde sein. Aber diese Kenntniß des Positiven fand man vor 20 bis 30 Jahren bei nicht gar zu vielen Geistlichen der protestantischen Kirche. Ich weiß von einem evangelischen Geistlichen zu erzählen, welcher selbst nach dem Jahre 1830, wo die Augsburgische Confession durch die Säcularfeier ihrer Übergabe wiederum in Aller Gedächtnisse aufgefrischt sein mußte, von derselben außer den Überschriften nichts kannte. Er fragte einige Amtsbrüder, was für einen Glauben sie denn hätten. Als sie erwiderten, ihr Glaube sei deutlich ausgesprochen in der Augsburgischen Confession, lachte er laut auf, holte die symbolischen Bücher herbei und schlug den XXI. Artikel der Confession auf: von der Verehrung der Heiligen, um jenen das Thörichte ihres Glaubens recht aufzudecken. Jene fordern ihn auf zu lesen; er las — und nach einer Weile sagte er: Das ist ja ganz vernünftig*). Bei solcher Unkunde des Inhaltes der symbolischen Bücher der protestantischen Kirche, welche sich über viele Geistliche erstreckte und im Laienstande die Regel bildete, war der einst so lärmend verkündete und durch Krieg und Blutvergießen besiegelte Unterschied der getrennten evangelischen Kirchen, der reformirten und

*) Wenn diese Geistlichen so wenig Bescheid wußten in dem, was ihres Amtes ist und darüber so verkehrte Meinungen hatten, so sollten es die Katholiken ihnen billiger Weise nicht übel nehmen, wenn sie aus Unkunde mit den Symbolen des katholischen Glaubens darüber abenteuerliche Ansichten hegen und die sonderbarsten Dinge selbst in ihren Kanzelvorträgen zum Vorschein bringen, die das erste beste katholische Schulkind zu widerlegen oder zu berichtigen im Stande sein würde.

lutherischen, völlig verklungen. Niemand erinnerte sich mehr, daß Luther im Jahre 1536 als man ihn stark anging, sich mit den Schweizern zu vergleichen, gesagt hatte: „Denn ich solchen Mittlereien allezeit bin feind gewesen und habe sie über zehen Mal gebeten, da sie nicht rechte, reine, wahre Einigkeit suchten, so sollten sie es bei dem ersten dissidio und Uneinigkeit bleiben lassen, so lange bis sich selbst zu Tode blutete. Ich will mich mit fremden Sünden nicht beladen, das ich bei ihnen ein Fünklein auslöschte und bei uns ein groß Feuer anmachte, da behüte mich Gott für. Sie haben nur geschrieben, was der Vernunft gemäß ist ꝛc." Im Jahre 1534 hatte Luther geäußert: er wollte lieber, wäre auch besser, diese Zwiespalt unter uns und den Sacramentsschwärmern (d. h. Reformirten) bliebe, denn daß man sich vergliche und einig würde auf gewisse fürgeschlagene Condition und Mittel. Solcher scharfen Reden erinnerte sich niemand mehr. Die meisten lutherischen Theologen hatten sich in diesem Punkte dem Calvinismus zugewendet, oder die lutherische übergroße Wichtigkeit desselben ganz aufgegeben. Die Calvinisten hatten die schreckliche Lehre von der Gnadenwahl als Irrthum stillschweigend verlassen. Das Bollwerk des Lutherthums: die Rechtfertigung durch den Glauben allein war völlig zusammen gesunken. Ohne es zu sagen, ja ohne es zu wissen, daß sie katholisch sei, ward die entgegengesetzte, von Luther schmählich verworfene Lehre überall gepredigt und von den rechtlichsten Leuten geübt. Daß die symbolischen Bücher der aus der Reformation hervorgegangenen Kirchen vom heiligen Geiste eingegeben worden, glaubte wohl kaum noch ein einziges Mitglied dieser Kirche. Es war schon lange her, daß Johannes Müller's Worte:

> Die Lutheraner freueten sich, ans Licht zu bringen, in wie Vielem die Reformirten mit den Türken übereinstimmen und wie diese doch noch besser, als jene seien. Die Reformirten waren des Sinnes, erst, wenn Feuer und Wasser sich vereinigen, daß jenes dieses nicht mehr trockne, dieses jenes nicht lösche, alsdann, eher nicht, sei an eine Vereinigung mit den Lutheranern zu denken,

nicht mehr als eine Wahrheit betrachtet werden konnten.

Bei aller möglichen Meinungsverschiedenheit waren die nur

zum Scheine besondre Namen führenden Partheien in der That wirklich vereinigt. Der Indifferentismus hatte eine Union vollzogen, ehe an die Sache oder ihren Namen gedacht ward. Wozu sollte ein äußerlicher Confessionsunterschied festgehalten werden, da der innere, sein Träger, längst von der Gleichgültigkeitsfäule ergriffen und durch und durch zermürbt war, wie wir oft verfaulte hölzerne Säulen, welche nichts zu tragen haben, erblicken; äußere Gestalt und Farbe haben sie bewahrt, allein eine geringe Berührung zerbröckelt sie, daß sie in morsche Staub- und Splitterfragmente zerstäuben. Eine Union, wie man sie früher und später zwischen der reformirten und lutherischen Kirche auf Grund der Einheit des evangelischen Geistes zu Stande zu bringen sich bemühet, war das nun freilich nicht; allein sie war doch einer solchen nicht hinderlich. Die beiderseitigen Theologen, welche den Bekenntnißschriften ihrer Parthei treu geblieben, waren auf das Festhalten der Unterscheidungslehren, worin man ehemals einen ganz besondern Glaubenseifer gefunden und wovon man eine absonderliche Genugthuung und Seligkeit erwartet hatte, gar nicht mehr erpicht und in Bezug auf die Streitpunkte überaus milde gesinnt. Denn gläubige Reformirte, wie Lutheraner, von dem gemeinschaftlichen Feinde, dem Unglauben, gleich stark angegriffen, mußten in Einigkeit und Gemeinschaft die Kraft zum Widerstande gegen jenen Unhold suchen, wie sie denn auch fühlen mochten, daß eine solche Vereinigung ihrer Heerlager dem Protestantismus der in ihrer Einheit fortwirkenden katholischen Kirche gegenüber wieder einigen Halt würde geben können. Man fühlte daher das Bedürfniß einer förmlichen Vereinigung, um die unter beiden Partheien vertheilten Glaubenskräfte in einer zusammenwirkenden Masse wider den innern, wie äußern Feind wenden zu können. Dieses erkannte in Preußen bereits eine am 18. Juni 1798 ergangene Cabinetsordre an, welche den Wunsch der Annäherung beider protestantischen Kirchen, so wie die Hoffnung aussprach, daß eine solche Annäherung den vortheilhaftesten Einfluß auf die Religiösität Deutschlands ausüben werde. Noch klarer aber sprach jenes Bedürfniß der Berliner Oberhofprediger Dr. Sack aus, als er 1812 mit seinen Unionsvorschlägen hervortrat, in welchen er unter andern folgendes merkwürdige Bekenntniß ablegte: Die pro-

testantische Kirche beider Confessionen sei sehr krank und sie bedürfe offenbar einer Wiedergeburt, wenn sie fernerhin das Wesen einer Kirche überhaupt und einer christlichen insbesondere nicht ganz verlieren und sich weder zersplittern noch auflösen solle, indem die Wunden, die ihr seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts geschlagen seien, auf eine oder die andere Art ihr Ende herbeiführen würden, wenn sie nicht bald geheilt werden.

Hatten sich auch die theologischen Facultäten mehrer Universitäten bereits vorlängst über die Confessionsunterschiede hinweggesetzt und gegenseitig Reformirte und Lutherische zu Mitgliedern aufgenommen, ohne ein neues Glaubensbekenntniß aufzustellen oder unterschreiben zu lassen, so entstand doch bei der Frage Schwierigkeit: welche Grundlage man der beabsichtigten und gewünschten Vereinigung geben solle, indem von den einander bestreitenden Glaubensbekenntnissen kein einzelnes gewählt werden konnte, ohne dadurch das andere auszuschließen und die Union als eine Unterdrückung erscheinen zu lassen. Eine neue Bekenntnißschrift, welche Alle befriedigt hätte, zu Stande zu bringen, mußte wohl billig bezweifelt werden. Hätte dabei die Stimmenmehrheit den Ausschlag geben sollen, so würde der Unglauben die Oberhand gewonnen und ein Glaubensbekenntniß zu Stande gebracht sein, worin, um möglichste Weite zu Aufnahme aller Ansichten zu erzielen, von Christlichkeit ungefähr so viel anzutreffen gewesen sein möchte, als in einigen Compositionen der Art aus dem Jahre 1845. Wie der hochselige König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., die Idee der Union Jahre lang mit Liebe gepflegt und ihm deren Herbeiführung Pflicht seiner Glaubensüberzeugung geworden, hat Eylert in seinen Charakterzügen, II. Thl. 2. Abthlg., ausführlichst auseinander gesetzt. Ein ernstlicher und praktischer Versuch, dem Unionswerke näher zu treten, wurde, wie ich in den Geständnissen erzählt, aber erst bei Gelegenheit des Reformationsfestes gemacht, welches in meinem Vaterlande vielfach von Reformirten und Lutherischen gemeinschaftlich gefeiert ward, indem die Geistlichen beider Confessionen einander das h. Nachtmahl reichten und sich zu einer evangelischen Kirche bekennen zu wollen, nach dem Vorgange des Staatsoberhauptes, erklärten. Dieses hatte zwar bestimmt erklärt, daß

bei der Union die reformirte Kirche nicht zur lutherischen und die lutherische nicht zur reformirten überginge, vielmehr beide sich mit denselben Ansprüchen, Rechten und Pflichten einträchtig in Liebe und Frieden, des langen nutzlosen Haders müde, zu einer echt christlichen, evangelischen Kirche vereinigen möchten. Man vernahm aber doch sofort die Beschuldigung: Die reformirte Kirche sei bei diesem Werke begünstigt. Deßhalb fulminirte auch Harms in seinen Thesen gegen jede Abweichung von den Bekenntnißschriften der lutherischen Kirche. Obgleich ihn Schleiermacher in einer geistreichen Gegenschrift nach der Meinung Vieler siegreich überwunden und namentlich confessioneller Engherzigkeit überführt hatte, so fand die Union doch keineswegs so allgemeinen noch so hellen Anklang, als ihr hoher Förderer erwartet hatte. Denn es taucht doch immer die Frage wieder auf: welchen Glauben bekennt denn nun diese Kirche, was gilt darin in dieser Beziehung? Antwortete man: das Wort Gottes allein, so war sogleich die Gegenfrage vorhanden: Welcher Lehrbegriff aus dem Worte Gottes enthält denn nun das Wesentliche des Glaubens? Bei einer nähern Umfrage würde man wohl keine andere Antwort erhalten haben, als diejenige, welche vor zehn Jahren ein evangelischer Geistlicher wirklich ausgesprochen hat: „Wir wissen gar nicht, was die Lehre unserer Kirche ist.“ Deßhalb fand denn auch die Union sogleich im Prediger und Professor Scheibel zu Breslau einen eifrigen, einen hartnäckigen Gegner, welcher durch seine Renitenz des hochseligen Königs Leben auf mannichfache Weise getrübt hat, denn er sahe das Werk der Eintracht, welche er allein bezweckt, dadurch in seinem Bestande gefährdet. „Gern hätte er, sagt Eylert, im Tacte der Uniformität gesehen, daß im ganzen Lande ein und derselbe Ritus im evangelischen Gottesdienste gewaltet hätte und er sprach von dieser erhebenden Übereinstimmung mit Liebe und Andacht.“ Kein Wunder daher, wenn ihn der Vorwurf, daß die reformirte Confession beim Unionswerke begünstigt worden, überaus schmerzlich war, zumal er in seinem Herzen die größte Sympathie für Luther empfand. Die Vereinigung mußte daher noch an einem andern Ende angegriffen werden. Eine große Unordnung und Willkür war in der Verwaltung des öffentlichen Gottesdienstes beider protestantischen Kirchen eingerissen. Fast jede Provinz des

Landes hatte ihre eigene Agende oder Kirchenordnung und selbst in einerlei Provinz waren verschiedenartige und von einander abweichende Ausgaben im Gebrauche. Bei der Eingerissenheit s. g. evangelischer Freiheit, welche im Gefolge der edeln Aufklärung des vorigen Jahrhunderts sich Bahn gemacht, änderte jeder Geistliche an der mit seinem Pfarramte überkommenen Agende nach ganz subjectiven Ansichten, was und wie er wollte, wovon ich in den Geständnissen auch bereits ein Beispiel mitgetheilt. Hierdurch ward die Vielförmigkeit noch vergrößert, aber die trotz der Mannichfaltigkeit vorhanden gewesene Einheit des Geistes (das objective Element, wodurch die dem Gottesdienste Beiwohnenden zu dem Bewußtsein sich hätten erheben können, es finde unter ihnen, an wie verschiedenen Orten auch celebrirt werde, eine gewisse Einigkeit statt) völlig durchlöchert, indem der Herr Pfarrer sein eigenwilliges Mach- und Flickwerk an die Stelle des vorgeschrieben gewesenen Ritus setzte. Dieser auf allgemeine Willkür hinauslaufende Zustand des liturgischen Wesens machte, nicht allein weil er der Union überaus hinderlich*), sondern auch, weil derselbe an sich unerträglich war, eine Reform höchst wünschenswerth, welche den Zweck haben mußte, die verloren gegangene Einigkeit in den gottesdienstlichen Verrichtungen durch's ganze Land zu erlangen

*) Doch beförderte er dieselbe auf der andern Seite dadurch, daß die neue Agende nicht in der Anhänglichkeit an eine alte ein Hinderniß der Einführung fand, weil man gegen die alten sehr gleichgültig geworden war und damit auch das Bewußtsein der Schärfen in den confessionellen Gegensätzen, die durch die Union ausgeglichen werden sollten, verloren hatte. Das hatte v. Witzleben, des Königs Adjutant und Freund, auch sehr wohl begriffen. Daher seine Äußerung (Eylert III. 2. S. 30.): «Die Theologen unserer Tage sind nicht so heftig und polemisch mehr, wie zur Zeit der Reformation und auch späterhin zur Zeit des großen Churfürsten und Friedrich Wilhelms I. Unsere Sitten sind milder; Heftigkeit wird für unverständig gehalten. Die Scheiterhaufen sind erloschen; Concilien werden nicht mehr gehalten; die trennenden confessionellen Unterschiede sind nicht so schroff mehr, als sonst; es giebt im Lande, wie in Berlin und Potsdam, viele Simultankirchen; die lutherischen und reformirten Gemeinden sind sich freundlich näher gekommen und ihre Geistlichen sind friedfertiger.» Unten habe ich von dieser confessionellen Indifferenz noch weiter zu sprechen.

und wieder herzustellen, welche zugleich den Unterschied, der zwischen der reformirten und lutherischen Kirche bisher stattgefunden, beseitigen konnte. Nichts war daher natürlicher, als die Entstehung des Gedankens der Abfassung einer neuen allgemeinen Agende. Einen unerschütterlichen Träger fand dieser Gedanke am hochseligen Könige von Preußen, Friedrich Wilhelm III. Diesem consequenten Herrn, dem Uniformität und Gleichartigkeit in Allem ein Bedürfniß war, in dessen Seele es, wie Eylert sagt, lag, das Gleichartige zusammenzustellen und davon das Fremde und Ungehörige zu trennen und dessen Sinn entschieden zur Conformität neigte, mußte ein Zustand des liturgischen Wesens, wie der geschilderte, von Haus aus ein Gegenstand des Abscheues sein. Es bedurfte aber auch solcher Festigkeit, Beharrlichkeit und ruhiger Unerschütterlichkeit des Willens, als dieser Herrscher besaß, um dem argen Unwesen gründlich ein Ende zu machen, da es, wie die Erfahrung erwies, nur zu viele Vertheidiger fand. Nachdem er seinen Einheitssinn in der Organisation der Verwaltung, in der Einrichtung des Heerwesens durch alle Richtungen auf's Entschiedenste bewährt, wandte er das ordnende Talent, welches ihn beseelte, auch den kirchlichen Einrichtungen zu, nachdem eigenes Forschen, das ihn allmählig von einer Stufe des christlichen Erkennens und Glaubens zur andern geführt und merkwürdige Führung Gottes ihn zum festen, biblischen, positiv gläubigen Protestanten ausgebildet hatten. Sein Ideal war Luther und es ist rührend, die demüthige und tiefe Verehrung, welche der preußische Monarch diesem Gründer der neuen Kirche widmete, aus Eylerts Werke kennen zu lernen. Zunächst nahm das Einheits- und Übereinstimmungsgefühl des Königs Anstoß an der Amtstracht der Geistlichen und setzte es mit beharrlichem Streben durch, daß diese in seinem ganzen Lande uniform wurde, indem er überall das Tragen des lutherischen Talares und Barettes vorschrieb. In seiner eigenen Hof- und Garnisonkirche fand er die Willkür des liturgischen Zustandes in recht grellem Verhältnisse vor, indem der Simultangottesdienst, der darin von Reformirten und Lutheranern gefeiert wurde, die Unordnung und Abweichung von einer festen Grundlage recht anschaulich machten. Bereits 1814 äußerte sich der König über solche Willkür sehr ungnädig, indem er versicherte:

„solchen Unfug dürfe und werde er nicht mehr ruhig mit ansehen; es solle und müsse darin anders werden.“ — Demgemäß erhielt Eylert den Auftrag, „eine sonn- und festtägige Liturgie und Agende zu schreiben.“ Der dem Könige nach Wien, wo er zum Congresse weilte, überschickte Entwurf fand seine Billigung nicht, weil Eylert „den historischen Grund und Boden verlassen.“ Der König sprach: „Soll der Regellosigkeit ein Ende gemacht und Übereinstimmung wieder eingeführt werden, so kann solches nur gelingen in der Autorität der Kirche — — wir müssen, soll etwas aus der Sache werden, auf Vater Luther recurriren.“ — Nach diesen Rücksichten ausgearbeitet erschien 1816 zu Berlin eine Liturgie für die Hof- und Garnisongemeinde zu Potsdam und für die Garnisonkirche zu Berlin. Sie ward in beiden Kirchen gebraucht. Ihr Verfasser ist niemals bekannt geworden. Daß sie, wenn nicht ganz, doch der Hauptsache nach ein Werk des Königs ist, leidet jetzt kaum einen Zweifel. Sie erfuhr eine unbarmherzige Kritik durch Schleiermacher, welcher ihr namentlich Dürftigkeit im Aussprechen der Glaubenskraft, Zuversicht, Kindlichkeit und Einfalt vorwarf, welche man in den alten Gebeten finden kann. Offenbar war Schleiermachers Absicht durch Abweisung des gemachten liturgischen Versuches weitern dergleichen Bestrebungen zu begegnen. Er wußte wohl nicht, daß sich der König der Förderung der Sache unterzogen.

Je mehr dieser sich an der öffentlichen Verwerfung seines bestgemeinten Vorhabens ärgerte, desto fester hielt er sich an dasselbe und arbeitete im Stillen an der Verwirklichung. Er studirte eine Menge alter Liturgien und Agenden, namentlich diejenigen seiner Ahnherrn und verfolgte den ganzen Gang, welchen die Kirchenordnung bis auf seine Zeit genommen hatte. Seiner wachsenden Liebe für die Sache gesellte sich nun gründlichste Kenntniß des Gegenstandes. Einen Schritt näher trat er der Ausführung, indem er seine Hof- und Garnisonkirche zu Potsdam, welche der Absicht Zwingli's und Calvin's entsprechend, nur einfach gefärbte Wände und einen Tisch zum Altare hatte, mit schönen Gemälden aus der evangelischen Geschichte, mit einem reichverzierten Altare, auf dem eine Bibel in Folio, ein Crucifix und zwei Leuchter standen, versah. Eine eigene Predigt mußte der Gemeinde über die

Bedeutung dieser Symbole beruhigende und belehrende Auskunft geben. Es wurde darin offen geklagt, daß „dem Gottesdienste der protestantischen Christen das Rührende, das Feierliche, Erweckende und Erhebende, welches ein frommes Herz im Tempel des Herrn suche, in mancher Hinsicht fehle," indem zu sehr von den öffentlichen religiösen Zusammenkünften ausgeschlossen und daraus entfernt werde, was durch würdige, edle und bedeutungsvolle sinnliche Erweckungsmittel zugleich das Herz in Anspruch nehme. Es ward nun mit guten Gründen in dieser von Eylert gehaltenen Predigt ausgeführt:

> daß der wahren christlichen Frömmigkeit der Gebrauch sinnlicher Hülfsmittel nicht zuwider ist, ihr vielmehr, weise benutzt, sehr heilsam werden könne.

Mit Ausnahme einiger wenigen Zeilen, welche Luther's Verdienst um die Abschaffung des „geräuschvollen, mit Pomp und Pracht überladenen, bloß sinnlichen Dienstes" hervorhoben, würde diese Predigt ohne Anstoß und zu nicht geringer Erbauung in einer katholischen Kirche haben gehalten werden können. Es war wohl merkwürdig, in einer auch dem reformirten Gottesdienste, welcher seine Andachtsstätten aller sinnlichen Erweckungsmittel entkleidet, gewidmeten Predigt dieselben „herrliche, der menschlichen Schwäche so ganz angemessene Stärkungsmittel" nennen zu hören, welche „zu Hülfe kommen und so der Geist sich freier, selbstständiger und kräftiger bewegen und der schwere Kampf des Glaubens und der Tugend erleichtert werden möchte." Es mochte hier eine Aufforderung, wie die folgende:

> dankbar wollen wir die sinnlichen religiösen Hülfsmittel als Mittel ehren und unsre Herzen gern den schönen Eindrücken und sanften Gefühlen, die sie in erhöheter Andacht auf uns machen, öffnen,

schwerlich schon einmal vernommen sein. In einem auf diese Predigt Bezug nehmenden Cabinetsschreiben äußerte sich der hohe Geschenkgeber: „er habe die alten gehörigen Symbole nur wiedergegeben, damit eine christliche Kirche sich als solche auch äußerlich darstelle."

Inzwischen fuhr der König fort, eifrig an Verbesserung der Liturgie zu arbeiten, wobei er hauptsächlich dahin trachtete, überall,

wo irgend möglich, Luthers eigene Worte zum Grunde zu legen, weil er diese Autorität für das sicherste Mittel hielt, seinem Werke den öffentlichen Beifall zu erwerben. Denn er hielt die Ansicht fest, daß Luther und seine Gehülfen eine geltende Autorität und Norm in der evangelischen Kirche wären. Fortwährend hielt der König, so wie ein Stück seiner Arbeit gefördert war, mit Sachkundigen darüber Conferenzen. Bei einer derselben kam die Anordnung zur Sprache, daß nach dem vom Könige entworfenen Formulare zum h. Abendmahle die Communicanten, während der zum Altare gewendete Geistliche die Consecration verrichtet, die Einsetzungsworte knieend anhören sollten. Dem Hofgeistlichen Eylert wollte das an dieser Stelle so sehr natürliche Niederknieen nicht gefallen. „Hier verrichtet, sei es offenbar nicht protestantisch evangelisch, sondern römisch katholisch. Bei den Worten: hoc est corpus meum falle die ganze Versammlung auf die Knie und bete die verwandelte Hostie an. Solche Ansicht wäre eben der evangelischen Kirche zuwider, in keinem Stücke weiche dieselbe mehr von der römischen ab, als in der Lehre vom heiligen Abendmahle." Der König entgegnete auf sein gesundes religiöses Gefühl gestützt, beharrlich, „daß eben die Einsetzungsworte den heiligsten Punkt der Feier enthielten und deßhalb gerade hieher das Niederknien gehöre." Er setzte auch den Sieg seiner Meinung durch. Sein Bemühen war aus allen Kräften darauf gerichtet, daß die Liturgie als eine Adoration erbauen möge. Ja er hielt die Anbetung in der Liturgie zum großen Schrecken Eylerts, welcher es für eine Versündigung an den Grundsätzen der Reformation erachtete, einen Gottesdienst ohne Predigt zu feiern, für wichtiger als die Predigt und verlangte daher einst ernstlich von seinem Hofprediger „er möchte der strengen Kälte wegen nur die Liturgie lesen und dann die Gemeinde, ohne eine Predigt zu halten, mit dem Segensspruche entlassen. Obgleich er hier Widerstand erfuhr, gab er seine Ansicht nicht auf. Dieß war auch ganz consequent. Mit Recht fand der König in der Erbauung den Hauptzweck des Kirchenbesuches, nicht aber in der Belehrung. „Man gehet, sagte er, nicht nach der Kirche um sich zu amüsiren, sondern sich zu erbauen, der gemeine Mann sagt: zu beten. An diesen, der die Mehrzahl ausmacht, an den Soldaten, Bürger und Bauer, und nicht an die

Vornehmen, die man die Aufgeklärten und Gebildeten nennt, und die ohnehin fast gar nicht zur Kirche kommen, muß man denken, wenn von einer Agende die Rede ist, denn sie soll für das Land und die evangelische Kirche dasselbe sein." Er bezweckte eine Einheit der Kirche und diese konnte natürlich nicht durch protestantische Predigten erzielt werden. Nachdem sein Werk die nach seinem Erachten erforderliche Vollkommenheit erlangt, ließ der König die Liturgie und die ganze Agende den Kirchenbehörden im ganzen Lande zuschicken. Alle Superintendenten sollten mit ihren Diöcesen ihr gutachtliches Votum abgeben. Niemand ahnte, daß der König selbst der Urheber des Werkes sei. Man vermeinte, das Machwerk einiger Hoftheologen und eines von ihnen gewonnenen Adjutanten des Königs darin zu erblicken. Es ward daher ziemlich frei über den Gegenstand geurtheilt, aber natürlich in höchst widersprechender Weise, so daß eine Harmonie in diese aus entgegengesetzten Grundsätzen hervorgegangenen Gutachten nicht zu bringen war. Einige wollten gar keine Liturgie, sondern volle Freiheit wie für die Predigt, andere nahmen sie bedingungsweise an, eine große Anzahl war gleichgültig und mit Allem zufrieden, was die Behörde anordnen würde, die Ästhetischen tadelten die veraltete Form, die Rationalisten den positiven Charakter, den Schwankenden und Unschlüssigen war die Farbe zu entschieden, den Pietisten war die bindende Ordnung zuwider, die Offenbarungsgläubigen waren für die Liturgie, wünschten aber Rücksichtnahme auf provinzielle Verschiedenheiten. Durch diese Widersprüche, welche dem Könige die Zerrissenheit der Kirche in seinem Lande recht nahe legten, ward er in seinem Vorhaben, dieselbe durch Einheit zu heilen, noch fester bestärkt aber zugleich zu dem Entschlusse gebracht, da die meisten Geistlichen die Liturgie nicht wollten, von dem ihm als Landesherrn zustehenden liturgischem Rechte Gebrauch zu machen*). Doch benutzte er die eingegangenen Bemerkungen um

*) Er selber trat als Vertheidiger seines Werkes auf in der erst durch Eylert als seine Arbeit nachgewiesenen Schrift: «Luther in Beziehung auf die Preußische Kirchenagende vom Jahre 1822,» welche den Zweck hat, zu zeigen, daß die neue Liturgie und Agende die alte christliche und von Luther selbst ist. Augenscheinlich ist letzteres dargethan durch die durchweg angeführten Parallelen und die buchstäbliche Übereinstimmung beider.

die Liturgie und Agende immer noch mehr zu verbessern. Nachdem er die letzte Hand angelegt, ließ er sie drucken. Sie enthalten das Wesentliche aus den alten Kirchenagenden beider Confessionen und sollten überall eingeführt, die letztern ersetzen. Um die Agende den Reformirten annehmlich zu machen, wurde bei Ausführung dieses Gedankens die Abendmahlsfeier allein nach den Einsetzungsworten festgesetzt, den Lutheranern zu Liebe dagegen die ohnehin von den Reformirten so gut wie aufgegebene Lehre von der Gnadenwahl ganz unberührt gelassen. „Denn, sagte der König einst zu Eylert (III. 2. S. 207), die dogmatischen Spitzfindigkeiten und opponirenden Distinctionen der symbolischen Bücher über die Gnadenwahl und Gegenwart Christi im heiligen Abendmahle hindern die kirchliche Vereinigung der Reformirten und Lutheraner in eine evangelische Kirche nicht.“ Er verwarf deshalb die von Sack, Ribbeck und Hanstein gelieferten Vorschläge zur Vereinigung. „Ihre Arbeit, sagt der König (Eylert III. 2. S. 38), ist eine gelehrte und dogmatische, in welcher mehr systematische Theologie als christliche Religion ist. Sie gehen vom Gesichtspunkte der lutherischen und reformirten Confession aus und bringen den alten Hader von Neuem, oft spitzfindig in das Werk der Vereinigung, wodurch dasselbe mehr gestört als gefördert wird. Man muß sich in dieser Sache auf dem Urgebiete des Christenthums orientiren und nicht fragen: was hat Luther und Calvin gewollt und gemeint, sondern was hat unser Herr Jesus Christus beabsichtigt? Ein guter unirter Christ soll Christo allein angehören.“

Die nach diesen Grundsätzen ausgearbeitete Agende erschien zuerst im Jahre 1821 als Kirchenagende für die Hof- und Domkirche ohne Angabe, von welcher Behörde sie ausgegangen war. Der König ließ sie auch an mehren andern Orten, wo man sich dafür erklärt hatte, einführen und gebrauchen. An die Gemeinden, wo dieses der Fall war, schenkte er nicht nur ein eingebundenes

---

Sie ist gegen alle Gegner gerichtet, vorzüglich gegen die Altlutheraner, welche das Gegentheil behaupten. — Es wurden auch andere zu Gunsten der Liturgie erschienene Schriften, namentlich die Augustische höhern Ortes empfohlen. Eine wahre Fluth von Broschüren Für und Wider erschienen, deren viele der königliche Autor auch gelesen hat.

Exemplar, sondern er schrieb auch eigenhändig seinen Namen und den ganzen Segenswunsch hinein. Nachdem sie in diesen Gemeinden eingeführt war, wurde sie allgemein empfohlen. Nach und nach fanden sich immer mehr Geistliche, welche diese Agende in ihrer Kirche einführten. Um die Zeit, als ich Göttingen verlassen, war von der Einführung der Agende in meiner Heimath vielfach die Rede. Für dieselbe sehr eifrig zeigte sich der oberste Geistliche der Provinz, welcher sich durch die öffentliche Abneigung nicht hatte abhalten lassen, das von hoher Stelle dringend empfohlene Werk in seinen Kreisen zu fördern. Seiner Umsicht und Geschicklichkeit war allein zuzuschreiben, daß die niedere Geistlichkeit ziemlich allgemein zur Annahme der neuen Agende sich verstand. Den besten Unternehmungen und Absichten widerfährt es, daß Unverstand und böser Wille durch Verdächtigungen und Entgegenstellung künstlicher Hindernisse die Zielerreichung zu vereiteln suchen. Wie viel mehr mußte die Einführung der Agende, welche die Volksmeinung nicht für sich hatte, solche Unbillen erfahren. Es fehlte zunächst nicht an Anschuldigungen, daß viele Superintendenten und Pfarrer, deren Denkglauben der altgläubige, biblische Geist und die altkirchliche Sprache dieser Agende nichts weniger als zusagen konnten, doch in der Hoffnung belohnt zu werden, es sich hätten angelegen sein lassen, ihre Einführung zu fördern. Auch von Drohungen, Erschleichungen und andern verwerflichen Mitteln, durch welche die Annahme der Agende in einzelnen Gemeinden bewirkt sein sollte, bekam man zu hören. Eine öffentliche Auszeichnung, welche jenem um die Verbreitung des Gebrauches der Agende sehr verdienten hohen Geistlichen um diese Zeit zu Theil wurde, ward lediglich als eine Belohnung für sein Bemühen im Agendenwerke ausgelegt*). Davon, daß auch nur Einer von den anfänglichen vielen Gegnern der Agende im geistlichen Stande, welche deren Annahme zuerst mit ihrem Gewissen nicht zu vereinigen zu können erklärt hatten, bei der unerwarteten, in Folge

*) Eylert stellt nicht in Abrede, daß mit der Spendung solcher Ehrenzeichen für Bereitwilligkeit zur Einführung der Agende vieler und arger Mißbrauch getrieben worden. Ein Witzling äußerte: Sonst erhielt man Orden propter acta, jetzt aber bekommt man sie propter agenda.

des höhern Gebotes eingetretenen Verbreitung der Einführung, der sie sich denn auch nicht länger widersetzen konnten, Gewissens halber sein Amt niedergelegt und sich an der ungehinderten Pflege seiner denkgläubigen Überzeugungen für sich hätte genügen lassen, habe ich damals nicht vernommen. Nicht einmal ein ernsthafter Widerspruch wurde außerhalb der Presse, mit wenigen ganz vereinzelten Ausnahmen, Seitens der rationalistischen Agendengegner laut, wahrscheinlich weil dazu, wenn man um des Gewissens Willen etwas leiden, vielleicht gar sein Amt aufgeben sollte, wie der rationalistische Stimmführer Röhr in Weimar offenherzig geäußert haben soll, ein Generalpächtervermögen gehören würde. Auch der Fälle sind mir nur sehr wenige vorgekommen, wo ein Geistlicher des die Agende ausdrücklich in sich begreifenden Ordinationseides sich geweigert hätte, welcher ihn verpflichtet: „keine andere Lehre zu predigen und auszubreiten, als die, welche gegründet ist in Gottes lauterm und klarem Worte, den prophetischen und apostolischen Schriften des alten und neuen Testamentes und verzeichnet in den drei Hauptsymbolen — so wie in den bekannten und in der evangelischen Kirche allgemein angenommenen symbolischen Büchern, wie solche als Glaubensnorm allgemein angenommen sind in den Landen Sr. Majestät und in deren Geiste die vorgeschriebene und eingeführte Kirchenagende abgefaßt ist — und alle abweichende und willkührliche Lehren als Gift der Seele zu fliehen."

Wie ein Theologe nach Ableistung dieses Eides noch Rationalist, oder wenn er vom Rationalismus nicht lassen mag, noch im geistlichen Amte bleiben kann, gehört zu denjenigen Dingen, welche ich noch heute nicht zu begreifen vermag. Den Beweis aber liefert die Thatsache, daß die Sorge Amt und Unterhalt für Frau und Kinder zu verlieren, bei der Abhängigkeit der Kirche und Geistlichkeit vom Staate, viele Geistliche verleitet, wider ihr Gewissen zu handeln und etwas zu thun oder geschehen zu lassen, das sie auf alle Weise höchst verwerflich finden müssen*). Erst

*) Man wird hiebei an das brandenburgische Edict vom 16. Sept. 1664 erinnert, wonach die lutherischen Geistlichen einen Revers zu unterschreiben hatten, in dem sie versprachen, die andere Parthei nicht zu verun-

nachdem die Verbreitung der lichtfreundlichen Bewegungen unter dem Volke und das Wachsthum des Oppositionsgeistes auf eine öffentliche Zustimmung rechnen lassen konnten, wagte sich das Gewissen einiger denkgläubigen Geistlichen ans Licht und erklärte die im Ordinationseide geforderten Pflichten für eine unerträgliche Beschwerung. Ohne sich zu erinnern, daß sie zur Ableistung ihres Eides niemand gezwungen, wollten sie nun das unter der Bedingung jener Pflichten übernommene Amt und dessen Vortheile zwar behalten, aber ihrer Verbindlichkeiten entledigt werden, während Vernunft und Natur der Sache doch zu erfordern schienen, daß man die mittelst einer Sünde besessenen Vortheile, sobald man die Sünde erkannt hat und dieselbe sühnen will, schleunigst aufgiebt und sich damit die Entlastung des Gewissens erkauft. Was soll nun das Volk von den Declamationen über Glaubensmuth und Überzeugungseifer bei Männern halten, welche nicht im Stande sind, beides bei nahe liegender Veranlassung und dringender Aufforderung zu bethätigen? Solche Gefahr als späterhin, wo die Annahme der Agende eine Bedingung des Amtes ward, hatte es aber bis zum Jahre 1830 keineswegs, indem bis dahin, so verschieden auch die Mittel gewesen sein mögen, durch welche die Behörden auf Einführung der Agende hingewirkt, doch nirgends eine Nöthigung zur Annahme stattgefunden hatte auch damals die Behauptung der Gewissensfreiheit keine sonderliche Gefahr mit sich brachte. Es ist daher befremdlich, daß zur Zeit, als noch eine nur erst vorläufige Umfrage an die Geistlichen jeder Provinz, wonach dieselben sich für oder wider die Annahme auszusprechen hatten, gerichtet wurde, verhältnißmäßig wenige von dem Rechte der Gewissensfreiheit Gebrauch machten und sich der für sündlich ver-

---

glimpfen (corpus constit. marchicar. I. 1. p. 381). Paul Gerhard, welcher erklärt hatte: «er räume zwar ein, daß unter den Reformirten Christen seien, aber daß die Reformirten als solche, Christen und also seine Mitbrüder seien, dies müsse er verneinen,» unterschrieb nicht und zog vor seines Dienstes entlassen zu werden. So standhaft waren aber andere Geistliche nicht. Sie hörten auf das Zureden ihrer Frauen, denen ein damals allgemein verbreitetes Witzwort die Äußerung in den Mund legte:

Schreibt, schreibt, lieber Herre, schreibt,
Auf daß ihr bei der Pfarre bleibt!

schrienen Maßregel, die ihnen angesonnen wurde, nach Kräften widersetzten. Dies thaten nun im Laufe der Zeit weit weniger die Rationalisten (welche dazu weit trifftigere Gründe gehabt haben möchten), als die s. g. Altlutheraner, welche allein unter den augenscheinlichsten Gefahren sich dem Gebrauche der Agende zu widersetzen und von der dadurch herbeigeführten Union loszusagen, den Muth hatten. Stimmen von dieser Seite ließen sich damals, als ich in meiner Heimath die große Gemütherbewegung über die Agendensache antraf, noch nicht vernehmen. Die Abneigung und die feindseligen Bemerkungen wider die neue Agende rührten von den Anhängern derjenigen uralten theologischen Richtung her, deren Hauptaufgabe es ist, das eigenthümlich Christliche auf dem Gebiete des Glaubens zu verdächtigen, aus dem Herzen zu verdrängen und dafür eine nothdürftige, dürre Zusammenstellung einiger willkührlichen, allgemeinen Sätze vom Dasein Gottes, von der Nothwendigkeit der Tugend und vom Lohne der Unsterblichkeit als ein reines, vernünftiges Christenthum auf die Bahn zu bringen. Da ich selber in diese Richtung mannichfach verflochten war, so fanden die Angriffe auf die Agende, welche ich so wenig als die meisten Widerredner näher kennen zu lernen mir die Mühe gab, bei mir eine gute Stätte und ein williges Ohr.

Die Vertreter und Stimmführer jener in Bezug auf das specifisch Christliche so gut wie ungläubigen Richtung witterten, daß die Anwendung der Agende ihren Tendenzen auf eine nicht angenehme Art in die Quere kommen werde. Das Charakteristische der Agende bestand darin, daß sie den Gesang vor der Predigt beschränkte und statt der Lieder eine der katholischen Meßfeier nachgebildete Altarhandlung des Geistlichen einführte, welche in Wechselgesängen zwischen ihm und einem Sängerchore, im Vorlesen des apostolischen Glaubensbekenntnisses, der Epistel, des Evangeliums und dem Aussprechen der allgemeinen Fürbitten bestand. Die Formulare der Gesänge, Gebete, Ermahnungen waren aus den alten Agenden der Reformationszeit entnommen, worin hauptsächlich stark das Dogma von der Erbsünde und der stellvertretenden Genugthuung Christi ausgesprochen ist. Solche Lehren hatte die denkgläubige Theologie für längst beseitigt gehalten. Die Auffrischung derselben kam derselben eben so unerwartet als un-

angenehm und sie fand für den ihr in Aussicht stehenden Terrainverlust keine Entschädigung in der Gleichgültigkeit gegen die Glaubensunterschiede, welche die Annahme der Agende bei Reformirten so gut als bei Lutheranern bedingten und welche ein günstigeres Erdreich für ihr Gedeihen darbot, als die aus übergroßer Glaubensschärfe und Einseitigkeit hervorgegangenen Bezeigungen von Mißtrauen, Verachtung und Haß, womit die Verwandten beider Confessionen gegenseitig nicht geizten*).

Welchen Anschein größerer Indifferenz konnte es nach diesen Manifestationen geben, als das völlige Übergehen der Lehrpunkte über das heilige Abendmahl in der Agende, während die Streitenden die Nachtmahlslehre für den Mittelpunkt aller christlichen Lehre erklärt hatten. Die Herbeiführung dieses Indifferentismus war aber die Hauptbedingung und Hauptgewähr für das Zustandekommen der Union. Denn die Verschiedenheit in der Lehre vom Abendmahl war der Stein des Hauptanstoßes. Diesen Knoten zerhieb man, indem man die Verschiedenheit dadurch bedeutungslos machte, daß man den Geistlichen vorschrieb, bei Ertheilung des Gnadenmittels sich einer aus der heiligen Schrift selbst geschöpften Formel zu bedienen, welche jedem verstattete, dasselbe nach Belieben, sei es im lutherischen, sei es im calvinischen Sinne, sei es abwech-

*) Man darf nur die Titel folgender Bücher lesen, um zu erkennen, welche Veränderung in der gegenseitigen Stimmung zwischen Reformirten und Lutheranern eingetreten sein mußte, wenn es möglich werden konnte, daß beide einerlei Agende annahmen: Augenscheinliche Probe, daß die Calvinisten mit Arrianern und Türken übereinstimmen 1610. — Beweis, daß die Calvinisten 666 Irrthümer mit den Türken gemein haben. — Kurzer Beweis, daß das itzige Vereinigungswesen mit den sogenannten Reformirten oder Calvinisten allen zehn Geboten, allen Artikeln des apostolischen Glaubensbekenntnisses, allen Bitten des Vaterunsers, der Lehre von der heiligen Taufe, den Schlüsseln des Himmelreichs und dem heiligen Abendmahle und also dem ganzen Katechismo schnurstracks entgegenlaufe von Erdmann Neumeister 1721. — Mit Hunderten von Argumenten ward lutherischer Seits der Beweis versucht, daß die Calvinische Lehre weit ärger sei, als die Lehre des Satans. In dem Katechismus eines Predigers Nicolai aus Unna hieß es: Frage: Hältst Du es denn gänzlich dafür, daß die Calvinisten anstatt des lebendigen, wahrhaftigen Gottes den leidigen Teufel ehren und anbeten? Antwort: Das bekenne ich vom Grunde meines Herzens.

selnd in dem einen oder andern zu empfangen. Es konnte daher nicht fehlen, daß den Altgläubigen die neue evangelische aus der Union hervorgegangene Kirche als ein Erzeugniß vernunftdienerigen Forschglaubens erschien, während auf Seiten der Denkgläubigen kein Vorwurf häufiger zu vernehmen war, als daß mit der Agende ein Rückschritt zum Katholicismus gethan werde, indem das ganze Werk eine stark katholische Witterung habe und auch in seiner Form und Anordnung nur eine verstümmelte Messe sei. Dieser Vorwurf enthielt mehr Wahrheit als die Vorbringer desselben es selber ahnen mochten. Ich lege hiebei kein Gewicht auf die Sage, daß zunächst das Anhören der schönen Wechselgesänge zwischen Priester und Chor in der griechischen Hofkirche zu Petersburg (mithin die Meßfeier) für den frommen Herrscher, welcher die Agende zu Stande gebracht, die erste Veranlassung gegeben, der evangelischen Kirche etwas Ähnliches zu wünschen. Dagegen ergiebt sich aus dem Einigungstriebe, der den König beseelte, dem Gefühle der Nothwendigkeit einer Übereinstimmung des Cultus, der neuen Geltung des Gebrauches sinnlicher Hülfsmittel beim Gottesdienste und anderer Veranstaltungen, die Kirche als solche auch äußerlich sichtbar darzustellen, dem unter Widerspruch durchgesetzten Knieen bei den Einsetzungsworten als dem heiligsten Punkte der Abendmahlsfeier, dem Bemühen der Anbetung in der Liturgie ein Übergewicht über die Erbauung durch die Predigt zu geben, daß hier sehr katholische, durchaus unprotestantische Elemente sich regten. So sehr der hochselige König dadurch die Christlichkeit seiner Gesinnung offenbarte, so gründlich zeugte er damit unbewußt für den Katholicismus, mit welchem sein bewußter Glaube gänzlich entzweiet war und sagte sich damit von unerläßlich gehaltenen Hauptstücken los, in welche namentlich die reformirte Kirche, der er durch Geburt und Erziehung angehörte, ihre Unterscheidung von der römischen setzte. Waren ja doch auch die ältern Agenden, welche der neuen zum Grunde gelegt sind, geradezu Überbleibsel des Cultus der alten Kirche, von welcher die Reformation sich losgesagt hatte. Dem Katholiken stellen sie sich freilich gewissermaßen als eine Schaale ohne Kern dar. Da man das Meßopfer als völlig unverträglich mit der Cardinallehre des

Lutherthums aus dessen kirchlicher Feier entfernt*), das sonstige Liturgische der Feier dieser Handlung aber beibehalten hatte**), wovon auch die ganze Feier lange Zeit den Namen Messe behielt (welcher für den Altardienst heute noch in Schweden der gebräuchliche ist, indem dort auch der Gottesdienst, in welchem das h. Abendmahl gefeiert wird, högmessagudtsjenst genannt wird), so war der ganze Altardienst allerdings nur eine ihres wesentlichsten Bestandttheiles entledigte Meßfeier. Für bezeichnend gehalten werden und weiteres Nachdenken erwecken mochte es immerhin, daß man dem öffentlichen Ausspruche: „weil die Form des evangelischen Gottesdienstes das Erbauliche und Feierliche nicht habe, welches zur Erhebung und Ergreifung nöthig sei" zufolge die Herstellung einer ursprünglich rein katholischen Einrichtung für nothwendig erachtete und damit dem katholischen Cultus thatsächlich eine Satisfaction leistete für manche Unbilden, die demselben seit lange her zugefügt waren, weshalb denn auch der Unwille, welcher sich laut machte als Horst in seiner Mysteriosophie oder über die Veredlung des protestantischen Gottesdienstes (Frankfurt 1817) wieder einen, die katholische Messe vertretenden Act eingeführt wissen wollte, weit besser sich kein Wort hätte verstatten sollen. Viel weniger Anzeichen des wieder einbrechenden Katholicismus konnte wohl in den nach Verlesung des Evangeliums vorgeschriebenen Worten: gelobt seist Du, o Christus, gefunden werden, an welchen der Dr. Scheibel so viel Anstoß nahm, weil sie „ihm katholisch klangen," indem sie die Grußformel katholischer Christen sind. Eben so wenig Witterung des Katholicismus konnte mit Recht an der Formel des Glaubensbekenntnisses: ich glaube .... an eine heilige allgemeine christliche Kirche ꝛc. genommen werden, in welcher

*) Artikel 24 der Augsb. Confession: Dieweil nun die Meß nicht ein Opfer ist für andere, Lebendige oder Todte, ihre Sünde hinwegzunehmen, sondern soll eine Communion sein, da der Priester und Andere das Sacrament empfahen für sich, so wird diese Weise bei uns gehalten, daß man an Feiertagen Meß hält und etliche, so das begehren, communicirt.

**) Ibid.: So man nun keine Neuigkeit hierin, die in der Kirche für Alters nicht gewesen, fürgenommen hat, und in den öffentlichen Ceremonien der Messen keine merkliche Änderung geschehen ist.

Einige (welche blos im kleinen Katechismus Luthers bewandert waren, in welchem es nur heißt: ich glaube an eine heilige, christliche Kirche) deutlich ausgesprochen zu sehen vermeinten, daß die Absicht des Staatsoberhauptes dahin gehe, auch endlich die Katholischen mit den Evangelischen in einer Kirche zu verbinden und so eine allgemeine Kirche zu bilden, in welcher es der Oberherr sein wollte. Das verkehrte Mißtrauen dieser Leute hatte ganz übersehen, daß das Wort allgemeine (katholische) bereits im apostolischen Glaubensbekenntnisse gestanden hatte*). Besser begründet erschien der Einwurf, welchen der Denkglauben aus der Sprache der Agende hernehmen konnte, um seinen Hauptangriff damit zu maskiren. „Die Sprache und Diction der Zeit (so ließ er sich vernehmen), aus welcher die der neuen Agende zum Grunde gelegten und theilweis darin wieder aufgenommenen Agenden herrühren, war noch in der Kindheit und nicht nur hart und unfügsam, sondern auch ohne den Rythmus, die Würde und Erhabenheit, welche die jetzige Blüthe der Muttersprache auszeichnet. Es ist daher fehlerhaft, die Gebete und Formulare der alten Agenden des XVI. Jahrhunderts beizubehalten, weil es denselben an Schönheit, Kraft und Erhabenheit fehlt und sie sich meistens nur in einem dürftigen Kreise von Vorstellungen bewegen. Auch hat man nicht einmal alle Sprachfehler der Vorzeit verbessert und z. B. gnädiglich, derselbigen, so (für: welcher) dermaleinst, mildiglich, grundlose (unergründliche) Barmherzigkeit u. s. w. stehen lassen." Die

*) Wie die Vereinigung, welche der König bezweckte, durchaus nur die getrennte lutherische und reformirte Confession befaßte, gehet nun ganz deutlich aus dem Eylertschen Werke hervor. Der hohe Herr beklagte häufig, daß man seinen Sinn ganz verkenne: «So klar und deutlich (sagte er 1835 in einer Unterredung mit Eylert III. 2. S. 206) ich mich auch in allen über die Union ergangenen Erlassen ausgesprochen habe, so werde ich doch oft nicht verstanden, sondern, wenn gleich selten, gemißdeutet, als wenn nichts Gutes im Hinterhalte läge. Manche Reformirte meinen, sie sollten lutherisch und viele Lutherische, sie sollten reformirt werden. Andere reden wohl gar von einer neuen Religion. Das ist aber übel, daß sich die Menschen, und unter ihnen viele Theologen, die doch der heiligen Schrift Doctor heißen und ihr Dr. vor ihrem Namen nicht vergessen, nicht in der heiligen Schrift orientiren, sondern in der Confession.»

Angeber dieses letztern an sich sehr richtigen Einwandes mochten wohl nicht bedacht haben, daß bei Anerkennung desselben es mit der Herrschaft der lutherischen Bibelübersetzung in Kirchen und Schulen ein baldiges Ende werde haben müssen, indem neben den selbst das Dogma verletzenden Übersetzungsfehlern, Sprachmängel der obigen Art fast in jedem Verse angetroffen werden. Feiner war der Einwand: es müsse einen unangenehmen Eindruck machen, daß man in allen Formularen und Gebeten die reichere Anwendung der christlichen Thatsachen und Feste gänzlich vermisse, welche im Laufe von 300 Jahren von verständigen Rechtsgelehrten entwickelt worden. So fehlten in der Abendmahlslehre alle Hinweisungen auf die sittliche Größe Jesu (die Lieblingsvorstellung der Rationalisten), die er namentlich in seinen letzten Stunden, hierin den weisen Sokrates noch weit hinter sich lassend, so wundervoll und erhebend entfaltete. In den Adventsgebeten vermißte man angeblich höchst ungern die Hinweisung auf die prophetische Verkündigung der Ankunft Jesu in die Welt. In der Weihnachtsliturgie nahm eine freimaurerische Richtung einen Anstoß daran, daß es an Andeutungen geschweige denn an nähern Darlegungen fehlte, wie mit Jesu Geburt eine neue Zeit für die Menschheit begonnen, der verderbliche Polytheismus gänzlich gestürzt, der eine Gott, der Vater aller Menschen erkannt und die Menschheit zu einer Familie in gleicher Liebe durch Jesum vereinigt worden. Mit dieser Ansicht vertrug sich auch das Dogma von der Dreieinigkeit nicht, indem sie in der Bibel zwar wohl Vater, Sohn und Geist als die Urheber aller Wohlthaten, der geistlichen und leiblichen genannt, nicht aber die Theorie der Kirche über die drei Personen in dem einigen göttlichen Wesen findet, in welcher sie nichts anders siehet, als einen künstlichen Erklärungsversuch der einfachen christlichen Lehre. Am Osterfeste sollte nach der Meinung einer andern Parthei nicht hervorgehoben sein, daß die Auferweckung Jesu eine feierliche Bestätigung seiner göttlichen Sendung und ein Zeugniß der Wahrheit unseres ganzen christlichen Glaubens sei. Am Pfingstfeste dagegen karge die Agende mit der Hinführung des Bewußtseins auf die Thatsache der Gründung der Kirche, auf die Erweckung der Vorstellung von ihrer Würde und Wohlthätigkeit, so wie der Wirksamkeit des göttlichen Geistes

in der Kirche. Am ärgsten nahm es der Denkglaube der neuen Agende aber übel, daß sie auf den Glauben der Gebildeten und Aufgeklärten so ganz und gar keine Rücksicht nahm, daß sie vielmehr darauf auszugehen schien, statt der in der Gegenwart lebenden Glaubensansichten einen Glauben wieder zurückzurufen, welcher vor mehren Jahrhunderten allerdings einmal herrschend gewesen war, aber nur in dem Bewußtsein von Wenigen noch eine Stätte finden könne. Diese Rücksichtnahme auf die Minderzahl und die wie geflissentliche Vernachlässigung der Glaubensansichten und Glaubensbedürfnisse der entschiedenen Mehrheit der protestantischen Christen wirke, so vernahm man allenthalben, störend in der Gemeinde. Statt anzuziehen, stoße sie die meisten zurück. Mit der Andacht derselben sei es vorbei und an die Stelle derselben müsse sich Zweifel einfinden. Da die meisten Mitglieder der evangelischen Kirche dem Gegensatze der Ansicht, von welcher die Reformation ausging, ergeben sind und das Evangelium der Reformationszeit:

> die Verkündigung der schärfsten Lehre von der Erbsünde, der natürlichen Verdammniß aller Menschen, der stellvertretenden Genugthuung durch den Tod des Gottmenschen und der Theilnahme an dieser Genugthuung durch den Glauben,

in Unkunde des Ausgangspunktes und Herganges der Reformation von sich gewiesen haben, und die Blüthe der Religion (ohne auch dieses zu wissen) auf gut katholische Weise in sittlichen Wandel und Werken suchen, so konnte jenes in der Agende scharf hervorgehobene Element der Reformation, obwohl es den Hauptunterschied von der katholischen Kirche aussprach und den Fundamental-Artikel der protestantischen Lehre bildet: die Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben an die Genugthuung Christi für die Erbsünde, bei den meisten nur einen ärgerlichen Anstoß erregen, da sie in der Bibel die Verdammlichkeit des Menschen bei seiner Geburt und sein gänzliches Unvermögen zum Guten nicht auffinden konnten und diese Ansicht sich ihnen als überbiblisch darstellen mußte, da sie in der Schrift höchstens eine Gnade Gottes gegen den Sünder durch Christum, aber keine stellvertretende Erfüllung des Gesetzes und kein Verdienst Christi, das uns zugerechnet würde, finden zu können meinten. Eine ermüdende Ein-

tönigkeit fand man noch in dem Umstande, daß die absoluten Dogmen von der Erbsünde, dem Unvermögen, der Genugthuung und Rechtfertigung gerade die herrschenden sind und durch Gebete und Formeln sich hindurchziehen. Wenn man nun an eine Agende, sofern es deren durchaus bedürfen sollte, die Anforderung glaubte stellen zu dürfen, daß sie hinsichtlich der Sprache die größtmögliche Würde haben und das Gefühl der Andacht und religiösen Begeisterung erwecken, auch hinsichtlich des dogmatischen Elementes der in der Gemeinde herrschenden Glaubensansichten aussprechen, oder mindestens mit denselben im Einklange sich befinden müsse, so konnte man natürlich die neue Agende dem Bedürfnisse aus obigen Gründen sehr wenig entsprechend finden und war daher im Laienstande mit einem verwerfenden Urtheile gar schnell bei der Hand. Dabei ward auch nebenher das Recht evangelischer Landesherrn, neue Agenden zu machen und einzuführen, vielfach und selbst öffentlich bestritten. Außer den Geistlichen ließen sich wenige Stimmen zu Gunsten der neuen Agende vernehmen. Mein Urtheil war, da ich mit dem Gegenstande selbst völlig unbekannt geblieben, nur ein Absenker der öffentlichen Meinung. Meine gegenwärtigen Absichten über das Liturgische im Gottesdienste, welche ich in den Geständnissen dargelegt, sind weit neuern Datums. Bin ich auch heute mit den oben gegen die Sprache der Agende gemachten Einwendungen vollkommen einverstanden, indem ich dafür halte, daß die Schönheit, deren die menschliche Rede fähig ist, recht eigentlich da angebracht erscheint, wo dieselbe als Mittel des Verkehrs mit der Gottheit erscheint, so bin ich doch weit entfernt, den dogmatischen Ausstellungen der Agendentadler beizutreten, indem die evangelische Kirche, so lange sie die alten Symbole nicht beseitigt hat, für ihren Glauben keine andere Auffassungsweise beim öffentlichen Gottesdienste gestatten darf, als die in den Bekenntnißschriften ausgesprochene, indem sie außerdem sich der Frage aussetzen würde: was sie denn für eine Kirche und wo ihre Berechtigung sei? Am ungerechtesten war unter den angeführten Ausstellungen aber wohl der Vorwurf bewußter katholischer Tendenzen, den man der Agende zumal in einer Zeit machte, wo ein angebliches Schreiben des Regenten, der sie erlassen und eingeführt, im Umlaufe war, das beim Anlasse des

Übertrittes einer nahen Anverwandtin*) zum Katholicismus geschrieben, allen Evangelischen über die Besorgniß: als würden im Allerhöchsten Cabinette katholische Tendenzen verfolgt, die vollkommenste Beruhigung ertheilen mußte**). Diese konnte um so weniger ausbleiben, als man das Schreiben damals für durchaus echt hielt.

Sogleich im Anfange des Schreibens war von dem schmerzlichen Eindrucke die Rede, den die Nachricht vom Übertritte seiner erlauchten Verwandtin auf den hohen Schreibenden gemacht habe. Ferner wurde in diesem Briefe der Entschluß, von der protestantischen Kirche zur katholischen überzutreten, für unglücklich und unselig erklärt und zwar nach der Überzeugung und dem Dafürhalten des erhabenen Briefstellers. Noch stärker als diese Stellen aber war folgende geeignet die Ansicht: daß die Agende katholisiren wolle, niederzuschlagen: Auch mich (ich weiß wirklich

*) Der Herzogin von Cöthen, Julie, Gräfin von Brandenburg, geb. 1793, welche am 24. Oct. 1825 mit ihrem Gemahle, Friedrich Ferdinand (geb. 1769), zu Paris in die Hände des Erzbischofes abschwur. Nach ihrer Heimkehr ward am 13. Januar 1826 folgender Erlaß veröffentlicht: Wir Ferdinand ꝛc. melden allen und jeden Unserer Vasallen, Herren, Obrigkeiten, Ortsvorstehern, Stadt- und Dorfgemeinden und allen Unsern Unterthanen geistlichen und weltlichen Standes Unsern Gruß und thun ihnen kund, daß Wir und Unsere vielgeliebte Gemahlin, Ihre Königl. Hoheit, Julie Herzogin von Anhalt, den 24. October v. J. in den Schooß der katholisch-apostolischen römischen Kirche zurückgetreten sind. Wir fügen die Erklärung hinzu, daß Wir, wie Wir bisher thaten, Unsere protestantischen Unterthanen bei ihren Rechten und Freiheiten erhalten und schützen und nicht aufhören werden, alle Sorgfalt anzuwenden, das Glück und Wohl unseres Landes zu befördern. Wir wollen auch durch dieses Gegenwärtige und Unsere täglichen heißen Bitten Uns und Unsere getreuen Unterthanen der Gnade Gottes, des Führers und Beschützers der Fürsten und Völker, sehr demüthig empfehlen.

**) Doch glaubte der Minister von Altenstein in einem Erlasse vom 4. Juli 1825 ausdrücklich bemerken zu müssen, daß die Agende nicht, wie man fälschlich vorgebe, den Katholicismus befördere, sondern echt evangelisch sei. Nachdem Eylerts Buch erschienen und die mannichfaltigsten Äußerungen des Königs über und wider den Katholicismus veröffentlicht worden, wird wohl niemand mehr der Einführung der Agende, so sehr sie sich mir auch als eine unbewußte katholische Reaction darstellt, katholisirende Tendenzen beimessen.

nicht warum?) hat man in Verdacht, der katholischen Religion geneigt zu sein, da ich doch gerade im Gegentheil der Unzahl ihrer antibiblischen Lehrsätze wegen ihr nicht anders als abhold sein kann und muß. Höchst wahrscheinlich wird man auch jetzt wieder von mir denken, daß ich von der ganzen Sache gewußt und damit einverstanden gewesen*). Eine Hypothese, welche ich noch nirgends habe aufstellen hören, der sich aber mit verschiedenen Gründen eine Art Wahrscheinlichkeit geben lassen würde, ist die: daß die Verbreitung jenes Schreibens, welche zu der Zeit erfolgte, als die Einwürfe gegen die Agende am häufigsten besprochen wurden, mit die Absicht gehabt haben mag, der aus dem Vorwurfe der katholischen Haltung und Färbung, die man in der Agende erblicken wollte, sich entwickelnden Meinung: als sei es auf Katholisirung der evangelischen Glaubensgenossen abgesehen, entgegenzutreten.

Freilich würde bei einer solchen Hypothese die Rücksicht auf fünf Millionen Katholiken, die der vermeintliche hohe Schreiber des Briefes beherrschte, auf eine diesen Confessionsverwandten schmerzliche Weise aus den Augen gesetzt erscheinen. Und dies könnte dieselbe unwahrscheinlich machen. Wirklich glaubten aber auch diejenigen, welche das Schreiben für echt hielten, den Monarchen gegen einen solchen Vorwurf dadurch in Schutz nehmen zu müssen, daß sie behaupteten, weniger eine specifische Abneigung gegen den Katholicismus, als der Umstand, daß der erhabene Schreiber überhaupt an Religionswechseln keinen Gefallen finde, habe jene öffentlichen Äußerungen hervorgerufen. Diese Entschuldiger vergaßen aber das anderweit nicht verhehlte und in den oben beigebrachten Urtheilen klar ausgesprochene persönliche Mißfallen, das der König gegen den Katholicismus empfand**). Auch ward ihnen

*) Vorher war in dem Schreiben auf eine rührende Weise geklagt, über die lange Verheimlichung eines so höchst wichtigen Schrittes gegen den Schreiber, der schon als einer der nächsten Verwandten Vertrauen zu fordern berechtigt war.

**) Katholiken meinten sogar, die ganze Union sei nur ein Stück des Bestrebens den Akatholicismus durch alle mögliche Mittel zu kräftigen. Diese Meinung hat noch neuerlich Wilhelm von Schütz S. 33 seiner Schrift: Weissagung des Bruder Herrmann von Lehnin ausgesprochen

entgegnet, daß die Gemahlin desselben kürzlich zur protestantischen und die Tochter zur griechischen Kirche übergetreten sei. Einen Zweifel an der Echtheit des Briefes konnte man aus dem Umstande schöpfen, daß ein zweites Geschwister des angeblichen Schreibers: der Graf Ingenheim, sich dadurch nicht abhalten ließ, in gleicher Weise, als die Herzogin Julie, zu convertiren.

Diese Übertritte regierender und hoher Personen gaben Veranlassung, sich auch anderer ähnlichen Conversionen, welche im Laufe der Zeit vorgekommen waren, zu erinnern. Die Katholischen konnten hiebei geltend machen, daß aus den evangelischen Confessionen, die in allen Erdtheilen vielleicht nur dem vierten Theile der Bekenner des Katholicismus der Zahl nach gleichkommen und die sich rühmen: die höhere Intelligenz unter den Christen zu repräsentiren, bei weitem zahlreichere Übertritte erlauchter und durch Kunst und Wissenschaft ausgezeichneter Individuen zu der katholischen Kirche stattgefunden hatten, als Übergänge vom Katholicismus zur protestantischen Kirche *). Auffallend ist es allerdings, daß der Centurie dieser Fälle kaum ein Dutzend gegenübergestellt werden können, in denen erlauchte Mitglieder der katholischen Kirche zu den aus der Reformation hervorgegangenen Religionsgesellschaften übergetreten sind und unter diesen finden sich noch dazu mehre, welche von Geburt evangelisch, zur römischkatholischen Kirche übergetreten, nachdem sie in letzterer ihre Erwartungen nicht befriedigt gefunden, von Neuem gewechselt haben. Um den aus dieser Vergleichung für den Werth ihrer Confession sich ergebenden Nachtheil zu vernichten, haben die Protestanten und zwar nicht mit Unrecht gel-

---

und findet sie sogar in der Weissagung des Mönchs ausgedrückt. Ob dieser Schütz mit demjenigen, der den Brief an die Herzogin von Cöthen schrieb, identisch ist, habe ich nicht ermitteln können.

*) Außer den Anhalt-Cöthenschen Herrschaften convertirten im laufenden Jahrhunderte an deutschen fürstlichen Personen: 1817 der regierende Herzog von Sachsen-Gotha — 1822 der Fürst von Schönburg — der Herzog Adolph Friedrich von Meklenburg Schwerin — der Prinz Friedrich August Karl von Hessen-Darmstadt — die Gräfin von Solms-Bayreuth — die frühere Gemahlin des jetzigen Königs Christian VIII. von Dänemark, die Schwester des genannten Adolph Friedrich von Meklenburg-Schwerin.

tend gemacht, daß ein großer Theil der fürstlichen Convertiten, namentlich des 17. und 18. Jahrhunderts, welche aus ihrem Heerlager entwichen, durch weltliche Beweggründe geleitet worden, und daß ihre Conversion, weil es meistens nachgeborene verarmte Fürstensöhne gewesen, fast gar keinen Einfluß auf ihre Völker und Länder gehabt. Geleugnet mag auch nicht werden, daß die Jesuiten durch ihre eifrigen Bemühungen einen namhaften Theil dieser vornehmen Convertiten der alten Kirche wieder zugeführt haben und daß auf eine ansehnliche Anzahl derselben diese Kirche keineswegs stolz sein kann, vielmehr deren Heraustritt aus der evangelischen Confession als eine Säuberung derselben betrachtet werden kann. Man thut aber unrecht, wenn man, wie z. B. noch neuerlich Rommel*), den Verdacht dieser Bewandtniß auf die Mehrzahl oder gar alle Convertiten fallen zu lassen, sich auch nur den Anschein giebt. Vielmehr muß von einer unbefangenen Geschichtschreibung zugestanden werden, daß eine Menge Übertritte Personen höherer Stände von der evangelischen Kirche zur katholischen Kirche unter Verhältnissen erfolgten, welche, weit entfernt, einen solchen Schritt zu begünstigen, denselben gewaltig erschwerten. Namentlich ist es Thatsache und von dem preußischen Consistorialrathe Wenzel (neuere Geschichte der Deutschen, VIII. S. 286) zugestanden, daß damals mehre angesehene Gelehrte in Ländern, wo der Protestantismus nicht nur keiner Bedrückung ausgesetzt war, sondern sogar die Alleinherrschaft behauptete, demselben mit Verlust ihrer Ämter und Familienverbindungen entsagten, wofür sie bei ihren neuen Glaubensgenossen kaum auf Ersatz, geschweige auf Gewinn rechnen konnten. Bei sehr vielen deutschen Fürsten, mit einem frommen, kirchlichen Formen zugeneigten Sinne, ward

*) In dem höchst anziehenden Buche: Leibniz und Landgraf Ernst von Hessen-Rheinpfalz (Frankfurt 1847, zwei Bände), welches ein überaus schätzbarer Beitrag zur Geschichte der Unionsversuche ist und den bei Katholischen wie bei Evangelischen in Mißcredit gerathenen Landgrafen Ernst erst im rechten Lichte erscheinen lässet. Zu tadeln ist an diesem Buche, daß der strengreformirte Standpunkt, den der Verfasser einzunehmen sich befleißigt, dem Werke den Charakter einer Partheilichkeit und Ungerechtigkeit gegen die Katholiken aufdrückt, dessen entkleidet zu sein, eine Zierde dieser verdienstlichen Arbeit gewesen sein würde.

der Umschwung, welcher dem Übergange aus der protestantischen Kirche in die katholische voraufgehen mußte, durch Reisen in katholische Länder, besonders nach Italien gefördert, indem solche Reisen Gelegenheit gaben, die Mitglieder und Einrichtungen der katholischen Kirche in einer, von den Schilderungen im Jugendunterrichte weit abweichenden Gestalt kennen zu lernen. So erging es und so ergehet es noch Tausenden von unbefangenen Reisenden, welche sich die Mühe geben, eine richtige Anschauung von dem zu gewinnen, was ihnen in fremden Ländern unter die Augen tritt. Leider aber sind die meisten Protestanten, auch diejenigen, welche die Theologie zu ihrem Berufe machten, über das Dogma der katholischen Kirche nur sehr mangelhaft, über die Symbolik ihres Cultus aber wohl gar nicht unterrichtet. Es ist hierin noch nicht besser geworden als zu Consistorialrath Planks Zeiten, welcher schon vor einem Menschenalter sagte: daß das System der katholischen Kirche gewiß dasjenige sei, welches man unter seinen protestantischen Glaubensgenossen und in deren Kirche unter allen am wenigsten kenne. So ist ihnen denn Alles, was sie in dieser Kirche sehen und hören, ein hieroglyphisches Räthsel, da es ihnen auf Reisen an Zeit und Gelegenheit eben so sehr, als an Lust gebricht, an der Lösung desselben ernstlich zu arbeiten und sich demgemäß zu unterrichten oder unterrichten zu lassen. Was sie günstigen Falles beim Eintritte selbst in die herrlichsten Cathedralen empfinden, bleibt nur ein dunkeles Gefühl der Größe und Erhabenheit des katholischen Cultus, ohne daß solches in eine wahrhafte Andacht, in ein wirkliches Gefühl der Nähe Gottes an diesen heiligen Stätten übergehet. Die erhabene Schönheit der Architektur und die innere Ausschmückung ziehet sie wohl an, allein für die gleich schöne Erhabenheit der Symbolik bleiben sie blind. Weil sie die bedeutungsvollen Ceremonien des Gottesdienstes nicht verstehen, so erscheinen ihnen dieselben, wie sie ihnen in der Heimath auch wirklich dargestellt worden, theils überflüssig, theils geradezu lächerlich und albern. Wenn man mit vorgefaßter Meinung etwas betrachtet, stellt es sich auch nur gar zu leicht dieser Meinung entsprechend dar. Auch ich*) habe einen großen

*) Ich glaube, daß ein Brief hier gerade am rechten Platze sich mittheilen

Theil der Vorurtheile wider den Katholicismus, die mir anunterrichtet oder eingeredet worden waren, erst im Umgange mit gebil-

läßt, den ich vor 10 Jahren aus München schrieb, und worin ich auf das Verhalten protestantischer Reisender in katholischen Ländern, wie es sich mir damals in einem besondern Falle dargestellt, nähere Rücksicht genommen: «Bei Gelegenheit der Theatiner Kirche (schrieb ich damals) habe ich Dir eine Gegenbemerkung zu den Beobachtungen mitzutheilen, welche unser Freund N. bei seinen Besuchen in katholischen Kirchen gemacht hat, und denen Du ein nur zu geneigtes Ohr geliehen, weil sie ein gutes Gefälle auf Deine antikatholische Mühle hatten. Mit den günstigsten Vorurtheilen, sagst Du, verließ dieser protestantische Geistliche seine Heimath, wo er mit Ausnahme einiger katholischer Individuen, die er flüchtig kennen gelernt, auf praktischem Wege wenig Bekanntschaft mit den Verhältnissen, in welchen Katholiken zu ihrer Kirche stehen, gemacht hatte. Er wünschte, wie es heißt, seine theoretische günstige Meinung in dieser Beziehung durch eigene Wahrnehmung bestätigt zu finden. Auf seiner Reise durch Bayern, Tyrol, die Lombardei, Steiermark, Kärnthen, Österreich, Böhmen suchte er sich in dem gedachten Stücke durch Verkehr mit dem katholischen Volke und fleißigen Kirchenbesuch die gewünschte eigene Ansicht zu verschaffen. Allein außer einigen, von ihm hoch angeschlagenen Rührungen, welche ich wenig achte, weil sie nur Folgen der ergreifenden Wirkung mächtiger Cultusformen sind, durch welche mit dem Vehikel der Kunst das Alltagsraisonnement aus seinem Geleise getrieben wird, fand er im Katholicismus keine Befriedigung. Die Andächtigen erschienen ihm Vollbringer todter Werke in der hergebrachten Form bestimmter Andachten, die Geistlichen würdelose und gedankenleere Religionsmaschinen, welche mechanisch ihre Officien abhaspeln. Unser Freund hat also keine andern Wahrnehmungen gemacht, als seit dreihundert Jahren von allen Gegnern des Katholicismus aufgefaßt sind. Da er Dir als ein vorurtheilsfreier Mann, ein gläubiger Christ, gewissenhafter Seelsorger und aufrichtiger Wahrheitsforscher bekannt ist, schwörst Du auf sein Wort und hältst mir diesen Zeugen wider den von mir vertretenen Katholicismus entgegen. Allein triumphire nicht zu früh. Ich erkläre mich für nichts weniger, als geschlagen. Ich gestehe unserm Freunde alle ihm nachgerühmten edeln Eigenschaften in einem vielleicht noch größern Maaße zu, als Du. Allein von einer, auch in andern Richtungen hervortretenden, einseitigen Befangenheit, welche den Reichthum seines Gemüthes, die sonstige Gediegenheit seines Wissens und die Liebenswürdigkeit seiner ganzen Erscheinung verschleiern und minder unangenehm wirken lassen, sprichst Du selbst ihn nicht frei. Dieselbe drückt sich schon in seiner Maxime aus: nur allein zu reisen, indem er sich durch Anwesenheit eines beständigen Reisegefährten gestört fühlt. Er will

deten Katholiken und durch den Besuch katholischer Länder ablegen lernen, worüber ich seines Ortes noch weitern Aufschluß zu geben gedenke.

---

sich also nicht geniren d. h. zu Deutsch: er will nur nach *seinem* Kopfe leben und seiner Ansicht allein folgen. Dieß gehet so weit, daß er verschmähet hat, meine Freunde in München zu besuchen und die ihm von mir angebotenen Schreiben dahin anzunehmen, welche ihm durch Vermittelung jener Freunde zur Bekanntschaft mit gefeierten hiesigen Celebritäten den Weg anbahnen konnten. Da er als mein Freund bei meinen Freunden willkommen geheißen sein würde, so konnte ihn nicht Bescheidenheit von der Benutzung einer so günstigen Gelegenheit, interessante Bekanntschaften zu machen, abschrecken. Er ging also in der Bequemlichkeit seines eigenen Willens, um nicht zu sagen: Eigenwillens, zu weit, wenn er die dargebotene Gelegenheit, mit namhaften und aufrichtigen Katholiken, deren Umgang ihm über den Katholicismus das Verständniß zu eröffnen, am geeignetsten war, in Berührung zu kommen, ausschlug. Willkürlich zog er ohne allen ersichtlichen Grund den Kreis der Möglichkeit, die gewünschte nähere Bekanntschaft mit dem Wesen des Katholicismus zu machen, in beschränktere Grenzen und verließ sich auf sein gutes Reiseglück in Herbeiführung anderer und zufälliger Gelegenheiten hiezu. Dieß ist um so bedauerlicher, als ein *protestantischer* Geistlicher, wie gewissermaßen schon diese Benennung besagt, in der Pflicht gegen das Katholische zu protestiren die Unbefangenheit und Unpartheilichkeit des Urtheiles verlieren muß, weil man von ihm menschlicher Weise nicht verlangen kann, dem Katholicismus, dessen ehemals versuchte und theilweis gelungene Vernichtung die Möglichkeit seiner eigenen amtlichen Existenz erst herbeiführte, durch Anerkenntniß seiner wesentlichen und wahren Beschaffenheit über seine eigene Confession Vortheile zuzugestehen. Denn wie kann ich erheben, anerkennen und loben, was ich grundsätzlich verneinen und verwerfen muß? Dabei ist nicht ausgeschlossen, daß zufällig Einzelnes Gnade vor ihm finden könne, was ohne Noth von den Protestanten hinweggeworfen ist und dessen Beibehaltung dem kirchlichen Leben förderlich gewesen sein würde. Dieses Einzelne vermag er aber gar nicht richtig zu beurtheilen, weil seine ursprüngliche Dignität und Trefflichkeit nicht aus dem subjectiven und ungefähren Wohlgefallen eines Andersgläubigen herzuleiten, sondern aus dem Katholicismus hervorgewachsen ist und nur aus demselben begriffen werden kann. Wie vermag also derjenige einzelne Erscheinungen des katholischen Lebens in Kirche, Staat, Kunst, Wissenschaft und Gesellschaft richtig zu beurtheilen, der den Grund und die Wurzel, welche jene hervortrieben, vermöge seiner Partheistellung von Amtswegen nicht anerkennen darf, noch kann? Man schmeichelt sich zwar, das Element, welches diesen Erscheinungen, so wie den Einrichtungen

Zu der gemilderten Beurtheilung der Religionsunterschiede, wie sie z. B. in der calixtinischen Schule zu Helmstädt stattfand,

---

der katholischen Kirche zum Leben verhalf, auf dem protestantischen Standpunkte, welcher das in der katholischen Kirche wahr gewesene mit enthalten soll, überwunden zu haben. Allein das sehnsüchtige Zurückblicken auf so manches, ohne Noth verworfene Einzelne, dessen Repristination die stürmischen Vorwärtsler nicht ungestraft dulden, beweiset ziemlich deutlich, welche Bewandtniß es mit jener Überwindung hat, die, consequent fortgesetzt, zum Aufgehen aller Gegensätze im bodenlosen Nichts führen muß. Nimmt man hinzu, daß mit nur wenigen Ausnahmen kein Protestant seine Ansichten über den Katholicismus aus den Quellen selber geschöpft hat; daß er dasjenige, so er davon weiß, nur aus den Büchern anderer Protestanten kennt, die es übertreibend wieder aus andern protestantischen Schriften genommen, so ergiebt sich schon von selbst, daß auch der am unbefangensten urtheilende Protestant von unrichtigen Vorurtheilen umschlungen ist und die ihm dargebotenen Mittel, sich aus denselben ein wenig herauszuschälen, besser benutzen sollte, als es unsern N. hat belieben wollen. Man führt also das ganze Patrimonium alter überkommener, eingewurzelter, confessioneller Vorurtheile, welche, da sie überall nur ihre Bestätigung suchen, dieselbe auch zu finden wissen, auf dem Wege durch katholische Länder als Reisegepäck bei sich und hat gar keinen so sehr dringenden Grund, sich über das Pflastertretergeschlecht der gewöhnlichen kosmopolitischen Touristen zu erheben, bei welchen das weltbürgerliche Aushängeschild gerade die Bedeutung hat, als die pariser und londoner Etikette in dem vom Filzarbeiter einer kleinen deutschen Provinzialstadt gefertigten Hute, mit welchem Dein reisender Ohm jetzt sein ehrwürdiges Haupt bedeckt. Bei der Kürze der Zeit, womit die nur Natur- und Kunstgenüsse suchenden Reisenden die Fremde durcheilen, gewinnen sie oft nur den flüchtigsten Anblick der äußerlichen Oberfläche. Ohne inneres Verständniß, zu dem sie aus der Heimath keine Grundlagen mit brachten, zeichnen sie, so gut sie's eben vermögen, die zufällig an ihr Ohr klingenden Töne und die Ereignisse, welche das eilende Ungefähr ihrem Auge vorführt, in ihren Reisebüchern und der Tafel ihres Gedächtnisses auf. Mit der Brille heimathlicher Confession, mit dem aus der bisherigen umgebenden Gewöhnlichkeit entlehnten Maßstabe mißt und richtet man die Fremde und bringt Klima, Stammcharakter und historische Entwickelung, welche derselben eine ganz andere Färbung und Gestalt gegeben, als wir bis dahin kennen lernten, oft nicht in Anschlag, weil die Anwesenheit zu kurz dauert, um diese Erwägungen gründlich anzustellen. Diese ist denn auch das Hinderniß, welches die Bekanntschaft mit dem gemeinen Manne erschwert. Derselbe ist gegen Fremde nicht offen und man hat Mühe, sein Vertrauen zu gewinnen. Diejenigen

haben wir es mit wenigen Ausnahmen, zu denen ich vornämlich den ehrwürdigen Ferdinand Delbrück rechne, lange noch nicht wie-

---

Leute aus dem Volke, welche dem Reisenden gegenüber die Wortführer und jenen die mit offenen Ohren entgegen genommenen Eröffnungen machen, z. B. von der Schandbarkeit der Geistlichen ein Weites und Breites zu sagen wissen, sind keineswegs die Stimme des Volkes, wie man denn überhaupt durch die Schreihälse am wenigsten die Wahrheit erfährt. Blicke in Deine eigene Umgebung. Du lebst seit Jahren in einer großen Dorfgemeinde, welche Dir durch die Stellung Deines Vaters in derselben und aus eigener längerer Beobachtung genau bekannt ist. Die Angehörigen dieser Gemeinde, welche sich in den Wirthshäusern und auf den Landstraßen umhertreiben (und andere lernt ein flüchtig Reisender selten kennen) sind Dir auch bekannt; Du weist aber, wie weit sie davon entfernt sind, den Typus Eurer Einwohnerschaft darzustellen. Der Reisende aber bildet sich solchen nach diesen Leuten. Wirst Du nun seiner Schilderung die Eigenschaft der Wahrheit einräumen, namentlich wenn er nach jenen Leuten den Standpunkt des religiösen und sittlichen Lebens in Eurer Gemeinde bemisset? Hiernach prüfe nun einmal die Richtigkeit und Gerechtigkeit der Beurtheilung, welcher unser Freund so manche katholische Erscheinung unterworfen hat. Er hat z. B. von der Würdelosigkeit des Anstandes der italienischen Priester gesprochen. Allein was ist würdevoller Anstand? Ein relativer, durch Nationalität und Herkommen bestimmter Begriff! Der bewegliche Italiener, in dessen Munde Fluch und Segen freundnachbarlich neben einander wohnt, der in einer Minute Thränen vergießt und sich vor Lachen das Zwergfell fast zersprengt, der Andacht und Frivolität geläufig wechseln kann, muß wohl einen ganz andern Begriff vom geistlichen Anstande haben, als der ernste, langsame, bedächtige Deutsche, welchem gegenüber ein italienischer Prediger leicht wie ein Capriolenschneider sich ausnimmt, wie ich in Sant' Ambrosio zu Mailand selbst einst erfahren. Eine Menge Kleinigkeiten, welche nach unsern Sitten und unserm Anstande nicht schicklich sind und am allerwenigsten in das Pastoral-Decorum passen, fallen dem Italiener an seinem Geistlichen durchaus nicht auf, weil dieselben in seinen Augen ganz indifferent sind, während sie dem über die Alpen herabgestiegenen deutschen Protestanten ein Greuel dünken, der seine in der Heimath eingesogene Ansicht zum Maaßstabe nimmt. Noch kömmt aber in Betracht, daß bei der Bedeutung des Priesterstandes im Katholicismus, wo der Einzelne nur als Gefäß, als Träger erscheint und nie im eigenen Willen handelt, sondern nur Aufträge von höherer Hand vollziehet, die Subjectivität des Priesters weit weniger in Betracht kommt und deshalb der priesterliche Anstand als Ausdruck und Sphäre einer subjectiven Persönlichkeit geringen Werth hat. In einem ähnlichen Lichte sind die gottes-

der gebracht. Selbst berühmte Philosophen, welche die Abneigung der Christen gegen die jüdische Nation ein sträfliches Vorurtheil

---

dienstlichen Verrichtungen der Laien zu betrachten. Dem äußern Blicke des mit dem Begriffe todter Werkheiligkeit von Jugend an aufgefütterten Protestanten muß das Abbeten eines Rosenkranzes, das Sprechen anderer gewohnten Gebete, das Bezeichnen mit dem Kreuze sich unter einem ganz andern Gesichtspunkte darstellen, als denen, die damit täglich verkehren. Und doch liegt die Analogie, womit er sich die vermeinte Widrigkeit solchen Anblickes hinweg reflectiren kann, sehr nahe. Das Gebet in den Häusern und Kirchen der Protestanten, das Hersagen des Vaterunsers bei bestimmten, wiederholten Anlässen, das Amen, das Kyrie und andere unter den Protestanten noch gangbare fromme Übungen sind wohl geeignet in der Art, wie dieselben getrieben werden, einen darin Fremden dieselbe Meinung beizubringen, welche unser N. über die vermeintliche Andachts- und Gesinnungslosigkeit, womit die Formen des katholischen Cultus celebrirt werden, sich gebildet hat. Und doch ist gerade er der Letzte, welcher jene frommen Übungen bei uns abschaffen würde, weil sie bei allem Mißbrauche doch ihr weit überwiegendes Gute haben. Es mögen Manche sich zu Zeiten dabei nichts denken und zerstreuet diese Übungen mitmachen. Sollten deshalb die vielen Andern, welche sich daran, wenn auch nur zu Zeiten erbauen, genöthigt werden, den frommen Brauch ganz aufzugeben? Würde Dein Vater beim Durchführen dieses Grundsatzes nicht genöthigt sein, die erhebende Sitte des Tischgebetes aufzugeben und sich und andern Andächtigen die kurze Erbauung zu versagen, weil irgend eine unandächtige Tischgenossin sich meist eben nichts während des Gebetes der Übrigen denkt? Dergleichen Erwägungen sollten uns zu gelindern Urtheilen über das angebliche todte Abhaspeln leerer Formen im Katholicismus hinführen. Obgleich jeder katholische Katechismus das Gegentheil lehrt, beharren die Gegner der katholischen Kirche, z. B. unser Freund N., die sie nicht kennen, noch kennen wollen, bei dem alten verjährten und erfundenen Vorwurfe, die katholische Kirche gehe mit Werken um, schreibe gewisse Übungen und Handlungen vor und lehre, daß durch Vollbringung derselben die ewige Seligkeit verdient werde, blos weil ihnen beim Hindurcheilen durch eine katholische Kirche eine gewisse mechanische Andacht unangenehm aufgefallen ist. Wenn einzelne Individuen diese frommen Handlungen an sich, ohne Rücksicht auf die Gesinnung, der sie nur zum Ausdrucke verhelfen sollen, für werthvoll und gottgefällig halten, so verstoßen sie damit geradezu gegen die Lehren ihrer Kirche. Es ist daher mehr als thöricht, es der katholischen Kirche als solcher aufzubürden und zum Vorwurfe zu machen, wenn sich einzelne ihrer Angehörigen in todte und äußerliche Werkheiligkeit verirren . . . . Unsern Freund N. möchte ich aber an seine eigenen Pfarrkinder verweisen,

nennen, welche die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen über eine im neunzehnten Jahrhundert unerhörte Unduldsamkeit, wenn

denen ein Kirchenbesuch, eine Communion, das Abwarten einer Betstunde u. s. w. weit wichtiger und eine höhere Frömmigkeit erscheinen als das Bezwingen des eigenen Willens und die Bezähmung ihrer Lüste um Gottes Willen. Was kann ich dafür, daß ein Rosenkranzgebet und andere Andachtswerke der Katholiken mehr in die Augen fallen, als das eben so werkheilige stille Dasitzen seiner lieben Beichtkinder zu seinen Füßen, welche sich sehr häufig beim anscheinenden Anhören seiner trefflichen Reden mit sehr weltlichen Gedanken umherschlagen, die aber nur nicht so scharf hervortreten, als die Abwesenheit der Andacht bei einem mehr äußerlichen Werke, wie die katholische Kirche vorschreibt. Und wenn die Ceremonien des Cultus noch so sehr vereinfacht würden, wird niemals zu verhüten sein, daß auch nach jener Reinigung dieselben noch mechanisch und ohne Andacht getrieben werden können. Wenn unserm Freunde diese todte Werkandacht auffallend häufig beim Besuche katholischer Kirchen im unvortheilhaften Gegensatze gegen das, was er in protestantischen Kirchen bemerkte, vorgekommen, so hat er ganz vergessen, daß die unter den Protestanten herrschende Unkirchlichkeit so entsetzlich viele Menschen von der Kirche entfernt hält, deren Andacht er gar nicht siehet und rücksichtlich deren er sehr erfreuet sein würde, wenn er sie nur erst das mechanische Werk des Gehens zur Kirche betreiben sähe. Übrigens ist auch die mannichfache, namentlich von neugierigen protestantischen Reisenden in katholischen Kirchen unterhaltene Störung der Andacht bei vielen Frommen gar nicht eine solche; sondern wie Geschäftsleute sich im größten Lärmen zu denken und geistige Arbeiten zu verrichten gewöhnen, so kann man es auch in der Andacht dahin bringen, daß ein Ab- oder Zugehen Anderer neben uns mit der Zeit nicht weiter stört. Das ab und zu erfolgende Hinsehen nach den Fremden, das diese doch selbst durch ihre Unbescheidenheit hervorrufen, oder die hin und wieder sichtbar werdende Aufmerksamkeit Andächtiger in katholischen Kirchen auf Allotria ist kein Beweis gegen das Vorhandensein frommer Erhebung überhaupt und kommt ja auch in unsern wenig besuchten protestantischen Kirchen eben so oft vor, wenn wir unpartheiische Beobachter sind und nicht, wie bei den Urtheilen der Evangelischen über Katholiken so oft geschiehet, den Splitter in des Bruders Auge besser wahrnehmen als den Balken in unserm eigenen. Übrigens muß man auch die scheinbaren Störungen, welche der katholische Gottesdienst in größern Städten erfährt, keineswegs auf alle katholischen Kirchen verallgemeinen. Hätten die hiernach so abgünstig urtheilenden Reisenden auch in kleinen Städten oder auf dem Lande fleißig die Kirchen der Katholiken besucht, so würden sie schon eine andere Meinung über diesen Gegenstand heimbringen. Die an der

ein ehrlicher Christenmensch, welcher kein Talent und keinen Beruf fühlt, ein Judenbekehrer zu werden, sich von dem Volke fern hält, das Gott ans Kreuz geschlagen und sich selber einen immerfort in Erfüllung gehenden Fluch auferlegt hat, gerathen in Feuer und Flammen, wenn ein Protestant katholisches Wesen vertheidigt oder gar ein Protestant zum Glauben der alten Kirche zurückkehrt. Man denke über den Aufruhr, den Stolbergs Rücktritt in den humanitären und philanthropischen Zeiten, wo er erfolgte, in allen guten Köpfen erregte! Daß ein Mann von Gleims beschränktem Verstande und kurzsichtigem Urtheile den katholisch gewordenen Grafen aus Anlaß seines Confessionswechsels einen gefallenen Sünder, einen Mann nennt, der seinen bisherigen Gott verlassen, daß dieser Gleim, welcher Secretair an einem Domstifte war, das auch katholische Mitglieder zählte, sich nicht entblödet, in einem Briefe über Stolberg zu schreiben:

> Der Renegat war schon zweimal bei uns, war schon Renegat, ließ sich aber nichts merken. Die Söhne sahen wie Katholiken aus. Wir müssen den Arbeiten der Unvernunft steuern *). Gestern las ich Jakobi's Briefe an Sophie Stolberg und an den Gefallenen. Der Wahnsinnige droht mit Kaisern und Königen. Wir müssen uns öffentlich gegen den Apostaten erklären.

kann man dem Unverstande der Zeit zu Gute halten, in welchem der Halberstädter Poet so tief steckte, als irgend einer seiner auf-

---

großen Heerstraße liegenden bedeutenden Städte können überall nicht zum Maaßstabe der Beurtheilung einer ganzen Nation genommen werden.

*) Das that Gleim seines Theiles bekanntlich in dem Halladat oder dem rothen Buche, in welchem er, nachdem er für seine Person das orthodoxe Christenthum als ein abergläubisches Moment längst überwunden, in reimlosen Jamben die Religion seiner Vernunft und seines Herzens in einer dem Koran nachäffenden Manier vortrug. Dies Buch ist eine unbekannte literarische Scharteke geworden, während z. B. Stolberg's Büchlein von der Liebe immer wieder neu gedruckt wird und Katholischen wie Protestanten zu hoher Erbauung gereicht, weil sein Inhalt lebendiges Christenthum ist. Die positive Christenlehre aber hat einen bessern und reichlichern Grund in den Herzen der Einsichtsvollern gefunden und Gleims Bemühungen, den Arbeiten dieser Art Unvernunft zu steuern, sind wirkungslos geblieben wie ein Schlag in's Wasser.

geklärten Zeitgenossen. Eine weit traurigere und tiefer betrübende Erscheinung aber ist es, wenn ein Mann wie Friedrich Heinrich Jakobi, den die deutsche Nation unter ihre edelsten Geister zählt, der Stolberg's wahrer Freund zu sein, bis zu dessen Religionswechsel nie hatte zweifeln lassen, öffentlich eine solche Entrüstung über diesen Schritt aussprach, daß man wenigstens bei ihm am Vorhandensein des sprichwörtlich gewordenen Erzeugnisses der Philosophie: des Gleichmuthes, verzweifeln mußte. Die Briefe, welche er im Anfange des Monat August 1800 an Stolberg und dessen Gattin und an einen Grafen Holmers richtete, athmen den bittersten, unverzeihlichsten Unwillen. „Ich kann es, so schreibt er, unmöglich für eine redliche That halten, wenn ein Evangelischer Papist wird. Von dem ganzen Papismus stehet kein Wort in der Bibel. Um dieses einzusehen, bedarf es nur Augen und eines gemeinen menschlichen unverrückten Verstandes. Wer also papistisch und römischkatholisch wird, der geht aus der Bibel heraus zu etwas Anderm und dieses Andre ist bei meinem unglücklichen Stolberg der Tyrannen-Scepter, der jeden Kopf, der nicht wie der unsere denkt, zerschmettern soll. Er glaubt, der Geist des Menschen müsse wieder in Knechtschaft kommen und der Buchstabe als Buchstabe ihm überall das Gesetz geben. — Nein, es ist kein unschuldiger Wahnsinn, der Euch befallen hat; ein Gemisch von Leidenschaften, die Ihr wohlgefällig in Euerm Herzen hegtet und pflegtet, hat Euch allein die Verrückung möglich gemacht, in der Ihr Euch in diesem Augenblicke so wohl befindet. Ich aber höre das Hohngelächter der Hölle über eine fromme That. Bald wird es allgemein vernehmbar schallen *) und Ihr werdet Eure eigenen Ohren nicht davor verstopfen können. Ein schreckliches, allen Euren Zwecken entgegenwirkendes Beispiel zur Warnung habt Ihr Verblendete gegeben. Menschenvernunft müßte aufhören Menschenvernunft, Menschenherz müßte aufhören Menschenherz zu sein, wenn es anders sein könnte. Was die römischkatholische Religion

*) Der große Philosoph war wenigstens kein großer Prophet. Was würde derselbe zu den seit Stolberg's Schritte so häufig gewordenen Conversionen, was zu den schaarenweisen Übertritten der edelsten Geister Englands in das katholische Heerlager sagen?

zu einer besondern Religion macht, ist rein ungöttliches Wesen; denn sie rottet als solche das Gewissen aus, unterwirft Unheiligen alles Heilige, macht den lebendigen Gott zum Lehnsträger ihrer lächerlichen Götzen, will den engen Wahn ihrer Priesterschaft erhoben wissen über seine unendliche Wahrheit. Darum, wie ich Gott und seine Wahrheit liebe, so hasse ich das Papstthum ꝛc."

Noch sind folgende Stellen aus den am 2. und 5. August 1800 geschriebenen Briefen zu bemerken: „Es ist eine grobe und die schändlichste unter allen Lügen, daß es nur eine sichtbare Kirche gebe und keine unsichtbare, weil die sichtbare die einzige und wahre sei und außer ihr kein Heil. Diese tief ungöttliche, diese wahrhaft überschwengliche, atheistische Lehre ist die eigenthümliche, auszeichnende Lehre der römischkatholischen Kirche. Göttlich katholisch ist die entgegengesetzte, die nach dem seligen Hamann sich nicht scheuet zu sagen, daß alle förmliche Religion als solche nur Laiendienst sei. Stolbergs Gegenwart würde mich tödten. In andern Armen will ich über ihn weinen, den so tief Gefallenen ꝛc."

„Gott! Ein solcher Mann, Stolberg mit einem Rosenkranze und einer Kerze in der Hand, sich mit Weihwasser besprengend, irgend einem Pfaffen die Schleppe tragend, ein: „gegrüßet seist du heilige Maria, Mutter Gottes, bitt' für uns" mitplappernd, wer weiß wohl gar einmal in einer Procession baarfuß das Kreuz schleppend, als Büßer — alle diese Mummereien, Alfanzereien, Heiligenfaxen und Teufelskram zu diesem Manne und um denselben! Es zerreißt mir das Herz! Dies nicht und noch ein Anderes nicht. Ich sahe ein Gemälde: Salomo, von Weibern geschleppt und niedergezogen auf die Knie vor einem Bilde, schwang andächtig das Rauchfaß. — Wir sehen uns wieder!" — „Ein Fanatismus, wodurch Jemand aus dem evangelischen Glauben in den papistischen, aus der Religion in den Bilder- und Ceremoniendienst zurückgetrieben würde, ist mir von jeher als der ärgste, welcher sich denken ließe, erschienen und es drohet mir selber mit Verstandesverrückung, so etwas Ungeheures an einem Manne wie Stolberg zu erleben! Es läßt sich diese Erscheinung eines Unmöglichen durchaus nicht anders erklären, als aus der Verzweiflung, das Christenthum gegen die Angriffe einer durch Nachdenken und Ge-

schichtsforschung erweiterten Vernunft zu retten. Einer solchen Untersuchung nicht Gewachsene sollen ihr entfliehen!" — —

Litt es auch Jakobi's Edelmuth nicht, die Veröffentlichung dieser Briefe ungesühnt zu lassen und erklärte er auch späterhin, daß er diese Briefe in der Hitze geschrieben, gab er auch hinterher in der Entrüstung über deren Veröffentlichung*) dem gekränkten Freunde vor dem deutschen Volke eine Ehrenerklärung, so darf doch dieser Widerruf nur auf die Persönlichkeiten, nicht aber auf die Ansicht vom Katholicismus, nicht auf die Sache selber bezogen werden. Denn er erklärte zwei Jahre nachdem er die Briefe geschrieben in der unten genannten Zeitschrift bei derselben Gelegenheit: „Mir ist es Religion, dem römischkatholischen Kirchenglauben ganz so widerwärtig zu sein, wie ich mich ihm widerwärtig erklärt habe und es muß mir daher ein unvertilgbares Ärgerniß an meinem Freunde bleiben, daß er eben diesem Kirchenglauben, dem mir irreligiösen materialistischen Dogmatismus, Mechanismus und Despotismus in dem entgegengesetzten Maaße hold und gewärtig ist." —

Denselben Jakobi, welcher wiederholt auf diese Weise öffentlich seinen Ingrimm gegen die katholische Kirche an den Tag gelegt, berief die Regierung des am strengsten katholischen deutschen Staates im Jahre 1804 zum Präsidenten ihrer Akademie der Wissenschaften nach München und gab ihm hierdurch auf praktischem Wege das Beispiel einer Toleranz, von welcher er selbst weit entfernt war und das ihn tief beschämen mußte. Die Folge, welche Jakobi diesem Rufe gab, führte ihn mitten in das widerwärtige Ungemach des eifrigsten Katholicismus hinein. Man fühlt sich zu der Frage versucht, wie Jakobi dies hat über das Herz bringen können? Doch hat er, wie es scheint, in München den Katholicismus noch anders beurtheilen lernen. Denn zu verschweigen ist es nicht, wie er an seinen Sohn geschrieben: „In die Klage über die Fallibilität des Philosophirens stimme ich leider von ganzem Herzen ein, weiß aber keinen andern Rath, als nur immer eifriger fortzuphilosophiren. Dies — oder katholisch werden; — es giebt kein Drittes."

Noch unglimpflicher als Jakobi verfuhr mit dem „Renegaten"

*) Wieland's Neuer deutscher Mercur 1802 Novemberheft.

ein anderer seiner ältesten Freunde, der Dichter der nun bald verschollenen Luise. Über den gewaltigen Zeitereignissen, welche in den ersten anderthalb Decennien des laufenden Jahrhunderts fast jeder Tag brachte, hatte man Stolbergs Rücktritt, wo nicht vergessen, doch aber aus den Augen verloren. Nachdem man bei den Gebeinen Luthers in Wittenberg den dreihundertsten Jahrestag der Reformation gefeiert und die Pflege des alten Religionshaders gründlichst erneuert hatte, fuhr aber unversehens der Geist des Reformators in den alten Voß und begeisterte ihn zu einem Buche, worin er die lange zurückgehaltene Galle, welche die Abtrünnigkeit des ehemaligen Jugendfreundes in ihm angehäuft, reichlich ergoß. Schon der Titel: Wie wurde Fritz Stolberg ein Unfreier? sprach einen herausfordernden Hohn wider die katholische Kirche aus. Unbefangene urtheilten, daß der alte Voß seinen schon im Untergange begriffenen Ruhm auf eine vollkommen unnöthige Weise verunreinigt habe, da er im Verrath und Verleugnung der alten Jugendfreundschaft über den Werth einander entgegengesetzter Glaubensmeinungen und gottesdienstlicher Formen einen Streit aufwärmte, zu dessen siegreicher Durchführung ihm das Zeug nur zu sehr fehlte, seitdem die Grobheit des XVI. Jahrhunderts als eine Waffe in diesem Kampfe nicht mehr anerkannt wird. Überlieferte, vom Partheigeiste erzeugte Vorstellungen, von deren längst erfolgter Widerlegung und Erlogenheit böswillige oder einfältige Unwissenheit keine Kenntniß genommen, waren die Elemente, mit denen Voß den alten Zwist erneuerte. Außer Stande, das ideale Bild der Kirche, welche vor Stolbergs Seele stand, zu ahnen, focht er gegen einen alten Popanz, den Stolberg ihm willig Preis geben konnte, da er keiner Wirklichkeit, am wenigsten derjenigen entsprach, die den katholisch gewordenen Grafen seit seinem Confessionswechsel beglückte.

Auch unsere dem Christenthume ziemlich fernstehenden Dichterheroen Göthe und Schiller glaubten der Öffentlichkeit ihren Grimm über Stolberg's Schritt nicht vorenthalten zu dürfen. In der Vorrede zu seiner Übersetzung des Plato hatte Stolberg Christum gepriesen. Darüber äußerte Schiller in einem Briefe an Göthe 1797: „Die Stolbergische Vorrede ist wieder etwas Horribeles. So eine vornehme Seichtigkeit, eine anmaßungsvolle Impotenz,

und die gesuchte, offenbar nur versuchte Frömmelei — auch in einer Vorrede zu Plato Jesum Christum zu loben." Schiller machte auch das Xenion:

Dialogen aus dem Griechischen.
Zur Erbauung andächtiger Seelen hat Fr..... St.....,
Graf und Poet und Christ, diese Gespräche verdeutscht.

Ein anderes Dystichon ist überschrieben: „Der Commissarius des jüngsten Gerichtes," und bezieht sich auf eine Stelle in Stolberg's: Reise durch Deutschland. Es lautet:

Nach Catalonien reist' er, das Arsenal zu besehen,
Wo man die Artillerie gießt zu dem jüngsten Gericht.

Den Angriff Stolberg's auf die heidnische Gesinnung in den „Göttern Griechenland's" konnte Schiller nicht verwinden und dichtete folgendes Xenion: „Der moderne Halbgott."

Christlicher Herkules, Du erstickteſt so gerne die Riesen,
Aber die heidnische Brut steht Herkuliscus noch fest.

Schiller hatte eine scharfe Entgegnung auf Stolberg's Angriff gegen die Götter Griechenland's im Werke. Er unterließ sie jedoch obwohl Wieland ihn ermunterte „den platten Grafen Leopold für seine selbst eines Dorfpfarrers im Lande Hadeln unwürdigen Querelen ein wenig heimzuschicken." Wieland hatte, wie er in einem Briefe an Schiller sagt: „gehofft, der Graf werde sich doch wenigstens seines Herrgottes in einer Ode annehmen."

Göthe in seiner vornehmen Manier sagt von Stolberg's Conversion: „Auch überraschte mich dieses Ereigniß keineswegs, ich hielt ihn längst für katholisch, und er war es ja der Gesinnung, dem Gange, der Umgebung nach, und so konnt' ich mit Ruhe dem Tumulte zusehen, der aus einer spätern Manifestation geheimer Mißverständnisse zuletzt entspringen mußte.

Anständiger, als Voß, äußerten sich auch Jean Paul und Herder, obwohl vielleicht Vossens ehrliche Entrüstung minder verletzt, als Herders vornehme Bemerkung, der es „nicht nur für intolerant und unanständig, sondern auch äußerst unedel hielt, über Stolbergs Gemüthskrankheit zu spotten." Jean Paul äußerte sich milder: „Stolbergs Übertritt kann doch nur als Irrthum erscheinen, nicht als Sünde." — Erfreulich ist es zu sehen, wie sich der edle Lavater bei der Beurtheilung von Stolbergs

Schritte von jenen Anhängern des „echten Protestantismus" ausschloß*), welche nur für sich selber unbeschränkteste Gewissens- und Verstandesfreiheit in Anspruch nahmen, dieselbe aber Andern nicht zugestehen wollten. „Mich freuet's, schrieb er an Stolberg, wenn Du bei diesem wichtigen Schritte an Ruhe Deiner Seele, an Lust und Kraft zum evangelischen Leben, an Leichtigkeit, das höchste Gut zu genießen, an Ähnlichkeit des Sinnes Christi gewinnst oder gewinnen wirst. Ich bin so kleinsinnig nicht, irgend ein Mittel zu verachten, wodurch ein Individuum, das andre Bedürfnisse hat, als ich, besser, reiner, gottgefälliger zu werden glaubt. Gehe jeder den Weg, den ihn sein Gott und sein redliches Herz führen. Ich sage mehr noch: werde die Ehre der katholischen Kirche! Übe Tugenden aus, welche den Katholischen unmöglich sein werden! Thue Thaten, welche beweisen, daß Deine Änderung einen großen Zweck hatte und daß Du den Zweck nicht verfehlst. Werde ein Heiliger, ein Borromäus! Ihr habt Heilige, ich leugne es nicht. Wir haben keine, wenigstens keine, wie ihr habt. — Ich verehre die katholische Kirche als ein altes, reichlich beschnörkeltes, majestätisches, gothisches Gebäude, das uralte theure Urkunden aufbewahrt. Der Sturz dieses Gebäudes würde der Sturz alles Christenthums sein. Ich verehre, liebe, bewundre viele einzelne Katholiken, die ich kenne und unter meine Freunde zählen darf. Aber alle Bemühungen, mich zur katholischen Kirche übergehen zu machen, waren vergeblich und werden immer vergeblich sein, weil ich für meine Person durchaus nicht von Formen abhänge, sondern die Religion als eine Richtung des Herzens zu Gott in Christo und als ein inneres Streben nach Ähnlichkeit mit ihm ansehe; weil ich keines Sterblichen Sklave, wohl aber ein eigenwillenloser Knecht Christi werden möchte, weil ich keine Tugend, Vollkommenheit, Seligkeit in der katholischen Kirche denken kann, die der redliche Christ außer derselben nicht wenigstens eben so leicht, wo nicht leichter erreichen kann. Ich respectire eines jeden redlich denkenden Menschen Überzeugung, wie meine eigene.

*) Dafür und für so manche andre seiner besten Äußerungen mußte Lavater erleben, daß man ihn des Kryptokatholicismus anschuldigte. Karl Ludwig von Haller suchte ihn gegen diese Anklage öffentlich zu rechtfertigen.

Des Menschen Überzeugung ist sein Gott. Daß Überzeugung und nichts als Überzeugung Dich zu einem Schritte leitet, den Du gewiß nicht ohne große Verleugnung thatest, daran habe ich gewiß nicht den geringsten Zweifel. Aber ich werde diesen Schritt, wie sehr es auch viele der denkendsten und verehrungswürdigsten Katholiken, die ich als Freunde innig liebe, aus den liebevollsten Absichten wünschen mögen, gewiß nie thun. Ich werde nie katholisch, Aufopferer meiner Denk- und Gewissensfreiheit d. i. entsagend allen unveräußerlichen Menschenrechten werden. Ich werde, so lange ich hienieden walle (meine Wallfahrt scheint dem Ziele nahe zu sein) nie katholisch werden, d. i. kein Mensch und kein Engel wird mich je bereden können, eine Kirche als unfehlbar zu verehren und zu einer barmherzigen Mutter zu machen, die (quia abhorret a sanguine) aus Blutscheu ihre irrend erklärten Kinder lebendig verbrennt*). — Eine intolerante Kirche kann mir nie nachahmungswürdige Schülerin dessen sein, der über die boshaftesten Verwerfer des Besten die liebenswürdigsten Thränen vergoß."

Solchen Glimpf der Beurtheilung haben die neuern Convertiten nicht zu gewärtigen, obwohl die Wiener Congreß Acte bei der Garantie vollkommener Gewissens- und Religionsfreiheit in Deutschland ausdrücklich bestimmt, daß der Übertritt von einer Confession zur andern keiner Rüge, keinen Vorwürfen unterworfen sein dürfen und obwohl die Stürme von 1848 einen officiellen Indifferentismus gegen Religionsmeinungen in die deutschen Gauen hineingewehet haben. Von allen Seiten erheben sich wider die Convertiten Zeloten, welche unfähig, den Geist des Katholicismus zu würdigen, mit Härte und Hohn einen solchen Confessionswechsel

*) Mit gleichem Rechte, sagt Menzel (neuere Geschichte der Deutschen, XII. Band, 2. Abthl., S. 376), wie Lavater das Verbrennen der Ketzer dem Geiste der katholischen Kirche zugeschrieben hatte, konnten auch die Thatsachen, daß Servet in Genf wegen Glaubensmeinungen verbrannt, Gentilis in Bern, Sylvan in Heidelberg, Funk nebst zwei Amtsgenossen in Königsberg, Crell in Dresden enthauptet worden, und was sonst den Anhängern Melanchthons und den Kryptocalvinisten in Sachsen widerfahren war, dem Geiste der reformirten und lutherischen Kirche zugeschrieben werden. Stolberg verschmähete, diese wohlberechtigte Gegenwehr zu ergreifen.

verfolgen und über Verdunkelung des wahren Lichtes, über Jesuitismus und Aberglauben ein Zetergeschrei erheben und für die allerschlimmste Versündigung eines Menschen eine mildere Beurtheilung haben, als für das unentschuldbare Verbrechen aus Überzeugung ein Mitglied der katholischen Kirche geworden zu sein. Ein im letzten Decennio verstorbener preußischer Cultusminister scheuete sich nicht, die Ehegattin eines katholisch gewordenen unbesoldeten Professors, welche sich über die Zurücksetzung ihres Mannes in seiner Laufbahn bei Seiner Excellenz beschwerte und es unbillig fand, daß ihr Gatte dafür, daß er seiner Überzeugung und seinem religiösen Bedürfnisse gefolgt, die Ungnade seines Vorgesetzten empfinden müsse, ganz unbefangen zu entgegnen: Liebe Frau, wenn es Ihr Mann nur nicht aus Überzeugung gethan hätte! Die vortreffliche Gattin hat mir selbst diese Unterredung erzählt. In den Augen dieses sehr gepriesenen Ministers war also der durch Überzeugung herbeigeführte Confessionswechsel ein Vergehen. Er würde denselben allenfalls verziehen haben, wenn er aus irgend einem weltlichen Grunde vollzogen wäre, weil dann doch die Überzeugung protestantisch oder akatholisch geblieben sein würde. Er folgte hierin vielleicht der Überzeugung des weiland berühmten Philosophen Krug zu Leipzig, welcher in seiner Apologie des oben erwähnten Königlichen Schreibens um dem Einwande zu begegnen, welcher aus dem Übertritte der preußischen Prinzessin Charlotte zur griechischen Kirche, der sie als Großfürstin von Rußland zugethan sein mußte, hergenommen werden konnte, bemerkte: es sei ein himmelweiter Unterschied, wenn ein Prinz oder eine Prinzessin, zur künftigen Regierung eines Landes berufen, dessen Volk größtentheils einer andern Religionsform zugethan ist, sich dieser Religionsform anschließt, um auch dadurch das Band der Liebe und des Vertrauens, ohne welches keine glückliche Regierung möglich ist, fester zu knüpfen. — „Denn die Religion ist eben das Bindendste in der Welt ꝛc." — „Eine Prinzessin, die einen auswärtigen Fürsten heirathet, scheidet von ihrem Lande und Volke gänzlich aus." — „Es ist ihre Pflicht, sich mit ihrem neuen Vaterlande und dem dasselbe bewohnenden Volke möglichst zu vereinbaren, gleichsam zu identificiren ꝛc." — Also eine Mariage rechtfertigt nach dieser leipziger Philosophie einen Religionswechsel. Der vorge-

dachte katholisch gewordene Professor, ein ausgezeichneter Gelehrter, dessen Vorlesungen vielen Beifall fanden, ein untadelhafter Mann, ein eifriger Christ, dessen Privatleben nur Rühmliches nachgesagt werden konnte, befand sich aber in einem derartigen Falle nicht. Er erhielt daher, der Vorstellung seiner Gattin ungeachtet, so oft dazu auch Gelegenheit sich zeigte, keine Anstellung und war genöthigt, nach fünfjährigem Harren sein Vaterland zu verlassen, um nicht zu darben. Das gröbste Disciplinarvergehen würde ihm weit eher verziehen sein, als sein Übertritt zur katholischen Kirche.

Wie weit man die Unbilligkeit in der Beurtheilung eines solchen Schrittes treibt, hebt C. L. v. Haller sehr treffend in dem Briefe hervor, worin er seiner Familie seinen Übertritt zum Katholicismus meldet. „Wäre ich Atheist, Bösewicht, Mitglied unchristlicher und aufrührerischer Gesellschaften geworden, sagt er, so hätte kein Hahn danach gekrähet; einige gute Menschen hätten mich in der Stille bedauert. Hätte ich mich in eine andre, der von der unsern getrennten und vom Glauben unserer Väter abweichenden Secten geworfen, in die socinianische, mährische, mystische, methodistische u. s. w. so hätte man es vielleicht gar für gut gefunden, höchstens würde man es für einen überspannten Eifer angesehen haben. Aber daß ich mich wieder vereinigt habe mit der allgemeinen Gesellschaft, mit der großen Gemeinschaft der Christen, mit der ältesten, zahlreichsten, mit jener, in welcher auch unsere Voreltern waren, mit einer Kirche, die auf dem ganzen Erdkreise verbreitet ist, welche, man mag sagen, was man will, immer die nämliche geblieben, die aus keiner andern hervorgegangen ist, aus welcher alle übrigen herausgegangen sind — sollte denn dieses ein so unverzeihliches Verbrechen sein?“ Leider erheben sich die Wenigsten zu der von Haller angedeuteten Ansicht sehr selten, daß, wie den Vorfahren das Recht zum (theilweis doch sehr wenig bedachten) Austritte aus der katholischen Kirche zugestanden, den Enkeln wohl nicht das Recht zum wohlüberlegten Rücktritte verkümmert sein dürfte. Daher kommt es denn auch, daß Männer, welche die katholische Kirche und deren Einrichtungen gegen ungerechte und irrthümliche Beschuldigungen der Protestanten vertheidigten und es noch thun, sogleich in das übelste Licht der Zwei-

deutigkeit von denjenigen recht geflissentlich gesetzt werden, welche die Kirchenluft nicht vertragen können und in jede Luke, die dem Einströmen derselben geöffnet wird, schon den Verräther einsteigen sehen, welcher die Burg des protestantischen Glaubens dem Feinde überantworten wird. Die Partheisucht, welche solche Verdächtigungen immerfort zu erfinden sich bereit zeigt, will eben nur schneidende Gegensätze aber keine Verständigung. Ja, so übel man den vom Protestantismus Abtrünnigen mitzuspielen gewohnt ist, so verargt man doch einen wirklichen Abfall von der anerzogenen Confession und ein förmliches Hinübergehen in das katholische Heerlager weit minder, als billigende Sympathien und ausgleichende Bemühungen. Bei Leuten, welche auf andre Weise noch ihrer geschichtlichen Unsterblichkeit gewiß sind, und die man wegen eines solchen vermittelnden Gebarens nur insgeheim als Kryptokatholiken anzuschwärzen wagt, secretirt man, um der beschränkten Confessionsansicht treu bleiben zu können, nur allzugern die Versuche, mittelst deren sie einer billigern Ansicht und Beurtheilung der katholischen Kirche unter ihren Glaubensverwandten die Bahn zu brechen unternommen und jener Kirche das Wort geredet haben. Der Standpunkt, für welchen die Reformation als eine höhere Fügung, als ein von der Vorsehung zugelassenes Ereigniß Gültigkeit behält, wenn auch ihre sehr menschliche Seite erkannt, betrachtet und nach Maßgabe des Befindens beurtheilt und nicht verschont wird, ist nur Wenigen zugänglich. Der eben erwähnten Secretir-Methode haben wir es zu verdanken, wenn Hugo Grotius' und Leibnizens Anerkennungen des Werthes katholischer Dogmen und Anstalten lange Zeit geheim gehalten worden, bis die doch theilweis unbefangenere Geschichtsschreibung unserer Tage endlich die Scheu, diese Männer in ihren wahren Überzeugungen immer vollständiger ans Licht treten zu lassen, zu ihrem Ruhme siegreich zu überwinden angefangen hat. Es ist auch ein erfreuliches Zeichen, daß man den edeln Ferdinand Delbrück, welcher sich unverholen vielen protestantischen Vorurtheilen in Bezug auf den Katholicismus entgegengesetzt, nicht ernstlich zu verketzern gewagt. Wer weiß aber, ob es ihm so gut ergangen wäre, wenn der zweite Band seiner Ergebnisse akademischer Forschungen nicht erst nach seinem Tode erschienen wäre. Die Scheu vor den Todten,

das de mortuis nil nisi bene und der noch lebendige Nachhall der allgemeinsten Achtung, die er wegen seiner hohen Geistesbildung nicht minder, als wegen seines moralischen Charakters genoß werden diese stark katholisirenden Ergebnisse wohl vor schnödem Unglimpf schützen. — Weniger gut aber ergehet es Delbrücks talentvollem und liebenswürdigem Schüler Alfred Nicolovius, welcher sich durch Stolbergs Biographie und andre kryptokatholische Dinge schon einen vielseitigen Mißredit zugezogen.

Man braucht ja aber noch kein heimlicher Katholik zu sein, wenn man mit Bellarmin und Melanchthon *) die Gegensätze zwischen der lutherischen und katholischen Dogmatik nicht so hoch anschlägt und anerkennt, daß die Abweichung zwischen Katholiken und Protestanten unter den zwölf Artikeln des apostolischen Glaubensbekenntnisses hauptsächlich nur die beiden von der Kirche und Sündenvergebung betrifft, wenn man als Lutheraner nicht vergißt, daß beide Partheien in den übrigen zehen, ja der Hauptsache nach selbst in den genannten einverstanden sind. Etlichen Leuten lutherischer Confession gilt es jedoch für Verrath am Glauben, wenn wir nicht mit den Katholiken, mit denen wir doch gegen so viele innere und äußere Feinde gemeinschaftliche Sache haben, einen Krieg auf Leben und Tod führen und nicht alle ihre Lehren für irrig und verwerflich halten, dagegen Einheit im Wesentlichen mehr gelten lassen, als die Verschiedenheit in manchen nähern Bestimmungen desselben und der

*) Dieser gerieth selbst schon 1527 durch den von ihm verfaßten Unterricht der Visitatoren in den Verdacht des Kryptokatholicismus und der eifrige Lutheraner Amsdorf erklärte, Melanchthon habe in dieser Schrift die alten Traditionen aufgewärmt und wenn man die erworbene Freiheit nicht wohl in Acht nehme, werde man wieder unter die alte Knechtschaft gebracht werden. Agricola gab sogar eine eigene Schrift gegen Melanchthon wegen dieser Arbeit heraus und behandelte ihn als einen doppelten Papisten, der das Gesetz zum Nachtheile des Evangeliums empfehle. Selbst Luthern bangte vor den katholischen Überbleibseln von denen Melanchthons zarteres Gewissen sich nicht losmachen konnte. Er weissagte den aus diesem Anlasse nach seinem Tode auf der Universität Wittenberg ausbrechenden Streit und machte, indem er die Besorgniß desselben gegen seinen Churfürsten aussprach, diesem den armen Melanchthon nur noch verdächtiger, als es ihm derselbe ohnehin war.

Hoffnung Raum geben, daß jene uns mit der Zeit wieder zusammenführen wird, wo diese uns getrennt hat. Wie mag ferner derjenige mit Recht des heimlichen Katholicismus beschuldigt werden, der in der Trauer um die bestehende Glaubens- und Kirchenspaltung, welche schon bei Melanchthon in sehr vernehmlichen Klagelauten hervorbricht*), eine Sehnsucht nach der Wiedervereinigung der getrennten Heerlager empfindet und in dem Wunsche nach der Verwirklichung der großen Zusage: es solle ein Hirt sein und eine Heerde, das jetzt bestehende Verhältniß unnatürlich findet, in welchem zwei feindselige Hälften, die eine große Gottesfamilie bilden sollten, nach ihren, durch die Fügung des Geborenseins in der einen oder andern, bestimmten Standpunkten einander des Irrthums bezüchtigen. Man ist noch kein treuloser Überläufer, wenn man die Macht des feindlichen Heerlagers nicht verachtet, wenn man seine Befestigungen lobt, seine Disciplin rühmt, seine Stellung unangreiflich hält, wenn man an der Überwältigung desselben zweifelt, wenn man die Mittel der eigenen Parthei zum Widerstande und Angriff unzulänglich findet, das aufgeblasene Siegesvertrauen nicht theilt oder gar verzweifelt, die eigene Disciplin für verkommen erklärt und wenn man durch ehrendes Anerkenntniß den Gegner zu freundlicherem Begegnen zu bewegen und durch friedfertige Gesinnung die durch die ausdrücklich ausgesprochene Absicht des Religionsstifters bezweckte Einigkeit im Glauben zu erstreben sucht. Von diesen Empfindungen und Ansichten wurden Georg Calixtus, Grotius und Leibniz geleitet**). Wehe denen, welche diese ehren-

*) Viele dergleichen Äußerungen Melanchthons finden sich zusammengestellt in Döllinger's: die Reformation, ihre innere Entwickelung und ihre Wirkungen. I. S. 393 ff.

**) An Grotius und Leibniz läßt sich der Grimm der lutherischen Schultheologie nicht in dem Grade aus, als gegen Calixtus. Dieses Mannes auf inneren Religionsfrieden gerichtetes Streben, seine Gleichgültigkeit gegen manche Unterscheidungslehren, seine Meinung, daß die wesentlichen und nothwendigen Fundamental-Artikel des Glaubens schon im apostolischen Symbolum enthalten seien, seine Anerkennung des Wahren und Göttlichen, das ihm auch in den Meinungen der Gegner enthalten zu sein schien, kurz seine theologische Billigkeit verstieß so sehr gegen den herrschenden Geist, daß sie als Synkretismus Gegenstand der härtesten

wertheste Seite jener großen und tiefchristlichen Männer verunglimpfen und ihnen zum Vorwurfe machen, daß sie nach langem Nachforschen allem Partheigeiste entsagt haben und richtigeren Überzeugungen gefolgt sind! Lange wird es aber noch währen, ehe der Standpunkt überwunden sein wird, auf welchem confessionelle Kurzsichtigkeit der eigenen Parthei das ausschließliche Recht zuschreibt und in Allem und Jedem, was vom Gegner ausgeht und an demselben sich findet, nur schreiendes Unrecht erblickt. Die aber, welche noch immer die eben genannten großen Genien des Kryptokatholicismus beschuldigen und es ihnen zum Vorwurfe machen, daß sie nicht offen ins feindliche Heerlager eingezogen sind, dem sie ein so verrätherisches nur auf Kosten der eigenen Parthei mögliches Anerkenntniß gezollt, mögen sich gesagt sein lassen, was Menzel S. 296 am angeführten Orte so treffend *) geäußert hat:

Anfeindungen wurde, die sich nicht blos auf ihn, sondern auch auf seine zahlreichen Schüler noch lange nach seinem Tode erstreckten (Twestens Dogmatik §. 10).

*) Hieher gehört auch, was ich eben in dem sehr gut geschriebenen Buche des ehemaligen evangelischen Pfarrers Zetter: Warum wurde ich katholisch? (Salzburg 1847) S. 24 lese: «Man ist darum noch nicht heimlicher Katholik, wenn man sich genöthigt fühlt, mehreren katholischen Lehren Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ei, was würde doch aus solcherlei Vorwürfen nicht Alles gefolgert werden können? Was müßte man nicht thun und lassen, wenn man den Satz zur Richtschnur aufstellte: wer einzelnen Dogmen einer andern Confession eine richtige Ansicht abgewinnt, der sei dadurch schon moralisch verpflichtet, seine eigene Kirchengemeinschaft aufzugeben und stracks zu derjenigen überzugehen, die ihm nach erlangter besserer Einsicht nunmehr in einem vortheilhafteren Lichte erscheint? Ich weiß wohl, daß Fanatiker unter den Protestanten, hauptsächlich aber gerade die ihres angeblichen Freisinns wegen so berühmten lichtfreundlichen Eiferer in ihrer Mitte, sobald sie so etwas abmerken, sogleich über heimlichen Katholicismus, Papstthum und Jesuitismus schreien, den Betroffenen deshalb in aller Weise und allenthalben zu verdächtigen suchen, ja schon die Tolerirung oder Entschuldigung einiger katholischen Ansichten, Lehren oder Gebräuche zum höchsten Verbrechen anrechnen und sogleich von der unerläßlichen Pflicht schwatzen, im Falle der Verketzerte ein geistliches Amt bekleidet, dasselbe sogleich niederzulegen, wohl gar ohne Säumniß zur angefeindeten Kirche überzutreten, um dann doch wenigstens mit einem Scheine des Rechtes über ihn noch ärger herfallen zu können.» S. 33 heißt es: «Man ist deshalb noch kein heim-

„Ungeachtet seines günstigen Urtheils über die römische Kirche, war jedoch Hugo Grotius nicht gesonnen, durch eigenen Zurücktritt in dieselbe seine Glaubensgenossen zu kränken und sich selbst in den Augen derselben zu dem Geschäfte der beabsichtigten Ausgleichung und Vermittelung unfähig zu machen. Frei von der Besorgniß, außerhalb der Kirchenform, in welcher ihn die Vorsehung hatte geboren und erzogen werden lassen, der Seligkeit verlustig zu gehen, hielt er es für einen Raub an den Vorfahren und für einen noch größeren an den Nachkommen, den ohne sein Zuthun begonnenen Proceß der Kirchenthümer, der längst in sein zweites Jahrhundert getreten war, mit Preisgebung jedwedes, mit den schwersten Opfern errungenen Vortheiles verloren zu geben, sich ohne Noth und ohne allen Vorbehalt in das Lager des einen der streitenden Theile zu flüchten, denselben in allen seinen Ansprüchen und Behauptungen, auch den ungemessensten, zu bestärken und dergestalt der Aussicht auf einen billigen Vergleich für immer zu entsagen. So wird es erklärbar, daß Grotius, wie später Leibniz, die katholische Kirche zwar gegen ungerechte oder irrthümliche Beschuldigungen der Protestanten vertheidigte, selbst aber Bedenken trug, seine im Protestantismus gereifte und sich freibewegende christliche Überzeugung den beschränkten Ansichten derjenigen, welche die zeitige Kirchengewalt inne hatten, zu unterwerfen. Daher blieb er, wie sehr er der katholischen Kirche in der Idee das Wort geredet

---

licher Katholik, wenn man nicht in's gemeinsame Horn bläst und den Katholicismus schlechtweg verdammt und verwirft, noch hat man die protestantische Kirche an die katholische bereits verrathen, wenn man sie offen und frei von dem eben so grundlosen als schändlichen immer aber wieder neu auftauchenden und mehr oder minder versteckt hervortretenden Vorwurfe des Götzendienstes freispricht und sie für eben so moralisch und seligmachend als die eigene erklärt, dabei aber doch immer an den Lehrsätzen der letzteren festhält. Die Zumuthung, daß ein Theologe, der sich zu diesem Standpunkte erhoben, oder um mich nach der Weise derjenigen auszudrücken, welche sie stellen, des vermeintlichen Hellsehens sich so weit entledigt hat und dermaßen vermeintlich blind geworden ist, also gleich vom geistlichen Amte zurücktreten müsse, muß jedem Vernünftigen gelindest gesprochen, als höchst ungegründet und höchst ungerecht erscheinen und zeugt von ungemessener Intoleranz eben so laut, als sie offenbar eine Furcht verkündigt, die unehrenvoll und lächerlich ist.»

hatte, doch in der Wirklichkeit der evangelischen treu und starb im Bekenntnisse derselben."

Leibniz, Grotius und die Menge anderer Protestanten, welche für den Katholicismus Sympathien fühlten, konnten wenigstens mit noch weit besserem Rechte in der protestantischen Kirche bleiben, als ja die neologischen Christen, deren Anzahl jetzt auf Millionen sich beläuft, in dieser Kirche bleiben, die vielleicht auch nicht ein einziges Dogma mehr festhalten, welches die Bekenntnißschriften derselben Kirche aufstellen. Ich habe noch nicht vernommen, daß diese Leute sich des Vorwurfs der unverantwortlichen Zweideutigkeit, der Unentschiedenheit, welche weder dem Herzen noch dem Verstande Ehre machen, schuldig fühlen, mit welchem sie gegen diejenigen so freigebig sind, welche den Katholicismus unbefangen würdigen und an demselben anerkennen, was sie nicht verwerfen zu dürfen glauben. „Man, sagt Zetter (a. a. O. S. 32), verdächtigt und verlästert Männer, die nach erlangter besserer Einsicht und ohne Rücksicht auf die im Allgemeinen noch immer fortbestehende Gewohnheit, blindlings Alles zu verdammen und zu verwerfen, was dem Katholicismus eigenthümlich angehört, der römischkatholischen Kirche in einzelnen Stücken nur einige Gerechtigkeit widerfahren lassen, sich aber doch dabei strengstens an das geoffenbarte Evangelium vom Reiche Gottes halten, und mit aufrichtigem Herzen ihrer Kirche zugethan leben und wirken. Man wirft aber nicht den geringsten Schatten des Verdachts oder der Mißbilligung auf Jene, die ersteres bereits niedergerissen, oder denen sich beigesellen — heimlich oder offenkundig, das kommt auf Eins hinaus — die dies Werk vollbracht, oder es sich zum Ziele genommen und die in Beziehung auf die lutherisch-evangelische Kirchengemeinschaft, sich im Herzen vom eigentlichen Lutherthume längst losgesagt haben, oder der Fahne der Ungläubigen folgend, als ob sie von der Kirche dazu beauftragt und bezahlt würden, lustig darauf losschlagen, daß die gesetzten Schranken bald möglichst niedergebrochen und dem Eindringen der unprotestantischen Lehren nach allen Seiten hin der Weg geebnet und die Bahn zubereitet würde, jedoch hierbei zwar höchst klug, wie die Schlangen, aber nicht ohne Falsch, wie die Tauben, die schöne Vorsicht beobachteten, das Lutherthum als Banner vorzutragen und Luthers

Namen zum Aushängeschild zu machen, um sich mit beiden Gehör und Glauben zu verschaffen und sich so in Ansehen und Credit zu erhalten. Wer aber handelt ehrlicher und evangelischer?" Schritten sonach sehr bedeutende Menschen, Koryphäen der Geschichte, in der Abstreifung der Vorurtheile gegen dasjenige Kirchenthum, welches demjenigen, in welchem sie geboren und erzogen waren, feindselig gegenüber stand, nicht so weit, daß sie für Eintauschung des letzteren das erstere aufgaben, so machte doch auf eine Menge höchst einsichtsvoller Personen, welche die Menschheit zu ihrem Adel zählen darf und welche durch Stand, Talent, Herz und Kopf gleichsehr ausgezeichnet waren, die Wahrnehmung der methodischen Ungerechtigkeit und des eigensinnigen Irrthums, in denen man sie in Bezug auf den Katholicismus erzogen hatte, so tiefen Eindruck, daß sie dieses, gar nicht von ihnen verschuldete Unrecht nicht anders sühnen zu können meinten, als wenn sie sich dem Gegner unbedingt ergaben. Nicht so machen es die heterodoxen Katholiken. Obgleich es eine Menge Katholischer gab und noch giebt, welche eine Reform ihrer Kirche und kirchlichen Einrichtungen wünschen, sich vielfach durch Dogma und Cultus beengt und beschränkt fühlen, auch einsehen, daß ihren Wünschen von Rom niemals nachgegeben werde, wogegen sie sogleich der Erreichung des Erwünschten, nämlich einer größeren Freiheit theilhaftig werden könnten, wenn sie sich dem ihnen offenstehenden Protestantismus in die Arme werfen wollten, so vernimmt man doch im Allgemeinen nur von wenigen Übertritten und die Übertretenden sind mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen nur unbedeutende Persönlichkeiten, wenn auch sonst wackere Männer. Die Ronge-Bewegung hat dies erst neuerlich wieder dargethan. Es ist derselben nicht gelungen, einen über die Mittelmäßigkeit besonders hervorragenden Kopf in ihr Interesse zu ziehen, obwohl die Bewegung zu ihrer Zeit einer fähigen Persönlichkeit genugsame äußere Vortheile und Lockungen darbot, welche zum Abfalle von der alten Kirche verleiten konnten. Die meisten Übertritte gebildeter Katholiken zum Protestantismus kommen beim geistlichen Stande vor, da der Kleriker in seinen Verhältnissen nicht so ungehemmt seiner Überzeugung leben kann, als der Laie und dieser Schritt ihn der Verfolgung mancher Fehltritte entziehet,

in welche er verstrickt wurde, weil er sich zur wahren Idee des Cölibates nicht zu erheben vermochte, was wohl bei allen Widersachern desselben der Fall sein dürfte. Ich habe bis jetzt wenigstens noch keinen gefunden, der über einen beschränkten Standpunkt hinausgekommen wäre. Die Unüberlegtheit der Wahl eines Standes, zu welchem ihm die Anlage versagt war, glaubt ein solcher mit seinem ehelosen Leben unzufriedner Geistlicher dann durch den Confessionswechsel am besten corrigiren zu können. Die Aussicht einer baldigen Versorgung, welche im geistlichen Stande der katholischen Kirche weit näher ist, als für einen Candidaten der protestantischen Theologie, veranlaßt eine Menge Söhne aus niedern Ständen, denen aus Noth nicht einmal die erforderliche äußere Erziehung hat gegeben werden können, zur Ergreifung des geistlichen Standes, dessen Pflichten sie nach Übernahme desselben nicht gewachsen sind. In Bezug auf diese Leute finde ich in folgender Äußerung eines protestantischen Gelehrten etwas Wahres, obwohl sie sehr übertrieben ist: „Wenn jedem austretenden katholischen Priester die Aussicht gegeben würde, sein Glück fortan so gut machen zu können, als bei der Confession, die er verläßt, so würden mindestens unter der jüngern Klasse nur wenige der Versuchung zu einem Confessionstausche widerstehen, bei dem sie den Verfolgungen ihrer Obern entgehen und Vieles zu gewinnen, aber nur Wenig zu verlieren dächten."

Die erwähnte, offenbar tiefer als in äußerlichen Veranlassungen und Umständen zu suchende befremdliche Verschiedenheit der Conversionen vom Katholicismus zum Protestantismus und umgekehrt, dürfte wohl einmal nach vorgängigem vorurtheilsfreien Studium der Lebensgeschichten der Convertiten ein der nähern Untersuchung würdiger Gegenstand sein. Dabei müßten aber auch Äußerungen, wie diejenige des berühmten Ignaz Feßler, eines ehemaligen Capuziners, welcher protestantisch wurde, heirathete und eine Menge Kinder erzeugte, nicht verschwiegen werden. Derselbe sagte nämlich einige Jahre nach seinem Übertritte öffentlich: „Ich wünsche, daß die protestantische Kirche uneingestürzt bis ans Ende der Welt stehe, allen übrigen Kirchen zur anschaulichen Warnung, wovor sie als Kirchen sich zu hüten haben." Andererseits ist es jedenfalls eine sehr auffallende Erscheinung, daß höchst erleuchtete Männer, vorzügliche Köpfe und edle Menschen aus dem Schooße einer

Religionsparthei, welche sich vom Anfange an das Licht zu besitzen gerühmt hat, zu der andern übertreten, welcher seitdem jene existirt, fortwährend und consequent eine größere oder geringere Finsterniß zum Vorwurfe gemacht ist.

Welche Art Finsterniß von dem Herzen der hohen Frau Besitz genommen hatte, an welche das oben gedachte Schreiben, zu welchem ich nach langem Abschweife wiederkehre, rücksichtlich ihres Übertrittes zur katholischen Kirche erlassen war, ergiebt ungefähr die Art, wie dieselbe den ihr vom Hofrath Friedrich Wilhelm von Schütz*) vorgetragenen Wunsch um Mittheilung ihres Schreibens, auf welches sich das veröffentlichte beziehet, beantwortete. Sie schrieb: „Für die Übersendung der von Ihnen verfaßten Schrift: Noten zum Texte ꝛc. empfangen Sie meinen herzlichen Dank. Es ist eine nur zu billigende Mäßigung, daß Sie die unpassenden Äußerungen tadeln, die Viele sich bei der Gelegenheit der Religionsveränderung Meines Gemahles, wie der Meinigen erlauben. Sehr unpassend sind vorzüglich die an mehren Orten gehaltenen Kanzelreden, und doppelt bedauernswürdig, da sie den außerordentlichen Mangel an Kenntnissen dieser Herren an den Tag legen, da ihre Predigten so große Absurditäten und Lügen über die katholische Kirche enthalten, daß das Erstaunen über diese geringe Kenntniß eines Gegenstandes, den man an heiliger Stätte gesonnen ist abzuhandeln, selbst dem Gefühl der Unschicklichkeit über die Weise, wie dieser Gegenstand behandelt wird, nicht weicht, sondern ihm vorangehet. Was den Mir von mehrern Seiten bereits ausgesprochenen Wunsch betrifft, Meine Schreiben an — — öffentlich werden zu lassen, so habe Ich stets dieselbe Antwort darauf, nämlich: daß diese indelicate Handlungsweise meiner Natur fremd ist. Das vorgefallene Verbreiten des einen Schreibens wird Mich nicht in dem wankend machen, was Ich persönlich für Mich als Recht betrachte. Auch würde Ich Mich zu sehr von der Lehre Meiner Kirche entfernen, welche stets Milde und Verzeihen zur strengsten Pflicht macht: daher mir alle Repressalien verbietet. Auch gestehe Ich, werde Ich Mich nie in persönlicher Hinsicht vertheidigen: Niemand auf Erden

*) Derselbe hatte Noten zum Texte, veranlaßt durch das an die convertirte Dame erlassene viel besprochene Schreiben, drucken lassen.

besitzt das Recht, den von Mir gethanen Schritt Mir vorzuwerfen, da eine jede solche That zwischen Gott und dem Einzelnen liegt. Ich halte es daher vollständig überflüssig, daß Ich über das pro et contra Einfluß üben sollte. Ihnen aber verbleibe Ich verbunden für den Mir bei dieser Gelegenheit bewiesenen Antheil, der gewiß nur aus der lautersten Quelle entspringt, nämlich aus dem Gefühl, welches jeder rechtliche Mann besitzt, nicht ohne eine Art Verdruß ungerecht über Dinge aburtheilen zu hören."

Ohne Form oder subjectiven Gehalt dieses Schreibens vertreten und behaupten zu wollen, daß eine würdigere Auslassung über den Gegenstand unmöglich gewesen, glaube ich doch das Benehmen der Schreiberin eben so offen als ehrenhaft finden zu dürfen und nicht zu irren, wenn ich die Meinung ausspreche, daß der objective Inhalt die rechte Wahrheit ausspricht*).

Bei den einseitigen und lieblosen Urtheilen Vieler über den Religionswechsel der eben erwähnten Landesherrschaften fand die Billigkeit, welcher es obgelegen, auch einmal die Gegenseite zu beleuchten, gar nicht Gelegenheit zu Worte zu kommen. Es wiederholte sich, was ich bereits bei Anführung des Duelles aus Anlaß der Chauteaubriand'schen Attala angeführt, daß die activsten Schreier in dieser Angelegenheit auch die ausgemachtesten Ignoranten waren und mit hergebrachtem Traditionshasse blind auf Beweggründe und Thatsachen loshämmerten, welche ihrem innern Sehkreise völlig entrückt waren und eine angemessene Besprechung von besserer Einsicht und besserem Willen erwarteten, die eben damals so wenig zu finden waren, als sie noch heute unter die

*) Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich obige Bemerkungen über die Trübung der Wahrheit in der Geschichtsschreibung durch confessionelle und rationalistische Einseitigkeit, zu denen der vorliegende Fall mir Veranlassung giebt, schon hier eingeschaltet, obgleich der Chronologie nach die Möglichkeit der Entstehung solcher Betrachtungsweise in eine spätere Periode meines Lebens fällt. Gleiche Verzeihung muß ich für andere Unterbrechungen meiner Geschichtserzählung in Anspruch nehmen, da ich die Schwierigkeit, die Moral, welche aus Ereignissen sich bei mir gebildet, zu verschweigen und den Kometenschweif der Reflexion von dem Kerne der Thatsache abzuschneiden, zu überwinden nicht im Stande gewesen bin.

häufigen Vorkommenheiten zu rechnen sind. Die Gleichgültigkeit, womit Unwissenheit und übler Wille die nahe liegende Gelegenheit verabsäumen, sich über Gegenstände der beregten Art, von denen sie in's Blaue hinein urtheilen, zu belehren, ist wirklich fabelhaft. Ich habe in diesem Stücke Erfahrungen gemacht, in Folge deren ich leichter zur heidnischen Annahme eines Wolken erschütternden Zeus, als zum Glauben an die Lernwilligkeit boshafter Ignoranz mich entschließen würde. Ich habe immer in Städten gewohnt, in welchen eine aus Katholischen und Evangelischen gemischte Bevölkerung sich befand. Jede Confession besaß ihre eigenen Kirchen, ihren Cultus und ihre Geistlichkeit. Obgleich nun beiden Theilen hierdurch Gelegenheit genug geboten war, sich von der Bewandtniß der beiderseitigen Lehren, gottesdienstlichen Einrichtungen und sonstigen confessionellen Verhältnissen eine auf Anschauung begründete Erkenntniß zu verschaffen, so habe ich doch immer gefunden, daß man von diesem nahe liegenden Mittel einen so übertrieben geringen Gebrauch gemacht hat, daß die Spur eines solchen Weges zur Einsicht für eine naturgeschichtliche Seltenheit erachtet werden konnte. Protestanten sprachen über den katholischen Cultus und dessen Einzelheiten unmittelbar vor Kirchenthüren, deren Überschreiten sie augenblicklich eines bessern belehrt haben müßte, über das dahinter Befindliche und sich Begebende nicht anders, als der Blinde von der Farbe. Bei nicht wenigen evangelischen Geistlichen habe ich, wenn sie auf die Schwesterkirche in geistlichen Vorträgen zu sprechen kamen und ihre Gemeinde belehren und erbauen wollten, mit geringen Ausnahmen zu denselben Bemerkungen Anlaß gefunden, welche bittere Erfahrungen der hohen Schreiberin des obigen Briefes dictirten. Die Katholischen ihrerseits machen es aber nicht um ein Haar besser. Diesen kömmt freilich gewissermaßen als Entschuldigung zu statten, daß ihre Kirche den Protestantismus für eine Irrlehre erklärt hat und sie, nachdem dies für sie einmal feststehet, kein Interesse haben können, auch noch die nähere Bewandtniß dessen, was sie nicht annehmen dürfen, kennen zu lernen. Eine gleiche Entschuldigung als ich hier dem einzelnen katholischen Laien zugestehe, möchte ich aber nicht auch den katholischen Schriftstellern zu statten kommen lassen, welche die Confessionsunterschiede gelegentlich berühren und eine ähnliche Unkunde

an den Tag legen, indem es auch ihnen wohl anstehen dürfte, dasjenige, worüber sie andere belehren wollen, zuvörderst selber kennen zu lernen. Am verwerflichsten aber sind diejenigen römischen Convertiten, welche in ihrem frühern Protestantismus noch sehr grün, als unreife Früchte der katholischen Kirche in den Schooß gefallen sind und der neuen Mutter keinen größern Gefallen thun zu können vermeinen, als wenn sie tüchtig auf die verlassene Religionsgesellschaft schelten. Höchst ungebärdig lassen sie einen je unwissendern, desto lächerlichern Ingrimm gegen die aufgegebene Genossenschaft los und glauben durch öffentlich ans Licht gestellte Glaubensbekenntnisse und Bekehrungsgeschichten, ihre kleine Persönlichkeit als eine besondere Eroberung der römischen Kirche der Welt zeigen zu müssen. Diese unwissenden oder übelgesinnten Überläufer sind es zunächst, welche den Fanatismus eben so kenntnißloser Katholiken wider die Protestanten unterhalten, deren ich mich, je seltener es geschehen, desto ernstlicher gegen diese Leute annehmen muß. Gestehen dagegen muß ich aber auch, daß die neuere und neueste katholische Literatur in der Sachkenntniß und Bekanntschaft mit den Details des protestantischen Wesens große Fortschritte gemacht hat, und eine Menge evangelischer Scribenten sich hieran ein nachahmungswürdiges Beispiel würde nehmen können. Großartig ist Döllingers Kenntniß des Details der theologischen protestantischen Literatur. Wie protestantische Geschichtsschreibungen den Katholischen die besten und bewährtesten Schilderungen der beiden größten Päpste des Mittelalters geliefert haben, so fangen jetzt auch katholische Schriftsteller an, die Geschichte der Reformation aufzuhellen und der lange verhüllt, oder nur theilweise aufgedeckt gewesenen Wahrheit zur Auferstehung aus dem Grabe der Vergangenheit zu verhelfen, wobei es freilich nicht fehlen kann, daß manche, auch noch so vorsichtig berührte, wunde Stelle bei der Bloßlegung schmerzt und daß sich bei den Bemühungen beider Theile um objective Wahrheit ein sehr verschiedenes Resultat ergiebt.

Denn während die redlichen Bemühungen protestantischer Historiker die hehren Gestalten der kirchlichen Helden des Mittelalters in den lange entzogenen strahlenden Glanz treten lassen, welcher die ihnen natürliche Beleuchtung bildet, müssen die Heroen

der Reformation, nachdem die Wahrheit suchenden Bestrebungen katholischer Geschichtsforscher die echten und vollständigen Quellen zur Kunde des Herganges in der großen Kirchenumwälzung des XVI. Jahrhunderts, je länger je klarer zu Tage gelegt, immer einige Stufen der Höhe, auf welche sie von einer in die Geschichtsschreibung hineingeschwärzten einseitigen Bewunderung erhöhet waren, preisgeben um sich der Wahrheit näher gestellt zu zeigen. Noch weit näher, als sie einander auf diese Weise gerückt, müssen die Geschichtsschreiber beider Partheien sich kommen, wenn sie erst ganz objectiver Geschichtsforschung sich hingeben, sich der Versuche entschlagen, die Historie nach einem bestimmten, vorher im Kopfe fertig gemachten, Systeme zu construiren, dagegen desto mehr Thatsachen in ihre Darstellungen aufnehmen. Denn Thatsachen haben nun einmal das Recht und die daraus hervorgehende eigenthümliche Dreistigkeit, Anerkennung zu fordern von Jedermann, er mag eines Glaubens sein, welches er wolle. Ungestraft darf man nicht an ihnen vorübergehen. Ihre Nichtbeachtung ziehet uns den wohlbegründeten Ruf der Unwissenheit zu. Auch ist ihre Existenz zu zähe, um durch irgend einen philosophischen Handstreich oder kühnen Griff den Todtschlag befürchten zu dürfen. Vielmehr siehet sich gerade die Philosophie, wenn sie selbst zu einer realen Existenz gelangen und ihre Erleuchtung nicht die einer Blendlaterne werden will, genöthigt, die Geschichte als eine unentbehrliche Nothwendigkeit anzuerkennen, die den Aufschluß gewährt, welche Principien als feste und unerschütterliche festzuhalten sind, um Wahrheit zu erstreben, an welcher doch der Philosophie ihrer Angabe nach einzig und allein gelegen ist. Die Befreiung von diesen Principien, als von gleichsam unwesentlichen Voraussetzungen, führt in den Abgrund des Irrthums. Wenn aber die Geschichte Thatsachen auf ihren Schauplatz bringen soll, so wird verlangt, daß sie solche mit Vollständigkeit vorführt. Ihr Beschreiber aber darf (eben so wenig, als ihm gestattet ist, nach vorherigen willkürlichen Principien die Geschichte zu construiren oder zu erlügen) sich nicht verstatten, mißliebige Thatsachen zur Seite zu schieben, um mit ausgewählten, Wasser auf des Historikers Mühle gebenden Thatsächlichkeiten irgend eine Partheiansicht zu stützen. Diesen Grundsätzen haben die bisherigen Geschichtsschreiber deutscher Zunge

nicht überall gehuldigt und in confessioneller Befangenheit die protestantischen nur die Fehler der Katholiken und die sogenannten Lichtseiten ihrer Glaubensgenossenschafter dargestellt, während die katholischen die Augen über die Blößen ihrer Religionsgenossen namentlich im Reformationszeitalter nicht haben öffnen und anerkennen wollen, daß das XIV. und XV. Jahrhundert eine in vielem Betrachte heillose Zeit gewesen, deren Verderben eben nicht besser dargethan werden kann, als durch die Thatsache der Reformation, deren Vorhandenheit eine untrügliche Zeugin jener Heillosigkeit ist. Dieser einen offenbaren Thatsache gegenüber ist alles von Katholiken versuchte einseitelnde Verschweigen, Mildern oder Entschuldigen der andern, aus welcher sie hervorgegangen, ganz vergeblich. Diese andere, welche katholische Schriftsteller, namentlich aber Historiker mit Möhlers edler Offenheit dreist zugestehen sollten, ist die: daß Priester, Bischöfe und Päpste gewissenlos und unverantwortlich es selbst dort fehlen ließen, wo es nur von ihnen abhing, ein schöneres Leben zu begründen, oder daß sie gar noch den glimmenden Docht, welchen sie anfachen sollten, durch ärgerliches Leben und Streben auslöschten. Die Größe des Elendes, welches durch solche Veranlassungen herbeigeführt, die Kirche im XV. und XVI. Jahrhunderte niederhielt, kann man sich kaum groß genug denken. Ebenso verkehrt und partheisüchtig handeln aber die Protestanten, wenn sie nur hervorheben und melden, was die Katholischen vergebens zu verschweigen sich bemühen, dagegen alle Wohlthaten, welche die Reformation gespendet haben soll, ins Ungeheure übertreiben und ihrerseits verschweigen, daß eine Menge des Guten, was sie für eine Folge der Reformation ausgeben, schon ohne dieselbe da war und erfreulich gedieh. Erst dann wird an eine die Wahrheit völlig darstellende Geschichtsschreibung zu denken sein, wenn diese beiderseitige individuelle Willkühr verabschiedet wird, wenn die Historiker aller Confessionen auf die ewigen und unvergänglichen, Allen gemeinsamen Grundlagen der Moral und des Rechtes zusammentreffen, sich im Namen ihrer Glaubensverwandten die Hände reichen und das Schuldbewußtsein beiderseitsaner kannt wird in dem Geständnisse: „wir Alle haben gefehlt, nur die wahre Gemeinde Christi, welche seine Kirche ist und die niemals aufgehört, seit er dieselbe begründet, hat niemals fehlen

können. Wir Alle haben gesündigt, nur sie hat es nicht gekonnt und ist unbefleckt geblieben auf Erden." An dieses treumüthig und wahrherzig abzulegende Bekenntniß muß sich, wenn die von den Wortführern vertretenen Massen folgen, unausbleiblich das Versöhnungsfest anschließen. Dann wird, wie mich dünkt, die Zeit erschienen sein, in welcher die große Verheißung sich erfüllt: daß ein Hirt sein wird und eine Heerde.

So dankenswerthe Schritte aber auch beiderseits von einzelnen Historikern gethan sein mögen, die Mission der Geschichte: diese Versöhnung herbeizuführen, zu erfüllen, so wenig allgemein ist aber noch das Princip individueller Willkühr verworfen, welches die Masse der Geschichte schreibenden Deutschen zur Grundlage ihrer historischen Kritik macht. Noch immer sehen wir die Historiker, die gefeiertesten nicht ausgenommen, durch willkührliche Zusammenstellung und Auslassung von Thatsachen ihre Phantasiebilder zu Geschichten stempeln und die wahre Wirklichkeit der Geschichte verdunkeln, wenn es aber hoch kommt, das Streben nach Unpartheilichkeit in einem Für und Wider von Dunst bildenden Allgemeinheiten und entstellenden Halbwahrheiten sich erschöpfen, welches niemals zu einem sichern Abschlusse und voller Gestaltung in richtiger Lichtgebung gelangen kann. Wohl ist es schwer, eine lieb gewordene und mit einseitiger Neigung gepflegte Ansicht unbequemen, von uns nicht gemachten, Thatsachen preiszugeben. Ich selber bekenne mich gern des Fehlers schuldig, daß ich in dieser Befangenheit nicht immer beiden Parteien ihr Recht gleichmäßig habe zu Theil werden lassen. Ich thue dies Geständniß um so lieber, als ich meiner Gesinnung im Allgemeinen dadurch in Anderer Urtheile nicht zu schaden, der Sache der Wahrheit aber nur nützen zu können hoffe. Dergleichen häufig nicht einmal gewollte, oder auch nur gewußte Forschungen, die sich immerfort in der Historiographie kund geben, sind aber nur zu häufig ein Hervorgang aus dem widerchristlichen Geiste, der die deutsche Wissenschaft so lange schon geknechtet hat. Am meisten ist derselbe durch geschichtliches Material den Deutschen mittelst der, zum Volksbuche gewordenen, allgemeinen Geschichte von Rotteck zugeführt worden,

welche in ihren neun Bänden für Christus nur folgende Zeilen hat *):

> Fast viertausend Jahre nach der Schöpfung und (wie gewöhnlich bestimmt wird) 753 nach Erbauung Roms wurde zu Bethlehem in Judäa von einer Tochter des erniedrigten Hauses David, Jesus Christus geboren, der Heiland der Welt, der göttliche Lehrer der Menschen. Nachdem er in bescheidener Gestalt, aber in übermenschlicher Weisheit, Erhabenheit und moralischer Kraft unter den Sterblichen gewandelt, überließ er den Auserwählten unter seinen Jüngern die Fortführung des von ihm begründeten Werkes; und diese — an sich gemeine, einfältige Männer, aber durch den Geist des Meisters geleitet — streueten den Saamen, woraus allmählig, in stillem Gedeihen und unbegränzter Fortsetzung, die schönsten Blüthen der Humanität, die herrlichsten Früchte der Erkenntniß und Tugend unter den Völkern der Erde hervorgehen sollten **).

Auf die Frage nach den Ursachen der wunderwürdigen Umwälzung, welche das Christenthum unter den Völkern hervorbrachte, giebt Rotteck die Antwort, daß es seine unerschütterliche Begründung für alle Folgezeit folgenden vier Momenten verdanke: 1) Der innern Vortrefflichkeit der Lehre; 2) der reinen Auffassung, dem standhaften Bekenntnisse und der eifrigsten Verkündigung mittelst That und Wort durch die ersten Christen; 3) der damaligen Weltlage und der ganzen Folge der Ereignisse; 4) der innigen Verbindung der Christen unter einer wohlgeordneten Regierung, d. h. der innern Verfassung der Kirche. — Also auch diese berühmte Weltgeschichte, die einen Katholiken zum Verfasser hatte, scheuete sich, in Christo etwas Mehres als einen vorzüglichen Menschen anzuerkennen. Dagegen widmet sie dem Reformator dessen, was

*) Ich citire nach der zweiten Auflage, da mir eine neuere nicht zugänglich.

**) Im Grunde ist diese Erwähnung der Einführung des Christenthums nichts andres als eine rhetorische Bekleidung der nackten Rede, welche Spittler §. 1 seines Grundrisses der Kirchengeschichte giebt, wo er sich mit den auf S. 57 bereits angeführten Worten ausläßt.

der so dürftig von ihr abgefertigte Christus doch erst geschaffen, einen unverhältnißmäßigen Raum. Merkwürdig war mir die Versicherung Rotteck's, daß der Inhalt der meisten Lehren Luther's — etwa jene vom Primate und einige nur der Schultheologie angehörige ausgenommen — von der Art sei, daß heut zu Tage alle verständigen Katholiken theils laut, theils wenigstens im Stillen, sich gleichfalls dazu bekennen und es würde, wie er meint, falls die Anmaßungen Roms und das Verderbniß der Kirche heut zu Tage noch dieselben wären, wie sie zu Luthers Zeit gewesen, ein in seinem Geiste heute auftretender Reformator des Beifalles von neun Zehnttheilen der Katholiken versichert sein. Wie sehr sich Rotteck in dieser Voraussetzung getäuscht, haben die Zeiten seit Ausstellung des h. Rockes in Trier dargethan. Nach allen Zeitungsartikeln sollten die Anmaßungen Roms und das Verderbniß der Kirche die alten sein und es waren wenige, welche hieran zu zweifeln schienen. Es trat Johannes Ronge auf, der als des neunzehnten Jahrhunderts Luther und Reformator begrüßt ward, dem es aber nicht gelungen, auch nur den Beifall von einem Zehntel des Hunderttheiles der Katholiken sich zu versichern, weshalb die Rechnung des Historikers die Probe nicht bestanden. Denn wenn man auch einwenden wollte, daß Ronge kein Luther sei, so würde dies Rotteck nicht für sich anführen können, da er wörtlich sagt: „Wie Luther dachten und fühlten noch viele Andere, ja Manche übertrafen ihn an Wissenschaft, selbst an Begeisterung (Mehre noch an Kunst der Rede, an Gewandtheit, Mäßigung und edler Sitte) und ob mitunter selbst die Fehler Luther's zum Gelingen seines Werkes beitrugen, immer mögen wir annehmen, daß, wäre er nicht gewesen, ein Anderer dasselbe begonnen und — bei gleicher Gunst der Umstände — auch gleichmäßig vollbracht hätte. Es war die Sache selbst, die Idee, die so mächtiges wirkte, nicht eines Menschen persönliche Kraft, nicht schöpferisches Genie oder Heldenkühnheit des Einzelnen. Luther wurde nur stark durch den Zeitgeist, welchem er diente, und den er keineswegs schuf; Tausende waren für ihn, weil er aus der Seele der Tausende gesprochen; er war mehr Panniérträger als Meister dieses Krieges.“ Bei allem Anerkenntnisse ihrer Größe und Wichtigkeit ist dem Historiker Rotteck die Reformation doch nur die

zweitwichtigste Begebenheit der Weltgeschichte. Obenan unter allen Erscheinungen, welche der Verlauf der Zeit ans Licht gebracht, stellt er die französische Revolution. Selbst die namentlich hiebei erwähnte Einführung des Christenthums stellt er jener französischen Umwälzung in der Größe nach, mit welcher nur etwa die Reformation eine Vergleichung aushält. Weshalb Rotteck ein solcher Freund und Lobredner der französischen Revolution und aller Auflehnungen gegen herrschende Autoritäten war, weiß Jedermann. Er hegte eine tief innerliche Abneigung, ja selbst Feindseligkeit gegen alles historisch recht Gewordene und setzt diesem sein aus Rousseau's und Fichte's Theorieen geschöpftes Vernunftrecht entgegen, welches den Unterthanen zuläßt und gebietet, gegen die von Gott geordneten Gewalten, denen Christus folgsam zu sein ermahnt, sich zu erheben und sie schlimmsten Falles durch Zwang zu demjenigen zu nöthigen, was sein sogenanntes Vernunftrecht für vernünftig erklärt. Diesem zufolge ist auch alles, was in der Vorzeit mit diesem Vernunftrechte nicht übereinstimmt, ein so tiefes und heiliges Naturgesetz Andere auch in den Erscheinungen der Geschichte erkennen oder ahnen mögen, verdammungswürdig. Zu diesem Urtheile liefert nun Rottecks Weltgeschichte einen Commentar oder Beleg. Hierin hatte er entschieden die Meinung des Zeitgeistes getroffen und spielt sohin im Auftreten mit seinen keineswegs neuen Theorien gerade die nämliche Rolle, welche er nach Obigem dem Doctor Martin Luther unter dessen Zeitgenossen zugetheilt hat. Einen Historiker wie Rotteck verlangte Deutschland. Deshalb trat er auf, deshalb fand er Anklang und ungemessenen Beifall. Unter den Vielen, welche, von der Überzeugung: daß die Weltgeschichte eine Offenbarung der Wege Gottes in der Zeit ist, durchdrungen, der Rotteckischen Ansicht nicht zu huldigen im Stande sind, entstehet die große Schwierigkeit, das, was Rotteck und sein Anhang so entschieden als vernünftig prädiciren, dafür erkennen zu können, wie denn auch die gesammte Vorzeit in Unwissenheit darüber sich befand, daß sie im Unrecht und der Unvernunft steckte, ein Zustand, der sie übrigens nicht verhinderte, Thaten und Einrichtungen zu Tage zu fördern, mit denen sich zur Zeit noch nichts zu messen im Stande gewesen ist, was durch eine von Rotteck's Ansichten geleitete Thätigkeit erzeugt worden.

Zu jenen Vielen muß ich mich selber zählen, bei dem entschieden positiven und conservativen Principe, auf welchem, wie ich später inne geworden, aller frühern, in der Verstandesregion spukenden, Negationen ungeachtet, von jeher mein ganzes geistiges Wirken und Dasein beruhete, war ich zu einem Politiker nach Rotteck's Zuschnitte vom Grunde aus verdorben. Bei diesen positiven Elementen, welche ich nun auch schon lange Zeit als christlich zu achten, nicht umhin gekonnt, fanden die glänzenden Redensarten Rotteck's über immerwährende Verschlechterung des Zustandes der Menschen durch Machtgebot, die Declamationen gegen Despotengewalt (so bezeichnet Rotteck das göttliche Recht der Könige), die Klagen über Herrschergier, über Unterdrückung der Unterthanenrechte, über Mißbrauch der Staatsgewalt u. s. w. zu mir keinen Eingang. Gehorsam gegen den mir gebietenden Herrscher hielt ich für eine der ersten Pflichten, eine Beschränkung seiner Machtvollkommenheit, selbst nur durch Zweifeln an derselben, für einen sträflichen Frevel. Ich finde aus dem Ende meiner akademischen Zeit noch den Anfang einiger flüchtig hingeworfenen Ideen, welche zum Eingang in einen Aufsatz dienen sollten, worin ich die unbeschränkte Monarchie loben wollte. Darin sagte ich Folgendes: „Von Jugend auf, ich möchte sagen, von Natur war ich Royalist, d. h. ich schätzte vor Allem in den Verfassungen das monarchische Princip, jetzt will ich es, aus meiner subjectiven Meinung mich hinaussetzend, aus Gründen der Vernunft vor mir zu rechtfertigen suchen. Die Einheit ist sichtbarer, als in den Republiken, wo der Begriff des gemeinsamen Vaterlandes eine moralische Einheit bildet, die aber dem gemeinen Manne so unbegreiflich bleibt, als die Trinität dem größten Theile der Menschen. Großes kann nur auf Einheit hin begonnen und ausgeführt werden. Rom's große Männer waren auch immer nur Einzelne, sie repräsentirten das Vaterland als sichtbare Einheit, und wenn das republicanische Volk sie auch nicht Könige genannt wissen wollte, so handelte es sich nur um den Namen. Der That nach müssen wahrhaft große Männer, wie sie es der Gesinnung nach schon waren, Könige sein. Denn wie konnten sie unbeschränkt, ungezwungen große Entschlüsse ausführen, wenn sie über sich noch den ganzen populus als Herrscher erkannten? Ihr Ideal von Vaterland und Freiheit

konnte nur ihre Entschlüsse regeln. Es trat nie factisch und äußerlich hindernd in deren Ausführung ein. Aus demselben Grunde, als ich Anhänger des Theismus bin, möchte ich's auch der Monarchie sein. Wenn ich von Monarchie spreche, so nenne ich nicht die Monarchie, wie sie war und die Geschichte uns dieselbe schildert, eben so wenig als die Lobredner der freien Verfassungen die wirklichen als Musterbild sich gefallen lassen; sondern das Ideal der Monarchie stehet mir über dem einer wohleingerichteten Republik" u. s. w. — Mit solchen, wenn auch noch sehr unreifen politischen Überzeugungen konnte eine Geschichtsansicht, wie die Rotteckische nicht bestehen. Ich habe diesen Geschichtschreiber fast nur gelesen, um mich im Gegentheile von dem bestärken zu lassen, was er für das Heil der Menschen ausgiebt: die Verwirklichung der Idee der Selbstbefreiung, wogegen mir immer heller und deutlicher die Wahrheit aufging, daß die höchste Freiheit des Individui darin bestehen müsse, dieselbe hinzugeben in den Gehorsam an die höhere Autorität, die Gott selber, oder von demselben geordnet ist. In diesem Betrachte hat mir Rotteck gute Dienste geleistet und ich bin ihm manche Aufklärung schuldig, weshalb ich sein Buch nicht ohne Dank in die Hand nehme, obwohl weder ihm noch seiner Schule mit solchem Danke gedient sein möchte. — Natürlich war er auch ein Lobredner der Physiokraten, deren Systeme ich schon aus den über Politik und Staatsökonomie gehörten Vorlesungen abgeneigt war. Diese Lobpreisungen, so wie seine Erhebung der französischen Encyklopädisten, Voltaires, Rousseaus und der Lehren dieser Leute, welche mir von Grund aus zuwider waren, gestatteten von vorn herein keinen Vertrag mit den Rotteckischen Ansichten. Eine unverstandene Ahnung sagte mir schon frühe, daß sie nicht aus der ewigen Wahrheit abstammen konnten, so sehr sich Rotteck auch darstellen mag als ein vom tiefsten Rechtsgefühle durchdrungener, für das Recht und die Liebe zur Freiheit begeisterter Politiker, als ein Verehrer und Verkünder alles Guten und Edeln, was das Menschengeschlecht bisher an's Licht gebracht hat. Ob es aber dem wahren Geschichtschreiber verstattet sein darf, von den großen Thaten Gottes zu schweigen oder sich den Anschein zu geben, dieselben als solche nicht wissen zu wollen, was ich jetzt aus Überzeugung verneine, war mir schon vor vie-

len Jahren alles vernommenen Preisens von Rotteck's Freisinnigkeit ungeachtet, zweifelhaft, und ich fand mich von der Schönrednerei dieses berühmten Geschichtswerkes im Grunde niemals auf eine einnehmende Weise angesprochen.

Meine an gewisse Erlebnisse geknüpften Reflexionen über Kriegswesen, Union, Conversionen und Historiographie haben mich weit abgeführt und der Erzählung vom Fortgange meiner akademischen Studien ganz entfremdet. Mit Mühe finde ich mich zu derselben zurück. In Berlin, wo ich diese Studien nach dem Abgange von Göttingen fortsetzte, traten dieselben in eine größere Wahlverwandtschaft zum Christenthume. Hier traf ich meine beiden nächsten Jugend- und Schulfreunde wieder, welche sich der Philosophie und Theologie ergeben und warme Anhänger und Verehrer Schleiermacher's und Hegel's waren. Ich kam nun in einen Kreis, worin von der Religion, wenigstens theoretisch, oft genug die Rede war und über deren Gegenstand nachzudenken, vielfache Gelegenheit geboten wurde, zumal ich mit einem jener Freunde, der am stärksten für Schleiermacher schwärmte, in Hausgenossenschaft trat. Nichts unterließ er, um seine Bewunderung des eminenten Mannes auf mich zu übertragen. Er veranlaßte, daß ich die Kirchengeschichte bei demselben hörte und fast regelmäßig die Predigten, welche er alle vierzehn Tage um 10 Uhr in der Dreifaltigkeitskirche hielt, besuchte. Diese waren auf die Gemeinde berechnet, während diejenigen, die er um 7 Uhr hielt, mehr den Charakter von Homilien trugen und zur Belehrung seiner akademischen Zuhörer, die sich dazu auch fleißigst einfanden, bestimmt waren. Auf diese Weise kam ein christliches Ferment in meinen Gedankenstoff und ich fand mich schon durch die beständigen Dispute meiner Freunde, denen wieder eben so eifrige Theologen sich als Genossen zugesellten, fortwährend in das theologische Gebiet hineingezogen. Ganz geheuer kamen mir weder Schleiermacher's noch Hegel's religiöse Meinungen vom Anfange an vor, als ich derselben zum ersten Male seitdem ich einige Monate zuvor nur Flüchtiges darüber in Bouterwek's Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie (s. oben) vernommen, näher im mündlichen

Verkehre mit meinen beiden Freunden erwähnen hörte. Die Umstände, unter denen es geschah, sind mir sehr erinnerlich geblieben. Auf einer Harzreise, die wir drei einige Wochen vor meinem Anzuge in Berlin gemeinschaftlich und in Gesellschaft eines meiner Vettern machten, befanden wir uns auf dem Wege von Quedlinburg nach Thale. Es war Michaelistag. Ein köstlicher Herbstmorgen umgab die Wanderer. Blauer Himmel, trillernde Lerchen, freundlicher Sonnenschein, blinkender Thau, frische Luft, die mäandernde Bode zu unsern Füßen, der bläuliche Harz vor uns, die neigenden Wipfel der Bäume am Flusse, weidende Heerden, das Stampfen der nahen Papiermühle, anschlagendes Hundegebell, eine Tracht reifer Weintrauben in der Mütze, wohlgemuthe Unverdrossenheit, nachhaltige Erquickung durch die Nachtruhe in Quedlinburg, kurz alle Ingredienzien eines genußreichen Tages waren in und um uns in Fülle vorräthig und brachten jene Stimmung hervor, welche man sehr bezeichnend nennt: in seinem Gott vergnügt sein. Statt mich zu stören, hoben jene Zuthaten meine Aufmerksamkeit auf den Vortrag meiner Freunde über Hegel's und Schleiermacher's Religionsmeinungen, denn sie führten jene Momente herbei, „wo man dem Weltgeist näher ist, als sonst." Eine Art physikotheologischer andächtiger Naturbegeisterung spannte die Fibern meiner Seele. Nachdem ich ihre bewundernden Mittheilungen angehört*), dachte ich in meinem Herzen: „das ist ja leibhaftig diejenige Lehre, welche uns Bouterwek als Pantheismus geschildert." Vor diesem aber hatte ich, wie schon erwähnt, einen gewaltigen Abscheu, indem ich denselben für nicht minder ruchlos hielt, als den traditionell verrufenen Atheismus. Die Felsenwunder des Bodethales, in

*) Welche Stellen hier aus Schleiermacher citirt wurden, weiß ich nicht genau. Aber sie waren der Art, wie folgende aus den Reden über die Religion: «Mein Gott ist das Universum, die Einheit des Alls, die unser Gefühl berührt und unsere Unendlichkeit geistig empfinden läßt; und auf andere Weise, als durch diese geistigen Erregungen des Universum kann man Gott nicht haben im Gefühl. Dies ist das Haben Gottes und das ursprüngliche Wissen um Gott; mit einem persönlichen, außerweltlichen Gotte aber hat die Religion an sich nichts zu schaffen. Das wahre Wesen der Religion ist die Gottheit in der Welt, die Eins ist und Alles zugleich.»

welches wir vom Hexentanzplatze kühnlich hinabkletterten, um jenseits auf fast unwegsamem Steingerölle*) zum Roßtrappefelsen emporzuklimmen, verscheuchten diese theologische Antipathie wieder. Dieselbe trat in den Hintergrund meiner Seele bis eines Tages in Berlin in einem Dispute meiner Freunde Schleiermacher's Unsterblichkeitslehre auf das Tapet kam. Mir wurde nun nicht ganz wohl zu Muthe, als ich aus der eben zum zweiten Male gedruckt erschienenen Glaubenslehre Schleiermacher's mir auseinandersetzen hören lassen mußte, daß dieser Theologe**) die Unsterblichkeit vom Wesen des christlichen Glaubens gewissermaßen ausschließe. Noch mehr mußte mich befremden von einer Art Verwerfung der Persönlichkeitsfortdauer zu vernehmen, wobei man nach Schleiermacher mehr von Gottesbewußtsein durchdrungen sein konnte, als bei mancher Überzeugung von der Unsterblichkeit. Dieses Entsagen auf die Fortdauer der Persönlichkeit ist, wie jener lehrte, weit entfernt, die geistigen Thätigkeiten nur als eine Erscheinung des Stoffes anzusehen und den Geist dem Stoffe unterzuordnen. Es siehet, wie er versichert, vielmehr den Geist, als die den lebendigen Stoff hervorbringende und sich anbildende Kraft an. Denn von hier aus, hieß es weiter, läßt sich auf gleiche

*) Der Pfad, welcher jetzt den Wanderer bequem emporführt, war damals noch sehr unvollkommen.

**) Welcher hierin kaum auf einem andern Standpunkte stand, als einige zwanzig Jahre zuvor in den Monologen, welche seine Eigenthümlichkeit überhaupt am schärfsten ausprägen und wo es S. 29 heißt: «So haben sie auch gedichtet die Unsterblichkeit, die sie allzugenügsam nach der Zeit suchen, statt neben der Zeit und ihre Fabeln sind weiser als sie selbst. Beginne darum schon jetzt Dein ewiges Leben in steter Selbstbetrachtung.» In seinen Reden über die Religion dagegen hatte Schleiermacher gesprochen: «Mitten in der Endlichkeit Eins werden mit dem Unendlichen und ewig sein in jedem Augenblicke, das ist die Unsterblichkeit der Religion, darum strebet darnach, schon hier eure Persönlichkeit zu vernichten und in Einem und Allen zu leben; strebt darnach, mehr zu sein, als ihr selbst, damit ihr wenig verliert, wenn ihr euch verliert; und wenn ihr so mit dem Universum, so viel ihr davon hier zusammenfindet, zusammengeflossen seid und eine größere und heiligere Sehnsucht in euch entstanden ist, dann wollen wir weiter reden über die Hoffnungen, die uns der Tod giebt und über die Unendlichkeit, zu der wir uns durch ihn unfehlbar emporschwingen.»

Weise behaupten, einerseits daß das Gottesbewußtsein das Wesen jedes im höhern Sinne selbstbewußten oder vernünftigen Lebens constituirt, auf der andern aber auch, daß wenn der Geist in dieser Productivität wesentlich unsterblich ist, doch die einzelne Seele nur eine vorübergehende Action dieser Productivität ist, mithin eben so wesentlich vergänglich; wie denn auch jede außerhalb des bestimmten Entwickelungspunktes und der bestimmten Region des menschlichen Seins, der sie angehört, ihre Bedeutung verlieren würde. Mit einer solchen Entsagung auf die Fortdauer der Persönlichkeit soll sich eine Herrschaft des Gottesbewußtseins vollkommen vertragen, welche auch die reinste Sittlichkeit und die höchste Geistigkeit des Lebens verlangte. Diese Ansicht schien mir ungefähr auf das hinauszulaufen, was Wilibald im zweiten Buche von Wieland's Euthanasia seiner Schwester als die Wahrheit beizubringen beflissen ist. Gleich Wilibald findet Schleiermacher einem solchen Glauben gegenüber den gewöhnlichen Unsterblichkeitsglauben unfromm, weil er lediglich von dem, wenn gleich bis auf einen gewissen Grad veredelten Interesse von dem sinnlichen Leben ausgehet. Dies soll der Fall allemal sein, wenn die Unsterblichkeit postulirt wird, um der Vergeltung willen, indem vorausgesetzt werde, es gebe keine reine und unmittelbare Richtung auf Frömmigkeit und Sittlichkeit, sondern beide würden nur angestrebt als Mittel, um dort zu einer vollkommenen Glückseligkeit zu gelangen. Wenn nun mit einer solchen Annahme der Unsterblichkeit eine mindere Durchdrungenheit von Gottesbewußtsein Statt findet, als bei der vorerwähnten Verwerfung derselben, so (schließt Schleiermacher) kann ein Zusammenhang zwischen dem Unsterblichkeitsglauben und dem Gottesbewußtsein an sich nicht mehr behauptet werden. Für diese einem nach Unsterblichkeit dürstenden Herzen (welches in der genannten Euthanasia durch Wilibald's Schwester Blandine dargestellt wird) niederschlagende Lehre*) schien demselben kein ge-

*) Am schneidendsten tritt sie in folgenden Worten Schleiermacher's hervor: «Die Sehnsucht nach Unsterblichkeit ist irreligiös; durch die Anschauung des Universums sollen wir unmittelbar mit ihm Eins werden und uns aus der Individualität gar nichts machen. Jene aber wollen nicht einmal die einzige Gelegenheit ergreifen, die ihnen der Tod bietet, um über die Endlichkeit hinauszukommen. Der Wunsch nach Unsterblichkeit stammt

nügender Ersatz durch die Begütigung geboten, daß sich dagegen behaupten lasse, der Glaube an die Fortdauer der Persönlichkeit hange mit unserm Glauben an den Erlöser zusammen. Denn hier war ja immer die Frage: ob der Schleiermacherische Glaube an den Erlöser der richtige sei, wie doch von manchen selbst einander entgegengesetzten Seiten her bestritten wurde.

So weit sich derselbe in den Predigten darlegte, sagte er mir über die Maßen zu. Nachdem ich nur vier Wochen in Berlin gewesen, schrieb ich seltsamer Weise unter Andern an meine Schwester: „Die Kirchengeschichte höre ich bei Schleiermacher; ich capire ihn hier nicht recht, aber seine Predigten sind einzig, was die Stich als Künstlerin, scheint er mir unter den Predigern.“ — Ich hatte nun freilich noch nicht viel Prediger gehört, am wenigsten gute. Wie wenig ich mich auf die kirchliche der Bibel entnommene Sprache verstand und wie so gar nicht bewandert in der Bibel ich war, bewies mein Verhalten bei einer einige Wochen vor meiner Ankunft in Berlin in einer kleinen Stadt angehörten Erntefestpredigt, wo Ausdrücke wie: der Herr füllt die Wolken mit Wasser an, oder: er trägt die Erde wie einen Ball in seiner Hand und andere psalmistische Anklänge mich zu unangemessenem Spotte reizten. An diesem nahm einer jener beiden theologischen Freunde Theil, bei welchem eine solche Unwissenheit in der Bibelsprache eine noch größere Verwunderung erregen muß. Die erste Predigt Schleiermacher's, die ich am 30. October 1825 vernahm, hatte den Sieg des Guten über das Böse zum Gegenstande. „Herrlich klar, innig gedacht und tief,“ lautete damals mein Urtheil über diesen Vortrag, von dem ich in einem Briefe an eine theure Anverwandte weiter schrieb: „So eben komme ich aus der Dreifaltigkeitskirche, wo Schleiermacher predigte, von dem N.

---

unmittelbar aus der Endlichkeit; er rührt von der Engherzigkeit des Gemüthes her, den heroischen Gedanken nicht fassen zu können, daß das Individuum überhaupt nur im Ganzen sei und nur für dasselbe leben und sterben könne. Mitten in der Endlichkeit Eins werden mit dem Unendlichen, und ewig sein in Einem Augenblicke, das ist die wahre Unsterblichkeit. Wer einen Unterschied macht zwischen dieser und jener Welt, bethört sich selbst. Alle wenigstens, die Religion haben, glauben nur an Eine.»

sagt, seit 1800 Jahren habe es solchen Mann nicht gegeben. An wen und welche Zeit diese Zahl erinnert, brauche ich Dir nicht zu sagen. Meines Theiles kann ich nur behaupten, daß ich nie so predigen hörte, nie so aufmerksame Zuhörer sah, nie selbst in einer Predigt zu diesen mich so zählen durfte, als in der Dreifaltigkeitskirche, wo Schleiermacher predigte. Sein Wesen läßt ungeachtet der Natürlichkeit, womit er sich in dieser Sphäre, die ganz seine eigene ist, bewegt, dennoch erkennen, welch hoher, schwerer Stand der eines Gottesgelehrten sei; ich glaube mit Recht sagen zu können, daß von tausend Predigern kaum Einer werth sei, des Nachmittags da zu predigen, wo sein Wort am Morgen erklungen war. Und dieser Mann, der die Zuhörer rührt vom gebildetesten bis zum natürlichsten herab, dessen Innigkeit Alle durchdringt, als spräche er nur zu Einem, als fielen seine Worte nur in ein Ohr, ist zugleich einer der ersten Denker unseres Jahrhunderts und stehet unter unsern Philosophen mit oben an. Tiefer, als er, hat vielleicht niemals Einer in das Wesen der Dinge geschauet und mit mehr Frucht gewiß keiner. Diese einfachen, diese herzlichen Worte mit ihrem unendlichen, tiefen und erhabenen Sinne, wem schmecken sie nach Studirstube? Ich höre bei ihm zugleich das Collegium über die Kirchengeschichte, wo er mir zu scharfsinnig erscheint, daß ich ihm zu folgen, schon manchmal aufgeben mußte; und wenn man einmal den Faden des Verständnisses verloren, wie kann alsdann ein Vortrag erfreuen? Unwillkührlich mußte ich die heutige Kirche und Versammlung mit der vor vier Wochen in N. N. besuchten vergleichen*). Welche Null dieser N. N. gegen diese Million? Glaube aber nicht, daß ich hiermit so sehr erheben wolle, das, was die Natur schenkte an Anlagen und mit dem vergleichen, was Fleiß und Anstrengung geben sollte. N. N. kann nie ein Schleiermacher werden, aber er kann streben, Einer sein zu wollen. Dies thut er nicht und das erregt Unwillen. Ich höre, er soll in seinen guten Jahren nicht ohne Beifall gepredigt haben. Warum entfernt er sich von dem Ziele, dem er

*) Hiermit ist die oben erwähnte Erntefestpredigt gemeint. Ich that dem alten N. N. in diesem Briefe damals unrecht. Derselbe ist übrigens mit dem S. 94 der Geständnisse erwähnten Consistorialrathe eine Person.

vor zwanzig Jahren nachgehen konnte, nachgehen wollte? Oder ist der damals geerntete Beifall hinlänglich gewesen zu einer Lese von Lorbeern, auf denen er zu ruhen gedenkt und gedachte, da noch Kraft in ihm war, mehre und schönere lesen zu dürfen? Und doch scheint er sich nicht übel zu gefallen in seinem Schlendrian, den er auch durch seine schauderhaft decorirte Kirche walten läs-set*). — Dieses warme Interesse für Schleiermacher war bei allem

*) Als meine damalige Lebensanschauung charakteristisch bezeichnend glaube ich auch noch folgendes Bruchstück aus dem nämlichen Briefe hier einschalten zu dürfen: «Jetzt bin ich Dir zwar vierzig Meilen näher gerückt, als ich noch vor zwei Monaten war; aber die Ferne bleibt denn doch groß genug, um nicht zu einem Katzensprunge einzuschrumpfen und für die Phantasie ist diese größere Nähe nichts Erleichterndes, denn sie schwingt sich mit gleicher Leichtigkeit über eine Mauer, als sie in des Himmels fernsten Regionen schwärmt. Doch das läßt sich wenigstens zugeben, daß die Möglichkeit einer Reise zu Euch eher zu- als abgenommen hat und daß ich nicht wenig darauf denke, diese Möglichkeit zu verwirklichen, ehe ich in's verdammte Philisterium übergehe, das mir immer näher rückt, so daß ich mich wohl endlich entscheiden muß, welche Form desselben ich zu erwählen habe, wozu ich mich durch mehre hier abzulegende Visiten bei Leuten von Gewicht vorzubereiten gedenke. Ich bin zwar in der Residenz, sitze an der Quelle aller Beförderungen, bin in einer Mauer mit dem Steuerruder des Staates, aber was habe ich voraus vor dem, was ich ehemals in der Ferne anstaunte? Damals hatte ich wenigstens eine Idee, eine hohe Idee. Ich kam näher, sie verschwand. In der Residenz bin ich; ja wohl! wenn Residenz heißt: ein Umfang von drei Stunden mit schönen Häusern bepflanzt, unter denen auch zufällig die der königlichen Familie und ihre Minister sich befinden, von welchen hohen Personen sich zuweilen eine oder die andere sehen lässet. Auch sitze ich an der Quelle, aber wie Einer, der in dürrer Gegend nach Wasser schmachtet und es fließt unter ihm in der Erde; er wittert das Naß, weiß es aber nicht zu finden. Eben so ergehet es mir mit des Staates Steuerruder. Ich bin im Schiffe und fühle, daß sich's bewegt, sehe aber nicht die bewegende Kraft. Solche Ansichten hat man beim ersten Aufenthalte in Berlin. Courage und Zuversicht bringen uns zu einer nähern Anschauung dieser Wunderdinge. Aber was gehet mir denn ab, wenn beides in mir läge? Liegt es in der Natur, liegt's in der Gewöhnung und Erziehung, daß das Aufstreben kleinmüthig hinabgedrückt wird vom Bewußtsein der Schwäche? Ich glaubte wohl sicher eine ziemliche Carriere machen zu können, fehlte es mir nicht an Zuversicht und Kühnheit; mit dem Ehrgeize sollte es schon kommen.

Anerkenntnisse, das mir dieser eminente Geist von vorn herein abzwang, doch noch mehr ein Wiederhall des Enthusiasmus meiner Freunde als eine freie, freudige Huldigung. Nichts ward Seitens jener unterlassen, mich für ihren verehrten Lehrer einzunehmen. Es war nichts Seltenes, daß ich, nachdem ich kaum mein Nachtlager verlassen, den Hausgenossen bei mir mit den Reden über die Religion oder den Monologen eintreten sahe und mir daraus Abschnitte vorlesen hörte. So große Willigkeit ich auch zu dieser etwas zwangsweisen Bekanntschaft mit den Gedanken des großen Geistes zeigte und so sehr ich auch fortwährend von seinen Kanzelvorträgen gerührt wurde, in welchen er mir ein total Anderer erschien, als auf dem Katheder und in seinen Schriften, (soweit sie nicht Predigten waren) und so geduldig ich auch den zu so unbequemer Zeit dargebotenen Vorlesungen mein Ohr lieh, so wenig schlugen die Bemühungen meiner Freunde an, mir die Art von Pantheismus, welcher sie aus dieser Schule her

---

Aber so bin ich eigentlich zu Allem verdorben. Immer nichts Ganzes; ich sehe nimmer eine Aussicht zu einer Laufbahn, die ich mit voller Kraft betreten könnte. Ein leidiger Trost ist, von der Zukunft das Beste zu erwarten und es wäre Jammerschade, wenn nicht die meisten Trostgründe, mit denen dienstfertige, philosophisch denken wollende Freunde immer bei der Hand sind, wenn es irgend wo schief gehet, nicht eben so erbärmlich wären. Ich habe so manches Mal angefangen, nachzudenken (aber auch nur angefangen, denn Stetigkeit dazu ward mir nicht und daraus entstehende Verwirrung ließ längeres Denken nicht zu), wie denn so ein Ganzes, eine Harmonie ins Leben zu bringen. Aber bis jetzt sehe ich noch überall Dunkel, nirgends eine befriedigende Antwort. Aber unglücklich macht mich das nicht. Ich erkenne Grenzen des Denkens; wo und wie weit sie aber gehen, das ist wieder hinter einem Schleier verborgen, den meine Phantasie, die nicht im Speculiren stark ist, noch nicht hat heben können. Zweifeln und Ungewißheit sind denn mitunter die Endresultate. Wozu schreibe ich Dir nur dergleichen, wovon ich selber gestehe, daß es keine Endresultate gebe? Nun! So sei es ein Fragment von Reflexionen, eine Probe von einem Theile, dessen Ganzes ich selbst noch nicht kenne. Nur so viel will ich Dir noch sagen: daß ich nicht bestehen könnte, wenn ich nicht neben meinen Brodstudien Eins und das Andere zur Aufheiterung triebe, was Du vielleicht noch aus alten Zeiten weißt: Poesie (besonders dramatische) und Literatur, Kunst- und politische Geschichte; daneben zuweilen etwas Philosophisches interessiren mich am Meisten.»

zugethan waren, annehmlich zu machen. Am wenigsten Glück machten sie mit der schon erwähnten Unsterblichkeitstheorie, wonach unsere Individualität mit Verlust unserer Persönlichkeit beim Tode in die göttliche übergehen sollte und wonach, wie ein einzelner Moment eine Erscheinung, ein Theil des ganzen Lebens ist, wir uns nur als vorübergehende Gedanken-Individualitionen der Gottheit zu betrachten haben sollten. Mein Hausgenosse ging in der Quasivergötterung Schleiermachers so weit, daß selbst der Dritte in unserm Bunde seine Verehrung einen Rausch nannte. Von diesem ernüchterte er sich einst für ein paar Tage auf eine unangenehme Weise, als Schleiermacher abgelehnt hatte, ihm Zettel zur Entnahme von Büchern aus der königl. Bibliothek zu caviren. Diese egoistische Unbehaglichkeit währte jedoch nicht lange und die alte Liebe kam siegreich wieder zum Vorschein, so daß er nicht bald darauf behauptete, aus Göthe's und Schleiermacher's Wirken lasse sich ein Epos machen, ein Gedanken, den ich weder damals verstand, noch heute begriffen habe. Bei allem eigenen, oder durch die Sympathie der Freundschaft mir aufgedrungenen, Interesse für Schleiermacher, lehrte mich schon anfangs eine dunkle Empfindung, ein nicht klar gewordener Wahrheitsinstinkt, daß Schleiermacher's Forschung hinausführe über die Grenzen der religiösen Kreise, welche der christlichen Betrachtung unverrückbar gesetzt sind und daß die damit gewonnene Lehre in einen Subjectivismus verfällt, welcher nur zu sehr geeignet ist, die der Kirche nothwendige objective Haltung aufzulösen. Seitdem aber ist es mir klar geworden, daß die dialektischen Zauberkünste, in denen Schleiermacher's Genie brillirt, die Substanz des Thatsächlichen in der heiligen Geschichte und der Glaubenswahrheiten gefährden. Die Objectivität, welche das Postulat und Fundament aller ewigen Wahrheit ist, wird schon in dem obersten Satze von Schleiermacher's Lehre verleugnet, welcher den Grund und die Quelle der Religion im Selbst und Selbstbewußtsein des Menschen, den einzigen Trost im Leben und Sterben im Gefühle schlechthiniger Abhängigkeit von Gott findet, weshalb ihm denn die innere Erfahrung, die jeder über das, was er am Christenthume hat, zur Hauptsache in dem Religionszustande des Einzelnen wird. Das Wahre und Ewige in der Religion ist daher nur das Gefühl, wogegen das Dogma

dieser Gefühlsweise sich überall nur als ein unvollkommener Versuch, das Unendliche im Begriff zu erfassen darstellt, welcher mit allen Schwächen, „die einem solchen Bemühen ankleben: Einseitigkeit, Irrthum u. s. w.“ behaftet ist. Schleiermacher nimmt daher in den Reden über die Religion in einer besondern Darstellung einen eigenen Anlauf, um jenem Unfuge, der aus dem Zusammenhalten durch „die unheiligen Bande der Symbole“ sich ergiebt, ein Ende zu machen. Schleiermacher verehrte nicht die bestimmte Religion, sondern ihre Abstraction. „Alle diese todten Schlacken der Religion, sagt er, waren einst glühende Ergießungen des innern Feuers, es kommt darauf an, sie von Neuem zu beleben. Nur in der unendlichen Menge verschiedener Formen konnte die Unendlichkeit der Religion sich ausdrücken. Nicht in einer einzelnen Religion, sondern in dem Inbegriffe aller ist die wahre Religion zu fassen. Nichts kann in der Gestalt des blos Allgemeinen mitgetheilt werden, weil es sonst nicht Etwas, sondern Nichts wäre, was sein will, muß sich in einer einzelnen durchaus bestimmten Gestalt als wirklich offenbaren. Die Religionen des ganzen Menschengeschlechtes zusammen machen die Religion aus, die unendlich ist, und die kein Einzelner ganz umfassen kann.“ Deshalb kann denn auch das Christenthum Schleiermachers nicht genügen, denn es ist ihm zufolge noch ganz anderer Vervollkommnung fähig, als man sich träumen läßt, bei Christo ist daher durchaus nicht stehen zu bleiben, vielmehr noch weitere Vermittelung mit Gott zu gewärtigen und die Jünger des Täufers Johannes haben gewissermaßen Recht zu der Frage an Christus, ob nicht noch ein Anderer kommen werde? „Christus, sagt er, giebt uns nicht Seligkeit, sondern Wehmuth, das Gefühl unbefriedigter Sehnsucht, die auf einen großen Gegenstand gerichtet, ihrer Unendlichkeit sich bewußt ist. Es spricht sich in seiner Erscheinung die Idee aus, daß alles Endliche höherer Vermittelung bedarf, um mit dem Göttlichen sich zu vereinigen. Gern stände ich auf den Ruinen der Religion, welche ich verehre, denn der Untergang des Christenthumes ist nur seine Palingenesie. Nie hat Christus behauptet, der einzige Mittler zu sein. Nie vergessend, daß sie den besten Beweis ihrer Ewigkeit in ihrer eigenen Verderblichkeit, in ihrer traurigen Geschichte hat, kann die Religion der Religionen nicht Stoff genug

sammeln für die eigenste Sammlung ihrer innersten Anschauungen." Daß solcher Anschauung gegenüber eine fixirte Offenbarung keine Anerkennung finden kann, ist begreiflich. Denn der Offenbarung, welche Schleiermacher gelten läßt, eignet eine unendliche Subjectivität. In dieser bestehet ihre Freiheit und ihre Wahrheit. „Jede heilige Schrift, spricht er daher, ist nur ein Mausoleum der Religion. Nicht der hat Religion, der an eine heilige Schrift glaubt, sondern der keine bedarf, und wohl selbst eine machen könnte." Kein Wunder, wenn der Mann, der diese Äußerung gethan, die heilige Schrift, die unantastbare Grundlage des gläubigen Protestantismus nicht besser behandelte, als jede andre menschliche Schrift. Eine besondere Eingebung oder Offenbarung Gottes darin anerkennen zu sollen, hielt er für eine anmaßende Zumuthung. Deshalb glaubte er sich als Theologe auch berufen und berechtigt, jede Thatsache und Lehre, welche die heilige Schrift verkündigt, im Lichte seines Selbstbewußtseins und seiner Wissenschaft zu prüfen und die Annahme oder Verwerfung von dem hiebei gefundenen Resultate abhängig machen zu dürfen. Schon hinter die Erzählung der Genesis von der Erschaffung der Welt setzte Schleiermacher ein großes Fragezeichen. Denn die Welt bedurfte Gottes wohl um zu bestehen, aber nicht um zu entstehen und ist so wenig geworden als Gott, sondern ewig wie er und unzertrennlich von ihm. „Das Universum ist daher über Gott, sagte er, und eine Religion ohne Gott, kann besser sein, als eine mit Gott." Er sprach daher die Überzeugung aus, daß die Schöpfungsgeschichte gegen die Gewalt einer aus wissenschaftlichen Combinationen, denen sich niemand würde widersetzen dürfen, gebildeten Weltanschauung nicht länger möchte Stand halten können. Sein Grundprincip, die christliche Erfahrung, gehet ihrer Natur nach nur auf die Gegenwart. Zukunft wie Vergangenes, von denen der Mensch keine rechte Anschauung und Innewerdung haben kann, sind ihm in der Glaubenslehre untergeordnete Momente. Deshalb konnte die Schöpfungslehre, welche nach allgemeiner Einstimmung ein Hauptpunkt aller Religionen ist und auf welcher als Grundlage namentlich die alttestamentliche Religion beruhete, bei Schleiermacher, welcher den Schöpfungsact nicht in eine bestimmte Zeit setzen, sondern nur als einen ewigen Act Gottes auffassen

wollte, nur eine untergeordnete Stellung und Bedeutung erhalten. Die Lehre vom Teufel, welche die Genesis gleichfalls zum Vorschein bringt, verwirft Schleiermacher ebenfalls, indem er dafür hielt, wie die Vorstellung von gefallenen Engeln, welche in der Verbindung mit Gott und bei hoher geistiger Vollkommenheit sich plötzlich in Widerspruch gesetzt, und seitdem die höchste Bosheit mit dem höchsten endlichen Verstande besitzen, nicht durchgeführt werden könne.

Eine nicht minder heterodoxe Ansicht hegte Schleiermacher über die Wunder des alten und neuen Testamentes. Er sprach sogar die Erwartung aus, daß entweder die ganze Geschichte, der sie angehören, sich müsse gefallen lassen, als eine Fabel angesehen zu werden, von der sich gar nicht mehr ausmitteln lasse, wie viel Geschichtliches derselben eigentlich zum Grunde liege, oder wenn sie als Thatsache gelten sollen, werde wenigstens zuzugeben sein, daß, sofern sie in der Natur geworden, auch in der Natur dazu Analogieen gesucht werden müßten. Ein nicht glücklicheres Prognostikon stellte Schleiermacher der bisherigen (d. h. biblischen) Behandlung der messianischen Weissagungen und Vorbilder, welche über kurz oder lang unter denjenigen den Glauben werde verlieren müssen, in welchen sich eine gesunde und lebendige Anschauung geschichtlicher Dinge gebildet. Ähnliche Resultate in Bezug auf den Canon der heiligen Schriften erwartete Schleiermacher baldigst von den Resultaten einer einläßlichen historischen Forschung. In der Äußerung: „wir müssen uns bei Zeiten alles dessen entledigen, was offenbar nur Nebenwerk ist und auf Voraussetzungen ruhet, die nicht mehr gelten können," wird Leuten wie Strauß, Bruno Bauer u. s. w. eine classische Rechtfertigung ihres Beginnens dargeboten. Es ist gar nicht zu verkennen, daß Schleiermacher den von diesen und andern Leuten gleicher Richtung eingeschlagenen Weg hat anbahnen helfen. Seine Kritik zerpflückte die Evangelien Blatt für Blatt. Die großen Thatsachen, welche die christliche Kirche als Urkunden ihrer göttlichen Sendung aufzuweisen hat und in ihren feierlichsten Festen seit 1800 Jahren verherrlicht, sollten von der scharfen Schneide dieser Kritik getroffen werden. Die übernatürliche Zeugung des Fleisch gewordenen Gottes, seine Auferstehung und seine Himmelfahrt wurden von dieser Kritik

auf seine Weise angestritten. Für Schleiermacher ist Jesus von Nazareth nur ein vollkommeneres Menschengeschöpf, dessen vollendetes Menschenthum in einem ununterbrochenen Gottesbewußtsein bestand, das ihn von der Geburt bis zum Tode mit dem Gefühle schlechthiniger Abhängigkeit von Gott dergestalt erfüllte, daß es ihn keinen Augenblick verließ. Dasselbe beseelte alle seine Handlungen und Worte und erhielt ihn von Sünde rein, welche eben in der Unterbrechung des Gefühles jener schlechthinigen Abhängigkeit des Menschen von Gott bestehet. Doch hatte Jesus, wenn ihm auch die persönliche Erfahrung von der Sünde und ihrer Unseligkeit gebrach, da er die ganze Menschheit in sich aufgenommen hatte, mittelst des Vermögens der Einbildungskraft die klarste Anschauung und das innigste Gefühl davon. Dieses wundersame Gemisch zwiefachen Bewußtseins eigener Unschuld und fremder Schuld als schuldiger Unschuld und unschuldiger Schuld bewirkte, daß in Allem, was er sagte und that, eine Kraft von ihm ausging, welche ihn zum Weltheilande gemacht hat: zu beseligen, die an ihn glauben. Indem er in seiner Person die Gottheit vermenschlichte, die Menschheit vergöttlichte, ließ er uns ein Vorbild und die Anregung, seinen Fußtapfen nachzufolgen.

Wenn hiernach Schleiermachern Christus der vollendete Mensch war, aber doch für einen Sohn Josephs und Mariens galt, in welchem Gott im Grunde nicht anders war, als in den übrigen Menschenkindern eben auch, so mußte er schon in dieser Ansicht einen mächtigen Antrieb finden, die übernatürlichen Elemente aus der Schrift hinaus zu erklären und an dem Canon derselben zu rütteln, so daß die Äußerung nicht befremden kann, „die Kirche sei noch fortwährend im Bilden des Canons begriffen, indem sie auch in den canonischen Schriften eingeschlichene apokryphische Elemente anerkenne.“ Noch mehr, als die deutlich in der heiligen Schrift ausgesprochenen Lehren, mußten der Schärfe von Schleiermachers Kritik die Lehren zum Opfer fallen, deren Fassung erst der nachcanonischen Zeit angehört, wie z. B. die Lehre von der Dreifaltigkeit. Diese Lehre ist ihm „in ihrer kirchlichen Fassung nicht eine unmittelbare Aussage über christliches Selbstbewußtsein, sondern nur eine Verknüpfung mehrer solcher.“ Wesentlich ist hierbei Schleiermachern nur „die Lehre von der Vereinigung des

göttlichen Wesens" mit der menschlichen Natur, sowohl durch die Persönlichkeit „Christi, als durch den Gemeingeist der Kirche, mit welchem die gesammte Auffassung des Christenthumes in unserer christlichen Lehre stehet und fällt. Denn ohne ein Sein Gottes in Christo anzunehmen, könnte die Idee der Erlösung nicht auf diese Weise in seiner Person concentrirt werden. Und wäre nicht eine solche Vereinigung auch in dem Gemeingeiste der Kirche, so könnte auch diese nicht auf solche Weise der Träger und Fortbeweger der Erlösung durch Christum sein. Eben dieses nun sind auch die wesentlichen Elemente in der Lehre von der Dreieinigkeit, die sich offenbar nur festgestellt hat in der Verfechtung dessen, daß nicht etwas Geringeres als das göttliche Wesen in Christo war, und der christlichen Kirche als ihr Gemeingeist einwohnt. Daß die Trinitätslehre keinen andern Ursprung hat als diesen, und zunächst nichts anderes wollte, als nur eine möglichst bestimmte Gleichstellung des göttlichen Wesens in dieser Vereinigung betrachtet mit dem göttlichen Wesen an sich, das ist um so weniger zu bezweifeln ꝛc. Hierbei aber möchten wir auch stehen bleiben und können der weitern Ausbildung dieses Dogmas, welche auch den üblichen Namen erst rechtfertigt, nicht denselben Werth zugestehen. Denn der Name Dreieinigkeit beruhet erst darauf, daß man beide Vereinigungen auf eine schon unabhängig von denselben und auf ewige Weise in den höchsten Wesen selbst gesetzte Sonderung zurückführt und dann, nachdem man das zur Vereinigung mit Jesu bestimmte Glied dieser Sonderung mit dem Namen Sohn bezeichnet hatte, auch dem entsprechend, den Vater als eine solche Sonderung setzen zu müssen glaubte, woraus sich denn jene Zweiheit, nämlich die Einheit des Wesens und Dreiheit der Personen ergab." — Aus solcher Ansicht mußte dann natürlich die auch ungescheuet gegebene Erklärung hervorgehen, daß Schleiermacher dem Erfordernisse der kirchlichen Lehre, wonach wir jede der drei Personen dem göttlichen Wesen gleich denken sollen und umgekehrt nicht entsprechen könne, vielmehr weder das eine noch andere vermöge. In einer eben so häretischen Weise entfernte sich Schleiermacher, wie schon angedeutet, von der Lehre der Kirche in den Äußerungen über den Satan, welcher wohl in einer Predigt und im Kirchenliede, aber nicht in einer Dogmatik eine Stelle finden dürfte, weil ihm das

Böse eine bloße Negation, keineswegs aber diejenige geistige Potenz war, deren Dasein Christus und die Apostel mit Nachdruck geltend machten. Der in der h. Schrift erwähnte Satan, seine Teufel und das gesammte Höllenreich waren nach Schleiermachers Lehre nirgends anderswo vorhanden, als in den verworrenen Vorstellungen ausschweifender Einbildung. Alles was die Schrift hierüber enthielt, sollte entweder als unecht ausgemerzt oder sinnbildlich umgedeutet werden. Hatte ich für die Auffassung dieser und ähnlicher Abweichungen von der Kirchenlehre, die mir damals erst wenig bekannt war, noch kein Organ, so begriff ich mit meinem durch Selbstbeobachtung hierin competent gewordenen Urtheile, daß Schleiermacher weder mit der Kirche noch mit der Natur der Sache sich in Übereinstimmung finde, wenn er erklärte: die Sünde sei nichts Positives, sondern ihr Grund liege nur in dem Gesetze des Werdens, der Entwickelung; sie sei nichts Anderes, als eine niedere Stufe des Guten und das Reizmittel, wodurch die Entwickelung desselben herbeigeführt wird. Nach Schleiermacher giebt es keinen Sündenfall, sondern die Sünde ist dem Menschen anerschaffen, ein nothwendiges Eigenthum der menschlichen Natur. Der Tod ist ihm daher auch ein rein natürliches Ereigniß und keineswegs eine Strafe der Sünde, welche ihren Ursprung in der Unvollkommenheit unserer Erschaffung, mithin schließlich in Gott hat. Dies wollte mir schon damals nicht recht zu Kopfe gehen. Doch ahnete ich noch nicht, daß diese Ansicht auch einen Erlöser, ein Lamm Gottes, das der Welt Sünde auf sich nimmt, unnöthig mache, da Gott natürlich weder über das, was er selbst uns anerschaffen zürnen, noch auch eine Strafe dafür verlangen kann. Da mit dieser Ansicht das ursprüngliche, von außen her unvermittelte Gefühl der Reue im Menschen sich nicht vertragen würde, so läßt Schleiermacher die Reue im täuschenden Gefühle der Willensfreiheit, selbstständiger, von der göttlichen gesonderter Persönlichkeit, in dem Wahnglauben an ein vorhandenes Sittengesetz, an einen vorhandenen Gegensatz zwischen Recht und Unrecht, gut und böse, Tugend und Laster wurzeln. „Was sie Gewissen nennen, sagt er, kenn' ich nicht mehr, so braucht mich keins zu mahnen. Vorausgesetzt, daß nur Alles an sich gut und schön ist, muß Jeder leben, wie ihm zu Muthe ist

und dichten, wie ihm die Gottheit eingegeben. Das Talent des Mißverstehens ist gar unendlich und es ist gar nicht möglich, dem auszuweichen."

Obwohl der Gegensätze, in welchen sich Schleiermachers Dogmatik mit der Lehre der Kirche befand und die nicht selten willkührliche Art, wie er dieselbe gedeutet und gewendet, mir zu Berlin nur erst höchst unvollkommen bewußt war, hatte ich doch von allem Anfange an, wie die aus einigen Briefen mitgetheilten Äußerungen darthun, eine ziemlich deutliche Empfindung davon, daß der Schleiermacher auf dem Predigtstuhle und der Schleiermacher auf dem Katheder zwei verschiedene Personen darstellten, indem er an der ersten Stelle für die Exoteriker und an letzterer für die Esoteriker sich vernehmen ließ. Hierbei entfaltete sich das eminente Talent seiner dialektischen Geschicklichkeit in großartigster Weise und man kann die hallischen Jahrbücher (für deutsche Wissenschaft und Kunst S. 2009 d. J. 1840) nicht der Lüge zeihen, wenn sie von dem Kanzelredner Schleiermacher meldeten „er konnte eine Stunde lang über die Unsterblichkeit mit Begeisterung reden, ohne daß einer seiner blos „gebildeten" Zuhörer auch nur geahnet hätte, daß von der christlichen Unsterblichkeit hier nicht die Rede sei, vielmehr diese von dem Redner offenbar abgeleugnet werde." — Man darf dieses Verfahren dem ausgezeichneten Manne nicht als Heuchelei zum Vorwurfe machen, ohne fast die ganze Zunft der praktischen Theologen seiner Zeit des gleichen Verfahrens mit anzuklagen, welche dem Volke in den Ausdrücken der Bibel über die alten orthodoxen Lehren von der Dreieinigkeit, vom Sündenfalle, der Auferstehung u. s. w. predigten und unter diesen Dingen doch etwas ganz Anderes verstanden, als die Zuhörer zu vernehmen glaubten. Die in der Helle des Rationalismus wandelnden Theologen glaubten es vor einem Vierteljahrhundert doch noch nicht wagen zu dürfen, die grellen Lichtwirkungen, deren sie sich von ihren für die Religion eingetauschten philosophischen Überzeugungen versahen, so unverhüllt in die Welt hineinbrennen zu lassen und strebten noch ängstlich danach, die anziehende natürliche Nacktheit ihrer Lehren in den unverdächtigen Mantel der Christlichkeit zu hüllen, ohne welchen sie die Lieblingskinder ihres Geistes nicht ins Freie zu schicken wagten. Auffallend war bei solchem

Gebahren die Härte, womit Schleiermacher in seiner Dogmatik den in der hegelschen Schule aus Veranlassung der kirchlichen Trinitätslehre gemachten Versuch, eine Dreiheit in Gott ohne Beziehung auf die Verhältnisse der Erlösung und ohne Berufung auf die Schrift aus allgemeinen Begriffen oder a priori anschaulich zu machen oder zu beweisen, zurückwies und demselben den Platz in einer christlichen Glaubenslehre versagte. „Ja, sagte er, wenn sie sich auch genau an dieselben Ausdrücke hielte, sowohl um die Dreiheit als um die Einheit zu bezeichnen, deren sich die kirchliche bedient, würden wir dennoch fest behaupten, daß sie eine andere sei; indem solche Deductionen, die mit jenen Grundthatsachen nicht in Verbindung stehen, nicht nur einen ganz andern Ursprung jener Lehre beweisen, sondern auch eben deswegen in der christlichen Lehre von gar keinem Nutzen sein können. Solche können wir demnach als Philosopheme hier nur auf sich beruhen lassen, und haben gar keinen Beruf, sie einer Kritik zu unterwerfen, mögen sie nun von ältern oder neuern Kirchenlehrern herrühren." — Schleiermacher hatte sich im Grunde keines andern Mittels bedient, um den Glauben, welchen er als den christlichen erkannt zu haben glaubte, zu restauriren, als des hier verworfenen. Seine Aufgabe hatte er sich dahin gestellt, das religiöse Gefühl zu erwecken und wieder zu beleben und auf dem Wege der Wissenschaft zu dem in Verachtung gerathenen Dogma zurückzuführen und dasselbe mit Hülfe der Dialektik besser zu begründen, als es irgend eine deutsche Philosophie vor ihm gethan. Einem gleichen Versuche begegnen wir in der von Schleiermacher verworfenen Art, eine klare verständige Vorstellung und Überzeugung vom Dogma der Trinität zu erwecken und dasselbe zu begründen. Hegel eignete sich mit einem gewissen Rechte, indem er den nämlichen Weg der wissenschaftlichen Begründung des christlichen Glaubens betrat, den Ruhm zu, daß seine Philosophie zum Dogma zurückführe und strenger an demselben festhalte, als die (frühere) Theologie. Schleiermachers wunderbare Vielseitigkeit blieb aber bei dieser einen Richtung, bei Anwendung dieses einen Mittels nicht stehen. Ein wahrer πολυανθρωπος vereinigte er in sich die verschiedenartigsten, ja anscheinend entgegengesetzten Talente und Thatrichtungen. In allem, was er angriff, Virtuose, wußte er Ten-

denzen, welche einander zu widersprechen schienen, zu harmonischer Eintracht an einen Strang zu spannen, sich unterthänig zu machen und mit überraschendem Erfolge ein anscheinend ganz zur Seite liegendes Ziel auf geradem und kürzesten Wege zu erreichen. Ich stimme ganz dem bei, was die hallischen Jahrbücher sagten: „Mit unendlicher Leichtigkeit und Beweglichkeit verband sich in ihm bekanntlich eine seltene Kraft des Willens, mit wissenschaftlichem Tiefsinne eine unglaubliche praktische Gewandtheit und Geschäftskenntniß, mit schneidender Schärfe eine Fülle von Beredtsamkeit und poetischer Erhebung, mit mephistophelischem Witze dann und wann sanguinische Rührung und Gemüthlichkeit, mit der leichtfertigsten Frivolität*)." — Mit diesen Mitteln wucherte Schleiermacher auf's Gewissenhafteste zum Vortheile der Idee, deren Verwirklichung er sich vorgesetzt:

Die Religion in die Kreise der Gebildeten zurückzuführen.

Er war es, der mit entschiedendstem Erfolge der Herrschaft der seichten Aufklärung entgegentrat, von deren Irrlichterscheine ich meinen Lesern in meinen Geständnissen einige Proben mitgetheilt habe. Mit gewaltiger Kraft erkämpfte er sich den Sieg und führte den Glauben in längst religiös verödete Kreise zu frischem Leben und neuern Aufschwunge zurück. Er hat das unermeßliche Verdienst,

*) Man erinnere sich der Theilnahme, welche Schleiermacher zu seiner Zeit der Lucinde seines damaligen vertrautesten Freundes Friedrich Schlegel spendete und wie er sich bemühete, bei diesem ihm zufolge «heiligen, ernsten und tugendhaften Buche,» das bei aller Liederlichkeit freilich auf mancher Seite auch seine edle Abstammung nicht verleugnen kann und dem Schlegel selbst keinen zweiten Theil, sondern seine Bekehrung folgen ließ, die Schätzung des Wahren und Schönen in der hier gebotenen Freiheit dichterischer Anschauungen der Liebe herbeizuführen und den Geist vom Körper zu scheiden, was ihm aber nicht nachhaltig gelungen, indem die Lucinde, welche die heilige Vereinigung liebender Seelen im heißesten Taumel sinnlicher Leidenschaft darstellen soll, nicht über die Sphäre eines Ardinghello hinausgekommen ist, Schleiermacher für seine Ritterschaft an diesem Buche aber den Dank geerntet hat, daß die Fama ihm verschiedene liederliche Anekdoten nachrief, deren Inhalt mannichfachen Glauben fand.

der natürlichen Religion ihr non plus ultra angewiesen, das dogmatische Gebiet der christlichen Zuhörerschaft wieder eröffnet, den Positivismus daselbst wieder aufgerichtet und die zersprengte Heerde der in den Indifferentismus und Ignoranz hinaus verirrten Gebildeten in die verlassene Hürde der Kirche zurückgeführt und ihnen ein Interesse für den öffentlichen Gottesdienst und dessen Feier eingeflößt, so wie das bedeutungslos und leer gewordene Ceremoniel wieder mit einem christlichen Gehalte ausgestattet zu haben. Es ist wahr, Schleiermacher hat menschliche Kräfte und Künste aufgeboten, um dem Göttlichen wieder neue Bahn zu brechen. Er selber hatte es, wie die Gläubigen erinnerten, nicht in der vollkommen echten Weise und konnte es daher nicht in wahrer Christlichkeit überbringen. Wenn man aber den Zustand der Christlichkeit oder Unchristlichkeit bedenkt, welchen er vorfand, wenn man sich die Beschaffenheit desjenigen Institutes vergegenwärtigt, zu welchem am Ende des achtzehnten Jahrhunderts die evangelische Kirche und Theologie in Deutschland herabgesunken waren, so wird man staunen, was Schleiermacher geleistet und nicht mehr achselzuckend bedauern, daß er nach Ort und Gelegenheit „der Religion hier eine geistreich ästhetische, dort eine pietistisch-mystische salbungsvolle Draperie gab.“ Bedenklicher war allerdings, daß er Manches christlich nannte, was weder evangelisch noch kirchlich christlich genannt werden kann.

Hat die kräftigere Hand der nun zu besserer Einsicht fortgeschrittenen Christlichkeit auch den Schleier hinweggezogen, welcher vor dem Allerheiligsten der Theologie unseres Meisters hing, weiß jetzt auch Hengstenbergs jüngster Schüler, daß Schleiermachers Lehre von Gott denselben nur im christlichen Gewande uns vorführt, bei der Entkleidung aber ein pantheistisches spinozistisch-platonisches Wesen übrig bleibt, in welches der Meister sich versenkte, um sich der Aufhebung des Gegensatzes vom Endlichen und Unendlichen, von Zeitlichkeit und Ewigkeit bewußt zu werden, ist es auch jetzt kein Räthsel mehr, daß er mit Geschick die gefährlichen Klippen vermied an denen seine Christlichkeit scheitern, daß er mit Ängstlichkeit der schließlichen und durchgreifenden Entscheidung aus dem Wege ging, wo seine Consequenzen aus derselben unvermeidlich hinausführen mußten, daß er Nebendinge

vor die Hauptsachen schob, um die richtige Fährte zu verdecken, daß er mit seiner Dialektik überhaupt mehr den Verstand in die Enge treibt, als der Vernunft Überzeugungen einpflanzt, so muß man doch niemals vergessen, daß er die Religion, deren man sich je höher gestellt, desto tiefer zu schämen begann, wieder einheimisch machte in Sphären, aus denen man sie längst verwiesen hatte, daß er ein Interesse für dieselbe weckte, welches nicht in einer flüchtigen Theilnahme verrauschte, oder zu einer modischen Gewohnheit führte, sondern zu einem lebendigen, innerlichen, nachhaltigen Gefühle sich in den Meisten ausbildete und „daß er (wie die schon erwähnten Jahrbücher sich ausdrücken) hiermit zugleich jenen kahlen, ledernen, unpolitischen, nur auf das Bedürfniß, auf das blos Nützliche und Endliche gerichteten Brauchverstand, in welchen die Aufklärung zuletzt ausgelaufen war, kräftigst überwand und unter den Namen des Christenthumes eine Reihe idealer Interessen anregte und in Schwung brachte." — Mit Recht heißt es daher in dem theologischen Gutachten der hallischen Facultät über Bruno Bauer (Berlin 1842): „Von den Theologen der nächsten Vergangenheit ist in der Hand des Herrn wohl keiner ein mächtigeres Werkzeug gewesen, den religiösen Geist der evangelischen Kirche Deutschlands neu zu beleben und Viele, die dem christlichen Glauben entfremdet waren, ihm wieder zuzuwenden, als der verstorbene Schleiermacher."

Ich würde mich der Undankbarkeit zeihen*), wenn ich den ähnlichen Einfluß, welchen Schleiermacher, wenn auch großentheils mir selber unbewußt, in dieser Weise durch mündliches wie geschriebenes Wort auf mich geübt, verschweigen wollte. Er hat zuerst angefangen, die klare und verständige Überzeugung bei mir vorzubereiten, daß die Lehren des Christenthumes nicht der Vernunft widersprechen und sein Einfluß hat mit bewirkt, daß sie

*) Hielte ich nicht das Aussprechen meiner christlichen Überzeugung für eine Pflicht, so würde ich mich schon jetzt einen Verwegenen nennen, daß ich, ein so schwaches Licht neben einem Schleiermacher, mit diesem eminenten Geiste mich in Opposition gesetzt. Aber indem ich wider ihn zeugen muß, versichere ich ihm die höchste menschliche Bewunderung in einer durchaus freien Huldigung!

mir in die Anschauung und das Gefühl gekommen sind. Er hat sehr viel dazu beigetragen mich von der Unnöthigkeit zu überführen, mittelst denkgläubiger Operationen erst Vernunft in die Bibel hineinzulegen, und mir die Überzeugung zu eröffnen, daß wir vielmehr Vernunft aus ihr zu entnehmen vermöchten, wenn wir es recht dabei anfingen. Er ließ mich die Möglichkeit ahnen, Vernunft und Glauben, Philosophie und Christenthum mit einander zu versöhnen. Er leitete die Überzeugung bei mir ein, daß die Moralität des Christen ihren Hervorgang zu nehmen habe aus seiner Religion, nicht aber umgekehrt die Sittlichkeit schon Religion sei. So gehöre denn auch ich zu den tausenden Dankbaren, denen Schleiermacher, welcher zuerst den Weg gefunden, aus den dürren Einöden einer seichten und oberflächlichen Auffassung der religiös christlichen Wahrheiten, der Führer geworden ist zu dem, der von sich selbst bezeugen konnte, daß er die Wahrheit, der Weg und das Leben sei. Er hat mir zuerst die Einsicht erschlossen, daß alles Wissen ein eitles, nichtiges Wissen sei, wenn es nicht vom religiösen Gedanken getragen werde. Eine Versündigung an der Wahrheit aber würde es sein, wollte ich die Dankbarkeit so weit treiben, nun auch bei dem stehen zu bleiben, was diese Fundgrube gewährte, und eine mit Schlacken vermischte Wahrheit aus dem alten Schachte fortwährend heraufzubefördern, während mir neue und bequemere geöffnet sind, aus denen sie mir noch reiner und ungefälschter in die Hände kömmt. Deshalb habe ich, ohne dem unvergeßlichen Verdienste des eminentesten Kopfes unter meinen Lehrern um die Religion, zu nahe zu treten, mit nichts weniger als feindseliger, nur rücksichtsloser Offenheit oben einige der hauptsächlichen Punte hervorheben zu dürfen geglaubt, welche darthun, daß sich Schleiermacher nur erst der christlichen Wahrheit genähert, aber keineswegs in ihrem Mittelpunkte Platz gefaßt hatte. Menzel gehet sogar soweit, ihn vom eigentlichen religiösen Tiefsinne auszuschließen. Das scheint mir eine zu harte Rede. Dagegen finde ich schon besser treffend, wenn dieser Literator sagt: „Er ist Lehrer nur der höhern Gesellschaft, nicht des Volkes. Er ist ein geschickter Advocat Gottes, aber kein Prophet. Man kann ihn das größte theologische Talent nennen, wie Göthen das größte poetische; aber es ist mehr Form

als Inhalt bei ihm, mehr das Zeigen oder Verhüllen der Sache, als die Sache selbst. Schleiermacher sagt das Beste über die göttlichen Dinge, was man sagen kann. Aber dies ist nicht der Gott, sondern nur sein Kleid. Er hat die vollkommenste Religion aber aus dem Indicativ in den Conjunctiv übersetzt. Er bezeichnet, wie die gerade Linie durch unendlich viele krumme, so das Unbedingte durch zahllose Bedingungen und kommt zu der Erklärung: es ist einmal so oder es soll einmal so sein, durch gar zu viele wohlwollende und wissenschaftliche Umschweife, um uns ja zu nichts zu zwingen, wovon wir uns nicht erst hätten überzeugen lassen."

Am wenigsten vermochte ich die gerade christliche Wahrheit in seinem kirchengeschichtlichen Vortrage zu erkennen. Der Gesammtverlauf des Christenthumes zerfiel mir darin in eine Unendlichkeit von Einzelheiten, deren höherer Zusammenhang meinem Bewußtsein nicht klar werden wollte. Mit der, in unendlich viele einzelne Momente durch dialektische Mittel auseinandergelegten Masse des geschichtlichen Stoffes wußte ich nichts anzufangen. Mir war das Zusammenfassen der Thatsachen in einen Inbegriff, in eine Gesammtanschauung, in ein Bild ein Bedürfniß, nicht aber ein Auseinandertreten derselben, in welchem jede als geschichtliche Einzelheit sich darstellte. Ich fühlte mein Gedächtniß dabei nur äußerlich mechanisch angeregt, mein geistiges Auge gelangte aber damit nicht zu einer wahrhaft geschichtlichen Auffassung, einem Bilde in meinem Innern. Diese Wirkung ist um so auffallender, als Schleiermacher seine Behandlung der Kirchengeschichte ausdrücklich als eine organische bezeichnete, er es sich auch zum Ziele gesetzt hatte, dieselbe als ein abgeschlossenes Ganzes darzustellen. Er erklärte ausdrücklich, daß er nicht blos Material geben noch uns die Erfassung des Gesammtbildes daraus selbst überlassen wolle. Denn, sagte er, man müsse selbst ins allgemeine Leben verflochten gewesen sein, ehe die Operation des Zusammenschauens glücklich von Statten gehe; dazu gehöre auch eine Ruhe und Unparteilichkeit, die nicht in der Natur der Jugend liege, der daher nicht zuzutrauen sei, sie werde, wenn man ihr des Materials genug geboten, die Ansicht im Großen und vom Ganzen schon selbst zu finden wissen. Wenn ich das eben jetzt vor

mir liegende Heft, das ich in diesem Collegio nachgeschrieben, wieder durchsehe, finde ich auch allerdings darin die verheißene organische Behandlungsweise, aber die Darstellung dergestalt immerfort mit dialektischen Fragen, Erörterungen und Reflexionen unterbrochen, deren Bewältigung mit dem Thatsächlichen zugleich mir damals zu schwer ward, daß ich das Auseinanderfallen des letztern in meiner Betrachtung, welche gerade zum Zusammenhalten dadurch angehalten werden sollte, wohl begreife. Bei seinem beständigen Begriffensein in der Arbeit der Sonderung und Auseinandersetzung empfand ich damals mehr den Eindruck des Zerstörenden, Entzweienden, Auseinanderreißenden und hatte kein Organ für die Auffassung der aussöhnenden, bauenden und bessernden Tendenz, von welcher Schleiermachers wissenschaftliche Thätigkeit getragen ward.

Schleiermacher führte uns in seinem Vortrage der Kirchengeschichte nur bis zum Concile von Kostnitz. Die Fortsetzung fiel in ein Semester, wo ich der Universität nicht mehr angehörte. Nicht mit seinem Kathedervortrage, sondern durch seine gehörten und gelesenen Predigten brachte mich Schleiermacher in religiösen Dingen der Christlichkeit näher, ein Einfluß, den er noch mehre Jahre nachher geübt, weil ich wieder angefangen hatte, in seinen Predigten Erbauung zu suchen. Denn als ich die Universität verlassen, wo meine theologischen Freunde, welche den religiösen Gährungsstoff in meiner geistigen Ökonomie unterhalten, zurückblieben, ward ich, beim Nachlassen dieser Einwirkung, den theologischen Interessen wieder bedeutend entfremdet und suchte nur vorerst den Kampf gegen das Philisterium, vor dem ich, wie der oben mitgetheilte Brief beweist, eine große Furcht hatte, in ehrenhafter Weise zu bestehen. Erst einige Jahre später, als einer jener Freunde wieder mit mir den nämlichen Wohnort theilte, begann die Einwirkung Schleiermacherscher Theologumena von Neuem, aber, wie sich zeigen wird, mit andern Elementen vermischt.

Um an der strengen Objectivität des hegelschen Systemes Gefallen finden zu können, war ich zu sehr in die gemüthlichen und phantastischen Tendenzen, welche die Vertiefung in poetische Nebenstudien und die Neuheit des Genusses der theatralischen Aufführungen bedingten, vertieft. War ja doch der dunkle, schwer verständliche Philosoph selbst fast alle Abend im Theater zu finden und gab die Urtheile über die Darstellungen, welche er kritisirte, dem Publicum in der, damals von Saphir redigirten, Berliner Schnellpost zu lesen. Eine Art Epoche machte seine Beurtheilung des v. Üchtritzischen Trauerspiels: Darius und Alexander, welches im Winter 1825—26 zum ersten Male die berliner Hofbühne beschritt. Die Ermunterung meiner Freunde und Neugierde trieben mich wohl als Hospitanten in eine oder die andere Vorlesung Hegels. Allein die dunkle, Sinn versteckende Sprache und der ziehende, unangenehme äußerliche Vortrag, bei welchem die Worte aus einer Kinnlade in die andere geworfen zu werden schienen, ehe sie in einer übeltönenden Weise zwischen den Lippen den Ausgang fanden, sprachen mich wenig an. Es blieb mir fast alles Gesagte unverständlich. Ich hatte höchstens die Empfindung, daß etwas dahinter stecken müsse, das mir aber nicht deutlich werden wolle. Daß die wunderliche Manier und Sprache jedenfalls einen tiefen Inhalt bergen möchten, bezweifelte ich nicht. Unter meinen Freunden konnte ich Vieles über das Ansich, Fürsich und An- und Fürsich erörtern hören, ohne davon das Mindeste zu verstehen, noch auch hinter das große Räthsel der Identität des Seins und Nichts zu kommen. Hegels Schule war damals schon mächtig. Ein Widerstand gegen sie war noch nicht organisirt, weil es sehr Vielen erging, wie mir selber, daß sie von der neuen Lehre sehr wenig verstanden. Dieses Verständniß war nur in der Schule, die Schüler hüteten sich aber wohl mit dem Lehrer in Zwiespalt zu treten. Auch später habe ich es selbst nur zu einem kaum leidlichen Verständnisse einzelner Partien dieser Philosophie gebracht, zu deren Studium aus dem Vollen weder Neigung noch Bedürfniß mich antrieben.

Zur Zeit als ich meine berliner Studien machte galt Hegel für eine Stütze des Positiven. Sein Satz: „was vernünftig ist, ist wirklich und was wirklich ist, ist vernünftig," klang gar zu

conservativ. Obwohl Hegel weit entfernt war, jede vorkommende und vergängliche Erscheinung für vernünftig zu achten, so beschieden die Männer am Steuerruder des Staates sich selber nur gar zu gern, daß das Bestehende, das Positive jenes Wirkliche sei, so daß Hegel gewissermaßen den Ruf eines orthodoxen Politikers hatte. Das gleiche Glück hatte er anfangs in der Theologie, namentlich weil er die bei Seite gesetzte Lehre von der Dreieinigkeit wieder aufnahm und das Christenthum als die absolute, wenn auch in Bildern und Symbolen verhüllte Religion betrachtete. Die Entschiedenheit seiner Polemik wider das Reformiren in Staat und Kirche schien für dasjenige zu zeugen, was man später mit dem Ausdrucke gute Gesinnung bezeichnete. Kein Wunder daher, wenn dieser Mann des tiefen Denkens von Staatswegen gehegt und gepflegt ward. Es muß übrigens auch noch heute zugestanden und anerkannt werden, daß Hegel zu einer Zeit, wo die seichteste Aufklärung die Geister überschwemmt hielt, längst abgekommene christliche Vorstellungen in Schutz genommen und wieder zu Ehren gebracht hat. Die überlegenen Waffen seiner Dialektik gewannen einen leichten Sieg über die nur scheinbar bewehrte Theologie des gesunden Menschenverstandes und das oberflächliche Raisonnement des ordinären Rationalismus, dessen Herrschaft so erschüttert ward, daß Hegels Schüler Marheineke in seiner Dogmatik dem Rationalismus, „der zu glauben denkt und zu denken glaubt," obwohl es mit beiden eben nichts ist, eine Art Leichenrede halten durfte. Diesem Denkglauben gegenüber, welcher die positive Christlichkeit als ein überwundenes Moment zu betrachten, sich gefiel, konnte die Orthodoxie allerdings an eine philosophische Auferstehung ihrer Ideen glauben, wenn sie vernahm, wie die hegelsche Philosophie es als die Aufgabe der Religion des Geistes d. h. des Christenthums anerkannte, die wahre, in ihr schon vor allem Christenthume enthaltene und in demselben als Mysterium ausgesprochene Versöhnungslehre, so wie auch die Vorstellung von der Gottmenschheit und Dreieinigkeit denkend zu durchdringen und auf diesem Wege den Glauben zum Wissen, die Religion zur Philosophie zu erheben. Die Orthodoxie muß auch heute noch, wenn sie gemacht sein will, anerkennen, wie Hegel keineswegs ein bewußtes feindseliges Verhältniß gegen

das Christenthum einnimmt, sondern daß er einen besondern Reiz darin fand, einen besondern Werth darauf legte, in seinem Denken mit dem Christenthume so viel als möglich übereinzustimmen. Er machte es sich sogar zur Aufgabe die Einheit des Christenthums und der Philosophie in den höchsten Resultaten nachzuweisen.

Nach Hegels Lehre soll die Philosophie dasselbe, was der christliche Glaube vorstellungsmäßig besitzt, und was in der concreten Gestalt des Gottmenschen als Individuelles erscheint, zum speculativen Gedanken erheben und als Allgemeines begreifen. Die hegelsche Philosophie gehet also mit Entschiedenheit auf den Mittelpunkt des Christenthums ein, erkennt das Wesen desselben in seiner Mitte, in der Christologie; sie hebt wirklich das Höchste desselben auch als sein Specifisches hervor. Kam nun zu diesem Allen bei Hegel noch der Gebrauch mystischer Ausdrücke und poetischer Bilder, welche ihm ein Bedürfniß waren, um seinen schwierigen Gedanken einen völlig entsprechenden Ausdruck zu geben, so will es kaum noch befremden, wie der Philosoph wohl gar von der Seite her, wo der gewöhnliche Menschenverstand sein Lager aufgeschlagen hatte, den Vorwurf hören mußte, daß er ein Mystiker sei. Ich selbst war schon damals, als ich zu Berlin den Anfängen der theologischen Wissenschaft meine Geistesthätigkeit zuwendete, der Aussprache eines solchen Vorwurfes nicht fähig. Denn bei allem Staunen über Hegels unverstandene Tiefe und den unermeßlichen Umfang seiner Gedanken erging mir's doch, wenn ich die Erläuterungen meiner Freunde zu Rathe zog und mir eine Art Einsicht und Anschauung der Hegelschen Religionslehre zu verschaffen suchen wollte, auch hier fast wie Gretchen, welche bei den Aufschlüssen, die Faust ihr über seine Religion giebt, nur zu sagen weiß:

Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen,
Steht aber doch immer schief darum,
Denn Du hast kein Christenthum.

Hatte ich auch selber des letztern erst nur herzlich wenig, so waren mir doch eine Art geistiger Fühlhörner, eine gewissermaßen christliche Kritik zu Theil geworden, welche ohne eigenen Glauben doch etlicher Weise unterscheidet, was christlich ist und was nicht,

mittelst deren ich mehr im Wege der Ahnung, als der Gewißheit eine innere Kunde davon gewann, daß hinter die Versicherung der Christlichkeit, welche für die hegelsche Religionsphilosophie auf manchen Seiten laut ward, ein starkes Fragezeichen gehöre. Ein dunkler Instinkt ließ mich fühlen, daß diese Philosophie zu Consequenzen, wie sie durch Daumer, Feuerbach, Frauenstädt u. s. w. später wirklich dargelegt worden, d. h. zur Verneinung des Christenthumes führen müsse. Diese dunkle innere Kunde hatte übrigens auch nicht den leisesten wissenschaftlichen Werth und ging aus einer durchaus subjectiven Regung des Bewußtseins hervor, welcher aber der Zweifel untergebreitet war, ob die Tiefe, in welche die hegelsche Speculation hinabzusteigen nöthigt, denn dieselben Tiefen seien, in welche die christliche Heilslehre die Heilsbegierigen hineinführt? Über diesen Zweifel konnten auch die Formeln, welche ich vernahm, nicht beheben. Ich meinte die praktische Bedeutung der religiösen Erkenntniß, ihr Abzielen auf unser Heil in der speculativen Richtung, die Hegel verfolgte, verloren gehen zu sehen. Ich spürte, wie diese Richtung dem naturwüchsigen frommen Gefühle Abbruch thun müsse, in welchem ich die Lebenskraft der Religion beim einzelnen Menschen zu erkennen mich getrieben fühle. Ich erkannte in dem Bilde, was Hegels Vorträge von Christus lieferten, nicht den historischen in der Bibel uns als leibend und lebend geschilderten Christus, sondern einen idealen und speculativen. So wenig ich damals hievon begriff, so hatte ich doch die Empfindung, daß durch eine solche Umkehrung des Wesentlichen, dasjenige, was im Christenthume als höchstes Leben, göttliche That und Wirklichkeit sich darstellt und eine Fülle sittlicher Kräfte in sich schließt, zu einem unvollkommenen Momente menschlicher Speculation herabgesetzt werde. Entschieden aber fand ich mein mit der Stimme der Menschheit übereinstimmendes Bewußtsein vom Dasein der Sünde im menschlichen Herzen von der hegelschen Religionslehre zurückgewiesen, welche den Gegensatz zu und die Feindschaft des Menschen mit einem heiligen Gotte nur logisch gelten zu lassen schien und wohl nicht leicht einem Gewissen Beruhigung gewähren konnte. Da in dem Systeme der Begriff der Sünde und Schuld, wie es scheint, keinen wirklichen Raum hat, so fehlt auch der Offenbarung die Beziehung auf den Begriff

des Heiles, mithin ihr Hauptzweck. Ich konnte also schon damals zur Annahme einer Verbesserung der Religion durch die Philosophie mich nicht entschließen. Eine dergleichen Verbesserung schien mir überhaupt ein gewagtes Unternehmen. Kam mir dasselbe auch nicht so vor, „als wenn einer die Sonne nach einer alten hölzernen Hausuhr stellen wollte," wie Claudius meinte, so hatte ich doch fast nicht übel Lust diesem Dichter Beifall zu geben, wenn er sagt: „Die Philosophie mag wohl ein Hasenfuß sein, mit dem man die Statue der Religion vom Staube reinigen, sie aber nicht schnitzen und bildhauen kann." — Das stärkste Moment aber, welches mich vom Studium der hegelschen Philosophie abhielt, war der Mangel eines philosophischen Kopfes. Denn bei meinem concreten Sinne besaß ich wenig Neigung oder Anlage für diese abstracten Speculationen und bei einer längern systematischen Deduction ermüde ich leicht.

Daß die Zweifel gegen die Christlichkeit der hegelschen Religionsphilosophie, welche wohl im Gemüthe vieler, welche von der letztern Kenntniß nahmen, Platz fassen mochten, nicht früher einen öffentlichen Ausdruck erhielten, verschuldet wohl hauptsächlich die damalige weite Verbreitung eines flachen Rationalismus, welcher es zu solchen Wahrnehmungen nicht brachte. Die hegelsche Philosophie galt daher zur Zeit meiner Studentenjahre Vielen für das unschuldigste Ding von der Welt. Schleiermachers Falkenblicke konnte aber nicht wohl entgehen, was sich in dieser Schule wider die Theologie vorbereitete, deren gläubige Bearbeiter später noch stärker wider jene fulminirten als der scharfblickende Schleiermacher. Es ist ergötzlich zu lesen, wie ein Ultra, der aus dem Hegelthume hervorgegangenen liberalen Philosophie sich darüber, wie den Theologen über die Tendenzen der hegelschen Philosophie allmählich die Augen aufgingen, vernehmen lässet: „Schleiermacher, sagt er, war an der Universität vielleicht der Einzige, der vom ersten Augenblicke an eine wirkliche Malice gegen dieselbe hatte, theils weil er sich seines philosophischen Monopoles und vorherrschenden Einflusses beraubt sahe, theils weil er sehr richtig ahnte, daß sie aller Halbheit ein Ende machen werde und ihre Dialektik eine ganz andre Aufgabe habe, als nur Advocatie des religiösen Gefühles zu sein und demselben Complimente zu

machen. Seine Malice mußte sich nothwendig bei den strenggläubigen Theologen, welche die Philosophie nicht einmal als Magd ihrer Wissenschaft gebrauchen wollen, und denen alles Denken ein Greuel ist, bis zum völligen Fanatismus steigern. Es ist bekannt, wie sich die berliner Theologie, ausgehend von Schleiermachers philosophisch gewürzter Salbung, stufenweise bis zum gedankenlosesten Pietismus und zur krassesten Orthodoxie entwickelt hat. Von Schleiermacher zu Neander, von diesem zu Tholuck, der an de Wette's Stelle Vorlesungen über das alte Testament und die orientalischen Sprachen hielt, und von diesem endlich zu Hengstenberg, der sich 1824 habilitirte und drei Jahre später die evangelische Kirchenzeitung gründete, ist ein schöner, stetiger Fortschritt gemacht worden, der dem menschlichen Geiste und unserer Zeit zur Ehre gereicht. In diesem Fortschritte hat sich denn auch der Haß gegen die Philosophie und die Reaction gegen dieselbe dergestalt fortgebildet und bis in die polizeiliche Sphäre hin ausgedehnt, daß er fast unwillkührlich an das Verhältniß Wöllner's und der Seinen zum Philosophen von Sanssouci erinnert."

In Berlin empfing ich zu den später entwickelten christlichen Keimen nur die ersten Ansätze, welche, nachdem ich zu den heimischen Laren zurückgekehrt war, lange Zeit stehen blieben, wie die Vegetation, welche eine frühe und warme Märzsonne hervorlockt, bei wiederkehrender rauher Aprilwitterung mit den empfangenen Lebenskräften kümmerlich der Vernichtung widerstrebt, oder wie der Wachsthum einer Pflanze, welche aus dem heimischen Standorte in ein neues Erdreich versetzt, erst ein langes Übergangssiechthum zu bestehen hat, bevor sie sich mit der fremden Nahrung befreundet, die ihr aus dem ungewohnten Boden zugeführt wird. Die hauptsächlichste Ursache des längern Stillstandes, den die zu Berlin angeregten theologischen und religiösen Interessen erfahren mußten, finde ich aber hauptsächlich in dem plötzlichem Abbruche der, die letzte Schulzeit mit eingerechnet, so manches Jahr hindurch fortgesetzten theoretischen Beschäftigungsweise, welcher in dem letzten Studio meines Universitätslebens von allen Seiten so reichlicher Stoff zur Thätigkeit dargeboten war, wozu auch die Theologie beigesteuert hätte. Die Religion hatte mich mehr von ihrer wissenschaftlichen als praktischen Seite angezogen.

Der Impuls zur Beschäftigung damit hörte auf und ich fand mich mit einem Male in das wirkliche Leben hinausversetzt, dessen Wogen ich bis dahin nur von weitem wahrgenommen und die mich nun mit einem Male von allen Seiten umschlugen, so daß ich schier darin zu verkommen fürchtete. Der geistigen Trostlosigkeit der mir ungewohnten Praxis, suchte ich so oft als möglich zu entkommen, indem ich mich der Cultur der ästhetischen Interessen zuwendete, welche unter allen meinen Seelenbedürfnissen am stärksten geweckt waren.

Hatte ich auch während meiner akademischen Bildungszeit der Pflege der Poesie im Lesen bedeutender Gedichte und im Hervorbringen eigener poetischer Versuche weniger eifrig obgelegen, als in den beiden letzten Schuljahren, so war diese Beschäftigung doch keineswegs vernachlässigt und ich hatte, indem ich mich mit der Theorie der Ästhetik und Literaturgeschichte beschäftigte, doch mein Kunsturtheil geläutert und in Einsicht der Gründe, warum etwas schön zu nennen, an Klarheit gewonnen. Namentlich war mir hauptsächlich durch Bouterweks Ästhetik ein helleres Licht darüber aufgegangen, wie die Freude am Schönen mit dem religiösen Empfinden in einem nähern Zusammenhange stehe, wie die schöne Kunst nur da Wunder gethan, wo sie mit einem Glauben im Bunde stand, der eine Anschauung des Überirdischen und Göttlichen suchte. Diese Wahrheit war in mir unbewußt, wenn auch mit schwacher Kraft schon vorher lebendig gewesen, indem ich, wie sehr dabei auch in die Irre gehend, durch meine stümperhaften metrischen Versuche mich doch gewissermaßen mit meinem religiösen Bedürfnisse abzufinden beflissen war, welches damals im Theologischen und Kirchlichen seine Nahrung noch nicht zu finden wußte. Am Stärksten wurde diese Ahnung zu einem Bewußtsein in mir erweckt durch die Bekanntschaft mit Jean Pauls Schriften, welche ich zu Berlin machte. Die Lectüre derselben, namentlich aber des Titan und der Blumen-, Frucht- und Dornenstücke hinterließ den tiefsten Eindruck bei mir. In dieser Poesie ward ich zuerst praktisch inne, wie die Kunst ein Ausdruck des Bewußtseins der Mangelhaftigkeit der irdischen Welt ist, wie sie

die Erwartung einer höhern, einer vollkommenern Zukunft weckt, in welcher dem Menschen eine schöne Veredelung bevorstehet, wie sie den Gegensatz einer höhern unsichtbaren Welt, aus welcher ein Quell des Lebens in die hieniedige herabrinnt, postulirt. In dem Spiegel dieses Quelles erscheint das Diesseits, das Irdische, die Gewöhnlichkeit, das Alltägliche als eine unschöne Nichtigkeit und zwar in desto stärkerm Grade, je weniger sie Tropfen aus jenem Urquell in sich aufgenommen hat um sich zu durchgeisten. Hier wurde mit siegender Gewißheit in höherer Überzeugung auf ästhetischem Wege mir die Aufgabe klar, daß der Mensch sich über die Unvollkommenheit des Diesseits emporzuschwingen und an den aus dem überirdischen Jenseits hinuntergelassenen und hervorragenden Haltern und Stützen sich über sich selber zu erheben habe. Das Dunkle, Ahnungsreiche und Unverständliche in Jean Pauls Werken, welches jenen Hintergrund mehr empfinden als erkennen ließ, übte eben den höchsten Reiz, den unwiderstehlichsten Zauber. Die Abgerissenheit von Jean Pauls idealer Welt, die Unzulänglichkeit, die unpraktische Weichlichkeit, die unklare Verschwommenheit seiner Zustände und Tendenzen, so wie die Unnatur und Ungesundigkeit seiner Ideale: „weltumarmende, himmelstürmende Jünglinge, verblaßte, ätherisch durchsichtige, mondscheinwüchsige Jungfrauengestalten" kamen mir damals noch nicht zum Bewußtsein. Dagegen hatte ich einen fröhlichen Gefallen an den humoristischen Luftsprüngen, womit Jean Paul aus den Fluthen seiner eigenen Sentimentalität sich zuweilen zu retten sucht. Im Allgemeinen zog mich auch dieser Humor stärker an, als jene weichliche Empfindsamkeit, obgleich ich dieselbe nicht im geringsten verachtete und darin in einem edeln Sinne recht con amore wollüstelte. Denn die Jugend, deren Lieblingsschriftsteller wegen der vielen schönen Stellen dieser Humorist ist, fühlt sich nun einmal wahlverwandtschaftlich von dem Herzlichen, Unschuldigen, Sehnsuchtsvollen und Wehmüthigen, das seine Sentimentalität zum Vorschein bringt, angezogen und schwelgt nur zu gern in den seligen Träumen, in welche seine Darstellungen uns einführen. Nichts Angelegentlicheres kannte ich bei und nach der Lectüre des Titan, als denselben brieflich meiner Schwester zum Lesen zu empfehlen. Ich bat sie: „doch recht bald das Buch zu lesen, das, wenn Du es

auch nicht zur Hälfte verstehen solltest, doch mit der verstandenen Hälfte Dich hinaufschwingen wird in Regionen, die Dir auf einem Clauren'schen Parnasse wie Nebelflecke erscheinen, denen Du aber hier so nahe kömmst, daß Du unermeßliche Sonnensysteme in unaussprechlichem Glanze sich entwickeln siehest und staunest und bebest vor der Tiefe des Mannes, dessen Genius Deinen Gedanken seine Schwingen lieh. Ich selber habe noch nicht die Hälfte der vier Bände gelesen, kann Dir aber nichts Dringenderes ans Herz legen, als herzhaft die Lectüre zu beginnen." — In einem Briefe an meinen Vater entschuldigte ich mich wegen langen Schweigens mit „dem Umstande, mich in müßigen Stunden so an Jean Pauls Titan gefesselt zu sehen, daß ich vor Beendigung dieser Lectüre*) keine Nachricht von mir habe geben können. Von jener Lectüre kann ich für's Erste nur so viel sagen, daß, wenn mich Jemand fragen sollte: weshalb mir etwa Berlin theuer wäre, ich ihm trotz der großen Augen, die er machen würde, ganz trocken sagen könnte: wegen der Bekanntschaft mit jenem Buche ꝛc." Jedenfalls wirkte Jean Paul überaus anregend und half mächtig dazu, mich auf das Verständniß und den Genuß poetischer Kunstwerke weiter vorzubereiten und meinen ästhetischen Geschmack zu fördern, dessen Bethätigungen in eigenen Erzeugnissen, wie mir erst neuerlich ein geistreicher Freund versichert, noch lange an den Nachwehen des Göttinger Doctrinarismus litten.

Schon auf der Schule war ich über die in meinen Umgebungen wirklich als ästhetische Regel festgehaltene Trivialität hinausgekommen, daß der Zweck der Kunst in der Nachahmung na-

*) Ich trieb das Lesen so eifrig, daß ich wohl vierzehn Tage lang nicht zur Restauration zum Mittagsessen ging, weil ich in der Zeit, wo alle meine Bekannten ihrem Magen sein Recht widerfahren ließen, durch Besuch am wenigsten in der bezaubernden Lectüre gestört zu werden fürchtete. Ich ließ mir als Mittagsmahl an einem Stücke mit Butter bestrichenen Brodes genügen. Solche Opfer bringt Jeder seinem geistigen Vergnügen. Man findet es in der Ordnung. Geschiehet es aber für eine noch höhere Idee, um Gottes Willen, dann wird man ein Verrückter, ein Religionsschwärmer gescholten und thut man es nach Vorschrift der Religion, so ist man ein Werkheiliger. Wie seltsam doch die Wahrheit sich verdrehen lassen muß?

türlicher Schönheit und Wahrheit bestehe. Die Anwendung dieser Regel trat mir am häufigsten in dem Urtheile über Erzählungen und Dramen entgegen: daß dieselben unwahrscheinlich seien. Ich verachtete solche Urtheile in der Regel als Erzphilistereien, denn mich erinnerte schon ziemlich früh, wenn auch erst allmählich immer mehr mit hellerm Bewußtsein, jede innig empfundene Schönheit und Harmonie in der Natur wie in der Kunst an eine höhere Harmonie und Schönheit, die ich nur als das Gesetz des Weltalls, als das Urbild aller hieniedigen Schönheiten denken mußte. Ich bemerkte, wie auf der Leiter der Dichtung mein geistiges Dasein sich emporgehoben fühlte, zu jenem Unendlichen, das kein Sinn zu erreichen vermag. Je vernehmlicher im Gedichte dasjenige mich ansprach, was den Menschen über die niedern Verhältnisse, ich will nicht einmal sagen: der Thierheit, sondern der irdischen Unvollkommenheit erhebt, desto geistiger und reiner war der Genuß, den ich aus einem Kunstwerke mir zog. Je stärker das Überirdische angedeutet war und auf die Vorstellung und Ahnung des Unendlichen, das die Bestimmung des Menschen umschließt, hinführte, desto bezaubernder wirkte das Kunstschöne in mir die Erinnerung: daß wir geboren sind, an etwas Überirdisches zu glauben, wenn gleich ich über dasjenige, was ich zu glauben hatte oder über den Inhalt dieses Glaubens noch nicht zur Klarheit oder Entschiedenheit gelangt war. Genug! Ich hatte es in dem Kunstgenusse der Poesie doch so weit gebracht, daß durch ideale Schönheiten, die mir in diesem Bereiche entgegentraten, das Gefühl des Überirdischen und Unendlichen auf eine ähnliche Art in mir erregt ward, als durch die Wunder der zu ihrem Schöpfer hinaufweisenden Natur, wie sie sich namentlich in einer schönen Landschaft vereinigen. Höchstes Ideal war mir in dieser Hinsicht das Bodethal mit der Roßtrappe, ehe ich die Gebirgsschönheiten des deutschen Südens hatte kennen lernen. Noch stärker geweckt ward diese Ahnung eines Zusammenhanges zwischen Religion und Kunst durch die theatralischen Aufführungen von Shakespears, Schillers, Göthes, Calderons Meisterstücken, welche die berliner Bühne zur Zeit meines akademischen Aufenthaltes auf der Friedrich Wilhelms Universität mit theilweis vortrefflichen Mitteln bewirkte und denen ich, von meinem Vater auf dieses

Bildungselement ausdrücklich und nachdrücklich hingewiesen, nur zu gern und häufig beiwohnte. Während der in den Geständnissen erwähnten vieljährigen Carenz dramatischer Genüsse hatte sich die frühere Abneigung gegen die Bühne abgestumpft und ich hatte während der Reisen, die ich von Göttingen aus einmal selbst bis an die Schweiz unternommen, nicht umhin gekonnt, die Theater der größern Städte, die ich mit meinen Reisegefährten berührte, zu besuchen. Im ersten Göttinger Semester hatte ich jedoch bei einem Ausfluge nach Kassel den Freunden noch widerstanden, welche mich in die von Spohr selbst dirigirte Vorstellung der Jessonda (eine der ersten Aufführungen) sie zu begleiten dringend aufgefordert hatten. In Berlin aber konnte ich, nachdem ich die Einsicht eines höhern Adels, welcher in die dramatischen Aufführungen hineingelegt werden kann, gewonnen, mich dem Andringen derselben Freunde, die ich daselbst wiederfand, nicht mehr widersetzen und nachdem ich der ersten Darstellung (Kabale und Liebe) im königlichen Schauspielhause beigewohnt, war der Beschluß entschieden, das Theater so oft als möglich, das heißt unfehlbar jedes Mal, wenn ein klassisches Stück aufgeführt wurde, zu besuchen. Wie weibliche Künstlervollendung aus natürlichen Gründen den Mann näher interessirt und schneller klar wird, als die Entwickelung und Ausbildung der Kunst an Genossen seines Geschlechtes, so zog mich die Stich (jetzige Crelinger) zunächst an. „So eben komme ich (dies ward am 17. November 1825 der Schwester geschrieben) aus dem Opernhause, wo ich Romeo und Julia sah? nein, fühlte, verstand. Was ist doch das für eine wunderbare Frau, die so sich in die Kunst vertiefte und ihre innersten Schätze erspähete, daß sie nicht anders in Gedanken erscheint, als vollendet? Soll ich Dir noch den Namen nennen, der zwar in der Welt nicht ehrenvoll erscheint, aber der Einer angehört, die wohl das sein kann, was man leichtsinnig nennt und sinnlich, aber schlecht nicht. Ich habe sie nun in drei Stücken gesehen (als Milford in Kabale und Liebe, als Bertha in der Ahnfrau und als Julia), aber immer höher entfaltete sich ihre Kunst und läßt mich immer neue Seiten erkennen, die ich vor andern übersehen. Was ich schon mehrmals sagte, muß ich wiederholen: wenn Du Dich überzeugen willst, daß Du noch keine Künstlerin gesehen, so komm und siehe die Stich, die schon der Blüthenzeit entaltert noch solche Wirkungen

verbreitet ꝛc. Was das Schauspiel hier ist, davon hab' ich keinen Begriff gehabt, ehe ich's nicht selber sahe; ich stell' es oben an unter Allem was Berlin Schönes hat und Großes." Dem theatralischen Effecte der Stich widmete ich einige Monat später folgendes Sonett:

Als sich mein Geist ins Reich der Dichtung träumte
Fand er von schönem Lande sich umfangen,
Das reiche Blüthe bot in luft'gem Prangen.
Ich lag im matten Licht, und golden säumte

Die Wolke sich in Ost und lieblich keimte
Von dort ein Strahlenrand; ein süßes Bangen
Ob dem, was kommen sollt', hielt mich umfangen,
Mir unbewußt, ob ich erwacht, ob träumte.

Gestalten, bunte Bilder seh' ich schweben
Und habe Freud' an ihrem schnellen Treiben,
Doch wollt' ihr Sinn mir unerschlossen bleiben,

Da ward es hell; die Bilder hatten Leben,
Die Sonne stieg; als ich den Blick gehoben,
Da stand'st Du bei mir, deutetest nach Oben.

Diese Ahnung eines ursprünglichen Zusammenhanges der religiösen Empfindungen mit dem Gefühle für's Schöne, diese Gemeinsamkeit des freien Emporstrebens des Geistes zum Unendlichen, welches die Aufgabe der Kunst wie der Religion ist, ward aber erst zum vollen Bewußtsein, als ich Schillers Jungfrau von Orleans gesehen hatte. Den Abdruck dieses Innewerdens veranschaulichen folgende beide Sonette, deren ersteres an die Jungfrau, das andere an die Schauspielerin gerichtet war, welche jene darstellte.

Zum Himmel bist Du nun hinauf gezogen,
Des Erdenleides schwerer Last entbunden;
Die wahre Heimath hast Du dort gefunden,
Der hier Dein Wunsch schon sehend zugeflogen.

O schaue mild herab vom Äthersbogen,
Laß gnadenvoll mein krankes Herz gesunden,
Das zäher Schmerz seit Du entflohst gebunden,
Daß es Dein Scheiden fast sich nachgezogen.

Umschwebe meines Dichtens kurze Träume
Und laß Dein zartes Bild mir nie entschweben,
Wie es Dein Wesen that, das irdisch lebte.

Mein Sinn folgt Dir in jene lichten Räume,
Wo sel'ge Engel liebend Dich umgeben.
O, daß ich stets mit ihnen Dich umschwebte!

Einiger Vermischung der Vorstellungen der Dargestellten und der Darstellerin war ich in diesen Zeilen nicht entgangen. Das andere Sonett beweist noch stärker, wie mir das Bild mit dem Originale gewissermaßen zusammengewachsen erschien.

Dir ist, was ich noch nie gefühlt, gelungen,
Du hast zum Sein die Dichtung mir gestaltet,
Daß wahres Leben frisch sie nun entfaltet.
So hast Du mir den trägen Geist bezwungen,

Daß er sich schnell der Wirklichkeit entrungen,
In's Land entfloh, wo Du so hehr gewaltet,
Und daß er bei der Ahnung starr erkaltet,
Daß er der Dichtung nur sich nachgeschwungen.

Doch weilt er gern und oft in jenem Kreise,
Den Deine Kunst so sanft vor ihm belebte.
Vor Allem zieht es ihn nach Deinem Bilde,

Das hell umstrahlt von jungfräulicher Milde
Der Heldin Ruhm mit hehrem Glanz umwebte,
Zu Christi und zu seiner Mutter Preise.

Man wird aus dem in beiden ungeschickt ausgeführten Sonetten herrschenden Durcheinander die noch nicht scharf gefaßten Grundgedanken herausfühlen, der sich mir den weichlichen Weiberidealen Jean Pauls gegenüber mehr oder minder aufdrang: wie die heilige Unschuld der Jungfrau am herrlichsten hervortritt, wenn an sie der Ruf ergehet, als Gottes Streiterin aufzutreten. Unbewußt war in Schiller, wie damals in mir das tiefe Geheimniß des Christenthumes und der christlichen Poesie lebendig, daß das Heil der Welt von einer reinen Jungfrau ausgehet, die höchste Kraft von der reinsten Unschuld.

Schillers Johanna war mir die vollendetste Erscheinung des Engels, welcher den Helm trägt und die Fahne des Himmels. Tief empfand ich, was richtig der Dichter selber der Jungfrau nachgesungen:

Doch, wie Du selbst, aus lieblichem Geschlechte,
Selbst eine fromme Schäferin, wie Du,
Reicht Dir die Dichtkunst ihre Götter-Rechte
Schwingt sich mit Dir den ew'gen Sternen zu,
Mit einer Glorie hat sie Dich umgeben,
Dich schuf das Herz, Du wirst unsterblich leben.

Voltaires Pucelle mochte ich seitdem nie mehr lesen. Mit Schiller mußte ich sprechen:

Er glaubt nicht an den Engel und den Gott;
Dem Herzen will er seine Schätze rauben,
Den Wahn bekränzt er und verletzt den Glauben.

Dieser, wie mich dünkte, durch und durch romantischen Tragödie und ihrem in die tiefsten Sphären meiner Empfindungen und Gedanken hinabreichenden erschütternden und heiligen Jubel wirkenden Eindrucke, verdanke ich auch die erste Erkenntniß der Macht, welche in der Idealität des Begriffs der Gott geweiheten Virginität beschlossen liegt, diese ist mir seitdem die ehrwürdigste Blüthe geworden, welche die Religiösität auf Erden getrieben und eine noch sublimere Wirkung derselben vermag ich nicht anzuerkennen. Hierin und nicht in den lyrischen Herrlichkeiten, welche mit zauberartigem Wohllaute das Ohr umstricken und die süßesten Gefühle erwecken, nicht auch in der das Auge übersättigenden Scenenpracht finde ich den tiefen Eindruck begründet, welchen diese Tragödie auch bei Gemüthern hinterläßt, welche der poetischen Berauschung auf diesem gesuchten und Effect erheischenden Wege nicht zugänglich sind. Die tiefere Rührung, welche daraus sich ergiebt, daß Johanna der Stimme der höhern sie begeisternden Macht entgegen, dem an sie ergangenen Rufe untreu, den schwachen, wenn auch noch so reinen Gefühlen des Weibes unterlag, nimmt gerade ihren Hervorgang aus dem Bewußtsein, daß religiöse Jungfräulichkeit die höchste Höhe ist, welche menschliche Tugend zu erreichen vermag. Der Fall von diesem himmelnahen Standpunkte

erzeugt die erschütternde Empfindung, welche Johannens Hinuntersinken in die Sphäre bloß menschlicher und individueller Empfindung begleitet. Von diesem Momente an, wo die Heldin mit dem höhern Bewußtsein zerfällt, das sie bisher geleitet, wird sie vom Geiste Gottes verlassen, der sich ihr erst wieder zuwendet, nachdem sie durch harte Büßung das innere Ohr von Neuem für jenen Ruf geschärft und ihr Herz zur vollen Aufnahme desselben gestählt hat. Die Darstellung dieser wichtigen Vorgänge in Johannens geistigem Leben leisten meines Bedünkens reichlichsten Ersatz für den Mangel der Hebel, welche die Grundlage in der regelrechten Tragödie in Bewegung setzen: die Selbstbestimmung und der Hervortritt des individuellen Charakters. Der heiligen Virginität ist es gerade eigen, alle Selbstbestimmung, alle Individualität dahin zu geben an den und für den, welcher als das Ziel und der Inhalt aller Seligkeit sich darstellt und welcher selbst seinen Willen ganz aufgehen ließ in dem des Vaters. Daß es daher der Heldin von Schillers romantischer Tragödie an der eigentlichen Individualität fehlt, ist in meinen Augen ein Vorzug, da im Reiche Gottes Individualitäten keinen Werth haben und die rechte Individualität hier eben darin besteht, keine zu besitzen. Der Eindruck jener berliner Darstellung der Jungfrau von Orleans war so überwältigend, daß ich, den so leicht sonst nichts rührt und rührte, acht Tage lang damit zu kämpfen hatte, an deren jedem ich einmal die ganze Tragödie durchlas um mich in das Verständniß immer gründlicher hinein zu vertiefen. In dieser Zeit dachte und empfand ich buchstäblich nichts Anderes, als Johannen.

Es war mir ein widerwärtiger Gedanke, die Darstellerin der Johanna wieder in einer andern Rolle auftreten zu sehen, ja nicht einmal als Johanna wollte ich sie wieder und überhaupt die Jungfrau niemals mehr aufführen sehen. Obgleich ich Jahre lang am wiederkehrenden Monatstage der ersten Aufführung regelmäßig zur Feier der Erinnerung Schillers Tragödie durchgelesen, so habe ich doch den Vorsatz, deren Darstellung auf der Bühne nicht mehr beizuwohnen, bis jetzt, d. h. ein Viertel Jahrhundert lang gehalten. Den Vorsatz, die Schauspielerin nicht wieder zu sehen, mußte ich brechen, weil sie in Darstellungen auftrat, an denen ich

sonst mich nicht hätte erfreuen können, doch war es zum Schaden der vortheilhaften Meinung, welche ich von ihrer theatralischen Leistungsfähigkeit hatte, indem mir nach der Johanna niemals wieder eine Rolle von derselben zugesagt hat. Ich habe mich im vollständigen Besitze der idealen Wirkung erhalten, den die erste Aufführung auf mich gemacht hatte.

Die Stich dagegen fuhr ich fort durch Besuch aller Aufführungen, in denen sie mitwirkte, zu feiern. Willig ließ ich mir auch ferner Schillers Verständniß durch sie eröffnen, von dem ich bis dahin freilich wenig genug gewußt hatte. „Romeo und Julie, Johanne d'Arc und Don Carlos (so schrieb ich gegen Ende meines berliner Aufenthaltes an meinen Vater) sind diejenigen drei Stücke, die den tiefsten Eindruck auf mich machten, und meine Theaterbesuche haben wenigstens das gewirkt, daß ich nun sagen darf: Etwas von Schiller begriffen zu haben, wenn ich auch nicht im Stande bin, diesen reichen Geist ganz zu fassen, der neben Shakespear und Jean Paul doch nun verständlicher zu mir redet, als ästhetische Pedanterie es sonst zulassen wollte. Es ist nicht heidnisch, klingt es auch gleich so, daß solche Lectüre erhebender und erbaulicher wirken kann, als die beste Predigt."

Bei mir hat sich letzteres damals bewährt und ich habe deshalb die Dichtkunst und meine Stellung zu ihr in dieser Religions-Biographie ausführlicher erörtern zu dürfen geglaubt, weil sie entscheidenden Einfluß auf die Cultur meiner religiösen Empfindungen geübt hat. Die Jungfrau von Orleans entschied den Sieg der romantischen Poesie in meinem Herzen, das ihr, wie schon oben erwähnt, von jeher vorzugsweise zugethan gewesen und in dieser Neigung durch die fortgesetzte Pflege der portugiesischen, spanischen und italienischen Literaturen eine noch immer ergiebig gebliebene Nahrung gefunden hatte. Lange ehe ich einen klaren Begriff von dem Unterschiede, der zwischen plastischer und romantischer Schönheit Statt findet, mir angeeignet, zogen mich die Schöpfungen der romantischen Dichtkunst selbst in den Verzerrungen und Zerrissenheiten, wie sie in den Hervorbringungen des genialen Hoffmann zu Tage gelegt sind, mächtiger an, als alle Meisterschaft in den Productionen nach antikem Geschmack. Am widerlichsten waren mir letztere, wenn die schwächliche Begeisterung

eines Modernen für antike Kunstformen sich ein solches Werk abgemühsalt hatte. Rammler war deshalb für mich ein todter, wenn auch noch so correcter Gast und Klopstocks antiquarische Verwaltung habe ich aus erzwungener Pietät gegen diesen Vater der neuern deutschen Poesie erst weit später mit großer Anstrengung überstiegen. Neben praktischen Erfahrungen, wie die ästhetische Wirkung der Jungfrau von Orleans, wobei freilich vorerst ungeschieden blieb, welcher Antheil dabei auf die Poesie und welcher auf das Interesse für die Erscheinung einer begeisterten Jungfrau fallen mochte, verdankte ich den tiefern Aufschluß über die Dissonanz der romantischen und antiken Dichtkunst den Belehrungen eines verehrten Freundes, der obwohl älter als ich, nicht verschmähete, mich in die Ästhetik, die er nachher zu seinem Hauptstudium machte und worin er als Theoretiker sich seitdem einen achtbaren Namen erworben, tiefer einzuweihen. Ich genoß seines lehrreichen Verkehres auf beiden Universitäten, die ich besuchte. Er machte mich zuerst auf manche Unzulänglichkeit, Einseitigkeiten und Oberflächlichkeiten in der Bouterwekischen Theorie des Schönen aufmerksam. Unvergeßlich geblieben ist mir Folgendes, das er mir zur Erklärung des Gegensatzes, den ich eben berührte, einst sagte und das ich deshalb mittheile, weil sein Inhalt trotz der Unklarheit in der Schiedniß der Gegensätze, die ich für mich zu überwinden gesucht, die Grundlage meiner Anschauungen und Urtheile geblieben ist: „Den Gegensatz der romantischen Schönheit bildet die plastische. Ihr Charakter ist Harmonie. Harmonie in der Kunst ist nur da möglich, wo das von der Phantasie angeschauete Urbild im reinsten Abbilde versinnlicht wird, wo, wie alle einzelnen Theile strenge dem Ganzen dienen, so auch das Verhältniß der Theile zu einander durch das genaueste Ebenmaaß bestimmt wird. Die romantische Schönheit ist kühner in Verbindung der Theile. Die Übergänge sind nicht so allmählich, sanft wie in der plastischen, darum scheinbar ordnungslos, dem logischen Verstande, der leicht zu begreifende Harmonie fordert, nicht gefallend. Wie aber in tiefen Seelen Ideen und Gefühle, die der mit dem anatomirenden Messer zersetzende Verstand durch eine weite Kluft zu trennen bemühet ist, oft unmittelbar nach einander erwachen, in furchtbaren Dissonanzen tönen, tief erschüttern ohne

zu zerreißen, so auch die kühnen Sprünge und Übergänge im Romantischen. Die plastische Schönheit enthüllt sich uns in ihrer ganzen Nacktheit, die romantische nie, aber schamhaft deutet sie das nicht Geoffenbarte, worüber sie den Schleier des romantischen Helldunkels geworfen, an. Das Licht, welches über sie ausgegossen, ist das der anbrechenden Nacht oder des kommenden Morgens, zwar an Helle und Heiterkeit der Tagesbeleuchtung weichend, aber dem ahnenden Gemüthe um so wohlthuender, welches das Wehen der das Weltall durchdringenden Liebe in dem bald leise schlagenden, bald schauerlich klopfenden, bald vor Entzücken trunkenen Herzen wahrnimmt. Die geheimnißvolle Andeutung des Verhältnisses nähert die romantische Kunst dem Mysticismus. Ahnungen, daß eine mystische Verwandtschaft zwischen der sichtbaren und unsichtbaren Welt sei, werden in uns durch sie geweckt. Der Lichtglanz, welcher in Correggios Nacht das tiefe Dunkel erleuchtet, will deuten, wie so himmlisch rein die Seele des neugeborenen Kindes sei, wie so schwarz und finster dagegen der in Sünde gefallene Mensch, läßt das Dunkel der Nacht ahnen." — Von dem Romantischen in der Natur gab mir mein Freund durch folgendes Bild eine Vorstellung: „Tiefe Felsenschlucht. Schwarze Tannen in schauerlichem Dunkel ragen über die Felsenwände. Des aufsteigenden Mondes Licht kämpft mit der Finsterniß der Nacht. Alles athmet erquickende Frische, schöpfet Leben aus unendlichen, nie versiegenden Strömungen. Aber die geheimnißvolle Stille wird nur von dem über losgerissene Felsenblöcke rauschenden Wasserfalle unterbrochen. Weit aus der Ferne hallt das Geläute der Glocken. Dunkle Gefühle steigen auf in der Brust. Die Tage der Vergangenheit kehren wieder. Die Geister der dahin Geschiedenen umschweben uns. Ahnungen von dem, was da kommen wird, — zuckende Blitze in gräulicher Finsterniß — durchfliegen die Seele. Neue Bilder erwachen schauerlichen Anblickes. Die nächtlichen Wolken: Nothwendigkeit, Tod, Verwesung machen den Geist erzittern. Aber die flammenden Sterne: Gott, Ewigkeit, Liebe durchleuchten das gräuliche Dunkel. Der Bote des Todes wirft ab das nächtliche Kleid und der Engel des Lichtes im schneeigen, weißen Gewande umstrahlt uns."

Indem ich auf diese Weise tiefere Einsicht in das Wesen der Poesie gewann und mir gestehen mußte, daß bei der praktischen Übung dieser Kunst doch mehr gefordert werde, als ich zu leisten mit meinen Mitteln, welche kaum in etwas mehr als Fleiß und Eifer bestanden, im Stande sei, ward ich weit unergiebiger in den lyrischen Ergüssen, die vorher doch dann und wann erfolgt waren. Dagegen wirkte das, mir durch die Bühne näher getretene, und gegenwärtig erhaltene dramatische Element anregend und zog die etwa disponibeln poetischen Kräfte in sein Bereich, so daß ich vier oder fünf dramatische Compositionen, von denen nur zwei zu Ende geführt, doch rohe Anfänge blieben, unternahm, in denen ich voll toller Romantik, die Idee einer heroischen Komödie zu verwirklichen mich bemühete, indem unter Personen hoher bürgerlicher Stellung aus poetischen Zeitaltern sublime Wahrheiten in der Darstellung und dem Verlaufe tragikomischer Handlung zur Anschauung und zum Bewußtsein kommen sollten. Diese Anwendung der Komik war ein Impfling meines vorerwähnten ästhetischen Freundes. Ihm verdankte ich die Einsicht, wie uns auch in der Komödie die Nichtigkeit des Endlichen, was nur dazu da ist, dem Höhern Platz zu machen, dargestellt werden soll, indem das Vergehen des Kleinen, Niedrigen und Irdischen, was die Thorheit für groß und wichtig hält, in heiterer, komischer Weise, die Anerkennung einer höhern, überirdischen, göttlichen Welt herbeiführt und dieselbe in uns zum Bewußtsein bringt. Auch dieses Interesse für die Komödie war eine unbewußte Regung der Religion bei mir. Es ist hier nicht der Ort der Seltsamkeit meiner Schöpfungen im Gebiete der Komödie weiter nachzugehen. Ich habe nur damit andeuten wollen, wie mir immer klarer wurde, daß auch selbst im Komischen ewige Wahrheiten die Träger des Kunstwerkes sein müßten und die tiefe Bedeutung der Kunst in ihrer religiösen Tendenz zu suchen sei, wobei mir freilich die Philisterei, welche in einem seichten Kirchenliede den Culminationspunkt der Poesie finden möchte, weit genug entfernt blieb, wie ich denn von Jugend auf gegen alle Engherzigkeit und kleinlichen Verhältnisse einen unüberwindlichen Ekel hatte. Für das Unternehmen: die Poesie in der Art zur Magd der Religion zu machen, als die Verfasser der elenden Lieder unserer verwässerten Gesangbücher sich beigehen

lassen, hatte ich mildesten Falles nur ein: Herr vergieb ihnen, sie wissen nicht, was sie thun, in meinem Herzen. Anders konnte es auch nicht sein in einem Individuo, dem nachher in den Hallischen Jahrbüchern die gedruckte Ehre angethan worden, als: „dieser Affe der Romantik" bezeichnet zu werden.

Nach Ablauf des Jahres 1826, in dessen ersten Drittel ich die Universität verlassen, hörte ich auf, ex professo zu dichten. Nur einzelne spärliche Nachschößlinge traten hervor. Meinen poetischen Standpunkt und die Lebensanschauung, welche demselben zum Grunde lag, veranschaulicht am Besten folgende Composition, welche ich überschrieben finde: Allegorie am 23. September 1826 zu N. N. erlebt: Die Gefeierte ist die nämliche Huldin, der zu Ehren das oben mitgetheilte Sonett: „Noch steh' ich nicht auf sicherm, festen Grunde," gesungen war:

Als ein viel verirrter Pilger
Zog ich durch des Lebens Wald,
Doch in dieser finstern Wüste
Fand kein frommer Führer sich.

Immer mehr ward's um mich düster
Und verworr'ner lief der Pfad.
Doch am tiefen Moore ließ er
Rathlos mich und elend stehn.

Ringsum warf ich meine Blicke,
Ob ein gastlich Obdach sich
Nicht vor'm Sturm erblicken ließe,
Der von Ferne wild heranrauscht.

Doch schon hat er mich ergriffen,
Wirbelt mich am Abgrund hin;
Fast zu ihm hinabgerissen
Nehm' ich wahr ein dämmernd Licht.

Im verzweiflungsvollen Mühen
Such' ich, ein Gestrüpp' erfassend,
Mich vom Abgrund loszuwinden
Und der kühne Muth gewinnt.

Schaudernd vor des Abgrunds finst'rer
Unermeßlich schroffen Tiefe
Klimm' ich durch des Wald's Geschlinge
Froh zum Dämmerlicht hinan,

Klopfte an die nette Hütte,
Wo der helle Strahl entsprang,
Und mir ward die schmerzlich bittre
Antwort: schon sei sie besetzt.

Freundlich, aber kluger Miene,
Trat ein liebes Mädchen raus,
Bat, ein wenig zu verziehen,
Wenn hier auch nicht Herberg sei.

Sanft zerrann der Sturm in Frieden
Und ließ schwere Tropfen hängen,
Die im Strahl der Sonne flimmern,
Welche goldig wieder glänzte.

Und hervor aus stiller Hütte,
Wo des Bleibens nicht mehr war,
Lenkt' ich die verirrten Schritte
Wieder auf den rechten Pfad,

Den das Mägdlein mir beschieden,
Als ich dankend sie verließ,
Hoch hinauf hat sie gewiesen
Wo ein weißer Tempel strahlt.

An dem Horizonte sprießen
Aus des Abends Purpurmeere,
Wo sie brechend mild zerfließen,
Tief der Sonne Scheidestrahlen,

Da komm' ich nach langem Klimmen
Bei des Tempels Pforte an,
Mit den letzten Strahlen ziehe
Ich zur hehren Wölbung ein.

Angestrahlt vom Abendglühen
Blinkt auf himmlischem Altar
Der für uns am Kreuz der Sünde
Den Erlösertod geduldet.

Frommen Glaubens angefüllet,
Sink' ich vor dem Heiland' hin,
Laut beweinend meine Sünden,
Schau' ich demuthsvoll ihn an.

Bei mir steht das Mägdlein wieder
Hebt mich sanft zu sich empor,
Spricht mit aufgehob'nem Finger:
«Blick' hinauf: er ist versöhnt.»

Ich will nicht leugnen, daß in dieser, sich schon fast specifisch christlich gebärdenden Allegorie eine unbewußte christliche Rührung sich Luft gemacht hat. Man irrt aber sehr, wenn man vermeint, in diesen Zeilen sei mein rundes und volles Glaubensbekenntniß, das sich etwa auch im praktischen und alltäglichen Leben wirksam und geltend erwiesen hätte, niedergelegt. Ich befand mich ja auf poetischem Gebiete, auf welchem ich zwar höhere Wahrheit ahnete, ja anerkannte, ohne aber an eine Versöhnung mit der Wirklichkeit, noch eine Durchdringung derselben mit jenem Geiste höherer Wahrheit schon völlig zu glauben. Ich war nicht besser und schlechter daran, als das ganze Concert kleinerer deutscher Singvögel, welche sogar noch viel weiter gingen und, nachdem Tieck, Arnim und andere den Ton angeschlagen, sie mochten Lutheraner oder Reformirte, ja selbst Juden sein, sich am Anfange unseres Jahrhunderts um die Wette abquälten, sogar neben Christo auch noch die Jungfrau Maria und die Schaar der Heiligen zu besingen. Als ob sie vor dem nüchternen Tode bebten, krallten sich mit convulsivischer Begeisterung unsere Dichter an die katholische Kirche fest. Romane, Sonetten, Legenden, von protestantischen Dichtern reichlich hervorgebracht, enthielten Prachtausstellungen von Madonnen, Meßopfern, wunderthätigen Bildern, Reliquien und andern Dingen, welche man mit dem Wuste des katholischen Mittelalters längst über Bord in den mächtig rauschenden und fortspülenden Zeitenstrom geworfen und von demselben verschlungen gewähnt. Es fiel aber nur wenigen dieser Dichter ein, aus dem poetischen Spiele Ernst zu machen und die Gegenstände, welche sie mit dem Zauber ihrer Kunst verklärten, in der Wirklichkeit zu verehren und mit nüchternem Muthe sich bei Vorkommenheiten des gewöhnlichen Lebens an die Madonna zu wenden und um ihre Fürsprache zu flehen, an die Kraft der Religion und die Fürbitten der Heiligen, an die Wirksamkeit des Gebetes thatsächlich zu glauben. Die romantische Schule, welcher jene Dichter angehörten, war nämlich in einer Person heilig und profan, andächtig und frivol, gläubig und ketzerisch. Ein neuer Janus erschien sie auf dem einen Antlitze mystisch, überschwenglich, phantastisch, auf dem andern höchst verständig, kritisch, dialektisch. Es fehlte ihr mit einem Worte der wahre sittliche, geschweige der christliche Ernst. Sonst wäre es

unmöglich gewesen, daß die Unsittlichkeit und Liederlichkeit bei einem Theile der Schule hätten zu einer Genialität werden und eine Lucinde hätte das Licht der Welt erblicken können. Da den wenigsten Romantikern ihr poetisches Treiben Herzensache und innere Überzeugung war, so verfiel ihr Werk. Am schmählichsten offenbarte sich diese innere Unwahrheit an August Wilhelm von Schlegel, einem Manne, dessen Schriften ich so unendlich Vieles verdanke, daß ich am liebsten sein Vertheidiger sein möchte, wenn ich dazu in der angeregten Rücksicht eine Möglichkeit wahrnähme. So wenig ernsthaft und praktisch der Katholicismus der meisten Romantiker gemeint war, eben so wenig würde ich wahrscheinlich auf meine in der oben mitgetheilten Allegorie dargelegten Verföhnungs- und Opfertods-Theorie zum Märtyrer haben werden können. Gleichwohl lag dieser Theorie bei mir, wie auch dem katholisirenden Gebahren der Romantiker etwas Tieferes zum Grunde, als bloße Neigung zu poetischer Spielerei. Ich muß, um dies deutlicher zu machen, mir erlauben, etwas weit auszuholen. Zunächst bitte ich, die Bemerkungen sich vergegenwärtigen zu wollen, welche ich oben über meine Freude an den Hervorbringungen der romantischen Poesie und den Zwiespalt dieser praktischen Empfindung mit meiner ästhetischen Theorie habe machen müssen. Hier wird nun der Ort sein, den Gegenstand weiter fortzuspinnen, wodurch zugleich der verheißene Aufschluß sich von selbst ergeben wird. Ich werde dabei, damit man nicht meint, ich träte hier irgend einem Romantiker nach, oder brächte wohl gar Katholisches, auch hier recht fleißig auf meinen Lehrer Bouterwek Rücksicht nehmen, den man doch eben so wenig für einen Romantiker als einen Katholiken wird halten dürfen.

Auffallend muß es schon bei einer nur oberflächlichen Umschau in der Geschichte der Literaturen des europäischen Abendlandes erscheinen, daß nach dem raschen und umfangreichen Emporblühen der deutschen Poesie im schwäbischen Zeitalter*) dieselbe in Still-

*) Nichts beklage ich aufrichtiger, als daß ich nur zu lange Zeit mit einer Menge ehrenwerther Leute dem kläglichen Irrthume gehuldigt habe, es seien die frühern Leistungen der deutschen Poesie nur als unvollkommene und rohe Anfänge, als abenteuerliche Sprünge und Narrheiten zu be-

stand gerieth und die gesammte deutsche Literatur hinter den Literaturen der andern Abendländer hauptsächlich zu einer Zeit zurückblieb, wo sie an den letztern, die in höchster Blüthe standen und ihr goldenes Zeitalter feierten, ein Vorbild nehmen konnte. — „Unerfreulich, sagt Bouterwek, bleibt der Contrast zwischen der Rohheit der deutschen Poesie beim Ausbruche der Kirchenrevolution im schönen XVI. Jahrhundert und der hohen Cultur, welche damals in andern Ländern der neuern Poesie zu Theil wurde." — Der deutsche Adel war seit der schwäbischen Zeit in Rohheit versunken. — „Darum brachte selbst der geist- und kraftvolle Ulrich von Hutten, der in Italien gereist war, durchaus kein Interesse für die damals so herrlich blühende italienische Poesie von seinen Reisen zurück. Welch' eine Menge Deutscher von den höheren Ständen wurden unter der Regierung Karls V. durch die politischen und militairischen Conjuncturen nach Italien geführt! Keiner von ihnen scheint die schöne Literatur der Italiener einiger Aufmerksamkeit gewürdigt zu haben. Karl V. brachte Spanier nach Deutschland. Unter seinen Fahnen dienten in Italien deutsche und spanische Soldaten. Die spanische Sprache ward in Deutschland bekannter. Und doch blieb im Jahrhunderte Arioste's, Tasso's und des Spaniers Cervantes der größte deutsche Dichter Meister Hans Sachs der Schuster" (Bouterwek). Unter den länger als

---

trachten. Ich will hier nicht die Verkehrtheit des großen Friedrich näher aufdecken, welche sich in dem Briefe an den Professor Müller, der ihm die Manessische, von ihm herausgegebene Gedichtsammlung überreicht hatte, offenbart. Allein wenn Schiller die von Tieck herausgegebenen Minnelieder ein Sperlingsgezwitscher nannte, jener aber eine hohe Autorität für mich war, so wird man es begreiflich finden, daß ich in der altdeutschen Sprache nur ein rohes Product der Rauhigkeit und Unfügsamkeit erkannte, in der alten Poesie derselben nur einen barbarischen Gesang erblickte und gegen Alle, welche mit Liebe und Begeisterung von derselben redeten, das Mißtrauen hegte, es sei mit ihrem Geschmacke nicht ganz richtig bestellt. Diese verkehrte, unwissende Ansicht von der köstlichen Poesie des deutschen Mittelalters hat mich den rechten Zeitpunkt versäumen lassen, mit derselben nähere Bekanntschaft zu machen, obgleich Bouterwek hinlänglich dazu auffoderte. Jetzt ist es zu spät, das Versäumte nachzuholen. Ich muß für mich das Zaubergebiet dieses Gesanges als eine in die Wogen der Zeit versunkene, nicht wieder zu findende Atlantis betrachten.

ein Jahrhundert gährenden Vorbereitungen zur Reformation war der edlere Geschmack und das künstlerische Productionsvermögen der großen deutschen Nation schon sehr abhanden gekommen. Die Gelehrten aus dem Zeitalter der Reformation werden gelobt. Man mag ihre Verdienste rühmen wie sehr man will, dasjenige eines guten Geschmackes wird man nur an sehr wenigen und in keinem bedeutenden Maaße finden. Sie gehörten mit Ausnahme Luthers*), dem sein deutsch Schreiben eben deshalb so hoch angerechnet worden, alle zu den Latinisten und Humanisten, welche „auf Schulen und Universitäten mit Geringschätzung auf die deutsche Literatur herabsehen. Glaubten sie ein erträgliches Latein schreiben zu können, so war ihnen wenig daran gelegen, ob sie sich in ihrer Muttersprache noch so barbarisch und geschmacklos ausdrückten. Ein Beispiel geben die Briefe des feinen und verständigen Philipp Melanchthon" (Bouterwek). — Dieser zweite unter den Reformatoren wird sogar verschiedentlich als Urheber des Verfalles der deutschen Sprache bezeichnet. Zu diesem Verfalle, sagt Karl Adolph Menzel S. 27 des IV. Bandes seiner neuern deutschen Geschichte, „trug der Umstand nicht wenig bei, daß Melanchthon, der allgemein als Lehrer Deutschlands gepriesen wird, als Redner und Schriftsteller nur der lateinischen Sprache sich bediente und daß Flacius, der viele Jahre hindurch das Haupt einer mächtigen Parthei war, als Ausländer das Deutsche fertig und richtig weder zu sprechen noch zu schreiben verstand. Daher trug er kein Bedenken im öffentlichen Drucke zu erklären, durch deutsche Bücher sei kein Ruhm zu erwerben, denn die könne jeder Dorfküster schreiben. Quæ enim gloria aut fama potest sperari ex istis brevibus vulgaris linguæ scriptionibus, quas quis vis vel minimi pagi ædituus præstare posse videatur. Diese Ansicht ward für volle zwei Jahrhunderte beim deutschen Gelehrtenstande die herrschende." — So war denn die nächste Folge des Studiums der alten Literaturen die Verachtung der deutschen Sprache im Stande der Gelehrten, denen dieselbe so ungebildet und unbrauchbar für den Ausdruck höherer Ideen vorkam, daß sie sich ihrer

*) In seinen Briefen schrieb Luther in steifer und schleppender Weise, wenn ihn nicht sein Feuer hinriß.

Muttersprache nur aus Noth und im gemeinen Leben bedienten. Auf den Schulen und Universitäten hatte diese unpatriotische Verkehrtheit jenen lateinischen Pedantismus zur Folge*), „der sich selbst der geschmackvollsten Werke des Alterthumes bediente, eine neue Geschmacklosigkeit einzuführen. Es ist bekannt, wie lange sich diese Denkart der deutschen Gelehrten erhalten hat. Darum hat auch die Menge der Schulen und Universitäten in Deutschland bis gegen die Mitte des XVIII. Jahrhunderts nicht nur fast gar nichts zur Bildung des Geschmackes in der Nationalliteratur beigetragen: sie hat sogar die Fortschritte dieser Literatur beinahe um dritthalb hundert Jahre aufgehalten“ (Bouterwek). — Am

*) Diesem war sogar ein so eminentes Genie, als Leibniz, wenigstens insofern verfallen, als er die europäische Literatur nach dem beurtheilte, was in lateinischer Sprache geleistet worden. Denn er macht als auf etwas Besonderes darauf aufmerksam, daß nicht das X. sondern das XIII. Jahrhundert das Zeitalter der Barbarei sei, wo plötzlich alle guten Schriftsteller verschwinden, wo die in den Klöstern bisher versperrten Fabeln und Legenden der römischen Kirche die Ufer überschreiten, wo die unwissenden und fanatischen Mönche ihre Irrthümer durch die Scheiterhaufen heiligen. Abgesehen davon, daß Leibniz nur etwa die Historiographie hiermit hätte treffen können, so war ihm ganz entgangen, daß sämmtliche abendländische Literaturen gerade in der von ihm bezeichneten Zeit erwachten und die guten Köpfe aus Patriotismus dem Lateinerthum den Rücken wendeten. Die provençalische Literatur hatte schon ausgeblühet. Die deutsche stand in nie wieder erreichter Blüthe, die spanische hatte das Erfreulichste geleistet, in der italienischen ward das Gleiche vorbereitet und die französische blieb nicht nach. Die ersten achtzig Seiten von Wachlers Geschichte der historischen Forschung und Kunst widerlegen auch die Behauptung, daß das XIII. Jahrhundert das Zeitalter der Barbarei in der Geschichtsschreibung gewesen. Daß Leibniz aus Unkunde eine so unrichtige Ansicht haben konnte, verdient Entschuldigung, daß aber ein verdienstvoller Mann, der hessische Historiograph von Rommel S. 188 Thl. I. seines schätzbaren Buches: Leibniz und Landgraf Ernst von Hessen, diese Äußerung Leibnizens im XIX. Jahrhundert wiederholen konnte, um seiner Abneigung gegen die katholische Kirche Luft zu machen und einen Seitenhieb auf «die neuesten ultramontanen Apologien eines Hurter und Höfler» zu führen, zeugt von einer wunderbaren confessionellen Befangenheit des so tüchtigen Mannes, der mit einem Schlage vergißt, was vom XIII. Jahrhundert an in der Literatur Großes geleistet worden. Wo sind denn die großen Schriftsteller in und nach den Zeiten der Reformation zu suchen?

unvortheilhaftesten wirkte aber wohl die Reformation auf die ästhetische Ausbildung des deutschen Geistes und seines Erzeugnisses: der deutschen Literatur. Vernehmen wir, was Bouterwek darüber im ersten Decennio unseres Jahrhunderts urtheilte. Ich setze die ganze Stelle her, wenn dieselbe auch mit Reflexionen durchwachsen ist, welche meinem gegenwärtigen Zwecke fremd sind: „Wie nachtheilig die Kirchenrevolution im Ganzen und Einzelnen auf die ästhetische Geistesbildung der Deutschen wirkte, zeigt sich bei jeder unbefangenen Ansicht der deutschen Literatur des XVI. Jahrhunderts. Hätte Luther seinen kühnen Sturm gegen die päpstliche Hierarchie nicht gerade damals unternommen und zur größten Nationalangelegenheit in Deutschland gemacht, als die Literatur des classischen Alterthumes bei den Deutschen, wie bei andern Nationen emporkam, so würde die Reform des Geschmackes, die von einer verständigen Nachahmung der Alten ausgehen mußte, in Deutschland nicht auf lange Zeit unterdrückt worden sein, ehe sie nur einmal einen glücklichen Anfang genommen hatte. Luther *wollte* den menschlichen Geist von einer drückenden Sklaverei erlösen. In seinem Feuereifer für eine Lehre, die ihm die wahre zu sein schien, bedachte er nicht, daß er nur einen *neuen blinden Glauben* an die Stelle des alten einführte. Denn Luthers Glauben an den Buchstaben seiner *Bibel* war im Grunde eben so blind, als der Glaube der Katholiken, die in dem *Papste und der Kirche* die einzigen von Gott bestellten und begeisterten Ausleger des wahren Sinnes der Bibel verehrten. Wenn es auf Vernunftgründe ankam, zu beweisen, nicht sowohl, was in der Bibel geschrieben stehe, als, wie dieses Buch durch consequente Auslegung verstanden werden und in welchem Sinne es überhaupt und nicht um des todten Buchstabens willen, geglaubt werden müsse, so raisonnirten die Protestanten gerade eben so, wie die Katholiken, in einem Zirkel von Voraussetzungen, deren letzter Grund ein Glaube blieb, über den sich nicht weiter disputiren ließ. Viel gewonnen war für die Zukunft dadurch, daß die Protestanten *lernten*, ihrer Vernunft mehr zu trauen, als jeder von einem Papste, Concil oder Consistorium proclamirten Satzung. — — Aber ehe der Protestantismus die Vernunft wirklich in Freiheit setzen konnte, mußte die trübe Zwischenperiode erfolgen, wo die alte Partei, um

sich vor Ketzerei zu sichern, eifriger, als vorher, alle neuen Vorstellungsarten abwehrte, während die neue Partei, um sich doch um eine bestimmte Glaubensregel vereinigen zu können, Jeden verketzerte, der nicht die Augsburgische Confession oder die Concordienformel oder irgend eine andere Reihe proclamirter Satzungen, gleich Aussprüchen des heiligen Geistes, für die untrügliche Glaubensregel annahm. Mit neuer Verketzerungswuth kämpften die protestantischen Secten gegen einander, besonders die Lutheraner und Calvinisten. Wer nun nicht selbst Lutheraner, oder Calvinist, oder Mitglied einer andern neuen Religionssecte nach bestimmten Satzungen ist, der wird den zufälligen Sieg, den hier und da der lutherische Katechismus, oder der heidelbergische über den römischen gewannen, nicht mit errungener Freiheit des Geistes verwechseln. Eben so wenig wird er eine besondere Äußerung der Vernunft in dem fanatischen Hasse gewahr werden, mit dem die ersten und eifrigsten Protestanten, besonders die von der sogenannten reformirten Kirche, die religiösen Symbole des katholischen Cultus als Zeichen des Aberglaubens verfolgten, während sie selbst mit ihren kalten Begriffen nicht tiefer in die Geheimnisse des Glaubens eindringen konnten, als längst vor ihnen die Kirchen- und Concilienväter. Nur da erscheint Luther als wahrhaft großer Mann, wo wir ihn nach seiner subjectiven Vorstellungsart, mit seinem Enthusiasmus für Alles, was ihm Wahrheit und Recht zu sein schien, kühn und standhaft handeln sahen. Seine Größe lag in seinem Charakter. Hätte er als ein denkender Kopf freier um sich geschauet, und wie manche andere denkende Köpfe seiner Zeit, das Verhältniß des Glaubens zur Einsicht tiefer durchschauet, so würde er vielleicht auch nicht die Hoffnung aufgegeben haben, daß sich Alles, was die römische Hierarchie Verderbliches für den menschlichen Geist hatte, nach und nach von selbst verlieren werde. Daß der hierarchische Katholicismus sich läutern werde, nicht durch sich selbst, oder durch Kirchenversammlungen, wohl aber durch den Einfluß des veränderten Zeitgeistes, dafür schien die Denkart der Aufgeklärten schon im XVI. Jahrhundert zu bürgen. Sich öffentlich mit der Kirche zu entzweien, konnte keinem Philosophen Bedürfniß werden; und für das Volk konnte keine Philosophie die Stelle der Kirche vertreten.

Die wiederhergestellte Philosophie des griechischen Alterthumes war die Quelle, aus welcher damals die vorzüglichsten Köpfe Begriffe schöpften, durch die sie sich über den herrschenden Aberglauben erhoben. Diese Philosophie, an welcher der blinde Glaube keinen Antheil hatte, führte sicher zu der Freiheit des Geistes, von welcher die meisten Protestanten nur träumten. Aber Luther hielt wenig von den heidnischen Philosophen. Wenn es in Europa früher dahin gekommen wäre, daß die weltliche Macht die Staaten nach aufgeklärten Begriffen regierte, so würden die päpstlichen Bannstrahlen von selbst zu Theaterblitzen geworden sein. Aber daß es noch lange Zeit dahin nicht kam, bewirkte vorzüglich die stürmische Kirchenrevolution*). Sie beschenkte einen Theil von Europa mit einer chimärischen Geistesfreiheit, die sich das Ansehen der wahren zu geben wußte. Sie lähmte die Philosophie, die eben erst jugendlich wieder erwacht war. Sie beförderte nur die Wissenschaften, welche mit dem Studium der Bibel in unmittelbarer Verwandtschaft standen; den freien Geist des Wissens im Ganzen konnte sie weder beleben noch bilden. Um des Bibelstudiums willen lernten die Protestanten eifrig die alten Sprachen; aber die alte Literatur wurde in den protestantischen Schulen beinahe zum bloßen Vehikel des Lexicons und der Grammatik. Der Katholicismus stritt damals überhaupt unmittelbar gegen keine liberale Geistesbildung, wenn nur niemand öffentlich die Kirche meistern wollte. Der Protestantismus mußte seine Anhänger illiberal und gleichgültig gegen Alles machen, was sich nicht auf die neue Lehre bezog, so lange diese Lehre noch in Gefahr schwebte,

*) Obwohl ich mit der Art, wie Bouterwek, welchem verborgen blieb, wie die katholische Kirche eine Macht sei, ausgerüstet mit ursprünglicher Lebenskraft, hier urtheilt, nicht durchgängig einverstanden bin, so enthält doch die Angabe, daß ohne die Reformation die katholische Kirche von Innen heraus weit mehr gefährdet gewesen sein würde, als durch die Reformation von Außen, eine große nicht genug zu beherzigende Wahrheit. Hätten eine längere Reihe von Kirchenfürsten wie Leo X. den Stuhl Petri noch ein Jahrhundert lang eingenommen, so war der gänzlichen Verweltlichung der Kirche durch die Geistlichkeit selber, welcher die Reformation ein Ziel gesetzt, menschlicher Weise angesehen, bei allem in den untern Regionen noch vorhandenen christlichen Geiste, kaum irgend eine Schranke im Wege.

von der alten Partei wieder unterdrückt zu werden. Während in Italien die Dichter sich mit der Kirche so wenig als möglich zu schaffen machten, war die wichtigste Aufgabe der Poesie für die deutschen Protestanten, die Gemüther durch neue Kirchenlieder zu erbauen. Unter den Einflüssen des symbolischen Cultus, der in der katholischen Kirche die Phantasie beschäftigte, erreichten die schönen Künste die äußerste Höhe der Vortrefflichkeit. Der Protestantismus wollte den Verstand auf den Thron setzen, von welchem er die Phantasie herabriß. Die schönen Künste flohen vor ihm, und der Verstand wurde gefesselt an neue Dogmen, die von einem unbefangenen Denker eben so abergläubisch gefunden werden können, wie die katholischen Symbole. — Die Kirchenrevolution bewirkte, daß die (deutsche) Nation in ihrer ästhetischen Bildung stehen blieb, wo sie stand, und daß die Einflüsse von Außen und auch das Studium des classischen Alterthumes keine merkliche Veränderung des Geschmackes in Deutschland zur Folge hatten. Auch läßt sich nicht leugnen, daß die Rückwirkung des Protestantismus auf die deutschen Katholiken der freien Geistesbildung der ganzen Nation am nachtheiligsten war, und daß deswegen die Regeneration der deutschen Poesie im achtzehnten Jahrhundert fast ganz den Protestanten überlassen bleiben mußte, weil die deutschen Katholiken, um nur nichts von dem alten Glauben einzubüßen, in Allem, was Werk der freien Geistesthätigkeit ist, weit hinter den Protestanten zurückgeblieben waren."

Also Bouterwek, dem ich nur nicht in dem Grunde, weshalb die katholische Geistesthätigkeit zurück bleiben mußte, ganz beistimme, indem auch ein langer Mangel an guten Köpfen hievon die Schuld trägt. An einem andern Orte (S. 181 ff. der Geständnisse) habe ich bereits von der Barbarei und Geschmacklosigkeit, worin die schöne Literatur der Deutschen sich im XVII. und einem Theil des XVIII. Jahrhunderts hindurch befand, gesprochen. Die Literatur folgt als ein Ausdruck der Seelenbeschaffenheit der Nation den innern Bewegungen dieses Seelenlebens. Der Kern dieses Lebens ist die Religion. So lange die Symbolgläubigkeit im Protestantismus anhielt, welche, wie Bouterwek treffend bemerkt, nur einen blinden Glauben an die Stelle eines frühern für nichts besseres, als blind gehaltenen Glaubens gesetzt hatte, welcher nur eine chi-

märische Geistesfreiheit brachte, während der blind erachtete keiner liberalen Geistesbildung entgegen gewesen war, konnte die Poesie, an theologischen Fesseln zurückgehalten, es zu einem allgemeinen Aufschwunge nicht bringen, sondern war nur in einigen seltenen Individualitäten repräsentirt. Als aber die Emancipation der Subjectivität in Folge ausheimischer in Deutschland eingewanderter Philosopheme jene Buchstabenknechtschaft überwunden und die Freiheit der Forschung über die kirchliche Autorität klar ausgesprochen und zum Princip erhoben, das Individuum aber zum Richter über die Lehre bestellt hatte, kam einige Bewegung in die schöne Literatur der Deutschen und insbesondere in die Poesie. Waren auch Haller, Wieland (in seiner Jugend), Gellert, Klopstock, Hamann, Claudius, Lavater und Andere von 1740—1780 poetische Repräsentanten christlicher Religiösität, so umgingen sie doch in der christlichen Poesie die strenge Dogmatik des partiellen Kirchenglaubens, um desto mehr hervortreten zu lassen, was überhaupt von Natur im menschlichen Herzen Religion ist. Selbst in des unabhängigen Klopstock Epopöe „von der sündigen Menschen Erlösung, die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet," waltet das Bemühen vor, die Gärten der damaligen protestantischen Dogmatik, wie A. Menzel sehr richtig bemerkt, mit den Blumengewinden weichlicher Gefühle zu verhüllen und in nicht wenigen von Gellerts geistlichen Liedern, welche durch mangelhaften Takt in unsere Gesangbücher aufgenommen sind, ist das specifisch Christliche ganz verseichtigt. Sie erheben sich günstigsten Falles zur Form eines betrachtenden Gebetes und sind nur voll natürlicher Religiösität. So war der Übergang zu dem Naturalismus gebildet, welcher demnächst auch der französischen und englischen Freigeisterei in die schöne Literatur der Deutschen unter der Ägide des Principes der freien Forschung die Thür öffnete, zumal als die frisirte, gezierte und steife Förmlichkeit der alten Orthodoxie auch im geselligen Leben einer eleganten Natürlichkeit hatte Platz machen müssen. Die Versuche, die Poesie zur unmittelbaren Dienerin des Heiligen zu machen, wurden von den guten Köpfen aufgegeben. Nur die niedern Volksclassen wurden von solcher Poesie noch angesprochen. Die Scheidung der Dichtkunst vom Christenthume vollzog sich in aller Stille. Als sich nun vollends

gegen 1770 mittelst der revolutionären Emancipation der Subjectivität unter kühnen Demonstrationen gegen die bisherigen vermeinten Vorurtheile alle Geisteskräfte der deutschen Protestanten gewaltsam aus der bisherigen Beschränkung losgearbeitet und in Freiheit gesetzt hatten, war das Signal des unaufhaltsamen Fortschrittes zu deutlich gegeben, als daß sich der mit hinreißender Lebendigkeit dem Streben nach Neuheit zugewendete Geist der Literatur hätte bändigen lassen. Er nahm, wie die Bewegung gegen die alte Kirche gethan, deren Schwingungen er nun mit Bewußtsein folgte, einen durchaus revolutionären Charakter an. Die Sturm- und Drangperiode begann mit ihrer Leidenschaftlichkeit in dem Reiche der deutschen Poesie zu herrschen und stellte das genaueste Analogon von dem dar, was sich zweihundertundfünfzig Jahre zuvor in dem kirchlichen Gebiete begeben. Es entspann sich ein Kampf gegen alle Überlieferung in Wissenschaft und Kunst und das Individuum ward sein eigenes Ideal. Alles was in der Literatur bis dahin gegolten und ungestört sich behauptet hatte, sollte der Gewalt des neuen Zeitgeistes weichen. Da die Messung an einem Höhern und Bleibenden fehlte, so waren auch die wirklichen Fortschritte, zu denen es die schöne Literatur und die Poesie durch die Stürmer und Dränger brachten, von den abenteuerlichsten Geistesverwirrungen begleitet, welche man auf Kosten der Vernunft und des guten Geschmackes für Genialitäten auszugeben sich herbeiließ. Simlichkeit, Rohheit, Freigeisterei gaben dem kirchlichen Christenthume in der Literatur den letzten Stoß. Die minder oder stärker christlich gefärbte Gläubigkeit Jakobis und seiner Freunde konnte der Gewaltigkeit der Bewegung nicht widerstehen, deren Mächtigkeit noch durch Kant und seine Anhänger gefördert ward. Selbst Göthe und Schiller konnten der allgemeinen Gährung sich nicht entziehen und glaubten den bunten Geistescarneval mitmachen und demselben einige Tribute darbringen zu müssen. Schiller rief die Götter Griechenlands auf, daß sie wiederkommen und die Tage der Freiheit, der Wahrheit und Seligkeit wieder zurückbringen möchten. Göthe antwortete seinem Freunde Lavater, „daß, wenn man ihm sein Christenthum nicht lassen wolle, so wie er selbst es sich gebildet habe, er den Atheismus vorziehen würde, und daß man nach Allem von beiden Glaubensarten keinen deut-

lichen Begriff habe." — Ein ganzes Geschlecht von Schriftstellern ging nun auf die gegen den Kirchenglauben gerichteten Bestrebungen ein. Die Philosophie unterstützte diese Auflehnung gegen den Dogmatismus der Kirche. Überall offenbarte sich eine Erhebung wider hergebrachte Satzungen. Bei dieser Allgemeinheit des revolutionären Charakters der deutschen Literatur war es kein Wunder, wenn bei weitem die meisten deutschen Schriftsteller, wenigstens im Herzen, Partei für die französische Revolution nahmen. Die Greuel, mit denen die französischen Revolutionsmänner sich und die gepriesene Sache der Freiheit befleckten, wurden aber der Felsen, an dem die Begeisterung der deutschen Poesie für die Sache der Revolution brandete und im Abprall dagegen zu Unmuth und Zorn*) sich umwandelte. Nur erst, nachdem der Glaube ihm in die Hand gegeben, begriff der deutsche Enthusiasmus, welche Geschicke im Gefolge jener Richtung unvermeidlich sich darstellten, die alle Reste des Mittelalters hinweggetilgt zu haben sich rühmte und den Völkern die Welt beglückende Modernität unablässig aufzudringen, beflissen war. Es trat nun eine Reaction wider diese Bewegung, wider die Herrschaft des heidnischen Verstandes und die Überhebung der Subjectivität, aus welcher sie ihren Ursprung genommen hatte, hervor. Einen nicht geringen Antheil darf man auch auf die politischen Calamitäten setzen, welche Deutschland trafen, dessen 1000jähriges Reich darin zertrümmert ward. Der deutsche Dichtergeist fand bei solchen Bewegungen von Innen und Außen selbst in den Elementen, welche einen Göthe und Schiller, die Beherrscher unseres Parnasses, zu

*) Bei dem Freiheit glühenden Klopstock streifte der Unwille, wider die Thaten, welche im Namen der Freiheit in Frankreich verrichtet wurden, an das Burleske, als er von seinem Enthusiasmus für die Revolution, die er zuvor so begeistert begrüßt, zurückgekommen, in einigen Oden seinem Grolle Luft machen zu müssen glaubte. In der Ode: Das Neue, findet sich das einen vollen Vers einnehmende ungeheure Wort: Klubbergmunicipalguillotinooligokratierepublik. Marats Verherrlichern sind darin folgende thierisch lautende Worte in den Mund gelegt: Marat Hir=op! U=amp Marat! Marat Gha=ip! Ähnliches begegnete andern Dichtern, welche ihrem Zorne und Hohne gegen jene Revolution den Zügel schießen zu lassen, sich berufen fühlten.

ihren Gebietersitzen emporgehoben, keine Ruhe und keine Befriedigung mehr.

Das wieder erwachende religiöse Interesse fühlte es deutlich heraus, daß es der bisherigen Poesie am specifischen Christenthume fehle, indem sogar Göthes Religion nur die Schönheit und die Erhebung der Menschheit mittelst derselben zur Gottheit sein Cultus war, Schiller aber in der Pflege selbstständiger sittlicher Freiheit seine Religion bestehen ließ. Beide waren so jeder auf seinem Wege zu einer Weltanschauung gelangt, worin die Vermittelung des Gegensatzes der sichtbaren Natur mit der überirdischen Welt des Unsichtbaren fehlte, weil sie den Boden der positiven Religion nicht erreichen konnten, welcher in dem alle materiellen und geistigen Gebiete durchglühenden Glücke des Zeitalters der Aufklärung verschwunden war. Diese hatte denn auch glücklich das Streben vernichtet, das Diesseits mit dem Jenseits auszugleichen und zu versöhnen, das Irdische und Himmlische, das Endliche und Unendliche in Harmonie zu setzen, das Himmlische auf die Erde zu ziehen und das Irdische zum Himmlischen zu verklären. Weit hinauf hatte sich zur Verwilderung der Subjectivität, zur schrankenlosesten Willkür, zum Throne der Absolutheit das Ich emporgeschwungen und so den religiösen Boden verloren. Reich begabte Geister, welche die Schmerzlichkeit dieses Verlustes nicht überwinden konnten, schaueten um nach dem verlorenen Gute und wurden inne, wie Göthes schöne Wirklichkeit und Schillers edeles Ideal nicht der Doppelgipfel seien, auf welchem das emporwallende Herz des Dichters sich dem Himmel am nächsten fühlen könne, sondern daß es noch höher hinauf gehe und beide Richtungen, so weit sie überhaupt vor der Religion Bestand haben möchten, nur in einem über ihnen schwebenden Elemente aufgingen und sich vertrügen: in der Menschwerdung Gottes in Christo. Dieser hatte die gesuchte Vermittelung zwischen Natur und Freiheit, nach welcher die in die Gottesferne hinausgeirrten Geister bisher vergeblich gesucht, schon seit 1800 Jahren angeboten. In einer ganz andern Art, als die blinden Verehrer von Klopstocks niemals unter das Volk gekommener Messiade, erklärten sich die neuen dichterischen Freunde des Christenthumes für die Sache Christi, von welchen seine Mutter: die benedeiete unter den

Weibern unzertrennlich war. Nach der hiermit durchgeführten geistigen Umwandlung ward die Vergötterung der Messiade, deren blinde Anbeter sich die Armuth und Leblosigkeit des religiösen Apparates in dem gefeierten Gedichte nicht zu gestehen wagten, je länger je mehr eine Unmöglichkeit.

Die monströse Verbindung christlicher Religiösität mit dem Geiste des classischen Heidenthumes, mit einem todtgeborenen abgöttelnden Patriotismus, mit einer frommen Pedanterie, welche mit kalter Pracht das Unendliche zu versinnlichen sich abmühet, aber lange Weile für Begeisterung bescheert, mit einer moralischen Ernsthaftigkeit, die zur Poesie gar keine Verwandtschaft hat, mußte vor der ungetheilten Fülle jugendlicher, feuriger Begeisterung auseinanderfallen, welche das neue Geschlecht für das volle, ohne Theologie wirksame Christenthum ergriffen hatte, um so mehr, da dieses Geschlecht Alles zur Hülfe aufbot, was dieses Christenthum in vergangenen Jahrhunderten in den Literaturen des Abendlandes hervorgebracht hatte. In unverstandener Sehnsucht nach dem wahren Ziele und der Aufgabe der neu erwachten Begeisterung, blieb diese bei den Meisten aus einem rein poetischen Bedürfnisse hervorgegangene Glaubenssehnsucht innerhalb der Grenzen des Kunstschönen stehen, ohne sich praktisch auch in die übrigen geistigen Lebens- und Thätigkeitsgebiete zu verbreiten, so daß eine gute Anzahl der Jünger die Sache nicht anders faßte, als eine Art christlicher Mythologie. Im Wesentlichen aber war die neue Erscheinung, welche unter dem Namen der neuen Romantik bekannt ist, um es mit einem Worte zu sagen, nur der Hervorbruch des lange zurückgehaltenen katholischen Geistes der Kunst, der den Katholiken selber in Deutschland längst abhanden gekommen und den die protestantische Poesie nur so lange in Fesseln hatte legen können, als die Herrschaft des Buchstabens sich behaupten mochte, welche in ihrer Dürftigkeit aller künstlerischen Begeisterung unfähig, das Kennzeichen der wahren Religion in der Entkleidung von aller Symbolik und dem Zerschneiden aller gottesdienstlichen Beziehungen zur Welt und Natur gefunden zu haben vermeinte. Diese in Verknöcherung ausgeartete orthodoxe Anschauung konnte in den Menschen, unter denen die Vorzeit doch Heilige und Helden gefunden, nur klägliche Knechte der Sünde erblicken, unfähig

aus irgend eigener Macht ihre Erhebung fördern zu helfen. Sie hatte allem Schönen, das Natur, Geschichte und Leben bieten, die Weihe versagt, aus Furcht, dem alten Adam damit Vorschub zu leisten. Die der Buchstabenherrschaft gefolgte Freigeisterei-Sturm- und Drangperiode hatte, allen Christenthumes baar, in anderer, aber gleichwirkender wilder Weise die wahre Religion aus dem Gebiete der Kunst verwiesen, und dieselbe um alle Segnungen aus jenem Schatze betrogen, indem die Emancipation der Literatur vom Christenthume wie gezeigt, die Folge hatte, daß die höchsten Geister der Nation sich, wenn nicht geradezu feindlich, doch beziehungslos zur Religion des Gottmenschen verhielten. Höchstens hatten sie ihre Universalität, aber ohne eigenen Herzensantheil, kraft der Macht ihrer Phantasie auch auf diesen Stoff ausgedehnt und ihr Genie in dessen Darstellung versucht. So haben wir uns die Bekenntnisse einer schönen Seele in Göthes Meister, so einzelne Scenen in Schillers Maria Stuart, dessen ganze Jungfrau von Orleans und andere ähnliche Erscheinungen zu erklären, zu denen ich auch kaum anstehe manches Product des großen Herder zu rechnen, welcher mit etlichen seiner religiösen Überzeugungen schon über die äußersten Grenzen des Christenthumes hinaus ist, dessen Universalität aber im Gegensatze von Schiller und Göthe das Christenthum mehr zum Mittelpunkte hat, von wo aus er nicht Bedenken trug, auch das Heidnische mit in seine Domäne zu ziehen, während es jenen nur auf der Peripherie liegt, und eine Nebenprovinz des von ihnen beherrschten Kreises bildet. War die Dichtkunst des Buchstabenprotestantismus keine Kunst zu nennen und waren die spätere Blüthe und der Glanz der protestantischen Kunst keine christlichen Erscheinungen gewesen, so kann allerdings, wie ich schon oben mit angedeutet, der Hervorbruch der Romantik mitten in der deutschen protestantischen Literatur, welche mit Novalis anhob und das damit wieder ins Leben getretene Bewußtsein, daß die moderne Bildung lediglich im Christenthum wurzele und aus demselben Bestand und Leben entnehmen müsse, nicht anders betrachtet werden, als ein, damals*) nur nicht richtig

*) Hinterher ist es wohl geschehen und namentlich durch Ruge möglichst klar auseinandergesetzt. Seitdem diese Erkenntniß Eingang gefunden, deren

erkannter Sieg des Katholicismus über den Protestantismus, dessen Unterliegen eben nichts anderes auszudrücken schien, als die Unfähigkeit, es zu einer wahrhaft allgemeinen christlichen Kunst und namentlich zu einer christlichen Poesie zu bringen. Wenn nicht einmal Schillers tiefes Gemüth, das, wie wenige, würdig gewesen, Wohnstätte des heiligen Geistes zu sein, im Stande war, das volle christliche Element in sich als Kern und Lebensmittelpunkt aufzunehmen, und wenn es im Humanismus oder in der Universalreligion der Humanität bestrickt geblieben war, auch die christlichen Regungen und Fluthen seiner Poesie nur unbewußt Christenthum sind, da sich dem Einflusse desselben in den modernen Staaten, welche auf seiner Grundlage errichtet worden, ja Niemand gänzlich zu entziehen vermag, so wird man wohl zugeben müssen, daß die übrigen mindern Geister, welche die schöne Literatur seit dem Aufhören der strengen Starrgläubigkeit im Lutherthum emporbringen halfen, noch weniger im Stande gewesen, sich in den Mittelpunkt der christlichen Religion zurückzufinden, bis das grausenhafte Schauspiel jenseits des Rheins die Wahrheit verkündete, daß der Verfall der Religion auch die Vernichtung alles Positiven und die Entartung der Kunst mit sich führe. Man entdeckte nun in der Religionsweckung (wie die deutsche Bundesacte so schön officiell ausgesprochen) die Macht, welche die Verworrenheit (in welche die diesseitigen Verhältnisse durch Hinausfall in die Gottvergessenheit gerathen waren) zu heilen und durch Ordnung zu ersetzen im Stande war. Schon die älteste Weisheit der Völker hatte in der Poesie das natürlichste Organ der Erweckung und Wacherhaltung der Religion gefunden — die ältesten Dichter waren Priester. Die älteste Poesie hatte in der Religion einen ewigen, göttlichen Inhalt. In dieser Weise faßte Novalis, den das Bedürfniß einer Einheit im Glauben am entschiedensten zum christlichen Glauben drängte, seine Dichteraufgabe. Wie ihn die Verwirklichung derselben an die Pforten der katholischen Kirche, und schließlich in dieselbe hineingeführt, ist männiglich bekannt,

---

Herold auch Heine gewesen, kam die Romantik, die man so sehr erhoben, in Mißcredit und August Wilhelm v. Schlegel fand sogar gerathen, völlig von ihr abzufallen.

eben so wie Friedrich von Schlegel ein Hauptvertreter und Förderer der Romantik, wie Zacharias Werner, Wilhelm v. Schütz, Adam Müller und Andere in gleicher Art zum Ziele gelangten. Es mußte nun die oben erwähnte allgemeine religiöse Kunstbegeisterung erwachen, welche neben der Poesie auch andere Künste, namentlich die Malerei ergriff, und der die Verbreitung der Schelling'schen Philosophie, welche die verrufene Phantasie bei der philosophischen Meditation wieder in ihre Rechte einsetzte, sehr zu Statten kam. Natürlich suchte die, aus der Reaction gegen die moderne Gottesvergessenheit hervorgegangene Kunst sich historische Anhaltpunkte in der Vergangenheit, wo Religion und Kunst sich noch nicht differenziirt hatten, was allererst im Reformationszeitalter vollständig geschehen war, wie denn die kirchlichen Bewegungen des XV. Jahrhunderts, die Vorboten der Reformation auch längst als eine Entzweiung des Geistes mit dem Bewußtsein der Kirche, welche eine Pflegerin der christlichen Kunst gewesen war, begriffen, auch von mir wiederholt bezeichnet sind. Der Hervortritt der neuen Romantik, deren Geist grundkatholisch ist, kann also, ich wiederhole es, wesentlich nicht anders begriffen werden, denn als ein hauptsächlich nur auf ästhetischem Gebiete vollzogener, deshalb aber auch nicht durchgreifender noch erfolgreicher Hervorbruch der Sehnsucht des Protestantismus nach der alten Kirche, wozu übrigens schon in dem Stolberg-Gallitzin'schen Kreise das Vorspiel eröffnet war. Andere Auffassungsweisen verzerren die Ansicht der Erscheinung. Darum gehet auch Bouterwek, dessen Urtheil über die poetischen Bestrebungen der romantischen Schule ich bereits oben mitgetheilt, fehl, wenn er die Genesis der Romantik in seiner Geschichte der deutschen Poesie und Beredtsamkeit also schildert, damit aber nichts weniger als aufklärt: „Noch einmal änderte sich das Verhältniß der deutschen Poesie zum Kirchenglauben nach dem Ablaufe des XVIII. Jahrhunderts. Die Verbreitung des Schellingianismus, einer neuen Art Philosophie, in der die Einbildungskraft die Rolle des Verstandes spielt, fiel in dieselbe Zeit, als ein neuer Enthusiasmus für die romantische Poesie des Mittelalters erwachte. Philosophisch sein sollende und altromantische Mystik durchdrangen, oder wie die neue Schule sich ausdrückt, vermählten sich und schlangen sich in dieser Vermählung so lange um einander, bis die philoso-

phirenden und dichtenden Mystiker sich in der Meinung vereinigten, nur im katholischen Kirchenglauben wohne die Wahrheit. Jetzt gingen nicht nur mehre junge Dichter von der protestantischen Kirche zur katholischen über; auch in der Poesie selbst suchte die neue Schule einen romantischen Katholicismus einzuführen, vor welchem die Religion der frühern Dichter als eine platte, geistlose und prosaische Afterreligion verstummen sollte."

Am vollendetsten trat jene merkwürdige Wiedergeburt der mittelalterlichen und katholischen Poesie aus dem Mittelpunkte des Protestantismus, aus der Sphäre, worin die Nicolaische allgemeine deutsche Bibliothek die Blüthe der Aufklärung trieb, im Gefühle der Unverträglichkeit der Principien der letztern mit dem Ziele und der Aufgabe der wahren Kunst, und durch Entzweiung und Bruch mit der engherzigen Confessionspoesie einer- und der genialen Freigeisterei andererseits in dem Berliner Ludwig Tieck in die Erscheinung, welchem der preußische Edelmann Achim von Arnim mit minderm Glanze aber reiner und christlicher gehalten auf's Würdigste zur Seite stehet. Mich interessirte früher und allgemeiner der universalere erste. Bei ihm fand ich am natürlichsten den Gedanken gefaßt und ausgeführt: es müsse die Poesie mit dem Leben eins werden, die Gesellschaft durchdringen und sie von allem Platten, Gemeinen, Philisterhaften, Nicolaistischen säubern. Hier gestaltete sich mir die Dichtung zu lebendigem, fröhlichem Gesange, zu heiterm, farbenreichem Leben, das alle poetischen Stoffe und Formen in sich aufgenommen. Tieck führte auch die Dichtkunst aus heidnischer Allgemeinheit und aus confessioneller Beschränkung zur katholischen Mystik zurück und wies ihr statt des lichten Tempels und der bornirten, wenn auch noch so idyllischen, klaren Häuslichkeit das Helldunkel des gothischen Domes zur heiligen Wohnstätte an. Alle Welt, mit Ausnahme einiger grämlichen Kritiker, fühlte die Natürlichkeit dieser Umwandelung und das unbefangene Kunsturtheil der gebildeten Menge, welche das Volksmäßige dieser Poesie nothwendig ansprechen mußte, ward sich bewußt, daß diese neue Bildung doch nur die uralte, ewig junge sei. Der Glaube und die Liebe, welche, als die Poesie mit dem Leben sich noch nicht entzweiet hatte, gepflegt waren, gelangten in der romantischen Schule wieder zu der Herrschaft, welche

ihnen in der modernen Poesie entzogen gewesen war. Mit bewunderungswürdigem Geschicke und allem Zauber eines glänzenden Talentes setzte Tieck beide Richtungen in der Genoveva und dem Octavian in ihr poetisches Recht wieder ein. In der Genoveva ist auf eine einzig rührende und hinreißende Art in der Treue eines, durch innige Vereinigung mit Gott gestärkten Weiberherzens der Sieg des christlichen Glaubens verherrlicht, während im Octavian Ritterthum und Liebe die Fülle ihrer zauberischen romantischen Allgewalt in reichen Bildern vor das Bewußtsein bringen. In beiden Dichtungen wurzeln die Elemente in dem Grundgedanken, daß die christliche Religion der menschlichen Natur zu dem, im Sündenfalle verloren gegangenen Adel, der eingebüßten Kraft und derjenigen Reinheit wieder verhilft, welche allen sittlichen Schmutz von sich ausstößt, ihrem Schwanken einen sichern Halt giebt, in ihre von irdischen Stürmen aufgeregten Wogen das himmlische Öl seliger Ruhe und beglückenden Friedens beschwichtigend niedergießt und den Zweifel durch sonnenhelle Klarheit verscheucht. Andererseits aber machen diese Dichtungen anschaulich, wie jede ursprünglich wohl organisirte, kräftige und schöne Natur sich der unwiderstehlichen Majestät des Christenthumes zuwenden und vor derselben demuthsvoll neigen muß. Indem Tieck die nicht selten durch eine aufgeblasene Weltprosa eingegebenen Begriffe von sich warf, mit welchen der Protestantismus Kunstwirthschaft getrieben, suchte er*) die Gewißheit der wahren Religion in der Fülle und Schönheit der symbolischen und gottesdienstlichen Beziehungen des katholischen Cultus zur Welt und zur Natur, deren mystische Tiefen er dem ahnenden Sinne erschloß und feierte dichterisch eine Religion, die aus gebrechlichen Menschen Glaubenshelden und Heilige schuf und deren Weihe sich keine Schönheit entzog, die das Leben veredelt und erhöhet. So weit meine nüchterne Natur dessen fähig war, berauschte ich mich in Tiecks Dichtungen, von denen mir neben den beiden genannten Werken der Phantasus mit seinen pikanten Mährchen und der

*) Noch inniger und wahrer hatte dies Novalis gethan, dessen poetischem Beginnen auch mehr ein Interesse an der Wahrheit als an der Schönheit zum Grunde lag.

Zerbin vorzüglich zusagten. Hierin fand ich das trefflichste Gegengift wider alle Philisterei. Diese erschien mir bei meinem Abgange von der Akademie und dem Eintritte in die öde Prosa des bürgerlichen Lebens als eine furchtbare Gorgone. Nur kraft solcher geistigen Anregungen, als die Universität geboten, glaubte ich dem Andringen dieses Unholdes, vor dem ich mich stärker fürchtete, als vor der Sünde, Widerstand leisten zu können. In dem einfachen Kreise, zu welchem ich, in den Staatsdienst aufgenommen, zurücktrat, fürchtete ich solche Anregungen entbehren zu müssen. Meine Angst vor der geistigen Verkommenheit, die ich mir mit dem Eintritt in das prosaische Berufsleben unausbleiblich dachte, drückt sich vornehmlich in folgender Stelle eines Briefes aus, den ich drei Monate vor dem Schlusse meines letzten Universitätssemesters an meine Mutter schrieb: „Denn für mich beginnt ja nun ein Quartal des Jammers und Orens*), an dessen Ende düster wie ein fürchterliches Gespenst das Examen stehet und mit drohendem Finger mich zu sich entbietet. Unter welchen bessern Auspicien könnte ich den dornenvollen Gang bis an jenes Ziel zurücklegen, als auf den Rosen der Erinnerung, die mir Deine Liebe auf den rauhen Pfad streuet. Nun eil's zu Ende mit Macht. Die akademische Freiheit, welche bisher schon an der Bleichsucht litt, gallopirt mit schwindsüchtigem Katheder**) auf der Brust ans Ende und wird im Examen eine pompöse Grablegung abgeben. Das Philisterthum gähnt mit weitem Rachen, zu empfangen, was das Examen vom akademischen Anstriche noch nicht abgekratzt hat und was genug ist, um eine Schminke daraus zu bereiten, welche wohl aufgetragen, uns wenigstens den Ruhm erwirbt, als ein sogenannter rechtlicher Mann gelebt und desselben Miene anständiger Weise unser Leben hindurch getragen zu haben, während der rechtliche Mann sich eine Welt schuf, die nicht identisch ist mit der, worin er wandelt, sondern die, ein transportabeler Mikrokosmos ihn auf allen Tritten und Schritten begleitet, da sie ihm im Herzen wohnt. Dieses Bild hat einen etwas melancho-

*) Studentenausdruck für fleißiges Studiren in den Collegienheften.

**) Spaßhafte Anspielung auf die Wortwechslung eines Bekannten, welcher anstatt Katarrh das Wort: Katheder gebraucht hatte.

lischen Anstrich, der noch zu frisch ist, um seinen Geruch duftend nennen zu können. Aber wir wollen abwarten, wie sich's in der Folge macht, ob's nicht nachdunkelt."

Gegen das Weitergreifen solcher Ängste waren nun allerdings Tiecks Dichtungen ein vortreffliches Mittel, da sie der frischen Lust am Neuen, Seltsamen, Tiefsinnigen und Mystischen, welche eingestandener Maaßen ein mitbewegendes Element in Tiecks Geiste ist, reiche Befriedigung boten. Daneben war ich, außer meiner Schwierigkeit in Enthusiasmus zu gerathen, gegen fades und tolles Schwärmen, gegen das letztere durch Tieck's ebenfalls eingestandene Lust am Zweifel und der kühlen Gewöhnlichkeit und dem Ekel seines Herzens sich freiwillig berauschen zu lassen, hinlänglich gesichert. Namentlich konnte ich es nicht zu dem Ernste und der Aufrichtigkeit eines Arnim in der Romantik, und dem Hineintragen des ganzen wirklichen Lebens in jene Sphäre bringen, weil ich die freie Ironie immer gegenwärtig hatte, die bei Tieck stets absichtlich herausfühlen lässet, daß der Dichter an Alles das, womit er so geistreich spielt, eigentlich doch selber nicht glaubt. Indem ich das Gegentheil bei Novalis empfand und ich nicht gemeint war, die wirkliche Welt thatsächlich durch die poetische zu ersetzen, sondern nur durch die letztere zu corrigiren, zu adeln und der Gemeinheit zu entkleiden, so konnte ich keine ganz echte Freude an Novalis empfinden. Weil mich das geistreiche Element weit stärker ansprach, als das religiöse, obwohl auch dieses seine Anziehungskraft nicht verfehlte, so kam mir auch damals noch nicht ganz klar zum Bewußtsein, wie in den Dichtungen der romantischen Schule das Band und die Harmonie des Menschen mit Gott und der Welt, deren Verlust die uralte Klage sehnender Sänger gewesen, wieder hergestellt werden wollte. Gleichwohl ist es mir räthselhaft und fast unglaublich, wie diese in der neuen Romantik versuchte Reproduction des gründlich durch Schule und Leben beseitigten Mittelalters meinem und dem Bedürfnisse so vieler für wahre Poesie empfänglichen Seelen entsprach. Alles hatte sich dieser Seite zugewendet. Es war ein seltsamer Anblick, wie in der Zeit, wo die deutsche Bibliothek ihren Aufklärichr über ganz Deutschland geführt und allen Mysticismus gründlichst damit verschüttet zu haben wähnte, dieser helle Wust lediglich als der Dünger sich

erwies, mittelst dessen das Wachsthum der Romantik nur stärker trieb, und wie, nachdem die gedachte Bibliothek alle Formen des positiven Christenthumes zerbrochen zu haben vermeinte, die Poesie der deutschen Protestanten beim Katholicismus betteln ging und die guten Geister Dante, Petrarch, Tasso, Arioste, Camoës, Cervantes und Calderon alle die Kobolde und Larven versagten, welche der gesunde Menschenverstand auf die Bühne gesendet hatte, der Menschenverstand, von dem die Xenien so trefflich sangen:

Könnte Menschenverstand doch ohne Vernunft nur bestehen,
Nickel hätte fürwahr menschlichsten Menschenverstand.

Vergebens opponirte sich die deutsche Bibliothek dem Emporkommen der Romantik. Nicolai war der Sache nicht mächtig und mußte sich auch hier entgegnen lassen:

Was Du mit Händen nicht greifst, das scheint Dir Blinden ein Unding,
Und betastest Du was, gleich ist das Ding auch beschmutzt.

Mit ähnlichem Spotte im Herzen suchte ich die Eruditäten des Philisteriums, in welches ich eingetreten war, an der Hand der Musen Tieck's, Schlegel's, Novalis', Cervantes', Arioste's, Schiller's, Racine's, Camoës und anderer Lieblingshelden im Gebiete des dichtenden Geistes die Spitze zu bieten, wobei mir die Sympathie meiner Schwester, welche gelehrig und geistvoll in meine Bestrebungen einging und einen ähnlichen Ekel an den Jämmerlichkeiten des Gewöhnlichkeitslebens verspürte, als ich selber, treffliche Dienste leistete. Bis zu ihrer Verlobung verlebten wir ein ganz in den Äther der Poesie hinaufgehobenes Semester, dessen Resultat mir die Überzeugung gewährte, daß auch an den häuslichen Heerd Genien beschworen und daselbst gehegt werden können, welche den Geist vorm Verbauern und Versauern zu schützen vermögen. Die Hülfe dieser Schutzgeister ist uns beiden seitdem nie versagt geblieben, wenn wir dieselbe in Anspruch genommen haben. Die poetischen Genüsse gingen uns damals insgesammt in der Phantasie auf. Mit einem gewissen Hunger suchte unser inneres Auge ihr Schaugepränge.

Wie die spätern Romantiker die Religion und namentlich den Katholicismus nur als Costüme, als Verzierung benutzten um damit jenes Gepränge zu unterstützen, so ließ sich's Heine (mein

Studiengenosse in Göttingen), welcher damals eben einen Namen zu erhalten anfing, angelegen sein, tiefen Schmerz über die Leiden der Völker, elegischen Liebestraum, geniale Fleischeslust, widerchristliche Freigeisterei zu den Elementen und Decorationen seiner poetischen Geisteserzeugnisse zu machen. Die Ironie, womit er diese Factoren zusammenwirken ließ, die Virtuosität, womit er vom Gipfel höchster Frivolität in die unergründlichen Tiefen bezaubernder Sentimentalität mit kühnem salti mortali sich hinabzustürzen verstand, daß man fürchtete, den kühnen Springer nimmer wieder zu sehen, welcher hohnlachend mit einem schneidenden Witze wohlbehalten an einer entfernten Stelle wieder emportauchte, gewährte uns eine geistreiche Ergötzung. Damals hatte er noch nicht jegliche Schaam abgestreift, den frechen Kampf gegen das Christenthum und die Moral noch nicht offenbar begonnen, in welchem seine Muse den Untergang fand, da sie unternahm das Thierische zum Göttlichen zu erheben, das Gemeinste zum Edelsten zu stempeln, das Laster Tugend zu heißen und umgekehrt. Noch gingen seine gefährlichen Evolutionen in den ästhetischen Regionen der Poesie vor sich. Wenn ich nun hinzusetze, daß diesen heterogenen Genüssen auch noch die Freude an der Hoffmannischen Zerrissenheit, in welcher gleichmäßig wie bei Heine Rührung und Hohn, süße Harmonie und grelle Mißlaute, Grauen und toller Witz, Überschwang und bornirter Weltverstand zu einem wilden Reigen einander die Hände reichen, sich zugesellte, so wird man einen ungefähren Begriff von dem Phantasie-Carneval fassen, mit dessen Jubel wir unsere Mußestunden anfüllten. Kein Geisteserzeugniß dieses Schlages, wenn es nur antiphiliströs sich gebährdete, war uns unwillkommen. Wir konnten auf unsern Geschmack an diesem poetischen Geklimper anwenden, was Hoffmann in seinen Phantasiestücken von der Musik sagt: „Auch der schlechteste Klang einer verstimmten Geige ist mir lieber als gar keine Musik. Eine solche Dudelei (Marsch oder Tanz) erinnert an das Höchste, was in uns liegt und reißt mich mit süßen Liebes- und Kriegstönen leicht über alle Mangelhaftigkeit in ihr seliges Urbild hinaus."

Nach dieser langen Abschweifung in die Romantik und Darlegung meines Interesses an derselben wird man wohl nicht anstehen zuzugeben, wie sich in meinem ästhetischen Gebahren gewissermaßen der Verlauf der neuern deutschen Romantik, wenn auch mangelhaft, doch nicht undeutlich abspiegelt und meinem ästhetischen Interesse ein verborgener religiöser Instinct, ein verhülltes religiöses Bedürfniß beigemischt war und daß die Erklärung, welche der Möglichkeit und der Entwickelung der Romantik in der deutschen Literatur zum Grunde gelegt werden muß, auch wohl für die Entstehung und Erwachung meines Gefallens an ihren Erzeugnissen und die denselben nachahmenden Versuche in Anspruch zu nehmen sein dürfte. Darnach wird man begreifen, wie in den oben mitgetheilten allegorischen Versen, welche einen anscheinend recht christlichen Ernst zur Schau tragen, dieses christliche Element mehr von einer poetischen vielleicht auch sittlichen, als von einer bewußt religiösen Regung getragen wurde. — Neben der geistreichen Unterhaltung, welche ich in activer wie in passiver Weise meiner Beschäftigung mit dem romantischen Wesen verdankte, wollte ich aber auch, nachdem ich dem bürgerlichen Berufe obzuliegen angefangen, die Philosophie nicht ganz im Stiche lassen. Ich repetirte meine göttinger Hefte, namentlich die bouterwekische Ästhetik und kehrte zur Beschäftigung mit Jakobis Werken zurück. Seine Schriften strengern philosophischen Zuschnittes wollten mich aber nicht genugsam anziehen und ich hielt es lieber mit dem Allwill, Woldemar und Jakobi's Briefwechsel mit seinen Freunden. In diesem zogen mich Hamann's tiefsinnige Briefe mächtig an. Dem Geniefieber, in welches mich der Haß des Philisteriums hineingezerrt, sagte die Hamannische Manier zu electrisiren und aus ödestem Stoffe plötzliche Leuchtung und Leben zu wecken wohl zu, so wie dieser räthselhafte Mann auch das Bewußtsein unterhielt, daß alles Große nur vom ganzen Menschen gewirkt werden und die Sonderung in verschiedene Vermögen und die Zurückführung der einzelnen Handlungen auf diese, eine unfruchtbare Philisterei sei. Durch seine unschönen Stylformen fühlte ich die Tiefe seiner geheimnißvollen Aussprüche hindurch, ohne durch das Unklare, Scharfe und Unverdauete, das er mir auftischte, geirrt zu werden. Auch mir blieben viele unter den Hamannischen Blät-

tern sibyllinische, zu deren Verständnisse zu gelangen, ich mich vergebens abmühete. Buchstäblich konnte ich jedoch mit Göthe sagen: „indessen fühlte ich wohl, daß mir in Hamanns Schriften etwas zusagte, dem ich mich überließ, ohne zu wissen, woher es komme und wohin es führe." — Das war mir aber klar, daß der dunkle Schooß, aus dessen vulcanisch gährender Tiefe blitzähnliche Leuchtungen in das graue Düster der alltäglichen Gewöhnlichkeit emporfuhren, eine gründliche Religiösität barg, welche eben jene Wetterstrahlen als Waffen gebrauchte, um das unterdrückte Christenthum aus der schnöden Gefangenschaft, worin seichte Aufklärung dasselbe verhaftet hielt, zu befreien. Voll dieser Überzeugung schrieb ich damals (1826) an einen auswärtigen Freund: „seit Luther (von dem ich damals noch die volle, mir eingeschulte Bewunderung hegte) sei eine solche Rede als Hamanns in Deutschland nicht vernommen worden*)." Noch mehr als der mahnende Ernst in Hamanns räthselhaftem Tiefsinne riß mich aus den poetischen Träumereien, den häufigen Theaterbesuchen und den Recensionen, welche als Früchte derselben in einem der öffentlichen Blätter unseres Wohnortes erschienen, aus den mit Schauspielern angeknüpften Bekanntschaften und allen den Irrgängen, auf denen ich im besten Zuge war, eine Art Wilhelm-Meisters-Affe zu werden, der plötzliche Tod meines geliebten Vaters empor. Vor der tiefen Trauer und dem gründlichen Schmerze, welche ich dem liebenden Andenken des Trefflichen widmete, zerstieb der bunte Seifenblasenjubel der poe-

*) Sehr übel ist Hamann in Ruge's Schrift: Unsere Klassiker und Romantiker mitgespielt. Dieser geistvolle Revolutionär findet in der Orakelform des nordischen Magus nichts Anderes ausgedrückt, als die Rohheit des naturwüchsigen Ich's, welches sich nicht scheuet, sich zu geben, wie es von Natur gewachsen ist, mit allen seinen Zufälligkeiten, die freilich Niemand wissen kann und gerade mit dem Nichtsnutzigsten an seiner Person als mit dem Allgemeingültigsten aufzutreten. Ruge würde sich bald überzeugen, daß er solche Äußerungen nicht hätte thun dürfen, wenn er sich vergegenwärtigen wollte, daß er bei einer solchen Betrachtungsweise auch an Luther ein Ärgerniß nehmen müßte, der gerade in dem, was an Hamann verwerflich gefunden wird, mit demselben eine große Ähnlichkeit hat. Hätte Ruge dieses bedacht, so würde er nicht Hamann «eine zähe und auf ihrem Egoismus beharrende, Alles nach ihrer Natur zurückbiegende Individualität» zum Vorwurfe gemacht haben.

tischen Ergötzungen, in denen ich nur zu lange Zeit den Ernst des Lebens und der Zukunft ertränkt hatte. Dieser Fall zermürbte auch einen etwas starken Egoismus, welchen eine solche genialische Laune, in die man sich mit Gewalt hineincapriccionirt, abzusetzen pflegt. So hoch war dieser bei mir gestiegen, daß ich bei Gelegenheit einer Gesellschaft, wohin ich nebst Eltern und Schwester geladen worden, den hoffärtigen Vorsatz aussprach, keiner dergleichen Zusammenkunft wieder beiwohnen zu wollen, in welche ich nicht meiner Selbst wegen invitirt würde, weil ich als unvermeidliches Anhängsel meiner Familie, mich in jener Gesellschaft nicht genugsam berücksichtigt glaubte. Auch von dem Hohne, welchen Bouterwek als ein Princip der A. W. Schlegel'schen Kritik bezeichnet, machte ich nicht selten gegen die hausbackene Verständlichkeit, gegen die gemeine Unbedeutenheit, gegen die superkluge Einsicht der alltäglichen Nüchternheit, welche das Gras wachsen zu hören sich einbildet, gegen die todmatten Anstrengungen einer abgeschmackten Afterpoesie, welche in einer ausschließlichen Begeisterung für das Alberne und Bornirte die Romantiker überflügeln zu wollen sich gelüsten ließ, einen mehr als billigen und höflichen Gebrauch und setzte mich dadurch bei Manchem dem Verdachte einer ungebürlichen Anmaßung aus. Läuternd wirkte nun einer solchen mannichfaltigen Ausschreitungssucht gegenüber das Feuer des aufrichtigen Schmerzes, welcher mich um den Verlust meines Vaters ergriff*). Doch drang diese Reinigungskraft im-

*) Die Art, wie ich diesen Todesfall auffaßte, ergiebt sich aus folgendem, sieben Wochen nach demselben geschriebenen Briefe, den ich als getreuesten Abdruck meiner damaligen Stimmung, mörtlich folgen lasse: «Beste Tante! Beinahe zwei Monate sind, wenn Du diese Zeilen erhältst, über unseres Vaters Grabe fortgezogen und haben mit sich die erste Wuth des Schmerzes hinweggenommen, um mildern, wehmüthigern Empfindungen in unserm Herzen Raum zu geben. Ich selber habe unter den Fügungen der höheren Macht weit minder gelitten, als die Andern, weil Zerstreuung in meinen Amtsgeschäften und Besorgung unserer Angelegenheiten, die nun zunächst mir anheim gefallen ist, sanft über die Tiefen des reißenden Schmerzes mein Herz hinüber geleitet haben und im Entwickeln meiner Thätigkeit zu unser Aller Besten eine süße Quelle des Trostes mir geöffnet ist. Trost zu geben, vermag ich meiner ganzen Anlage nach nicht, wenn nicht etwa das Beispiel meiner Fassung

mer noch nicht tief genug, um mir die Einsicht zu öffnen, auf welchen Irrwegen ich noch umherträumete und wie aus dem Labyrinthe wirklich nur der einzige Weg hinausführe, den ich in der oben mitgetheilten versifeirten Allegorie nur ahnend, nicht überzeugungsvoll, so richtig angedeutet hatte. Verschiedene äußere Veranlassungen rissen mich aber später zurück in das bunte Zerstreuungsgewirre eines bewegten Lebens und die heilsamen Eindrücke und Ansätze zu Blüthen einer bessern Zukunft kamen zu

---

Andere aufrichtet; aber in mir fühle ich oft die reinste Quelle der Tröstung strömen und lasse ihr leises Rieseln mir Stärkung durch alle Adern sein. Weit entfernt, daß ich dem Leben frohe Ansichten abzuhaschen strebte, so ist mir doch seit dem trübsten der Tage das Leben so schön und doch so gleichgültig wieder, daß ich mit Geduld die härtesten Schläge ertragen zu können, mich vermesse. Das Grab ist mir weit minder schrecklich, als ehedem und scheint mir nur eine Communicationspforte vom Diesseits zum Hinüber, in welcher der Wanderer mit seinem Todeskampfe das Wegegeld erlegt. Ich bin daher weit entfernt, schwarze Kreuze und Todtenköpfe auf den Grüften zu dulden, sondern aufbrechende Blumen und blühende Keime sehe ich gern darauf, ein schönes Symbol: daß aus dem Tode neues Leben sich entfaltet und aus dem finstern Hier ein blüthenreiches Dort sich entwickeln wird. Mehr als je, habe ich einsehen lernen, daß, den Tod als Vernichtung zu denken, uns unmöglich fällt und diese Unmöglichkeit, so wie das Alles überragende Lebensgefühl sind sichere Bürgen der Unvergänglichkeit. Versuch' es einmal, mit dem Tode Dir Alles abgeschnitten zu denken; es wird Dir nimmer gelingen; auf eine oder die andere Art wird stets dem grübelnden Kopfe das Unsterblichkeit schlagende Herz entgegen sein. So entsprießen unserer Brust die herrlichsten Keime der Tröstung und ein Narr ist, wer im Weltlaufe die Beruhigung finden will, die unversieglich aus seinem Innersten ihm strömt. Du entschuldigst mich daher billig, wenn ich Dir nicht abgedroschene Trostgründe als: «das Unvermeidliche muß man tragen» u. s. w. (die ihrer Jämmerlichkeit wegen, wenn die gesunde Vernunft einmal aussterben sollte, als Monumente auf deren Grabe eine Stelle verdienten), aufwärme, sondern Dich auffordere: stets mit Dir selber im Einklange, muthig hinauszuschauen in die Zukunft, die doch fast immer heiter uns lächelt, da eine gütige Hand das Unheil erst wenn es gegenwärtig ist, uns enthüllt und: mit dem jungen Frühlinge, der die Natur in ein Festgewand kleidet, die andächtigen Freuden über die Herrlichkeiten des Geschaffenen zu erneuen und daran den Gedanken zu knüpfen: wie muß erst Der sein, von dessen Leben nur der Abschein sich in der Schöpfung ausspricht.»

weit weniger nachhaltiger Wirksamkeit, als worauf sie von der Vorsehung angelegt zu sein schienen.

Zum Kirchenbesuche empfand ich, nachdem Schleiermachers Anziehungskraft und das Treiben meiner Freunde nicht mehr wirken konnten, immer noch keine sonderliche Neigung und vernachlässigte denselben über Jahr und Tag fast gänzlich. Doch wurde ich durch die Lebhaftigkeit meines aus Berlin später in die Heimath zurückgekehrten, offenbarungsgläubigen theologischen Freundes allmählich immer stärker gegen den Nationalismus und außerkirchliche Religionsansichten eingenommen, indem ich dem Freunde, als einsichtsvollem Fachmanne jedenfalls eine richtigere Erkenntniß und besser begründete Überzeugung zutrauete, als diejenige war, deren ich mich erfreuete. Seinen unablässigen Anregungen verdanke ich es wohl hauptsächlich, daß ich für den Unterschied zwischen meinen bisherigen theoretischen und halbtodten Religionsansichten und dem Christenthume einen immer schärfern Blick erhielt und dem Christianismus immer geneigter ward. Wie niemand ein so eifriger Lehrer ist als der Lernende, welcher neu Empfangenes in der Frische des ersten Lebens auch schon in weitere Kreise zu verpflanzen, sich Mühe giebt, so ließ mein Freund nicht ab, sein täglich zunehmendes Wachsthum in christlicher Erkenntniß an mir zu erproben und ich verdanke diesem gährenden Eifer manch goldenes Korn christlicher Weisheit. Durch ihn ward ich auch näher mit Johannes von Müller bekannt, dessen allgemeine Weltgeschichte er mir verehrte. Ich kam durch das Lesen dieses ausgezeichneten und vielfach anregenden Buches, welches für moralische und politische Größe zu begeistern vermag wie kaum eine andere Weltgeschichte, zu hellerm Verständnisse der Wahrheit, wie diese Geschichte nur als eine Offenbarung Gottes gefaßt, den rechten Halt und Inhalt gewinnt. Hatte doch Müller schon am 9. December 1781 an Gleim geschrieben: „Wahrlich, je mehr auch ich sehe, sehe auf den Schauplatz aller Zeiten und Actionen, sehe im Spiegel der Erfahrungen meines eigenen Lebens, fühle ich besser, als auch Weise sagen können, daß

Deus, Deus ille est, optime Memmi.

Dieses wird man einst aus meinen Historien deutlicher sehen, als aus allen Katechismen, dieses zu lehren, glaube ich mich berufen; die wahre Theologie ist in der Historie, das Compendium derselben ist das Leben eines Jeden: Wer Augen hat zu sehen, der siehet es." — Auch an andern Stellen leitet Müller die ganze Menschengeschichte und die Natur stets vom ersten Urheber und höchsten Herrn ab und sprach sich 1782 schon dahin aus, Europa gehe durch die Verbreitung einer ungläubigen Theologie und falschen Philosophie großen Revolutionen entgegen, die meistens in Verwilderung, mitunter auch in Hingebung enden würden. In seinem Sterbejahre schrieb er in seinem letzten Briefe an seinen Bruder: „In der That, Du weißt es, habe ich im Weltgange unserer Zeiten längst die providentiellen Fügungen erkannt, die eine durchaus neue Gestaltung menschlicher Dinge herbeiführen will." — Mit Herdern geistesverwandt, obgleich er von dessen Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit urtheilte: daß sich darin Alles finde, nur nicht Christus, erblickte auch Müller zwar in Christus nur einen Helden und Verkündiger der Humanität *), allein er umkleidete die historische Person doch mit einer größern Idealität, als ich bei andern Historikern wahrzunehmen gewohnt war. Vielleicht auch war es mir an andern Orten, wo ich eine

*) «Die Lehre Jesu, sagt Müller, war keine andere, als die dem ältesten Menschengeschlechte vom Schöpfer eingegrabene, «daß Er sei und Alles dergestalt regiere, daß niemand, auch durch den Tod nicht, der Vergeltung seiner Handlungen beraubt oder davon befreiet werde.» Den wichtigen Punkt fügte Jesus hinzu: daß jene der Kindheit ungebildeter Völker und der Nachahmung des Alterthumes lange nachgesehenen Priestergebräuche, deren Unwerth schon David und Jesaias gefühlt, nun aufzuhören und auf keinem andern Wege, als dem der Humanität, welche er lehre und übe, das Wohlgefallen Gottes zu suchen sei. — Daher veränderte Jesus nicht nur an der Staatsverfassung nicht das Geringste, sondern führte weder irgend eine Priesterschaft, noch sinnliche Religionshandlungen ein. Er verband sein eigenes Angedenken mit dem Genusse der unentbehrlichsten Lebensmittel. Nur die allerältesten Wahrheiten, deren Ideen, da unsere Organisation ihre Ergründung nicht so, wie der sinnlichen Dinge gestattet, allerdings Gott seinem Geschöpfe eingepflanzt haben mochte, erneuerte und reinigte er, so, wie jenes von Zeit zu Zeit nothwendig ist und durch die Vorsehung hin und wieder veranstaltet wird, Letzteres aber nie von einem Menschen auf eine so allgemein anwendbare Weise und mit solcher ungemischten Vollkommenheit geschehen ist.»

ähnliche und höhere Auffassung hätte gewahr werden können, nicht so aufgefallen und es geschah nur etwa erst jetzt, weil ich durch mancherlei Anregungen stärker auf die Weise, wie Christus den einzelnen Menschen erscheint, hingeführt wurde. Jedenfalls erkannte Müller, was mir bis dahin in einer Weltgeschichte noch nicht begegnet war, die Nothwendigkeit einer positiven, auf Offenbarung begründeten und unwandelbaren Religion zum Heile der Menschheit an. Ja er ging so weit, im Katholicismus die Bedingungen einer wahren feststehenden unveränderlichen Kirche zu erblicken und sprach das Wort aus: „daß das gothische Gebäude, das er nie hätte anzünden mögen, durch Mordbrenner, denen es nur um Stehlen zu thun gewesen, verbrannt worden."

In dem Verkehre, worin ich auf amtlichem Wege mit andern Geschäftsleuten gerieth, konnte ich es zu einer müllerischen, idealen oder gar überspannten Anschauung der Natur Christi nicht wohl bringen. Wie im juristischen Geschäftsleben diese Natur aufgefaßt wurde, belehrte mich ein merkwürdiges Beispiel. Ein Individuum mosaischen Glaubens hatte irgendwo mit mehren Christen sich beim Kegelschieben vergnügt. In Folge von Ungeschicklichkeit oder Ungunst des Spielglückes war sein Schieben fast immer erfolglos. Aus Unmuthe hatte er sich eines mir nicht mehr erinnerlichen Fluches oder sonstigen Verdrießlichkeitsausdruckes bedient, welcher eine Beschimpfung des Namens Christi enthielt. Das dadurch bei den Mitspielenden gegebene Ärgerniß hatte eine gerichtliche Untersuchung wider den Juden zur Folge. Die Acten wurden bei dem Gerichtshofe, dem ich zugewiesen war, zum Spruche vorgelegt. Man erkannte beim Vortrage der Sache vor besagtem Gerichtshofe allerdings an, daß die gebrauchten Ausdrücke, gegen einen lebenden Menschen gerichtet, als eine wörtliche Beleidigung zu betrachten sein würden, wollte aber nicht zugeben, daß ehrenrührige Äußerungen über einen vor 1800 Jahren verstorbenen Menschen noch mit der Strafe der Injurie belegt werden könnten. Ein Mitglied des Gerichtshofes machte dagegen bemerklich, daß der Jude eine Blasphemie begangen habe und berief sich auf eine Bestimmung der Landesgesetze, welche verordnen, daß derjenige, welcher durch öffentlich ausgestoßene grobe Gotteslästerungen zu einem gemeinen Ärgernisse Anlaß giebt, auf zwei bis sechs Monat ins Gefängniß gebracht und daselbst über seine Pflichten und die Größe

seines Verbrechens belehrt werden solle. Der Vorsitzende des Gerichtes und ein großer Theil desselben entgegneten hierauf, wie, abgesehen von dem Umstande, daß der Inculpat ein Jude sei, welcher Christum ganz anders auffasse, als die Mitglieder der christlichen Religionsgesellschaft, doch jedenfalls Christus nicht Gott und eine über ihn geäußerte Schmähung keine Gotteslästerung sei. Der andere Redner machte hiegegen den Einwand, daß Christus, als die zweite Person in der Dreifaltigkeit, selbst Gott und daher jede Lästerung dieser Person gleichfalls eine Gotteslästerung sei. Dagegen ward erwidert, daß die Lehre von der Trinität eine Antiquität und der Glaube daran längst abgekommen sei, indem wohl nicht leicht Jemand mehr an die Gottheit Christi glaube. Nun sahe sich der Richter, welcher den Juden als Gotteslästerer bestraft wissen wollte, genöthigt, die Sammlung der Gesetze, in der auch die Urkunde des heiligen Bundes vom 26. Sept. 1815 abgedruckt worden, welche mit Anrufung der heiligen Dreieinigkeit beginnt, vorzulegen und mit Hinweis auf diese Bundesurkunde darzuthun, daß die Lehre von der Trinität noch öffentlichen Rechtens sei, daher Christus als Gott, und jede auf denselben sich beziehende Schmähung als eine Gotteslästerung zu betrachten sei. Was nun in Folge dieser Erörterungen, denen ich persönlich beiwohnte, endlich geurtheilt worden, ist mir nach Verlauf von einigen zwanzig Jahren nicht mehr erinnerlich.

Mit der Empfindung, welche diese dogmatische Curiosität in der religiösen Sphäre meines Ich anregte, war der Eindruck wahlverwandt, den folgende Criminalgeschichte, die ich damals S. 366 des I. Bandes der von Simon und von Strampff gesammelten Rechtssprüche vaterländischer Gerichtshöfe las, auf mein sittliches Gefühl ausübte. A. entwendete dem B. eine Dienstpistole, um sich damit zu erschießen. Später wurde dem A. dieser Entschluß leid und er trieb sich mit der geladenen Pistole eine Zeit lang umher, bis er verhaftet und wegen Pistolendiebstahles zur Untersuchung gezogen ward. Das Gericht sprach ihn von der Anschuldigung einer strafbaren Entwendung frei. Dabei ward dasselbe von folgenden Gründen geleitet: Zum Begriffe des strafbaren Diebstahles wird nach §. 1108 des Criminalrechtes die Entwendung einer beweglichen Sache Gewinnes, Vortheiles oder

Genusses willen erfordert. Dieses charakteristische Merkmal fehlt der im vorliegenden Falle zu beurtheilenden That gänzlich. Denn die Befreiung von Körper- und Seelenleiden, welche der Selbstmörder durch den Tod sich schafft, ist kein wirklicher Gewinn, Vortheil oder Genuß für ihn, sondern nur eine Abkürzung seines Schmerzes und zwar eine solche, die mit dem größtmöglichen Leiden, wenn auch nur in wenige Augenblicke zusammengedrängt, verbunden ist. Ein Moment des Genusses läßt sich sonach darin nicht finden. Der Gesetzgeber kann daher unter der gewinnsüchtigen Absicht, welche er bei dem Diebe voraussetzt, nicht die Gemüthsstimmung eines Selbstmörders, welcher durch den Tod seinen Körper- und Seelenleiden ein Ende machen will, subsumirt haben. Da nun hinreichende Gründe vorhanden sind, anzunehmen, daß sich der Inculpat mit der Pistole das Leben habe nehmen wollen, so mußte er wegen Mangels des animus lucri faciendi freigesprochen werden.

Dieser juristische Scharfsinn empörte mein gerades sittliches Gefühl, welches durch folgenden Fall auf eine nicht geringere Folter sich gespannt fühlte: Es läßt ein Mann sich in einer Schenke Getränk verabfolgen und verlangt von dem mit ihm allein im Zimmer befindlichen Schenkmädchen, unter dem Vorgeben, ein Thalerstück bezahlen zu wollen, den seine Zeche übersteigenden Betrag zurück. Die Schenkerin zählt das Geld auf den Tisch und erwartet das Thalerstück. Statt dessen siehet sie den Gauner das Geld ergreifen und das Weite suchen. Sie eilt ihm nach, erhascht ihn glücklich, erhält jedoch von ihm einen so heftigen Schlag auf den Kopf, daß sie besinnungslos zu Boden fällt. Der Gauner entkömmt mit seiner Beute. Als er später doch zur Untersuchung gezogen wird, erkennt das Gericht in jener Handlung nach den Vorschriften des allgemeinen Landrechtes nur einen Betrug und verhängt die auf diesen angedrohete Strafe von drei Tagen Gefängniß. Denn, sagt der Richter, die Übergabe des, obschon prämeditirt erbeuteten Geldes muß als erfolgt angesehen werden. Wäre diese rein civilrechtliche Frage im entgegengesetzten Sinne beantwortet, so mußte den Verbrecher die Strafe des Raubes treffen. Einem unbefangen Urtheilenden wird es schwer werden,

zwischen seinem sittlichen Bewußtsein und dieser richterlichen Weisheit ein Abkommen zu vermitteln oder einen Ausgang zu finden. Zu diesen Beiträgen officieller Glaubens- und Sittenlehre, welche einem religiösen und der Lauterkeit ergebenen Sinne die juristische Praxis als einen wenig empfehlenswerthen Lebensberuf erscheinen lassen können, würden sich dem forschenden Sammler solcher Curiositäten bei einiger Spürkraft nicht wenige Seitenstücke darbieten. Ich selbst erlebte Manches der Art, will aber, weil das ex ungue leonem mich von der Beibringung weiterer Beläge dispensirt, nur noch als charakteristisch (aus einer etwas spätern Zeit) bemerken, daß, als mich eines Tages mein Geschäftsgang nach dem Criminalgerichtsgebäude an der Wohnung meines Buchbinders vorüberführte, ich die Gelegenheit benutzte, um mir die zum Einbinden dahin gegebene Tauchnitzische Stereotypausgabe der lutherischen Übersetzung des neuen Testamentes abzuholen. Mein damaliger Amtsvorgesetzter machte eine verdächtig lächelnde Miene, als er das seltsam feierlich gebundene Buch, welches sein junger Geschäftsgehülfe neben seinen Hut auf das Büreau gelegt hatte, aus Neugierde in die Hand nahm und eröffnete. Ganz befremdlich aber däuchte es ihm, als ich auf Befragen erklärte, daß ich in dem Buche lesen wolle. Dies gemahnt mich an die Mittheilung eines Freundes, dessen Schwager Magistratsdirector in einer ziemlich ansehnlichen, eine Tagereise von meinem damaligen Wohnorte gelegenen Residenz war, und welcher aus dem eigenen Munde dieses Chefs der Stadtgemeinde die Versicherung erhalten hatte, daß es für das Symptom einer Art Blödsinnes unter den gebildeten Männern jenes Ortes gelte, wenn einer ihres Zeichens den öffentlichen Gottesdienst abwarte. Ich selber ward einst in meiner Juristenzeit auf eine höchst unergiebige Weise von der christlichen Feier des Weihnachtsfestes entfernt gehalten. In einer 5 bis 6 Stunden andauernden Sitzung am Tage vor dem heiligen Feste, war über vier Männer, welche beim höchst grausamen Morde eines alten Pfarrers Mitschuldige gewesen, zu Gericht gesessen. Schauerlich ist mir die Erinnerung, als die Versammlung der ernsten Richter, deren angehender Lehrling ich noch war, das Todesurtheil über einige der Schuldigen aussprach. Es war das erste Mal, daß ich einem so feierlich düstern Acte beiwohnte.

Mir ward die Aufgabe zu Theil, über Fest das Todesurtheil aus den Vorträgen der Referenten abzusetzen. Jenes Weihnachtsfest, an dem ich die Todesgeschichte eines fürchterlich hingewürgten Dieners am göttlichen Worte darstellen mußte, stehet mit traurigen Schatten in meinem Gedächtnisse. Die Criminaljustiz verleidete mir überhaupt die schon ohne Neigung und Beruf dazu eingeschlagene gerichtliche Laufbahn. Nirgends erschienen mir Moral und Gerechtigkeit mehr auf Schrauben gestellt und das Urtheil unsicherer, als auf diesem Gebiete. Aus meiner Seele geschrieben fand ich die goldenen Worte, welche ich in der fleißig studirten von Massowischen Anleitung zum praktischen Dienste ꝛc.*) las: „Wer mit einem gewissen Vergnügen die Untersuchung und Bestrafung der Verbrechen bearbeitet, der entehrt die ersten Pflichten der Menschheit. Selbst der ausgeartete Bösewicht verdient das Mitleiden eines Menschenfreundes. Dieses Gefühl muß auch den seine Vergehungen ahndenden Richter rühren und ihn zur möglichsten Verbesserung seines elenden Zustandes auffordern, so weit dieses mit den Gesetzen und der allgemeinen Wohlfahrt des Staates bestehen kann ꝛc. Jene weichen Seelen, die bei dem Übel des Nebenmenschen von theilnehmenden Gefühlen durchdrungen werden, versetzt gewöhnlich die Bearbeitung der Criminalsachen in den heftigsten Grad der Traurigkeit; das sich hier zeigende Gemälde des menschlichen Elendes führt sie bei der geringsten Anlage zur Schwermuth auf unendliche Betrachtungen, die natürlich keine andern Wirkungen erzeugen können. Dies Gefühl kann und muß nie ganz unterdrückt werden. Es ist dem Urbilde des moralischen Menschen wesentlich und dem Richter besonders nöthig, um die zur Ausmittelung der Unschuld, oder doch der Vertheidigungsgründe des Verbrechers anzuwendenden Kräfte des Verstandes durch den Antheil des Herzens noch mehr zu beleben. Ist aber die große Pflicht erfüllt, so erfordert dann der ganze Umfang des richterlichen Amtes andre Bemühungen, die aus ganz entgegengesetzten Stimmungen der Seele erzeugt werden. Nunmehr soll das Mitleiden gegen den Verbrecher sich mit einem gesetzten Eifer und Widerwillen gegen die strafbare Handlung, ihre Veranlassung und

*) Zweite Ausgabe 1816. III. Band. S. 123.

Wirkungen vereinigen, um die Straffälligkeit desselben eben so richtig, als seine Unschuld auszumitteln und dann hiernach zu bestimmen: ob und welche Strafe er nach den Gesetzen verdiene." Ich hatte nur zu bald die Entdeckung gemacht, daß ich meiner Individualität nach diesen Anforderungen von Massows rücksichtlich der Ausgleichung des Menschen mit dem Juristen im Richter, nie würde entsprechen können. Massow, der neben dem gedachten Handbuche auch noch ein Handbuch der Literatur für angehende Justizbedienten verfaßt und noch als Minister das erstere von Neuem erscheinen ließ, gewann einen sehr großen Einfluß auf meine Anschauungen vom Staatsdienst und die Vorstellungen von der Aufgabe eines Staatsdieners. Ich studirte beide Handbücher sehr fleißig. Empfahl er auch Knigge's Umgang mit Menschen als ein besonders classisches Buch und schmeckte seine ganze Ansicht über Gott und göttliche Dinge auch stark nach dem aufgeklärten Jahrhundert, so hatte der Mann doch einen tiefen sittlichen Ernst, eine innige, starke Religiösität und offenbarte ein erquickendes Bedürfniß das Leben des Staatsdieners mit der Religion zu durchdringen und den Beruf durch praktisches Christenthum zu adeln. Um den Geist, in welchem ein von den Fluthen des Unglaubens umwogter Geschäftsmann, der Präsident eines preußischen Gerichtshofes, welcher seine Ausbildung an den Dikasterien Friedrichs des Großen empfangen, zu den jungen, ihm zur Ausbildung anvertraueten Rechtspraktikanten redete, recht zu fassen, sei mir die Einrückung folgender Sätze aus dem Handbuche der Literatur verstattet, welche zugleich die seltsame Allianz christlicher und deistischer Elemente, welche mich bereits bei meiner guten Großmutter befremdet hatten, recht anschaulich darstellen. Die Mittheilungen sind zu finden S. 383 ff. und S. 889 ff. des Handbuches der Literatur. Nachdem Massow den Referendarien gerathen, der Confession, welcher sie durch Geburt und Erziehung angehören, treu zu bleiben und über die ihnen dagegen vorkommenden Einwürfe und Zweifel so viel als möglich sich ganz hinwegzusetzen, fährt er fort:

„Wir würden uns zu weit von der Absicht unseres Aufsatzes entfernen, wenn wir uns in die Erörterung der Frage einlassen wollten, ob es jedem Christen erlaubt sei, sich sein eigenes — ganz oder zum Theil von den Lehren seiner Kirche abgehendes —

Religionssystem zu bilden; oder sich, es sei durch förmlichen öffentlichen Übergang zu einer andern Kirche, oder insgeheim zu einer andern Religionspartei, in der er weder geboren noch erzogen ist — zu bekennen? Wir wollen daher nur Vorsicht und kaltblütige Überlegung bei diesem, für einen Laien doppelt gefährlichen und unsichern Schritte anrathen. Man betrete daher diese schlüpfrige Laufbahn nicht ohne Führer, die mannichfachen Amts- und Studiengeschäfte des jungen Staatsbedienten lassen ihm zu (eigenen) Prüfungen nicht die nöthige Muße. Er muß sich daher schlechterdings an redliche und geschickte Gottesgelehrte wenden, hierbei einen, der seiner Kirche dient und unter mehren den, der seine Privatverhältnisse, seine Geistesfähigkeiten näher kennt, vor Andern wählen, ihm das, was er nicht selbst prüfen kann — z. B. Beweise von historischen Factis, die sich auf das Detail der Kirchengeschichte gründen u. s. w. auf sein Wort glauben und nur da die Belehrung nach ihren Gründen prüfen und annehmen oder verwerfen, wo seine Untersuchung von vorurtheilsfreier Wirkung der gesunden Vernunft — und von dem redlichen Vorsatze, nicht Lieblingsideen, sondern Wahrheit — und zwar wesentliche Religionswahrheit zu suchen — geleitet wird ꝛc. Indeß schließt die Verweisung an einen Gottesgelehrten nicht alle eigene Cultur der Religionskenntniß bei jungen Leuten aus. Jene betraf eigentlich nur die erste Bildung und Berichtigung ihres Religionssystemes. Dagegen aber muß jeder von ihnen in seinen gegenwärtigen und künftigen Verhältnissen, so lange er lebt, die Religion studiren und ausüben: besonders auch die christliche Moral ununterbrochen dem Verstande und Herzen zueignen. Kenntnisse und Unterhaltungen, die den Verstand mit Religionswahrheiten und moralischen Anweisungen bereichern, das Herz veredeln und den Geist mit den würdigsten Gesichtspunkten seiner Denkkraft beschäftigen, gehören zu der nothwendigsten Bildung des Menschen. Der Hang zur Erweiterung der — unmittelbar auf irdische Verhältnisse wirkenden — Kenntnisse verdrängt mehrentheils die so nöthige Beschäftigung mit Religionswahrheiten. Man mache es sich daher zum Gesetze: wo möglich keinen Tag die Lesung der geistlichen und Religionsschriften ganz auszusetzen. Ihr wichtiger — mit der Vorbereitung zur Ewigkeit im eigentlichen Verstande beschäftigter —

Inhalt berechtigt sie, die täglichen Gefährten unserer irdischen Laufbahn zu werden. Die kurzen Sturmschen, Thiedenschen und Weigelschen Unterhaltungen sind eine nützliche Unterhaltung des Geschäftsmannes beim Anfange und Ende jeden Tages, wenn gleich Zeit und Umstände nicht täglich eine längere Zeit zur Religionslection übrig lassen." Nächst der Bibel empfiehlt Massow nun das Hermes'sche Religionshandbuch, Spaldings, Jerusalems, Zollikofers Predigten, die Schriften von Leß, Nösselt u. s. w.

„Die fortdauernde Beschäftigung des Menschen mit den wichtigsten Gegenständen seiner Bestimmung — seines nach dem Tode fortdauernden Daseins — behauptet den ersten Rang unter allen Kenntnissen, Übungen und Fertigkeiten, die seine Thätigkeit auffordern. Er muß sie daher — theils mit andern Objecten, die dem zeitlichen Beruf unmittelbar angehen, so viel als möglich verbinden — theils aber auch ihnen abgesonderte Muße widmen. Er fange daher jeden Tag mit Unterhaltungen an, die sein Religionssystem — besonders aber thätiges Christenthum — angehen, die sein Herz zur Andacht — zum Gebet — stimmen, es mit erneuerten Vorsätzen zum tugendhaften Leben waffnen, ihn zur Prüfung seines Lebenswandels — zur Entdeckung und Besserung seiner moralischen Fehler — führen und lasse Alles Dieses auch das Geschäft sein, womit er die Laufbahn eines jeden Tages beschließt. Vorzüglich aber heilige er Sonn- und Festtage der Erbauung — den Betrachtungen, die ihn über die Grenzen des irdischen Lebens hinausführen und zum Erstaunen über Gottes Größe und über das Meisterstück der Natur leiten. Wenn man Religionstheorie und Erbauungsschriften in der stillen Muße der Sonn- und Festtage mit moralisch-politischen Unterhaltungen abwechselt und das Studiren der Naturgeschichte in diese Beschäftigungen mischt, ihren herrlichen Aussichten in dem täglichen Anblick der Natur — und in den Erholungsstunden der Arbeitstage — nachspüret, so wird der doch immer am Sinnlichen klebende Mensch in der anhaltenden Betrachtung und Verehrung der göttlichen Majestät gestärkt, wenn er sonst durch das abstracte Studium der Religionswahrheiten gleichsam zu ermüden anfängt. Das durch gute Predigten und Erbauungsschriften belebte Gefühl

der Andacht muß von der lebenden und in Büchern geschilderten Natur dauernde Wärme und Feuer erhalten: und sowohl der Schriftsteller als der Schauplatz handelnder Menschen sollen Materialien zur Nahrung dieses Feuers liefern. Alles dieses zusammengenommen und benutzt — ist der besondern Betrachtung an den der Ruhe und dem Gebete von Gott selbst geheiligten Tagen angemessen. Wenn eigentliche Berufsgeschäfte — und sich darauf beziehendes Studiren — gar zu leicht den mehr zum nahen als zum entferntern geneigten Jüngling — von diesen — ihm so wesentlichen Unterhaltungen ableiten möchten, so werden sich dagegen stille Reflexionen über seine Überzeugungen und Vorsätze — über seine Gedanken und Handlungen der vergangenen und künftigen Zeit — Freundschafts- und andere Pflichten erfüllende Briefe — hiermit vereinigen lassen. Eine gute Sammlung von Predigten — ein Religions-, ein eigentliches Erbauungsbuch — eines moralisch-politischen Inhaltes — und eines über die historisch-teleologische Betrachtung der Natur — müssen neben einander auf unserem Schreibtische liegen, und stets die beendigten von andern abgelöst werden, wenn nicht eins oder das andere sich durch seine gute Wirkung zum bleibenden Handbuche empfiehlt. Die Aufzeichnung der Lebensgeschichte in der verflossenen Woche wird jene Betrachtungen der Religion — die Selbstprüfung — in einem Tagebuche aufnehmen können und endlich viel Gutes für moralische und scientifische Bildung, für dauerndes Glück des Jünglings wirken."

Der große Raum, den ich diesen längst verschollenen Äußerungen eines Ehrenmannes hier einräume, ist der verdiente Tribut eines tief gehegten Gefühles der Dankbarkeit, die ich ihm schulde. Dergleichen ehrenwerthe Leute gab es im preußischen Beamtenstande nicht wenige. Ihr Einfluß war wohl mit ein Grund der großen Ehrenhaftigkeit, deren Ruhm die preußischen Beamten so lange Zeit genossen. Massow brachte mir zuerst klarer zum Bewußtsein, wie es möglich sei, die Bestrebungen des gewöhnlich für trocken, abtödtend oder wenigstens verknöchernd gehaltenen Geschäftslebens mit den idealen Anschauungen zu durchdringen. Ich lernte einsehen, daß der alte Satz: „Juristen, schlimme Christen" nicht auf den Stand passe, sondern nur auf Individuen, welche

einseitig den Beamten auffaßten und den Menschen und Christen darüber vernachlässigten. Voll Staunens las ich, der keine Ahnung etwa gehabt hatte, daß auch praktische Geschäftsleute, hoch gestellte Staatsbeamte sich in der von Massow angedeuteten Weise mit der Religion beschäftigen könnten und ein Bedürfniß zu dergleichen fühlten, Massow's Handbücher und prägte mir ihren auch für den eigentlich praktischen Dienst sehr nützlichen Inhalt recht eindrücklich ins Gedächtniß. Es befestigte sich demgemäß bei mir die Gewohnheit, den Tag mit irgend einer Lectüre zu beginnen, deren Inhalt geradezu religiös ist, oder irgendwie eine religiöse Seite darbietet und homogene Empfindungen weckt. Da ich in dem Kreise meiner praktischen Thätigkeit nur geringe Anregungen zur Bildung des Ideales von einem christlichen oder auch nur religiösen Staatsbeamten empfing, so war der Eindruck der Massowischen Ideen ein sehr bedeutungsvoller für mich und vermittelte bei mir die Möglichkeit des Gedankens, daß gründliche Religiösität und Geschäftstüchtigkeit nebst Berufstreue sich nicht nur zwanglos verbinden können, sondern daß erst diese Verbindung das Höchste erreichen hilft, was auf diesem Wege zu erlangen stehet. Die Überzeugung aber gewann ich durch Massow nicht, daß ich zu dem erwählten Berufe tauge. Die strengen Anforderungen, die ein so tüchtiger Mann an einen angehenden Juristen macht, fühlte ich zu erfüllen mich außer Stande und erkannte immer klarer, daß ich zum Richter mich nicht eigne, so wie überhaupt nur einer sehr mäßigen Anlage zum praktischen Berufsleben mich erfreue. Ich nahm nochmals auch den zur Gewissenssache gewordenen Berufswechsel leichten Herzens vor, indem ich zur Verwaltung überging.

Aus den Begegnissen meines praktischen Geschäftslebens, welche ich oben mittheilte, ergiebt sich, daß dasselbe nicht auf den von Massowischen Fuß eingerichtet war, in demselben sich vielmehr Offenbarungen eines ganz verschiedenen Geistes hervorthaten, welcher mich nach einer entgegengesetzten Richtung zu treiben nicht ungeeignet gewesen sein möchte. In welchem Ansehen auch Luther bei uns stand, so waren ich und meine Commilitonen doch von der Befolgung des Lutherischen Rathes, „was man zu thun, um nützlich und fruchtbarlich in Jure zu studiren, und ein rechter Jurist zu werden, an dem Gott Gefallen hat," weit entfernt.

Der Reformator hatte empfohlen „also zu thun: des Morgens, wenn Du bist aufgestanden, so nimm in Gottesfurcht und Demuth, aus seinem Befehl, Deinen Psalter oder Bibel vor Dich und lies ein Psälmlein oder ein Capitel, und bedenk's mit Fleiß: darnach fall' auf deine Knie, und sprich im Namen Christi von Herzen: Allmächtiger, ewiger Gott, himmlischer Vater, du hast's also geordnet und befohlen, daß ich Jure studiren, lernen und sprechen soll, was recht ist; darum gieb du Gnade und Seegen dazu, daß ich allein die Wahrheit suche und finde und thue nur, was dir gefällig ist, dir zu Ehren und Land und Leuten zu Nutz um Christi Willen, deines lieben Sohnes, meines Herrn und Heilandes ꝛc. Das hat Gott gern. Und wenn Du also von Herzen im Glauben betest, so ist Dein Gebet gewiß erhöret. Darnach fahre zu und falle in die Bücher, studire fleißig und getrost mit Freuden, so wird er seinen Segen und Gedeihen dazu geben, daß Du ein feiner nützlicher Mann werdest." Je weniger wir uns nach diesem Rathe Luthers richteten, desto lieber hätte vielleicht ein echter Lutheraner urtheilen mögen, es sei von uns darauf abgesehen gewesen, Originale zu folgendem Frescobilde werden zu wollen, das Luther ebenfalls in seinen Tischgesprächen, denen jene Ermahnung entnommen, aufgestellt hatte: „Die Juristen wissen nicht, was ecclesia ist. Wenn sie gleich alle ihre Bücher aussuchten, so finden sie nicht, was ecclesia die Kirche sei; darum sollen sie uns auch hie nicht reformiren. Omnis jurista est aut nequista, aut ignorista. Ein jeglicher Jurist ist entweder ein Schalk oder ein Esel, der Nichts kann in göttlichen Sachen. Und wenn ein Jurist davon disputiren will, so sagt zu ihm: höreſt Du Gesell, ein Jurist soll hier nicht eher reden, es f . . z . denn eine Sau, so soll er sagen: Dank habt liebe Großmutter, ich habe lange keine Predigt gehört. Sie sollen uns nicht lehren, was ecclesia heißt. Es ist ein altes Sprichwort: Ein Jurist, ein böser Christ. Das ist wahr."

Wie sehr wir vielleicht gegen die Ähnlichkeit mit dieser Schilderung Einsprache erhoben haben möchten, so wenig ließ sich jedoch leugnen, daß die Mehrzahl der jungen Juristen wirklich lange keine Predigt gehört hatten und wohl mancher mit Ehren Falstaff sagen konnte, er wisse nicht mehr, wie das Inwendige einer

Kirche aussehe. Galt es unter uns auch nicht für ein Zeichen des Schwachsinnes, den Gottesdienst abzuwarten, wie in der vorerwähnten Residenz, welche freilich durch die mordbrennerische Austreibung des angestammten Landesherrn (1830) von ihren religiösen Zuständen weltkundiges Zeugniß gab, so ging doch sehr vielen von uns das Gesetzbuch über das Evangelium und eine gute Relation war uns ein weit würdigeres Product des menschlichen Geistes, als eine tüchtige Predigt. Solche Erscheinungen können nicht befremden, wenn man die Vorstellungen erwägt, welche damals die Gebildeten von der Person Christi und seinem Werke hegten. Selbst Geistliche hatten es in der Vermenschlichung der göttlichen Gestalt des Erlösers beim Bemühen die h. Geschichte zu profaniren, oder wie sie vermeinten, historisch zu machen, überaus weit gebracht. So hatte ein als Geschichtsschreiber namhaft gewordener Pfarrer in dem Lande, von dessen Residenz ich eben sprach, in seiner „natürliche Geschichte des großen Propheten von Nazareth*)“ etwas geleistet, was zwar in seinem Vaterlande allgemeinen Anklang fand, aber zu der verwundernden Frage führen mußte: wie ein Mann, welcher solche Überzeugungen von Christo hegte, noch mit gutem Gewissen Diener einer Kirche sein konnte, welche sich nach Christi Namen nennt und denselben als ihren Grund weiß. Solche geschichtliche Kunststücke mundeten auch vielfach dem historischen Geschmacke, wie dem religiösen Bedürfnisse oder vielmehr Nichtbedürfnisse Vieler aus dem großen Haufen.

Die denselben zu Grunde liegende Betrachtungsweise machte sich selbst im Stande der Handwerker geltend. In meiner Nähe trat auf diese Weise damals aus der Menge, wenn ich nicht irre seines Zeichens ein Schmidt, Namens Brennecke, als Dilettant

---

*) Welche sogleich mit einer Beschmutzung der Geburt Christi in den rohesten Ausdrücken anfing. Er ließ später eine Geschichte der Gründung des Christenthumes folgen, worin er die Auferstehung Christi ungefähr in derselben Weise aufzuklären sucht, als der gleich ausführlicher zu erwähnende «biblische Beweis, daß Jesus nach seiner Auferstehung noch 27 Jahre leibhaftig auf Erden gelebt habe.»

in der Historie und Theologie auf, um solche Ansichten zum größern Gemeingute zu machen. Dieses Mannes glaube ich näher erwähnen zu dürfen, weil ich ihn zum Beweise stellen kann, daß die Voraussetzung von Mythen in den Evangelien bereits als Johann David Strauß erst ein zwölfjähriger Bube war und unmöglich schon auf die Idee jener Mythen, die er im Leben Jesu zum Haupthebel der Dethronisirung Christi gebraucht hat, gekommen sein konnte, von einem norddeutschen Handwerksmanne mit entschlossener Zuversicht öffentlich ausgesprochen ist. Diese Erscheinung liefert zugleich den Beweis, daß man nicht gerade die Schulen der neuesten Philosophie durch gearbeitet haben muß, um es zu dergleichen Betrachtungen zu bringen*). Das kuriose Buch

*) Die Vertreter und Lobredner des modernen Fortschrittes in der Theologie von Bauer bis Uhlich oder mit welchem Buchstaben des Alphabets ihr Name sonst beginnen mag, werden in der Tagespresse überhaupt für viel größere Originale ausgegeben, als sie wirklich sind. Wenig sachkundig, wie ihre Anhänger und Gönner in der Gottesgelehrtheit einmal sind, ist ihnen nicht bekannt geworden, wie der von ihnen unterhaltene Kampf gegen die Bibel und die symbolischen Bücher bereits ein Jahrhundert dauert und sie nur auf einem dem Kenner schon lange wohlbekannten Felde kämpfen. Das göttliche Ansehen der Bibel geradezu zu bestreiten und die Gründe, auf denen dasselbe beruhet, offen anzugreifen und zu widerlegen oder von christlicher Mythologie zu reden, wagte man freilich im vorigen Jahrhunderte noch nicht. Dagegen philologisirte, exegisirte, kritisirte, commentirte, paraphrasirte man mit einer Unverschämtheit, die alle Vorstellungen übersteigt und allein das oben näher zergliederte neuere Phänomen erklärlich macht. Auch Herr Brennecke war keineswegs der erste, welcher Bedeutungen von Wörtern dichtete, welche diese niemals gehabt, der Begriffe und Vorstellungen, welche die Völker des Orientes mit diesem oder jenem Ausdrucke verbunden haben sollten, die sie weder jemals wirklich damit verbunden, noch wie aus andern Nachrichten hervorgehet, jemals damit verknüpft haben konnten, erfand. Schon lange vor ihm conjecturirte man in seiner Weise auf dem Papier und stellte die anfängliche Conjectur einige Seiten später als unleugbare Gewißheit auf. Wenn dies nicht helfen wollte, machte man es schon 50 Jahre vor Herrn Brennecke gerade wie dieser. Man nahm das kritische Messer, schnitt hinweg, was nicht behagte und flickte ein, was besser zu dem beabsichtigten Zwecke dienen konnte. So war das Mittel gewonnen, die Bibel sagen zu lassen, was einem solchen Exegeten nur immer beliebte und alle specifisch christlichen Lehren aus dem Buche der

dieses Ehrenmannes (der von der Freiheit der Schriftforschung nach den Grundsätzen seiner Confession mit gleichem Rechte Gebrauch zu machen sich gelüsten ließ, als jeder Pfuscher seines Handwerkes, nachdem zu seinem Schaden die Gewerbefreiheit eingeführt worden, sich der Befugniß des selbstständigen Gewerbebetriebes der edeln Schmiedekunst erfreuete), führte den Titel: „Biblischer Beweis, daß Jesus nach seiner Auferstehung noch siebenundzwanzig Jahre leibhaftig auf Erden gelebt und zum Wohle der Menschheit in der Stille fortgewirkt habe." Der ehemalige Generalsuperintendent Bahrdt hatte bei aller Eisernheit seiner Stirn die Idee des heimlichen Fortlebens Jesu auf Erden nur als Vermuthung ausgesprochen. Die Führung eines biblischen Beweises war unserm Feuerarbeiter vorbehalten. Derselbe that hierin eben nichts Anderes, als daß er von seinem Rechte der Schriftforscherei Gebrauch machte und zur Allgemeinverständlichkeit dieses Buches seinen Beitrag lieferte. Er sah vielleicht ein, daß es ihm wohl nicht mehr gelingen möchte, zu der ausdrücklichsten und einfachsten Äußerung des Herrn: das ist mein Leib, welche die Evangelisten und Paulus fast mit einerlei Worten wiederholen und welche bereits hundert Jahre nach Stabilirung des Grundsatzes der Per-

---

Bücher hinaus zu interpretiren. Den Kennern der Literatur des vorigen Jahrhunderts ist wohl bekannt, wie die Nicolaische Allgemeine deutsche Bibliothek alle solche Versuche einer entchristlichenden Auslegung mit Jubel begrüßte und empfahl. Als die Eltern und Großeltern unserer neuen Lichtfreunde sich noch nicht träumen ließen, welche erleuchteten Nachkommen sie haben würden, gab es schon ein in jener Bibliothek ausposauntes Wörterbuch des neuen Testamentes zur Erklärung der christlichen Lehre von dem berliner Propste Teller, welches die nämliche Augensalbe gegen die altgläubige christliche Blindheit darbot, welche uns jetzt als ein neues Heilmittel verkauft werden will. Wer sich überzeugen möchte, wie bereits damals ein protestantischer Gottesgelehrter das Christenthum von jüdischen Vorurtheilen zu säubern und die Schlacken des Katholicismus auszufegen verstand, der lese nur die Artikel: Abendmahl, Besessene, Blut Christi, Evangelium, heiliger Geist, Gerechtigkeit, Gesetz, Glaube, Leib Christi, Opfer, Taufe, Versöhnung bei Teller nach. — Vergl. auch Starks Triumph der Philosophie des XVIII. Jahrhunderts (Regensburg 1847), S. 261, die ich beim Niederschreiben dieser Bemerkung vor Augen gehabt.

spicuität der Schrift zweihundert Erklärungen erfahren hatte, noch eine neue zu finden. Er hatte daher sich in seiner allen Theologen zu ernster Prüfung empfohlenen Schrift zur Auslegung die Stelle gewählt (I. Petri III. 22):

> Ὃς ἐστιν ἐν δεξιᾷ του θεου πορευθεις εις ουρανον ὑποταγεντων αυτῳ αγγελων και εξουσιων και δυναμεων,

welche er als Hauptstütze seiner Auslegung betrachtet und also übersetzt:

> Er (Christus) ruhet nun in Gottes Arm, da er zum Himmel eingegangen ist und tüchtige Gemeindelehrer seine Anordnungen befolgen.

Unser Bibelforscher findet darin eine Ankündigung des Oberapostels Petrus von dem im sechzigsten Lebensjahre Jesu erfolgten sanften natürlichen Tode Jesu an Altersschwäche. Auf diese Annahme gründet sich die Hauptsache des angetretenen Beweises. Weil Petrus in diesen Worten den Tod Jesu angekündigt und diese Worte siebenundzwanzig Jahre nach Jesu Auferstehung im einundsechzigsten Jahre nach Christi Geburt geschrieben haben soll, darum wird das siebenundzwanzigjährige leibhaftige Fortleben Jesu auf Erden behauptet. Auf der Folter einer gleichen Auslegungsweise wurden eine Menge anscheinend entgegenstehender Bibelstellen genöthigt, für die Behauptung des Verfassers zu zeugen. Am meisten lag ihm zunächst daran, darzuthun, daß Jesus nicht leibhaftig in den Himmel gefahren sei. Aus den Resultaten der Luftschifferei, welche er mit dem Künstler „Daidalos" und dem „Prinzen Bellerophon" anheben läßt, und aus den weiten Entfernungen der Himmelskörper von unserer Erde thut er zunächst dar, daß kein gewöhnlicher Mensch leibhaftig über unsern Dunstkreis hinauskommen kann. Alle, welche Himmelfahrten angestellt, sind wieder zur Erde herabgekommen. Wenn es wahr ist, daß Elias gen Himmel gefahren, aber nicht wieder herabgekommen ist, so muß er ganz gewiß hoch in der Luft umgekommen und ein Opfer seines physikalischen Experimentes geworden sein. Denn daß er wie Moses und Jesus ein guter Physiker gewesen, leidet keinen Zweifel. Namentlich findet Brennecke es unbegreiflich, wie Jesus ohne feurigen Wagen, ohne Luftschiff, ohne künstliche oder

natürliche Flügel leibhaftig habe gen Himmel fahren können Stillschweigend nimmt er dann an, daß Jesus ein gewöhnlicher Mensch war, folglich konnte er eine Himmelfahrt nicht unternehmen. Sodann untersucht er die Glaubwürdigkeit der fünf Augenzeugen der Thaten und Schicksale Jesu, welche die Himmelfahrt melden. Hier erhalten wir ganz neue Grundsätze über die historische Glaubwürdigkeit einer Erzählung. „Sie waren sämmtlich seine Schüler und Freunde, einige darunter sogar seine Blutsverwandten. Nach der Strenge des Gesetzes dürften wir das Zeugniß solcher für partheiisch halten und verwerfen. Sie können die Absicht gehabt haben, auf Kosten der Wahrheit ihren Lehrer, Freund und Verwandten in den Ruf eines Wundermannes, eines übernatürlichen Wesens bei dem großen Haufen zu bringen, um diesen zu täuschen und sich, als seinen Anhängern, ein größeres Ansehen, eine günstigere Aufnahme ihrer Personen und ihrer Lehren zu verschaffen. Man dürfte sie von Rechts wegen verwerfen, denn nur Zeugnisse parteiloser, ganz unbefangener Zeugen sind vollgültig. Haben wir solche? Erzählt irgend ein Nichtchristianer Jesu Himmelsreise? Nein! — Doch wir wollen nicht nach der Schärfe des Gesetzes bei unserer Untersuchung verfahren; wir wollen, beim Mangel ganz unverdächtiger Zeugen, uns mit den Aussagen seiner Schüler, Freunde und Verwandten begnügen und voraussetzen, daß sie grundehrliche Leute waren."

Mit dieser Voraussetzung findet nun unser Gewährsmann, von dem ich hier nur die Resultate anführen kann, indem er die Zeugen mehr verhört, als verhört, daß „Matthaios," welcher von „Jesu Himmelsreisen" nicht ein einziges Wort erwähnt, der Himmelfahrt Jesu widersprechen soll. Ihm zufolge giebt Jesus seinen Jüngern bei seinem Abschiede die tröstliche Versicherung: er werde all sein Lebenlang bei ihnen sein. „Dieser ehrliche Biograph widerspricht also allem Gerede vom Davonfahren Jesu in die Luft hinauf." Der Hauptinhalt der Aussagen des Apostels Johannes ist nach dem mit ihm angestellten Verhöre folgender: „Johannes, der Liebling und Vetter Jesu, wandte Alles an, seinen Freund und Lehrer in Hinsicht seines Geistes in den Himmel zu erheben, doch auch seinen Körper hinaufschweben zu lassen, fiel ihm gar nicht ein. Vielmehr versichert er am Ende

seines Werkchens: Jesus habe noch viele andere Thaten gethan, deren Beschreibung aber die Grenzen seines Buches überschreiten würde und nicht fürs Publicum gehörte. Auch dieser zweite Augenzeuge sagt nicht ein einziges Wort von einer Luftfahrt Jesu, welche doch für die damaligen Leser seines Buches gewiß ein großes Wunder gewesen sein würde, meldet auch überhaupt nicht, wo der Held desselben blieb. Er wußte also, dies läßt sich daraus schließen, daß Jesus noch auf der Erde in Verborgenheit lebte. — Er hielt es aber nicht für rathsam, der damaligen Welt den Ort seines geheimen Aufenthaltes zu verrathen, um ihn nicht neuen Verfolgungen auszusetzen." — Aus der, auf die Wiederkunft Christi lautenden Stelle im Briefe des Jacobus, „eines sehr vernünftigen Mannes" (V. 7—9), schmiedet unser freier Schriftforscher eine Bestätigung des leibhaftigen Fortlebens Jesu auf Erden, indem er die Worte: ιδον κριτης προ θυρων ἑστηκεν also dollmetschet: „Sehet, euer richtiger Beurtheiler hat vor euern Thüren gestanden," oder: „er stehet jetzt, er lauscht, euch zu mustern, vor euern Thüren." Jesus also, welcher aus Furcht vor seinen Feinden versteckt in einem unbekannten Thale Palästina's lebte, soll vor den Thüren aller Judenchristen Palästina's (denn an diese ist nach Kap. I. 1. der Brief gerichtet) spionirt haben, was dieselben sprachen und thaten, um beim Wiederhervortreten aus seiner Vergangenheit sie richtig beurtheilen zu können? Noch merkwürdiger ist die Behandlung, welche der Brief Judä sich auf dem Amboße unseres Exegeten gefallen lassen muß. Das Wesentlichste seiner Argumentation bestehet in folgendem. „Er (Judas) erwähnt des frommen Henoch und Moses, berühmter Männer des Alterthumes, deren Grab man nicht wußte, und deshalb zu glauben geneigt war, daß sie körperlich gen Himmel gefahren wären. Um den Leichnam des Moses, erzählt er beiläufig, stritten der Oberengel Michael und der Satan (ob im Himmel oder auf Erden, sagt er nicht). Man hofft bei dieser Gelegenheit, daß er auch vom Leichname Jesu, über welchen in der lieben Christenheit viel teuflischer Zank gewesen ist, ein Wörtchen fallen lassen und ihn mit in den Himmel erheben werde; aber vergebens. Er äußerte kein Wort von einer Himmelfahrt

Jesu, bei welcher er seinen Körper mitgenommen hätte." Das Raisonnement unseres guten Exegeten über eine Anzahl Stellen aus den Schriften des fünften Zeugen Petrus ist zu lang (47 Seiten), als daß ich einen Auszug daraus geben könnte. Er redet aber in dasjenige, was Petrus gesprochen, so viel dazwischen, daß der Apostel vor dem Schmiede gar nicht zu Worte kommen kann; kommt er aber endlich dazu, so wird ihm das Wort mittelst des freien Forschungsrechtes vom Exegeten noch auf der Zunge verdrehet. Einiges ist als Beleg anzuführen. In der ersten Rede Petri (Apost. Gesch. I. 16—22) sucht der Apostel seinen versammelten Jüngern die Nothwendigkeit der Wahl eines neuen Apostels an die Stelle Judas des Ischarioten darzuthun. Als Erforderniß des zu Erwählenden bezeichnet er:

> „es muß nun von den Männern, die mit uns zusammengekommen die ganze Zeit, da der Herr Jesus einging und ausging zu uns, von der Taufe des Johannes an bis zu dem Tage, da er wieder von uns genommen wurde, einer mit uns Zeuge seiner Auferstehung werden."

Unter dem Tage, da Jesus wieder von den Jüngern genommen worden, will Brennecke den Tag seiner Gefangennehmung verstanden wissen. „Petrus könnte aber auch den Tag gemeint haben, an welchem Jesus nach genommenem Abschiede im Nebel von ihnen ging und ihnen nach und nach aus den Augen verschwand. Dieser zweideutige Ausdruck kann also für keinen Beweis einer körperlichen Himmelfahrt genommen werden." Vom Polster seines Hauptargumentes:

> „Es könne die Himmelfahrt nicht wirklich geschehen sein, weil derselben in dieser oder jener Rede, in diesem oder jenem Briefe der Apostel nicht erwähnt werde,"

herab läßt sich nun unser vulcanischer Exeget also vernehmen: „Wäre Jesus leibhaftig vor Aller Augen gen Himmel gefahren, so würde Petrus gesagt haben: wir müssen nun Einen von euch Männern zum Mitzeugen der ganz unglaublichen körperlichen Himmelfahrt Jesu erwählen. Denn da eine körperliche Himmelfahrt ein weit größeres Wunder ist, als das Wiedererwachen eines Scheintodten, wovon man tausend Beispiele

hat, warum sollte der neu zu erwählende Zeuge nicht lieber zum Zeugen der Himmelfahrt erwählt werden? Warum ausdrücklich zum Zeugen des Wiedererwachtseins und Fortlebens Jesu? Die Antwort ist leicht zu geben. Keiner von ihnen wußte von einer Himmelfahrt Jesu; von seiner Auferstehung und dem damit verbundenen geheimen Fortleben Jesu wußten sie Alle. Diese konnten sie mit gutem Gewissen bezeugen, und thaten es auch, wie man aus allen ihren Reden und Briefen ersiehet. In allen heißt es, Jesus lebt noch." Bei dieser Gelegenheit übersetzt Brennecke die Stelle beim Marcus XIV. 62 also: „ihr werdet ihn einst zur Rechten eines Heeres aus dem Nebel wieder hervortreten sehen."

Die beiden Stellen Apost. Gesch. II. 14—36 und V. 29—32, worin Petrus von einer Erhöhung Christi durch Gott spricht, legt unser Gewährsmann ganz anders aus als alle seine Vorgänger. In der ersten Stelle, die man bisher allezeit von der Himmelfahrt verstanden, will er erhöhet mit: gekreuzigt gleichbedeutend verstanden wissen. In der zweiten Stelle heißet ihm erhöhen „an einen ehrenvollern Platz setzen, zu höhern Würden befördern, avanciren." Mit dem Gewinne dieses Kunstausdruckes beginnt der Exeget nun seine geistreiche Vermischung des Alten mit dem Neuen, der griechischen Sitten mit den jüdischen, indem er sich also vernehmen läßt, um die Stelle:

„Diesen hat Gott als Führer (αρχηγον) und Heiland (σωτηρ) erhöhet zu seiner Rechten"

zu erklären: „Petrus sagt ausdrücklich: diesen muthigen Anführer zum Kampf, diesen Anfänger, Vordersten (Fürsten) im heißen Streite (αρχηγον) hat Gott erhöhet zum Retter, hat Gott zur höheren Würde eines Retters (σωτηρ) befördert, zum ὀυραγος erhoben. Der Retter (σωτηρ) oder ουραγος*) war

*) Bei dieser Gleichstellung beider Begriffe ist wohl am ärgsten gegen die Philologie und Archäologie gesündigt, ουραγος heißt, wie in jedem Wörterbuche zu finden: der Führer des letzten Zuges extremi agminis ductor. σωτηρ dagegen Retter, Erhalter, Beglücker. Ein Parallelismus beider Begriffe gehört daher zu den unglücklichsten Conjecturen und bringt den Conjecturenten in den Verdacht arger Unwissenheit. Den Nachtrabführer ουραγος will dieser Paralleliker auch Kap. III. 21 der Apost. Gesch. ein-

bei den Alten bekanntlich der ältere, bedächtigere Feldherr, welcher das Schutz- und Unterstützungsheer, die Reserve befehligte und αρχηγος hieß der jüngere, feurigere General *), welcher das Augriffsheer anführte und selber an der Spitze desselben den Kampf eröffnete. Im moralischen Sinne war Jesus während der drei Jahre seines öffentlichen Lehramtes gleichsam der Archegos, der gegen die sittliche Verdorbenheit seiner Landsleute mit feurigem Muthe zu Felde zog und angriff. Seine zwölf Jünger waren gleichsam seine Officiere höhern Ranges und noch siebenzig andere Jünger seine Officiere niedern Ranges. Jeder Anhänger seiner Partei war ein Mitglied seines Heeres, der sogenannten streitenden Kirche. Diesen muthigen Anführer des Heeres, nachdem er, mit rühmlichen Wunden bedeckt, für todt vom Kampfplatze getragen worden, hat Gott der Mächtige beim Leben erhalten, und ihn zum Anführer, dem Retter der Reserve befördert, avancirt. Er leitet nun das Ganze als Generalissimus. Er befehligt ein Schutzheer, mit welchem er den Seinigen zu Hülfe eilt, wenn sie in Gefahr sind, der feindlichen Übermacht zu unterliegen: weiß gekleidete Männer und Jünglinge sind es, die ihm zu Befehl stehen und Hülfe bringen, wo Hülfe nöthig ist. Mit andern Worten: Der ganze heilige Orden der Essäer, welche weiße Obermäntel oder Talare trugen, bildet sein Reservecorps. Je weniger Ansehen sie hatten, desto unbemerkter und kräftiger wirkten sie für die Sache Jesu u. s. w."

Dieser ganze Scharfsinn des theologischen Schmiedes scheitert nur an dem unbedeutenden Umstande, daß Petrus nicht sagt: τουτον αρχηγον ὁ θεος σωτηρα ὑψωσεν, wie es offenbar heißen müßte, wenn man mit unserm Kundmanne übersetzen wollte: „Diesen Anführer des Heeres hat Gott zum Reserve-General avancirt," sondern die Rede lautet: τουτον (nämlich Jesum) ὁ

---

schwärzen, wo es heißt: ον δει ουρανον μεν δε ζασθαι und statt ουρανον durchaus ουραγον gelesen werden soll.

*) Auch wieder eine ganz willkührliche, aus der Luft gegriffene Voraussetzung.

θεος αρχηγον και σωτηρα ὑψωσεν: diesen hat Gott als Führer und Heiland erhöhet. — Wenn nach Kap. XII. 7 der Apostelgeschichte, den durch Herodes gefangen gehaltenen Petrus in der Nacht ein Engel des Herrn errettete, so macht daraus der biblische Beweiser des 61jährigen Alters Jesu Folgendes: „es rettete ihn in der Nacht ein Bote Jesu mit dem Auftrage, daß er morgens darauf im Tempel reden solle, ohne sich zu fürchten. Hier finden wir, daß Jesus in der Nähe war und seinen Oberapostel durch ein Mitglied seines Schutzheeres rettete und ermunterte." Weiterhin erfahren wir, nachdem S. 32—39 eine Theorie über die Bedeutung des Wortes Himmel vorgelegt worden, daß der (Apostelgesch. X. 34) vor „Kornelios" in einem hellen Gewande erschienene Mann entweder Jesus in weißer „Essaiertracht" oder doch gewiß ein von ihm abgesandter Essaier gewesen. Sodann wird Apostelgeschichte XI. 5 dahin gedeutet, daß Petrus in Joppe mit Erstaunen „εν εκστασει" einen „Besuch" (ὁραμα) von Jesu bekommen. Hierauf wird uns eröffnet, daß Jesus selber es war, der den Petrus, eine Laterne in der Hand (im Jahre 44), in der Nacht vor seiner vom Könige Herodes beabsichtigten Hinrichtung aus dem Gefängnisse führte. Hieraus soll erhellen, daß der Apostel Petrus in seinen frühern Reden an keine Himmelfahrt Christi gedacht habe, „wofern man nicht etwa der Meinung sei, daß vom himmlischen Paradiese, vom außerweltlichen Himmel bis zu unserer Erde nur ein Katzensprung sei. Gesetzt, er wäre nur auf dem nächsten Fixsterne gewesen und von dort mit der größten Geschwindigkeit, mit der Schnelligkeit eines Lichtstrahles, welcher in einer einzigen Stunde 41,000 Meilen zurücklegt, nach unserer Erde herüber gesprungen, so würde er dennoch sechs Jahre Zeit zur Zurücklegung dieses Sprunges nöthig gehabt haben. Wer aber hätte ihm dorthin wohl Nachrichten von „Petros" bringen können?" Aus keiner Äußerung Petri läßt sich, unserm Ausleger zufolge, eine Meldung von der Himmelfahrt Christi herausschmieden. Selbst I. Petrus III. 22*) läßt der rüstige Erklärer nicht gelten. Er findet darin nur eine geistige Himmelfahrt angedeutet, oder in

*) «Welcher, aufgefahren zum Himmel, zur Rechten Gottes ist, indem ihm die Engel und Gewalten und Mächte unterworfen sind.»

gemeiner Rede ausgedrückt, des sechzigjährigen Jesu sanfter natürlicher Tod an Altersschwäche wird darin gemeldet. Es werden der Auslegung dieses Verses sechszehn ganze Seiten gewidmet, um die bereits oben mitgetheilte Übersetzung:

„Er ruhet nun in Gottes Arm, da er zum Himmel eingegangen ist und Apostel, Missionäre und tüchtige Gemeindelehrer seine Anordnungen befolgen."

Es bedarf einer gewissen Selbstüberwindung, um der Versuchung zu widerstehen, die ganzen 16 Seiten hier abzuschreiben, weil dieselben auch einem Laien in der biblischen Auslegungskunst mannichfaches Vergnügen bereiten würden. Ich würde es aber für eine böswillige Unterschlagung halten, wenn ich nicht wenigstens folgende Stelle hier aufnähme: „Fragt man, warum Petros den christlichen Gemeinden, an und für welche er diesen Brief schrieb, den sanften natürlichen Tod Jesu so verblümt, und nicht lieber ganz unumwunden meldet, so läßt sich die Antwort leicht geben. Einem alten jüdischen Orakelspruche zufolge sollte der Messias nicht auf der Erde sterben. Bei seinem Scheintode am Kreuze befand er sich zwischen Himmel und Erde. Das Orakel hatte nichts dagegen. Jesus selber sagte: Mußte denn nicht der Messias auf solche Art leiden, auf daß die Schrift erfüllt würde? Niemand konnte nun mit Grund der Wahrheit sagen: daß Jesus, der Messias, auf eine dem Orakel nicht entsprechende Art gestorben wäre. Starb endlich Jesus an Altersschwäche entweder auf einem See oder Meere, so hatte das Orakel auch hierwider Nichts. Seine Freunde werden dafür gesorgt haben, daß er in einem Hängbette, in einem sanft schaukelnden Palankin, dergleichen in Asien nicht selten sind, sanft verscheiden konnte. Das Orakel war erfüllt. Da ein solches bequemes Hänge- oder Schaukelbett zugleich als Prunkbett mit einem Himmel und Vorhängen geziert zu sein pflegt, wer sieht da nicht ein, daß Jesu Freunde, welche sehr gewissenhaft bei Beobachtung winziger Kleinigkeiten waren, auch dafür gesorgt haben werden, daß Jesus, als er sein nahes Ende fühlte und ahnte, sich in dies Himmelbett legen mußte, damit sie der Wahrheit gemäß sagen könnten: er ist zum Himmel eingegangen? Kindisch sind solche Kleinigkeiten, aber sie waren den Israeliten eigen und sind es zum Theil noch. Wer Gelegen-

heit gehabt hat, ihren Kleinigkeitsgeist in Beachtung mancherlei religiöser Bräuche kennen zu lernen, wird sich hierüber nicht wundern. Sein natürlicher Tod erregte unter seinen Freunden, die ihn als einen wahren Menschen seit langer Zeit kannten, auch nicht die mindeste Bestürzung. Sie wußten auch seinen Hingang in den Himmel, wie sie seinen natürlichen Tod nannten, erbaulich darzustellen." Spräche der ganze Inhalt des Büchelchens nicht ein Anderes aus, so würde man nach dieser Probe von Auslegung, deren Anspruch auf Anerkennung mehr als naiv erscheint, sich der Annahme einer großartigen Ironie wohl kaum erwehren können. Nichts findet dieser Ausleger befremdlicher, als nach den von der Bibel gebrauchten Ausdrücken eine Himmelfahrt Christi anzunehmen. Denn wir selber sagen ja von Verstorbenen: er ist bei Gott, er ruhet in Gott; Gott hat ihn aufgenommen in sein himmlisches Freudenreich u. s. w. „Keinem fällt es dabei ein, zu glauben, wir meinten: daß er mit Haut und Haar, mit Fleisch und Bein gen Himmel gefahren sei."

Von den auf diese Weise ins Verhör genommenen Augenzeugen des Hinweggangens Christi von der Erde, wendet sich unser „biblischer Beweis" zu den Ohrenzeugen und namentlich „Paulos," als dem bedeutensten, welcher nach II. Korinth. XII. 3 selbst eine Himmelsreise gemacht hat, aber nicht zu sagen weiß, ob mit dem Körper oder blos in Gedanken. „Wahrscheinlich in Gedanken; da machen sich dergleichen Reisen am leichtesten." Von Jesu Himmelfahrt weiß auch Paulos nichts. Hätte er davon gehört, so würden wir uns nach Herrn Brennecke darauf verlassen können, daß er es uns erzählt haben würde. Aus seinen in den Jahren 47 und 51 zu Antiochien und Thessalonich gehaltenen Reden (Apostelgesch. XIII. 6 und XVII. 3) gehet vielmehr hervor, daß der gekreuzigt gewesene Jesus noch lebt. In Korinth (Apostelgesch. XVIII. 9 und 10) erhält er sogar einen nächtlichen Besuch von Christo. „Nicht im Traume, nicht als Gespenst, sondern leibhaftig macht ihm Jesus einen Besuch und gab ihm die Ansicht seiner Person (ὅραμα von ὁράω, visere wovon Visite abstammt). Er sah Jesum unverlarvt und kannte ihn persönlich aus früherer Zeit her. Aus dieser Stelle ersehen wir, daß Jesus sogar nach Griechenland reiste, um die Seinigen zu unterstützen, und ihnen

Muth einzusprechen. Paulos freuete sich gewiß recht herzlich, ihn zu sehen." Auch in Apostelgesch. XXII. 6 findet unser Ausleger einen Beweis von Jesu fortdauerndem leibhaftigem Leben und Wirken auf Erden. Denn Paulus erzählt, wie Herr Brennecke meint, hier, daß er auf einer Reise nach Damaskus, in einem Engpasse im Gebirge am hellen Mittage Jesum ein paar Jahre nach seiner Kreuzigung gesprochen und Vorwürfe und Ermahnungen von ihm bekommen. In derselben Rede soll Paulus erzählen, daß er drei Jahre späterhin mit Erstaunen (εν εκστασει) Jesum sogar im Tempel zu Jerusalem sah.

In seiner sechsten Rede, die Paulus im Jahre 60 zu Jerusalem an den hohen Rath hielt, „wurde er unanständig unterbrochen" (Apostelgesch. XXIII. 11). Nachts darauf fand sich Jesus in seinem Gefängnisse auf der Burg Antonia ein und sprach: sei getrost, lieber Paulus u. s. w. Aus dieser Stelle ist es unserm Schwarzkünstler, der mit Kohlen kaum geläufiger um sich zu werfen wissen mochte, als mit Bibelstellen, ganz klar, daß Jesus damals in seinem sechzigsten Jahre noch auf der Erde lebte und den Seinigen mit Trost und Rath zu Hülfe kam. Hier soll es durch Bestechung des Gefangenwärters geschehen sein. Die Befreiung des Paulus lag nicht in Jesu Plane, welcher es eher erforderte, daß Paulus als Gefangener nach Rom gebracht würde, um auch dort die Lehren des Christenthumes zu verbreiten. „Gefahr war nicht dabei zu fürchten, weil dort alle Religionen damals geduldet wurden, und noch kein christliches Inquisitionsgericht sein heiliges Unwesen trieb." In seiner Rede vor dem Könige Agrippa wiederholte Paulus (Apostelgesch. XXVI. 2) seine Versicherung, daß Jesus selber ein paar Jahre nach seinem Tode noch mit ihm auf dem Wege nach Damaskus gesprochen. „Doch nennt er Jesu Erscheinung eine himmlische (ουρανιω οπτασια V. 19), d. i. eine ihm unerklärliche, weil er Jesum hinter dem blendenden Lichte, welches von den Bergen ihm entgegen in den engen Paß hinabstrahlte, nicht sah, sondern nur seine Stimme hörte. Mehr konnte oder wollte er ihm nicht sagen. Genug, er war überzeugt, daß Jesus da gewesen sei. Wer anders hätte ihn blenden können? Einer Überraschung unerklärlicher Art bedurfte es, aus einem Saulus einen Paulus zu machen." Nach der Apostelgeschichte

legt unser fleißiger Schmied die Briefe des h. Paulus auf den Amboß seiner Kritik und hämmert seine Hypothese vom 27jährigen leibhaftigen Leben Jesu nach seiner Himmelfahrt heraus. Die Briefe an die Thessalonicher findet er S. 78 „durchgängig artig." Unserm Freunde verschlägt es nichts, wenn es im I. Thessal. IV. 15—17 heißt: Christus werde vom Himmel hernieder kommen; denn „weil Christus noch auf Erden lebte, als er dies sagte, so kann es keine bereits geschehene Himmelfahrt andeuten." Die Stelle II. Thessalonicher I. 7 *) wird so ausgelegt: Belohnung werdet ihr bekommen, wenn Jesus einst mit den Dienern seiner Macht (mit seinem mächtigen Heere von Trabanten) sich enthüllt zeigen wird, oder: aus seiner Verhüllung hervortreten wird, ehe man sich's versiehet, begleitet von einer großen Menge seiner Anhänger. Vom Himmel heißt nach dem Sprachgebrauche der Schreibenden: unversehens, unvermuthet. Bei dieser Gelegenheit werden wir mit folgender klugen Bemerkung beschenkt: „Jesus wollte nach Jerusalems Zerstörung seiner Prophezeihung zufolge wieder öffentlich erscheinen. Er starb aber zehn Jahre eher als sie erfolgte. Er hatte sie früher vermuthet. Irren ist menschlich. Nach seinem Tode änderten die Apostel ein wenig die Sprache und webten den Gedanken mit in ihre Briefe: kommt er nicht zu uns, so kommen wir doch gewiß zu ihm und nehmen Theil an der Seligkeit, welche Gott ihm und seinen Freunden bereitet hat. Ein tröstlicher Spruch! Er überwiegt bei Weitem jenen mißverstandenen von seiner Wiederkunft zur Weltzerstörung, wobei unsere weltkundigen Sternseher ihre Häupter schütteln und sehr vernünftig von der Wahrheit des Liederverses denken: was Gott einmal erschaffen hat, das will er auch erhalten." Nur um den Korinthern „etwas Verbindliches zu sagen," schreibt unserm Exegeten zufolge Paulus I. Korinth. I 7 „ihr harret auf die Offenbarung unseres Herrn Jesu Christi." Im ganzen Briefe findet er von der Himmelfahrt Christi keine Spur, vielmehr gehet aus XV. 50 hervor, daß eine Himmelfahrt gar nicht Statt finden könne, indem

*) Wörtlich (nach de Wette): «Und euch, die gedränget werden, mit Ruhe sammt uns, bei der Offenbarung des Herrn Jesu vom Himmel mit den Engeln seiner Macht.»

mit Nachdruck versichert wird: „Fleisch und Blut können nicht das Reich Gottes erben, auch wird das Verwesliche nicht erben das Unverwesliche. Der natürliche Leib wird beerdigt, ein geistlicher erstehet. — Wie reimt sich zu diesem paulinischen Spruche die Mönchslehre: Jesus habe seinen irdischen Leib mit nach einer andern Welt genommen? Jede andre Welt hat ja ganz andre Körper, die den Geistern zur Wohnung und zum Werkzeuge dienen und muß sie nothwendig anders haben." Hieraus schließt nun der Exeget, daß Christus mit seinem irdischen Leibe nicht in eine andre Welt übergegangen sein könne. Der irdisch geformte und eingerichtete Leib würde ein Hinderniß des reinen und geistigen Lebens in einer übersinnlichen Welt gewesen sein.

Der persönliche Umgang Jesu mit dem Apostel Paulus folgt dem „biblischen Beweise" auch aus I. Korinth. XI. 23, wo Paulus sagt, daß er von Jesu selber über die Feier des letzten Abendmahls Belehrungen erhalten. Dies soll nun in Damaskus geschehen sein, nach der s. g. Bekehrung Pauli. Von dieser giebt unser moderne Gewährsmann folgende Schilderung: Sollte das Werk, wozu „die Herzensgüte und die Weisheit" Christi „den Plan entworfen hatten, vollendet werden, so durfte er die Erde nicht sobald verlassen." Er mußte seine Feinde zu gewinnen suchen. „Den aus Unverstand gegen ihn und seine Freunde eifernden, von boshaften Priestern erkauften Pharisäer Paulos" brachte er durch folgendes Stückchen auf seine Seite. In einer höchst schimmernden, von Silber starrenden Maske in Begleitung einiger, ebenfalls schimmernd und prächtig gekleideter Essaier, die seine Ehren- und Schutzwache ausmachten, trat er dem Paulus in einem engen Gebirgspasse mit blendendem Glanze, „um dem Paulos einen recht sichtbaren und fühlbaren Beweis seiner Macht zu geben," in den Weg und blendete ihn durch künstliche Mittel und stürzte ihn in den Staub. Dann ging Jesus „zu seinem Freunde Ananias und gab ihm den Auftrag, zum gedemüthigten Saulos zu gehen und ihn, wenn er Reue zeigte und Besserung verspräche, vorläufig zu unterrichten und zu taufen und dann durch ein Heilmittel (δυναμις), welches er ihm gab, von seiner Verblendung zu heilen. Ananias macht Einwendungen und scheuet sich mit diesem heftigen Verfolger der Freunde Jesu zu schaffen zu haben,

der Verhaftsbefehle von der hohen Geistlichkeit zu Jerusalem gegen jedes Mitglied der Gesellschaft Jesu in der Tasche hat. Jesus stellt ihm dagegen vor: daß ihm ungemein viel daran gelegen sei, einen Mann, wie diesen, für seine Partei zu gewinnen. In Jerusalem würde er sich, als Christianer, nicht ohne Lebensgefahr sehen lassen dürfen; aber als Heidenbekehrer würde er äußerst brauchbar sein und der guten Sache nützlich werden. Ananias räumet das ein und gehet zu ihm. Seine Wohnung hatte ihm Jesus, der sie durch seine Kundschafter (αγγελοι) erfahren hatte, bezeichnet. Er findet den sonst kecken Jüngling äußerst niedergeschlagen, unter heftigen Augenschmerzen wimmernd. Was thät ich nicht, was gäb' ich nicht darum, wenn Jemand mir mein verlorenes Gesicht wiedergäbe, ruft er. O wenn der gekreuzigte Arzt, den ich für todt hielt, sich meiner erbarmen wollte! Aber ich darf's nicht hoffen. Ich habe ihn zu sehr beleidigt. Lebenslang muß ich ohne seine Hülfe blind sein! Doch, wenn ich recht gehört habe, er wollte mir ja durch einen seiner Freunde sagen lassen, was ich zu thun hätte, um ihn zu versöhnen. O käm' er bald! So ruft er. Ananias faßt ihn sanft bei der Hand. Dein Zustand dauert mich lieber Bruder! Wie bist Du so unglücklich geworden? — Saulos erzählt's ihm. Unmöglich, erwidert dieser. Jesus hat immer nur gesund gemacht; nie einem Menschen wehe gethan! Du mußt Dich schwer an ihm versündigt haben, daß er Dich so hart bestraft, er, der die Sanftmuth selber ist; vielleicht läßt er sich erbitten und versöhnen, wenn Du Dein Vergehen gegen diesen Wohlthäter des Menschengeschlechtes ernstlich bereuest und gelobst, ihm ähnlich zu werden an Herzensgüte und Niemanden hinfüro zu verfolgen, der anders denkt und besser handelt, als Du. So ungefähr spricht Ananias. Saulos läßt ihn nicht ausreden. O! ruft er, ich bin verführt worden durch bösen Rath. Verzieh' er doch meiner Jugend! All mein Leben lang will ich nicht mehr gegen ihn, sondern für ihn sein. Sein treuester Nachahmer, sein innigster Verehrer will ich werden, hilft er mir von meiner Blindheit. Aber wo find' ich ihn? Mich flieht jeder seiner Freunde, der mich zu ihm führen könnte, zu ihm, dem einzigen, der mir helfen kann. Verflucht sei mein bisheriger Haß gegen ihn und seine Freunde! Elend bin ich dadurch geworden ohne

Rettung. O könnt' ich seine Knie umfassen und ihn um Hülfe anflehen! Aber wo find' ich ihn? Wo ist der Mächtige? Ananias erwidert: Er ist jedem nahe, der ihn in guter Absicht sucht. Du sollst ihn sehen, sobald Du in die fromme Gesellschaft der Seinigen durch die Taufe aufgenommen bist. Und selber wirst Du dann Blinde sehend und Lahme gehend machen lernen. Siehe, wie zuvorkommend gütig und versöhnlich sogar gegen seinen ärgsten Feind er ist! Er hat mich zu Dir gesandt, Dich in seinem Namen zu heilen. — Hier berührt er seine Augen mit der balsamischen Hand und Saulos siehet wieder. Gern läßt er sich mehr vom edeln Charakter Jesu und seinem Menschen beglückenden Plane erzählen und läßt sich taufen mit der feierlichen Angelobung: Leib und Leben für die Beförderung der wohlthätigen Absichten des verkannten Menschenbeglückers zu wagen. Ananias bestärkt ihn in diesem frommen Vorsatze und scheidet in Frieden von ihm. Jesus selber besucht ihn in der nächsten Nacht und entflammt ihn noch mehr für die Beförderung der guten Sache, schwindet dann wieder hinweg und Saulos fühlt sich selig, fühlt sich entzückt bis in den dritten Himmel, den er sich durch sein Apostelamt mit Gottes Hülfe verdienen will. Der Freundschaftsbund mit Jesu war geknüpft. Hellere Einsichten erleuchteten seinen Geist. Er wollte nicht mehr Saulos heißen. Er nannte sich nun Paulos. So ungefähr dürfen wir uns seine Umwandlungsgeschichte nach der Erzählung des Lucas (Apostelgesch. IX.) ergänzen."

Hier haben wir eins der so häufig vorkommenden Beispiele, daß Leute, welche mit allen Waffen, die böser Wille und Unwissenheit zu liefern im Stande sind, gegen mündliche Überlieferungen zu Felde ziehen und Traditionen und Legenden in eine Klasse werfen, einem selbstgezogenen Einfalle, einer aus der Luft gegriffenen, aber einmal sich angeeigneten Idee zu gefallen die unglaublichsten Hypotheſen zusammenzimmern und damit Mauernbrecher gegen die Burg mündlich oder schriftlich verbürgter Thatsachen gewonnen zu haben vermeinen, welche sie stolz als Kriegsmaschinen in ihren nur gedachten Feldzügen aufführen. Das eitle sich Berühmen einer gänzlichen Voraussetzungslosigkeit führt nur zu oft zur Nothwendigkeit des Zusammenflickens der unglaublichsten Voraussetzungen. Ganz einfache und begreifliche Thatsachen und

Erzählungen sollen durch die verwickeltesten und unbegreiflichsten Voraussetzungen zunicht und selber zu Voraussetzungen gemacht werden. Diese armselige Procedur ist leider oft genug und wird wohl noch jetzt in gewissen Kreisen für eine scharfsinnige Kritik angesehen.

Jakob Andreas Brennecke hat es bei dieser Probe in seinem biblischen Beweise nicht bewenden lassen, sondern fährt nach derselben fort, den Beweis zu liefern, daß es gerade den Unwissenden am wenigsten an gelehrten Brocken zu mangeln pflegt und daß diejenigen, welche unter aller Kritik stehen, die Herrscher derselben zu sein, den Anschein annehmen. Er fährt unermüdlich fort, Thatsachen zu verhämmern und Vermuthungen zusammenzuschweißen, um seine fixe Idee, daß Christus nach seiner vermeintlichen Himmelfahrt noch auf Erden gewandelt und mit seinen Anhängern verkehrt habe, mithin nicht aufgefahren sein könne, zu stützen. Dies fährt er fort aus II. Korinth. 7—9 zu schließen, indem ihm daraus hervorgehet, daß Christus den Apostel bei „einem gewissen körperlichen Übel" mehrfach ärztlich behandelt habe. Auch im Briefe an die Galater so wenig, als in dem an die Römer sucht dieser Exeget vergeblich nach einer Spur von Himmelfahrt; er kann dieselbe namentlich nicht in Kap. VIII. 34 des Römerbriefes*) finden, denn hier wird nur des Messias gedacht, welcher zur Gründung unseres vollkommensten Glückes nicht nur starb, sondern auch, was noch wichtiger ist, von den Todten erstand, und als Gottes Schützling (ἐν δεξιᾷ θεου) sich liebevoll unserer annimmt. Alle diese Stellen sollen vielmehr beweisen, daß Jesus damals (anno 59), als Paulus dies schrieb, noch leibhaftig auf Erden lebte. Wenn es (Römerbrief VI. 9) heißt, daß Christus nicht mehr stirbt, so soll das mit Rücksicht auf Hebräerbrief IX. 28 nichts Anderes heißen als: Jesus stirbt nicht noch einmal gleichsam als ein Sühnopfer. Alle Briefe, welche Paulus nach dem ersten Hirtenbriefe des Petrus, worin dieser gemeldet, daß Christus nun in Gottes Arme ruhe, also nach anno 61 geschrieben, ent-

*) «Wer ist's, der sie verdammt? Christus, der gestorben und was noch mehr, auch auferstanden, der auch zur Rechten Gottes ist, der sich für uns verwendet?»

halten, der Versicherung unseres Auslegers zufolge, Ausdrücke, welche den Tod Jesu bestätigen, obwohl er sich hüte, ganz unumwunden zu sagen, daß er gestorben. Namentlich gebe Paulus im Philipperbriefe I. 23 zu verstehen, daß Jesus nicht mehr auf Erden sei und man nur durch den Tod zu ihm gelangen könne. Wenn III. 21 daselbst Christo im Himmel ein herrlicher Leib zugeschrieben wird, so folgt daraus, daß Christus gestorben und nicht mehr seinen irdischen Leib, sondern einen verfeinerten hat. „Wozu hätte er wohl seinen irdischen Leib mit dahin nehmen sollen, falls dies möglich wäre? Ein sechzigjähriger Weiser, wie Jesus, that wohl nicht leicht Etwas ohne einen vernünftigen Grund. Und welcher Sechziger überhaupt tauschte wohl nicht gern seinen alten verbrauchten, baufälligen Körper gegen einen bessern um? Und Jesu Körper hatte gewiß, theils am Kreuze, theils durch Reisestrapazen sehr gelitten."

Es ist nicht wohl möglich, dem Verfasser in alle Winkel des von ihm künstlich angefertigten Labyrinthes zu folgen. Es gleicht nur zu sehr dem Netze, welches sein Patron Vulcanus, als ihm Helios verrathen, wie ihm sein Bruder Mars Hörner aufsetze, über die in geheimer Umarmung ruhenden Ehebrecher Mars und Venus geworfen und aus welchem die beschämten Gefangenen sich nicht hinauszuwickeln vermochten. Einem ungeübten Forscher ist daher nicht anzurathen, sich in dieses Irrgewinde von willkürlichen Auslegungen hineinzubegeben. In dem durch anscheinend gelehrtes Röhricht dem ungeübten Auge verdeckten Sumpfe bodenloser Voraussetzungen läuft er Gefahr stecken zu bleiben. Nur Einiges will ich zur Erheiterung meiner Leser noch anführen. Den Hebräerbrief, welcher des Messias „durchgehends als eines bereits im Himmel Sitzenden erwähnt," findet er voll orientalischer, poetisch erhabener Redensarten, welche man „so wenig zergliedern darf, wie Seifenblasen." Doch giebt sich der gute Brennecke Mühe, hin und wieder durch sein Anatomiegeschäft den wahren Sinn aus dem poetischen Balge herauszuscalpiren. Außerordentlich schön ist in dieser Beziehung die Erklärung von Hebräerbrief I. 3 ὃς ἐκαθισεν εν δεξια της μεγαλωσυνης ἐν ὑψηλοις (welcher zur Rechten der Majestät in der Höhe sitzt), was von unserm biblischen Beweiser übersetzt wird: er hat seinen sichern Wohnsitz im Gebirge.

Es machte damals, als der „biblische Beweis“ erschienen war, Jemand mit Bezug auf diese Übersetzung den Vorschlag, die Stelle Lucas II. 14 zu übersetzen: Ehre sei Gott auf den Gebirgen und Freude auf dem platten Lande. Derselbe schlug auch mit Bezug auf die beharrliche Eigenthümlichkeit unseres Exegeten alle Aussprüche der Schrift, welche sich auf die Erhöhung Christi beziehen, (z. B. Jesus ist im Himmel — er trägt alle Dinge mit seinem kräftigen Wort — Alle Engel Gottes sollen ihn anbeten — er ist gekrönt mit Preis und Ehre —) nicht anders zu übersetzen als: er ist todt (weil diese Ausdrücke nur morgenländische hochtrabende Floskeln für diesen einfachen Begriff seien), aus gutem Grunde vor, das Lied: Wir freuen uns Herr Jesu Christ umzudichten. Dasselbe lautete bisher also:

Wir freuen uns, Herr Jesu Christ,
Daß Du zur Rechten Gottes bist.
Hilf unserm schwachen Glauben auf,
Und segne unsern Lebenslauf.
Hallelujah!

Gen Himmel fuhrst Du, Siegesheld!
Als Herr und Richter aller Welt
Wird Dich dereinst der Erdkreis sehn,
Dann los und freudig vor Dir stehn.
Hallelujah!

Dann triumphirt der Glaub' an Dich;
Dann preisen wir Dich ewiglich.
Hilf uns dazu, Herr Jesu Christ,
Der Du zur Rechten Gottes bist.
Hallelujah!

Es würde aber nach jenem Vorschlage künftig besser also zu singen sein:

Wir freuen uns, Herr Jesu Christ,
Daß mausetodt nunmehr Du bist,
Hilf unserm schwachen Glauben auf!
Ja ja! Ja ja!

Du fuhrst ins Grab, o großer Held!
Und dahin folgt die ganze Welt.

Wir müssen alle dorthin gehn
Und keiner wird Dich jemals sehn.
Ja ja! Ja ja!

Dort triumphirt der Glaub' an Dich;
Wenn alle todt sind ewiglich.
Hilf uns dazu, Herr Jesu Christ,
Der Du für stets ein Leichnam bist.
Ja ja! Ja ja!

Nachdem der „biblische Beweis" auf die vorbemerkten und andere Arten alle Stellen, welche der Erzählung von der Himmelfahrt Christi das Wort reden könnten, umgedeutet, gehet er endlich auf die Erzählung selber über, wie uns dieselbe von Lucas und Marcus aufbehalten worden. Dem Lucas wird von vorn herein nachgesagt: „sein Zeugniß gelte nichts; er sage blos nach, was er gehört habe und bloße Sagen hätten keine gerichtliche Beweiskraft." — Hinterher entschließt er sich aber doch dem Lucas zu glauben, mit dem kleinen Vorbehalte jedoch, dessen Erzählung auf folgende Weise zu verständlichen, indem er das Ende des Evangelium Lucä mit dem Anfange der Apostelgeschichte verbindet und aus beiden zusammen Folgendes findet:

„Jesus führte vierzig Tage nach seiner Auferstehung seine Jünger aus Jerusalem nach Bethanien, kehrte dort bei Lazarus und seinen Geschwistern Martha und Maria ein. Man lagerte sich und genoß ein kleines Labsal, wobei man sich über Manches, vorzüglich über das moralische Gottesreich besprach. Jetzt machte Jesus eine Bewegung zum Aufstehen; da aller Augen auf ihn gerichtet waren (*βλεπον των αυτων*), eilt man ihm aus Höflichkeit zu Hülfe: er wurde von seinem Sitze aufgehoben (*επηρθη*). Der aufgehobene Jesus nahm nun Abschied (*ευλογησεν αὐτους*), ging zum Zimmer und zum Hause hinaus und wanderte seines Weges. Seine Freunde begleiteten ihn höflicher Weise ins Freie und sahen ihm nach. Nebel entzog ihn nach und nach ihren Augen. (*νεφελη ὑπελαβεν αὐτὸν απο του οφθαλμων αυτων*). Da traten zwei weißgekleidete Männer, Essäer, welche mit in Lazarus Hause gewesen waren und Jesum auf seinem Wege als Bedeckung begleiteten, zu ihnen und sagten: Galiläer! Was stehet ihr da und sehet so ernsthaft, so anhaltend in den Nebel hinein? Dieser

von Euch in den Nebel hingeschwundene Jesus wird auch im Nebel wiederkommen. Die Jünger dankten Gott, daß ihr Lehrer wieder glücklich aus dem ihm so gefährlichen Jerusalem und mit guter Begleitung auf dem Wege nach seinem sichern, verborgenen Zufluchtsorte war, gingen über den Ölberg nach Jerusalem zurück und erwarteten den ihnen versprochenen Lehrer (παρακλητος), der ihnen über den Plan Jesu volles Licht geben sollte."

Zu solchen Metamorphosen der umständlichen, klaren, deutlichen Erzählung Lucä von Christi Himmelfahrt bringt es eine freie Schriftforschung, welche unter der Ägide des Grundsatzes, die Schrift könne und müsse sich selbst erklären (scripturam S. esse sui ipsius legitimum interpretem), mit biblischen Beweisen das siebenundzwanzigjährige, leibhaftige Leben Jesu auf Erden nach seiner Auferstehung darzuthun unternommen hat. Nachdem auf diese Weise der Gegenzeuge Lucas zum Schweigen gebracht worden, gehet unser Exeget tapfer auf den zweiten wider ihn auftretenden Zeugen Marcus los, dem es wenig zu Statten kömmt, daß er der Neffe eines der thätigsten Jünger Jesu gewesen, daß er als Kind und Jüngling Augenzeuge mancher Thatsachen der Pflanzung des Christenthumes gewesen, daß er beständig mit Begleitern Jesu verkehrt und Reisegenosse und Dollmetscher des Apostels Petrus gewesen, sein Evangelium mit ausdrücklicher Billigung und aus den Mittheilungen des letztern geschrieben, so daß es, wie auch bei einigen Alten geschehen, den Namen des Evangelii Petri führen könnte. Dieses Evangelium nennt „der biblische Beweis" eine Sammlung von Sagen und erklärt, nach einem Ausspruche Herders, „daß Sagen bald zu Mährchen würden," es möchte dies wohl auch beim Marcus der Fall sein, womit er die schreckliche Vermuthung ausspricht, daß die Christen viele Jahrhunderte lang auf Sagen und Mährchen sich gegründet und gebauet, in Sagen und Mährchen den Weg zum Glück und zur ewigen Seligkeit gesucht haben möchten. Denn wenn die Mittheilungen des Marcus Ersonnenes und Erdichtetes bringen, so muß auch die ganze Geschichte Jesu es sein, weil darin dasselbe wieder zu finden, was in Marcus Erzählung gemeldet wird. Nachdem das ganze Evangelium verdächtig gemacht worden, versichert der gelehrte Herr Beweisführer, daß gerade in den ältesten

Handschriften des Evangeliums Marci keine Silbe von der Himmelfahrt stehe und Jesu Lebensbeschreibung mit dem 8. Verse des 16. Kapitels schließe. —

Ich habe dieses wunderlichen vulcanischen Productes ausführlicher nicht allein deshalb Erwähnung thun zu dürfen geglaubt, weil zu seiner Zeit in meinen Umgebungen viel davon die Rede war, sondern weil ich darin einen geeigneten Beitrag*) zur Kenntniß der Schicksale erkenne, welchen die Bibel unterworfen ist, wenn sie von der Kirche abgesondert gedacht, wie jedes andere Buch von Laien tractirt wird und dieselben Grundsätze der Beurtheilung und Behandlung sich gefallen lassen muß. Consequent ist diese Behandlung dem Grundsatze der freien Schriftforschung. Allein um ihr Ansehen ist die Bibel dadurch unwiederbringlich gekommen. Man braucht aber kein Feind der Kirche, noch ein irreligiöser Mensch, sondern eben nur ein consequenter Protestant in dem, bei einer Partei beliebten, neuesten Sinne dieses Wortes zu sein, um auf diesem Wege dahin zu gelangen, mit allen andern menschlichen Autoritäten auch die einer von Menschen verfaßten, überlieferten, beglaubigten und erklärten Schrift zu verwerfen. Die Bibelverbreitung unter dem Volke, zu dem aller scheinbaren Gelehrsamkeit ungeachtet auch der oben vernommene Beweisführer gehört, bewirkt in Verbindung mit der freien Forschung in der Schrift, auf diese Art weiter nichts, als daß der Zweifel an der göttlichen Autorität der h. Schrift, der früher nur auf dem Katheder hochgelehrter Weisheit laut wurde, auch unter das Volk in die Handwerksstätten und in die Hütten sich verbreitet. Wäre der Verfasser nicht ein am Orte persönlich bekanntes Individuum gewesen und hätte man nicht gewußt, daß diese ganze Abhandlung seine innerste Überzeugung ausspreche, so würde man dieselbe für den lustigen Schwank irgend eines gelehrten, gutgesinnten Schalkes haben halten können, welcher darauf ausgegangen, die so beliebte moralischallegorisirende Auslegungsmanier in ihrer ganzen Blöße und Unhaltbarkeit recht auffallend darzustellen und die Verehrung derselben dem öffentlichen Spotte zu überliefern.

*) Tausend andere dergleichen hinzuzufügen, würde eine Leichtigkeit sein. Einer mag genügen, um das ganze Geschlecht kennen zu lernen.

Denn jener, besonders den Schrift forschenden Laien eigenthümliche Mangel an festen und richtigen hermeneutischen Grundsätzen, jene ins Blaue hinein sich verlierende Hypothesensucht, jene schrankenlose Willkühr in der Annahme des Wortsinnes, welche den Dilettanten bezeichnet, treten uns hier entgegen. Es werden ferner sichtbar: jenes Unterschieben, Erschleichen und Einschmuggeln neuer Begriffe, jene witzelnde Philosophirerei, jenes beliebte Versetzen der neutestamentischen Schriftsteller auf den jetzigen Standpunkt der Wissenschaften, jenes Umschaffen derselben in Anhänger einer neuen philosophischen Schule, welches die mit der Tagesweisheit im niveau bleiben wollende Theologie zeigen zu müssen glaubt, um nicht unebenbürtigen Geistes zu scheinen. Es offenbart sich hier jene Willkühr, die, was sie in der Bibel lesen will, bereits weiß, ehe sie solche in die Hand nimmt und nun Alles verwirft, was nicht in den Kram passen will, die durch gesuchte, paradoxe Erklärungen, durch Herbeiziehung von Wortbedeutungen und Sachansichten, welche aus ganz andern Sprachen, aus ganz andern Zeiten und von ganz anders gebildeten Völkern entlehnt sind, beweist, was sie beweisen will. Kurz es sind in dieser kleinen Schrift, als wolle sie eine vollständige Musterkarte aller Ungebürnisse der freien Schriftforschung zusammenstellen, alle möglichen exegetischen Fehltritte und Mißgriffe der oben bezeichneten Auslegungsmanier wie mit Vorbedacht und Fleiß zusammengedrängt und auf einander gehäuft. Es eignete sich daher vorzugsweise zu einer nähern Beleuchtung. Ich halte mich überzeugt, daß die Meisten, welche das jetzt unbekannt gewordene Büchelchen irgendwo noch finden und lesen, dasselbe lediglich für eine Satyre halten werden, so bitterer Ernst es zu seiner Zeit dem Verfasser damit auch gewesen ist.

Seine Arbeit in ihrer exegetischen und historischen Nichtigkeit darzustellen, ist selbst für einen Stümper in der Geschichte und Auslegungskunst keine schwierige Aufgabe. Allein das Princip, auf Grund dessen der scheinbar bibelfeste Verfasser seine Berechtigung anspricht, zur Auslegung der heiligen Schrift auch sein Scherflein beizutragen, das Recht der freien Schriftforschung ist fort und fort die Ursache, daß immer neue Versuche gemacht und Wege eingeschlagen werden, mit und auf denen man niemals zu einer wahren Erkenntniß der biblischen Wahrheiten nach ihrer Ein-

heit und ihrem innern Zusammenhange kommen, noch die allgemein gültigen Grundideen des apostolischen Christenthumes auszumitteln, im Stande sein wird. Aus gleicher Hoffnung trugen die Danaiden unaufhörlich Wasser in ihr bodenloses Faß und wälzte Sisyphus immerfort seinen Stein von Neuem den Berg hinan. Können auch Versuche der Art, von welcher ich einen vorgelegt, vielleicht kaum einen oder den andern Schwachmaticus im Christenthume verführen, die Fährte des richtigen Schriftverständnisses zu verlassen, so sind doch jedenfalls die Exegeten selber (und ihres Ordens sind unzählige) um die christliche Wahrheit so lange betrogen, als sie sich in ihren Ausmittelungen festgerannt haben, und was sie mit ernstem, langem, reiflichem Bemühen gefunden, für redlich gewonnene und erarbeitete Überzeugung ausgeben können. Die Möglichkeit solcher Verirrungen ist aber die nothwendige Folge eines ausdrücklich anerkannten Principes, welches immerfort Viele in die Voraussetzung treibt, etwas verstehen zu können, was sie nicht verstehen. Wer aber voraussetzt, etwas durchaus verstehen zu können, muß es nothwendig mißverstehen, indem er dem Unbekannten aus dem Kreise des ihm Geläufigen und Bekannten einen Sinn unterschiebt, den es nicht hat, wovon unser eben entlassener Exeget fast in jedem Satze ein Beispiel gegeben, welcher mit einem blos äußerlichen Apparate dürftiger Kenntnisse eine Arbeit unternahm, zu welcher er in keiner Art die nöthige Ausrüstung besaß. Im Gefühle dieser Unzulänglichkeit aller äußeren, auch noch so vollständig zusammengebrachten Mittel (Sprachkenntnisse, geschichtliche Kenntnisse*) u. s. w.), hat die richtige Dogmatik von dem Ausleger der h. Schrift außer solchen Requisiten vor Allem gefordert, daß derselbe vom heiligen Geiste erleuchtet sei, ohne dessen Beistand man wohl die Worte ver-

*) Keine Schrift, sagt Schleiermacher (§. 140 seiner kurzen Darstellung des theologischen Studiums), kann vollkommen verstanden werden, als nur im Zusammenhang mit dem gesammten Umfange von Vorstellungen, aus welchem sie hervorgegangen ist, und vermittelst der Kenntniß aller Lebensbeziehungen, sowohl der Schriftsteller als derjenigen, für welche sie schrieben. Denn jede Schrift verhält sich zu dem Gesammtleben, wovon sie ein Theil ist, wie ein einzelner Satz zu der ganzen Rede oder Schrift. —

stehen, aber den geistigen Inhalt der Schrift nicht fassen könne. Es entstehet dabei nur die kleine Frage, wie uns dieser heilige Geist, die Bedingung alles Schriftverständnisses, zu Theil wird. Der gläubige Katholik, welcher jenen seit den ältesten Zeiten bekannten Grundsatz willig anerkennt, wendet sich an seine Kirche, welche nach ihrer eigenen Versicherung unfehlbar ist, weil sie, wenn sie irren könnte, aufhören müßte. Sie beruft sich darauf, daß ihr Stifter ihr (d. h. ihren Repräsentanten, keineswegs aber jedem einzelnen Mitgliede privatim) den Beistand des heiligen Geistes verheißen, mit der Zusage, daß derselbe sie Alles lehren werde. Zu der Kirche, welche Paulus im ersten Briefe des Timotheus (III. 5) die Gemeinde des lebendigen Gottes, die Säule und Grundfeste der Wahrheit nennt, nimmt daher jeder Katholik seine Zuflucht, welcher die Wahrheit aus der Schrift vernehmen will. Die protestantische Kirche, welche ein solches Behältniß des h. Geistes zu sein, nicht zu behaupten wagt, vermag für sich eine solche Hülfe nicht zu gewähren. Sie lehrt dagegen, wie uns jener heilige Geist, den sie aus sich zu schöpfen und zu spenden nicht im Stande ist, nur dadurch zu Theil wird, daß wir Gottes Wort hören, daß wir uns ernstlich, anhaltend, in frommer Absicht damit beschäftigen. Wir sollen daher, so schreiben die Theologen, namentlich die aus der ältern, gläubigen Zeit vor, nicht etwa warten wollen mit dem Lesen der heiligen Schrift, bis wir den heiligen Geist empfangen haben; wir sollen nur getrost anfangen, mit treuer Benutzung der uns zu Gebote stehenden Mittel, und mit jenem Gebete, dem Jacobus (I. 5) Erhörung zusagt, die heilige Schrift wird sich dann als das Gnadenmittel erweisen, wodurch der heilige Geist uns erleuchtet und die höhere Erkenntniß schenkt, ohne die freilich alles Lesen, Forschen und Meditiren vergeblich sein würde*). — Ich bezweifle nicht im Geringsten, daß auf diesem Wege, zum Theil ohne Mitwirkung der kirchlichen Hülfe ein tief innerlicher Sinn gebildet werden kann, wie er zum Vernehmen und Auffassen des geschriebenen Wortes in dem Maaße geeignet ist, als er mit dem Geiste, in welchem die Schrift verfaßt worden, zusammenfällt. Allein ich vermisse nur die entschei-

*) Twestens Vorlesungen über die Dogmatik (Vierte Auflage), I. S. 425.

dende Stimme, welche urtheilt und richtet, daß die auf diesem Wege gewonnenen Überzeugungen die rechten seien, welche Mißverständnisse und Verirrungen abwehrt, die ja schon zu der Apostel Zeiten, als derjenige, welcher die Wahrheit selber war, eben erst aus ihrem Kreise geschieden war, bereits sich einstellten. Jene urtheilten, daß das Gesammtverständniß wider den Einzelnen entscheiden müsse. Wer ist aber Richter zwischen zwei redlichen Protestanten, welche mit gleich aufrichtigem Bemühen auf die gewissenhafteste Weise zu entgegengesetzten religiösen Überzeugungen im Wege eifriger und unter Gebet vollbrachter Schriftforschung gelangt sind? Wer verbürgt der schrankenlos sich bewegenden Subjectivität des Gläubigen, daß ihr nicht begegne, sich mit dem objectiv Gegebenen zu verwechseln? Hier finde ich mich wieder auf die h. Schrift hingewiesen, welche mir als die Richterin in Glaubensstreitigkeiten bezeichnet wird. Aus diesem Hinweise kann ich aber eben so wenig Trost schöpfen, als derjenige, welcher mit einem Andern um ein Recht zwistet und sich zum Erweise seines Anspruches auf eine Stelle im Gesetzbuche beruft, welcher sein Gegner zur Begründung *seines* Rechtes eine andere entgegensetzt, sich durch den Rath: das Gesetz entscheiden zu lassen, geholfen siehet. Denn über das Gesetz sind eben beide uneins und dasselbe kann unmöglich seinen eigenen Richter vorstellen. Dieser muß daher nothwendig außer ihm und über ihm vorhanden sein und gesucht werden. Zu einem Richter eignet sich aber auch ein bloßer Buchstabe nicht. Dazu gehört ein thätiger Verstand. Ein Urtheil kann nur nach vorgängiger Untersuchung abgegeben werden; demselben muß die Erwägung des Sachverhaltes und der Gründe *für* und *gegen* voraufgegangen sein. Zu alle dem taugt eine Schrift nicht, so irrthumslos dieselbe auch sein mag. Es ist auch in der That nicht buchstäblich gemeint, wenn die aus der Reformation hervorgegangenen Kirchengesellschaften die h. Schrift zum judex controversiarum machen. Denn überall hat nicht die Schrift, sondern haben die Theologen, oder, wie es jetzt wohl geschiehet, die Gemeinden durch Stimmenmehrheit in Glaubensangelegenheiten den Ausschlag gegeben, mithin immer Menschenmeinung, in welcher die Vorhandenheit des Geistes der Wahrheit in demselben und noch weit stärkerm Maaße Voraussetzung ist,

als man es der katholischen Kirche zum Vorwurfe macht, welche sich wenigstens des Vorzugs erfreuet, daß sie von jeher anerkannte Richterin in jenen Angelegenheiten ist, was diejenigen, welche in den andern Kirchen für eine Meinung den Ausschlag geben, für sich keineswegs anzuführen vermögen.

Nachdem ich viele Jahre in der Schrift geforscht, bin ich immer bei dunkeln Stellen, deren Erklärung mir aus der Schrift selber nicht gegeben wurde, auf die Frage zurückgekommen: wer erklärt mir die Schrift, weil ich an nichts spürte, daß der h. Geist über mir war, um mir mit der nöthigen Erleuchtung zu Hülfe zu kommen. Es können andererseits Viele wirklich den heiligen Geist haben, ohne die Gewißheit zu erlangen, daß sie denselben wirklich besitzen. Auch wenn der h. Geist sich dem Einzelnen noch so laut bezeugt, so ist dieses Zeugniß nur ihm vernehmbar und Autorität. Andere glauben es ihm häufig eben so wenig, als Christo geglaubt ward, daß er der erwartete Messias sei, so vielfach er auch diese Angabe durch Wunder und Zeichen bekräftigte. Aber wenn der heilige Geist die Bedingung alles wahren Schriftverständnisses ist, wie alle protestantischen Gläubigen annehmen, auch Erleuchtung und höhere Erkenntniß schenkt, so ist doch nicht die Schrift die angebliche Richterin in Glaubenssachen, sondern lediglich der heilige Geist und es ist nichts als eine Verwechselung der heiligen Schrift mit dem Leser derselben, wenn man dasjenige Element, welches ihm den Aufschluß über dunkle Heilswahrheiten in der Schrift giebt und über Zweifel richtet, mit der Schrift identificirt, deren Dunkelheit eben aufgehellt werden soll. Die Keime zu solchen und ähnlichen Betrachtungen sproßten in meinem Herzen empor, wenn ich Schriften, wie den biblischen Beweis zu Gesicht bekam und mir den Kopf zerbrach, wer unter den mit einander über die Auslegung der Schrift Streitenden denn nun eigentlich deren wahren Sinn getroffen haben möchte.

Dabei war und ist mir bei der Schriftforschung des gemeinen Mannes immer noch ein anderes Bedenken nicht gelöst. Die protestantische Kirche bedient sich bekanntlich zum officiellen Gebrauche nur der lutherischen Bibelübersetzung. Diese ist daher nur in den Händen des gemeinen Mannes. Unter den Gebildeten haben auch die wenigsten eine andere Übersetzung als diese gesehen. In den

Schulen ist sie die einzig privilegirte. Neunundneunzig Hundertheilen der protestantischen Christenheit ist daher keine andere als die heilige Schrift nach Luther's Verdeutschung zugängig. Nun aber stehet fest und wird auch von allen Sachkundigen zugegeben, daß Luther nicht allein vielfach unrichtig übersetzt und dadurch sehr erhebliche dogmatische Unrichtigkeiten in seine Verdeutschung gebracht, sondern auch, seinen Lieblingslehren zu gefallen, die Übersetzung so modificirt hat, daß sie einen entgegengesetzten Sinn giebt, als das Original. Es ist dadurch den Katholiken Anlaß zu der Bemerkung geboten, daß die Evangelischen, welche neben diesen Freiheiten sich auch noch diejenige genommen haben, etliche Bücher der h. Schrift im alten wie im neuen Testamente aus dem Canon hinauszuweisen oder mit einer gewissen Geringschätzung zu behandeln, ein solches Gebahren von den alten Ketzern gelernt hätten, von denen Tertullian schreibt: Diese Ketzerei nimmt einige Schriften nicht an und wenn sie einige annimmt, so verdrehet sie dieselben durch Zusätze und Auslassungen, wie es ihrem Vorhaben zusagt. Und wenn sie dieselben annimmt, so nimmt sie sie nicht vollständig an, und wenn sie sie einigermaßen vollständig läßt, so verdreht sie dennoch dieselben durch ihre verschiedenen Deutungen. Damit ich nicht der Lüge geziehen werde, habe ich die Verpflichtung, einige Beispiele aufzustellen, in denen trotz der Lehre, daß der h. Geist Verfasser der Schrift ist und diese eingegeben hat, in der lutherischen Bibelübersetzung an diesen Worten des h. Geistes Änderungen vorgenommen, oder dieselben willkührlich gedeutet sind. Wenn ein Notar ein weltliches Document in der Art behandeln wollte, als der Urkunde des h. Geistes in der gedachten Übersetzung an einigen Stellen widerfahren, so würde derselbe schwerlich einer sehr übel ablaufenden Verurtheilung entgehen. Ein Vorwurf, wie der, welcher dem Notar ein schlimmes Schicksal bereitet, haftet auf dem Werke, von welchem Matthesius in seinen Predigten über das Leben Luthers urtheilt: Dies ist der größten Wunderwerke eines, das unser Gott durch Doctor Martin Luther vorm Ende der Welt hat ausgericht, und dem zu Ehren der Pfarrer Pommer in Wittenberg ein eigenes Fest in seinem

Hause veranstaltetete, das er Fest der norddeutschen Bibel nannte. Man urtheile nach den von mir hervorgehobenen Beispielen, in wie weit Heßhus die Wahrheit getroffen, wenn er in seiner Præfatio in libros Ecclesiæ der lutherischen Übersetzung nachrühmt, dieselbe sei dem Sinne der Propheten und Apostel näher gekommen, als die siebenzig Dolmetscher oder irgend ein anderer, und man fasse den Sinn des h. Geistes leichter, wenn man Luther's deutsche Bibelübersetzung mit den Quellen Israels vergleiche, als wenn man die unermeßliche Menge Bücher, welche die Ausleger über die Bibel geschrieben, durchlese und sein ganzes Leben darin zubringe.

Im dritten Kapitel des Römerbriefes sagt Paulus im 20. Verse: denn durch das Gesetz kommt die Erkenntniß der Sünde. Um seine Meinung, das Evangelium könne keine Gebete leiden, zu belegen, hat Luther sich erlaubt, zu übersetzen, nur durch das Gesetz kommt die Erkenntniß der Sünde. Die neuern Ausgaben haben zwar dieses, den Sinn vollkommen fälschende Einschiebsel beseitigt, dagegen aber nichts gethan, um den Anstoß zu beseitigen, der dadurch gegeben worden, daß Luther seiner Glaubenstheorie zu gefallen den 28. Vers desselben Kapitels, welcher wörtlich übersetzt also lautet:

> Denn wir halten dafür, daß der Mensch durch den Glauben gerechtfertigt wird, ohne des Gesetzes Werk;

folgendergestalt wiedergab:

> So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde, ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben.

Ein Jeder siehet, welch' ein gewaltiger Unterschied zwischen dem Texte und dieser Übersetzung obwaltet. Luther nahm es aber sehr übel, als man ihm solches vorhielt und nahm das Recht in Anspruch, mit dem Worte Gottes nach eigenem Belieben zu schalten*).

*) Ich weiß nicht, wie ein Lutheraner die willkührliche Bibelauslegung einem Rationalisten zum Vorwurfe wird machen können, wenn ihn der Denkgläubige auf den Brief verweist, den Luther am 8. September 1530 einem honestissimo et prudentissimo viro geschrieben und der in Aurifabers Sammlung sich befindet: Si pontificius vester de vocabulo:

Die Gegner andererseits behaupteten und wohl mit größerm Rechte, Luther habe mit den beiden Worten nur und allein den verderblichen Saamen des Unkrautes unter den göttlichen Waizen Pauli gesäet. — Der Neigung, Bibelstellen aufweisen zu können, welche dasjenige bestätigen, was Luther lehrte, verdanken auch zwei andere absichtliche Übersetzungsunrichtigkeiten in dem nämlichen Kapitel des Römerbriefes ihr Dasein. Statt der Worte des Apostels III. 25 und 26: zur Erweisung seiner Gerechtigkeit, hat er zweimal hinter einander übersetzt: „damit er die Gerechtigkeit, die vor ihm gilt, darbiete.“ Da dieser Umdeutung aber die Worte

---

sola contendere voluerit dicite hoc Lutherum velle, et agere dicendo: Pontificium et asinum idem esse; sic volo sic jubeo, sit pro ratione voluntas: Nam pontificiorum non discipuli sed magistri et judices esse volumus. Et ut contra illos crassos asinos etiam aliquando insurgamus cum Paulo dicemus: Doctores sunt etc. Diese kräftige Rede lautet in der bei Welch aufbewahrten ältern Übersetzung also: «Wenn euer neuer Papist sich viel unnütze machen will mit dem Worte sola allein, so sagt ihm flugs also: Doctor Martin Luther will's also haben und spricht: Papist und Esel sind ein Ding; sic volo, sic jubeo, sic pro ratione voluntas. Denn wir wollen nicht der Papisten Schüler und Jünger, sondern ihre Meister und Richter sein, wollen auch einmal stolziren und pochen mit den Eselsköpfen, und wie Paulus wider seinen tollen Heiligen sich rühmt, so will ich mich auch wider diese meine Esel rühmen. Sie sind Doctores? Ich auch. Sie sind Theologi? Ich auch. Sie sind Disputatores? Ich auch. Sie sind Philosophi? Ich auch. Sie sind Dialectici? Ich auch. Sie sind Legenten? Ich auch. Sie schreiben Bücher? Ich auch. Und will weiter rühmen: Ich kann Psalmen und Propheten auslegen? Das können sie nicht; ich kann dollmetschen, das können sie nicht. Ich kann die heilige Schrift lesen, das können sie nicht. Und daß ich herunterkomme: Ich kenne ihre eigene Dialectik und Philosophie besser, denn sie selbst allesammt und weiß dazu fürwahr, daß ihr keiner ihren Aristotelem verstehet. Und ist Einer unter ihnen allen, der ein Proömium oder Kapitel im Aristotele verstehe, so will ich mich lassen prellen.» Luther schließt die Rede also: «Und reut mich, daß ich nicht auch dazu gesetzt habe, alle und aller, also: ohne alle Werke aller Gesetze, daß es voll und rund herausgesprochen wäre. Darum soll's in meinem neuen Testamente bleiben und sollten alle Papsteesel toll und thöricht werden, so sollen sie mir's nicht herausbringen.» Wo führte Christus, wo führten diejenigen, welche ihm nachfolgten bis auf den heutigen Tag jemals eine solche Sprache?

des 26. Verses im Wege standen: „auf daß er gerecht sei, und gerecht mache den, der da ist des Glaubens an Jesu," so schob Luther auch hier sein Lieblingswort allein hinein, so daß der Apostel nun sagt: Auf, daß Er (Gott) allergerecht sei und gerecht mache u. s. w.

Diesem Bemühen, die Bibelstellen seinem privaten dogmatischen Interesse gemäß im Deutschen umzudeuten, begegnen wir auch im 8. Kapitel des Römerbriefes, indem der 4. Vers im Originale das Gegentheil von zwei lutherischen Hauptlehren besagt und denselben zuwider ausspricht, daß die Gerechtigkeit des Gesetzes wirklich von den Menschen erfüllt werden könne und daß eben die Befähigung des Menschen, diese Gesetzeserfüllung zu leisten, oder die Heiligung der Zweck der Sendung Christi und seines Erlösungswerkes sei. Um diesen Widerspruch zu beseitigen wird der 3. Vers, welcher wörtlich lautet:

> Denn, was dem Gesetz unmöglich, die weil es unwirksam war durch das Fleisch: Gott hat seinen Sohn gesandt in Ähnlichkeit eines sündigen Leibes und um der Sünde willen, und die Sünde verdammet im Fleische,

von Luther also übersetzt:

> Denn das dem Gesetze unmöglich war (sintemal es durch das Fleisch geschwächet ward), das thät Gott, und sandte seinen Sohn in der Gestalt des sündlichen Fleisches, und verdammte die Sünder im Fleische durch Sünde.

Hierdurch war die Meinung des Apostels glücklich hinwegescamotirt und in dem Verse auf gut lutherisch nur die Lehre ausgesprochen, Gott habe selber das zu leisten übernommen, was dem Gesetze d. h. dem unter dem Gesetze stehenden Menschen zu thun unmöglich gewesen.

Wie Luther keinen Anstand nahm, die Worte der Apostel mit eigenen Zusätzen und Einschiebseln seinen Glaubensüberzeugungen anzupassen, so freute er sich andererseits, wenn er aus dem Texte hinwegnehmen konnte, was seinen Lehren nicht zusagte. Die Vulgata liest: qua propter fratres! magis satagite ut per bona opera certam vestram vocationem et electionem faciatis. In der Übersetzung blieben die gesperrt gedruckten Worte

hinweg. Doch ist nicht zu verschweigen, daß in den gewöhnlichen griechischen Texten diese Worte gar nicht anzutreffen sind. Im 6. Verse des Briefes Pauli an den Philemon ist von Luther hinter dem Worte gut das sehr bezeichnende Wort: Werk hinweggelassen.

Um den Mariencultus etwas zu dämpfen, wird der Jungfrau beim englischen Gruße (Lucas I. 28) die Gnade, welche ihr hier beigelegt worden, genommen und sie statt dessen mit einer bloßen Holdseligkeit abgefunden. In der alten Übersetzung, welche in den Kirchen üblich war, lautete das κεχαρι τωμενη im englischen Gruße: voll der Gnaden, wie es auch in der Vulgata gratia plena heißt. „Sage mir, sagt Luther hierzu, ob solches auch gut deutsch sei? Wo redet der deutsche Mann also, du bist voll Gnaden. Und welcher Deutscher verstehet, was gesagt sei, voll Gnaden? Er muß denken an ein Faß voll Bier, oder Beutel voll Geldes u. s. w."

Seiner Abneigung gegen den Cölibat zu gefallen, übersetzt Luther I. Korinth. IX. 5, welcher wörtlich heißt:

> haben wir nicht die Vollmacht, ein Weib, das eine Schwester ist, mit herumzuführen?

in folgender Weise:

> Haben wir nicht auch Macht, eine Schwester zum Weibe mit umherzuführen, wie die andern Apostel?

Offenbar wird hierdurch das eigentliche Sachverhältniß, welches darin bestand, daß fromme und andächtige Frauen, welche der Eifer christlicher Frömmigkeit trieb, die Apostel zu begleiten und ihnen durch Abnahme und Verrichtung der häuslichen Dienste und Verrichtungen mehr Zeit zu ihrem Hauptamte zu gewähren, verdunkelt und die Meinung gefördert, als sei es ganz in der Ordnung und Regel gewesen, daß die Apostel verheirathet waren. Bekanntlich war aber das Gegentheil der Fall. Luther hatte aber die Meinung des Apostels auf diese Weise dem Gedanken des Reimes näher gebracht, den er im 31. Kapitel der Sprichwörter Salomons, in denen das tugendhafte Weib gelobt wird, als Randglosse in einer seiner Ausgaben hinzugefügt: Nichts Lieberes ist auf Erden, Denn Frauenliebe, dem sie mag werden.

Besonders aber war Luther bemühet, durch Einschub von Partikeln, die das Original der Schrift nicht kennt, dessen Sinn zu ändern und seiner Lehre zu nähern. So hat er Römer III. 15 wo es einfach heißt: das Gesetz wirkt Zorn, übersetzt: das Gesetz richtet nur Zorn an. Auf diese Weise wird die Schrift gezwungen, für Lehren zu zeugen, die rein in sie hineingedichtet waren und welche die Reformation in dem Evangelio finden wollte, während sie die Vernachlässigung derselben der Kirche, von welcher sie sich trennte, zum Vorwurfe machte. Namentlich war Luthers Bemühen darauf gerichtet, seiner Rechtfertigungslehre, mit welcher er hauptsächlich der alten Dogmatik entgegentrat, durch solche Übersetzungsfreiheiten eine biblische Unterlage und Färbung zu geben. Er durfte, wie auch der Erfolg bewies, zuversichtlich voraussetzen, daß die Gottesgelehrten seiner Partei es sich nicht unterstehen würden, seine als canonisch angenommenen Übersetzungen anzufechten, und die Ausdrücke, welche er, seinen Lehren zu gefallen, eingeführt, als verdächtig oder verfänglich zu bezeichnen. Erst in späterer Zeit hat man stillschweigend mehre dieser den Sinn der Schrift verändernden Stellen verbessert, an andere, namentlich den von mir bezeichneten, aber hat die Pietät für Luther noch nicht gewagt die Hand anzulegen und so kommt denn die Bibel in Luthers Übersetzung mit einer Menge den Sinn entstellender Fehler täglich in die Hände Unkundiger, welche im Glauben das gepriesene Gotteswort in unverfälschter Muttersprache zu besitzen, auf Grund dieser Übersetzung ihre Schriftforschungen vornehmen. Wie kann nun aber ein Forscher, welcher in der Bibel die letzte Entscheidung in der größten, wichtigsten, heiligsten aller menschlichen Angelegenheiten sucht, auf richtige Ergebnisse kommen, wenn der Urquell auf diese Art getrübt ist, er aber wegen Unzugänglichkeit der Mittel nicht im Stande ist, die Berichtigung und Läuterung selber zu bewirken. Hierzu kommt nun noch die Unverständlichkeit einer Menge in Luthers Übersetzung noch befindlicher Worte und Redeweisen, welche aus dem Sprachgebrauche längst verschwunden, aber häufig genug die Veranlassung sind, daß blos aus sprachlichen Gründen die Bibel falsch, oder auch gar nicht verstanden wird. Wie sehr auch die Literaturhistoriker sich bemühet

haben, Luthers Verdienste um die deutsche Sprache*) bei seiner Bibelübersetzung hervorzuheben, so wenig ist die Verdeutschung Luthers dadurch dem heutigen Verständnisse näher gerückt. Auf einen in der modernen Sprachweise Gebildeten macht die Bibel in Luthers Übersetzung außerdem ungefähr den Eindruck, welchen sie auf den, nachmals zu einer christlicheren Anschauungsweise gelangten, berühmten Cardinal Pietro Bembo machte, welcher in der Periode heidnisch-antiquarischer Begeisterung zu sagen sich nicht entblödete: „er habe nur einmal in seinem Leben die h. Schrift gelesen und sei von der höchst auffallenden Schreib- und Redeweise derselben so abgestoßen worden, daß er dieselbe nimmer wieder lesen würde." P. Maffei bat sogar den Papst um die Erlaubniß, sein Brevier griechisch lesen zu dürfen, um sich nicht durch das Lesen des Lateins der Vulgata seinen Styl zu verderben. Ähnliche Urtheile ästhetisch gebildeter, aber der Religion wenig zugänglicher Leute, habe ich häufig genug vernommen. Denn nur wenige haben es zu der Erstaunen erregenden Consequenz eines David Hollatz in der Inspirationstheorie gebracht, welcher behauptete, daß man, ohne sich der Blasphemie schuldig zu machen, nicht zweifeln könne, daß der Styl der h. Schrift durchweg der göttlichen Majestät würdig sei und daß Jeder, der darin Solöcismen und Barbarismen suche, nur die göttliche Majestät gröblich beleidige. Merkwürdig ist der Schluß, mit dem Hollatz diese Behauptung zu begründen sucht: Der Styl eines allmächtigen Gottes kann nicht angeschuldigt werden, einfältige und barbarische Dinge zu enthalten, nun ist aber der Styl der Schrift der Styl Gottes, also u. s. w. — Dieser Heroismus in der Bewunderung der

*) Auch hierin war mein Lehrer Bouterwek abweichender Meinung, indem er zeigte, «mit welcher Klarheit, Bestimmtheit und Leichtigkeit schon vor Luther (sogar) streng wissenschaftliche Werke in reiner deutscher Sprache geschrieben worden, wenn der rechte Mann sich fand, das Werkzeug, das sich einem Jeden darbot, geschickt zu gebrauchen. Das Verdienst, das sich Luther um die deutsche Prosa erworben, ist also keineswegs so groß, wie diejenigen glauben, die von ihm rühmen, er habe in der deutschen Sprache und Literatur eine ganz neue Bahn gebrochen, oder ein Feld urbar gemacht, das bis dahin wüst gelegen.» (Bouterweks Geschichte der Poesie und Beredtsamkeit, Band IX. S. 499 und 500.)

Göttlichkeit des Bibelstyles würde aber freilich nur dem Originale zu Statten kommen. Leute, welche den Muth haben, dieses Urtheil auch auf die lutherische Übersetzung zu übertragen, dürfte es wohl jetzt kaum noch geben. Ich fürchte vielmehr das Gegentheil. Während man Luthern nachrühmt, er habe durch seine Bibelübersetzung den Deutschen Gottes Wort zugänglich gemacht, hat man jetzt in vielen Fällen das Gegentheil zu beklagen, indem diese Verdeutschung, über welche man nicht hinaus zu wollen scheint, Schuld ist, daß dem protestantischen Principe, dem Gedeihen der Kirche und der Förderung der Frömmigkeit unter dem Einzelnen entgegen, Gottes Wort, die Religionsquelle der Christen, seine Richtschnur im Leben, sein Trost im Leiden, seine Zuversicht im Sterben, nicht in möglichster Reinheit und Vollständigkeit vorliegt. Leute, welche aus den kirchlich recipirten Abweichungen der, doch nur in die Hände Kundiger gelangenden Vulgata von dem Urtexte der katholischen Kirche den Vorwurf machen, sie habe Gottes Wort nicht lauter und rein, machen sich kein Gewissen daraus, eine Übersetzung als canonisch gelten zu lassen und dem Volke zum Lesen und Forschen in die Hände zu geben, deren Fehler anerkannt sind und immer mehr und mehr die Wirksamkeit der lutherischen Bibel beeinträchtigen müssen. Ich würde eine gewisse feierliche Autorität für diese Übersetzung gern in Anspruch nehmen lassen, wenn sie, wofür man sie in allen Elementarschulen ausgeben hört, den Deutschen zuerst das Wort Gottes in ihrer Sprache verlautbart hätte und sie daher die älteste Verdeutschung wäre. Schon ein so gelehrter Theolog, als Matthias Flacius, gewöhnlich der Illyrier genannt, steckte in einer solchen Unkunde der ältern deutschen Literatur, daß er, um den Protestanten einen alten Zeugen der Wahrheit in deutscher Zunge vorzuführen, im Jahre 1571 die Evangelienharmonie des Mönchs Otfrid als eine große Seltenheit herausgab. Es ist sehr anzuerkennen, wenn die evangelische Kirchenzeitung von Hengstenberg Nr. 90 von 1846 bei der Anzeige von Vilmars Vorlesungen über deutsche Literatur hierzu die Bemerkung macht: „Hätte er (Illyricus) die ältere Literatur so gekannt, wie wir sie jetzt kennen, so würde es ihm leicht gewesen sein, eine ganze Wolke solcher Zeugen zu finden.“ Der größte Theil unserer Zeitgenossen ahnt so wenig, als Illyricus, daß

auch schon vor der Reformation das religiöse Interesse die Kenntniß des Wortes Gottes in der Muttersprache verlangte. Wie dieses Interesse sich bethätigt, bezeugt der bis zur Erhebung Ronge's der Kirchenrevolution zugethane Gervinus (Bd. II. S. 287 der Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen), wo es heißt: „das Christenthum konnte so tief im Volke Wurzeln schlagen, daß man so früh und vielfach bei uns die Vulgarsprache zu Predigten, Kirchenliedern, Gebeten und Übersetzungen oder Umarbeitungen der heiligen Schriften gebrauchte, wie nicht leicht anderswo."

So lange das Mährchen noch im Schwange gehet, Luther habe auf einer Bibliothek die Bibel als ein gefährliches Buch an eine Kette gelegt gefunden*) (eine Nachricht, die an sich hinreicht,

*) Gefunden haben mag er sie so, allein nicht in Folge einer Besorgniß, wie derjenigen, womit man einen bissigen Hund an eine Kette zu legen pflegt. Jeder Kundige muß bezeugen, wie es auf alten Bibliotheken eine allgemeine Sitte war, gerade viel gelesene Bücher an einer Kette zu befestigen, damit sie immer auf einerlei Stelle bleiben und nicht verschleppt werden möchten, gerade wie ich es einst mit einem Stiefelknechte in einer Gaststube geschehen fand, der, damit er am sichern Orte jedermann zugänglich bliebe, hinter dem Ofen an eine Kette gelegt war. Bücher galten im Mittelalter gewissermaßen für etwas Heiliges. Für gelehrte Pilger kettete man auch Sammlungen der h. Schrift und Väter an Pulte in der Kirche. Man nannte jene Biblia Pauperum. Hierher gehört, was Gaume in seinem Werke: Rom in seinen drei Gestalten, unterm 29. November von seinem Besuche der lauretanischen Bibliothek in Florenz meldet: «Die meisten Manuscripte sind mit Ketten an ihre Pulte befestigt; ein alter, von den Benedictinern kommender Gebrauch zur sichern Unterhaltung eines Meisterwerkes. Eine andere Kette, stärker als die erste, befestigte das Werk an das Pult des arbeitenden Mönchs. Dies war die Excommunication. Ja, in jenen alten Zeiten, welche auf den Einfall der Barbaren folgten, ward jedermann excommunicirt, der ein Manuscript von seinem Platze verrückte; so sehr besorgt war die Kirche, der Verstümmelung oder dem Verluste der Werke des Genies des Alterthumes vorzubeugen, wovon damals vielleicht nur eine Copie existirte. Und man sagt in unsern Tagen: Die Kirche ist eine Feindin der Aufklärung!» Unwissenheit und Böswilligkeit reichen sich also bei Verbreitung des Mährchens von der Bibel an der Kette zu einem garstigen Werke die Hand! — Man darf auch nicht glauben, daß Luther erst spät die Bibel kennen lernte. Er fand dieselbe, als er noch

gegen Luthers Vorzeit Entrüstung zu erregen), und so lange man dagegen die wirkliche Thatsache, daß die von dem Katholiken Emser herausgegebene Übersetzung des neuen Testamentes in den von Luthers fürstlichen Gönnern beherrschten Ländern verboten war, verheimlicht, so lange wird man über die Bibelkunde vor und nach der Reformation nicht zu einem unparteiischen Urtheile gelangen. Allein die lutherische Bibelverdeutschung kann das Verdienst der Erstlichkeit nicht ansprechen, weil eine unzählige Anzahl anderer, von denen mindesten vierzehn vor der lutherischen gedruckt waren und darunter mehre sehr wohl gelungene derselben vorangegangen sind. Neun davon waren bereits gedruckt, ehe Luther geboren war. Manche dieser vorlutherischen Übersetzungen sind weicher und fließender als die des Reformators. Es ist bekannt, daß er dieselben bei der seinigen fleißig zu Rathe gezogen und benutzt hat. Von solchen thatsächlichen Wahrheiten läßt aber eine gewisse historische Sekretirkunst wenig verlautbaren und es ist mir rein unbegreiflich, wie der kenntnißreiche, wohlmeinende und unparteiische Vilmar in seiner ausgezeichneten Geschichte der deutschen Nationalliteratur zweite Auflage S. 219 sagen konnte, „daß die Weltchronik Rudolphs von Ems dadurch besonders bemerkenswerth sei, daß sie bis auf Luthers Zeit das einzige Werk gewesen, aus welchem der Laienstand Kenntniß des alten Testamentes schöpfen konnte und geschöpft hat, während er S. 330 zugestehet, daß eine alte vorlutherische Bibelübersetzung bis 1520 in vierzehn Auflagen erschienen war. Ein junges ausgezeichnet befähigtes und kenntnißreiches Mädchen, in deren Gesellschaft ich vor einigen Jahren eine der größten deutschen Bibliotheken in Augenschein nahm, war über alle Maaßen verwundert, als sie dort ganz zufällig *vier* deutsche vorlutherische Bibelübersetzungen auf einem Tische liegen sahe und beim Hineinschauen die merkwürdige Wahrnehmung machte, daß darin ein Deutsch anzutreffen war, das sich recht wohl lesen

---

die Rechte studirte, auf der Universitätsbibliothek und beschäftigte sich damit lange bevor er Mönch wurde. Im Kloster war diese Beschäftigung sehr leicht für ihn, indem die von Staupitz verbesserten Ordensstatuten die Bibel als nothwendiges Klosterinventar bezeichnen.

ließ*). Sie mochte von der Klage Luthers gehört haben: daß das Evangelium unter der Bank liege, welche erst im XIX. Jahrhundert unter den Protestanten eine Wahrheit ward**). Sie aber wußte so wenig als die meisten andern, daß diese Klage erst laut geworden, nachdem die Welt sich schon des Besitzes seiner Bibelverdeutschung erfreuete, und daß Melanchthon noch später klagte: „Ich weiß nicht, was das jetzt für eine Zeit ist! Mir war als Knaben der biblische Text bekannt, und ich las eifriger, als es jetzt von den Knaben geschiehet." Hätte man beachtet, daß die eifrigen Bibelleser, an denen es zu keiner Zeit gefehlt hat, in allen Jahrhunderten über Bibelvernachlässigung geklagt haben, so würde man die Klagen einiger christlich erweckten Männer in der Zeit vor der Reformation über die Unbekanntschaft mit der heiligen Schrift nicht vorzugsweise hervorgehoben und daraus eine Anklage gegen die Kirche jener Zeit gebildet haben, welche vor jenen Äußerungen Luthers und Melanchthons in das allgemeine Bedauern aufgelöst werden muß, daß so lange Sünde und Welt auf den Menschen wirken, die Bibel von vielen verachtet und verkannt wird.

Bei der Klage, daß die Bibel dem Mittelalter abhanden ge-

*) Eine Menge Prosawerke des verschrienen fünfzehnten Jahrhunderts zeigen eine nicht zu verachtende Gewandtheit und Geschmeidigkeit. Ja manche dieser Werke haben, wie Vilmar bemerkt, etwas ungemein Zutrauliches, Anschmiegendes, Herzliches, einen Klang der Sprache und einen vollen, runden und weichen Bau der Sätze, daß das sechzehnte, dieses in der Prosa schöpferische Jahrhundert wohl Ursach hätte, die ältere Zeit um diese Eigenschaft zu beneiden. Luther fand alle wesentlichen Ausdrücke des christlichen Glaubens in seiner Muttersprache bereits vor. Eine Unmasse biblischer Wendungen und Gedanken waren darin seit Jahrhunderten eingebürgert. Von allen diesen schreibt man jetzt das Meiste auf Luthers Rechnung.

**) Ich bin, sagt Luther (in seiner Antwort an Heinrich VIII.), der Erste gewesen, dem es Gott zum Ersten offenbaret hat, auch solche seine Worte zu predigen. Ja, ich Martin Luther, habe die heilige Schrift also an den Tag gebracht, als es in tausend, ja sechstausend Jahren, so lange die Welt gestanden, nicht gewesen ist, ist auch dergleichen bei keinem alten Lehrer zu finden. So spricht der Mann, den man zu einem Helden der christlichen Demuth hat machen wollen. Diese Äußerung bekundet zugleich eine große Unwissenheit in der Bibelkunde, wenn nicht noch etwas Schlimmeres, da nachgewiesen worden, daß Luther vielfach aus ältern Übersetzungen geschöpft hat (histor. polit. Blätter XXIV. S. 507).

kommen gewesen, vergißt man, die Zeiten gehörig zu scheiden. Die antiquarisch heidnische Begeisterung des fünfzehnten Jahrhunderts hatte eine Menge der bessern Köpfe der Kirche entfremdet und den besten Theil der geistigen Kraft hinausgetragen in die Welt, welche von Christo nichts wissen will. Selbst den Clerus hatte diese Verweltlichung verpestet. Kein Wunder, daß sich so Vieles in der Kirche veräußerlichte, daß der Marien- und Heiligencultus sich vergröberte, ins Skandalöse übertrieben ward und ein Götzendienst bei Vielen den wahren Glauben verdrängte. Nur die Gebildeten waren des Lesens kundig. Diese nahmen aber, wie der berühmte Bembo, ein Ärgerniß an der Knechtsgestalt, in welcher das Buch der Bücher ohne allen Schmuck der Rede und allen oratorischen Flitter dem classisch gebildeten ästhetischen Gefühle sich darstellte. Ehe diese Studien des classischen Alterthumes, welche man als eine Mitveranlassung der Reformation von allen Lobrednern derselben preisen hört, die bessern geistigen Kräfte von der Kirche abzogen, war die Kenntniß des Bibel*inhaltes*, worauf es doch wohl hauptsächlich ankommen dürfte, in einem Maaße verbreitet, daß die Mitglieder unserer heutigen Bibelgesellschaften allen Grund haben würden, Tedeums anzustimmen, wenn ihre Bemühungen nur die Hälfte der Bibelerkenntniß erzielt hätten, welche vor dem fünfzehnten und dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts Gemeingut des Volkes war. Welchen Reichthum religiöser und christlicher Empfindungen und Anschauungen, getragen von den Thatsachen der heiligen Geschichte, jene Zeit in sich beschloß, wird nur demjenigen völlig klar, der sich die so belohnende Mühe nimmt, die Werke der christlichen Begeisterung auf allen Kunstgebieten, welche aus diesem finster gescholtenen Zeitalter uns übrig geblieben sind, kennen zu lernen. Malerei, Musik, Sculptur, Baukunst und vor Allem die Poesie offenbaren unter allen gebildeten Völkern des mittelalterlichen Abendlandes eine solche Durchdrungenheit von christlichen Ideen und eine so reiche, genaue und verständnißvolle Kunde der heiligen Geschichte, wie sie nur wenigen Bibellesern unserer Zeit eignet. Die wahren Bücher des Mittelalters sind die frommen Erzeugnisse der christlichen Kunst, fortwährende und rührende Predigten, ein bleibender, ein verkörperter Wiederhall der erzählenden, der lehrenden Stimme des Priesters.

An diesen frommen Kunstwerken erbauete und unterrichtete sich das Volk im Glauben auf eine lebendigere Weise, als es unsere Schulen vermögen, wenn sie Anleitung zum Lesen des todten Buchstabens geben, welcher nur zu oft für den Geist ein Werkzeug des Todes wird. Die abwechselnd einfachen und tiefsinnigen Darstellungen der immer unerlogenen, wahrhaften, warmen Empfindungen, welche die gläubige Richtung frommer Herzen zum Unsichtbaren und Ewigen hinaufwallen lässet und die uns in den mittelalterlichen Gebilden auf allen Gebieten der heiligen Kunst entgegentreten, sind wohl geeignet ein Zeugniß für die Unschuld, die Demuth, den Glauben und die totale Christlichkeit der schaffenden Künstler und ihres Publicums abzugeben. Wo ist stille Andacht und Ergebenheit so unnachahmlich geschildert, als in jenen Kunsterzeugnissen, namentlich der Malerei und Poesie? Die heiligen Gefühle, welche uns ungefälscht aus diesen Bildungen entgegentreten, machen den wahrhaftigen Lebensinhalt jener Zeit aus, in welcher noch die Einheit des Glaubens die Glieder der einen, ungetheilten Kirche Christi verband. Sie beweisen, daß es nicht des Bibellesens bedarf, um den Kern und Inhalt der heiligen Schrift im Volke einheimisch zu machen, wie es ja auch im apostolischen Zeitalter war, wo kein Laie die Schrift für sich las und es gar keine Sammlung der h. Bücher gab. Die lebendige Kenntniß des Inhaltes der Bibel hat vielmehr ungemein abgenommen, seitdem die Protestanten das Lesen derselben allgemein gemacht haben. Man prüfe nur eine Person, welche den Elementarunterricht in den protestantischen Schulen genossen und eine andere, welche in katholischen Elementaranstalten geschult worden. Sicherlich wird man sich sehr wundern, wer von beiden von dem wesentlichen Inhalte der Bibel bessere Auskunft zu geben weiß. Auswendig gelernte Bibelsprüche und Bibelkenntniß halte ich nämlich für zweierlei. Ohne jenes Lesen hat die Kirche des Mittelalters, wie seine Kunstwerke bezeugen, einen Geist frommen Glaubens, inniger Andacht und himmlischer Sehnsucht geschaffen und verbreitet, an dessen Reste sich unsere heutigen Frommen aller christlichen Bekenntnisse immer noch zu reichlichen, erquickenden, stärkenden, nährendem Mahle niedersetzen. Ich will nur der einzigen Legendenpoesie erwähnen, deren die gewöhnlichen Literaturgeschichten nicht mit einem Worte

gedenken und der lichtfreundliche Gervinus nur mit erklärlicher Abneigung. Doch bricht bei ihm zuweilen eine unwillkürliche Anerkennung einzelner Legenden durch. Unübersehbar ist ihr Vorrath allein in deutscher Sprache. Die übrigen abendländischen Literaturen sind daran nicht ärmer. An diesen Schätzen gehet die dressirte Schulästhetik mit gerümpfter Nase stolz vorüber. Keine, oder verfälschte Kunde wird der Gegenwart davon mitgetheilt. Darum schätze ich den vorhin rühmlich erwähnten Vilmar, welcher in seiner Geschichte der deutschen Nationalliteratur ohne Scheu vor der Benennung eines romantischen Affen, auch diesem verachteten Zweige der Poesie seine Betrachtung zugewendet hat. Zu seinem Ruhme sei es mir erlaubt, folgende goldenen Worte dieses Ehrenmannes hier zu wiederholen: „So ist die Poesie der Legenden die Poesie des freiwilligen armen Lebens, die Poesie der einsamen Klosterzelle, des stillen hochummauerten Klostergartens, die Poesie der himmlischen Bräute, die ohne Klagen um die Freuden der Welt, deren sie nicht bedürfen, in stiller Andacht und frommer Ergebenheit ihre Freude haben an ihrem Heilande, dem Bräutigam aller einsamen Herzen und verlassenen Seelen, die mit der heiligen Anna und dem heiligen Joachim ihre Hochzeitsfeier begehen, mit der heiligen Mutter Gottes das Magnificat singen und thränenvoll mit ihr unter das Kreuz treten, um das Schwert auch durch ihre Seele gehen zu lassen, die mit der heiligen Cäcilie das Saitenspiel der Engelsschaaren vernehmen und mit der heiligen Theresia auf den Auen des Paradieses wandeln ꝛc. Die Legendenpoesie ist die Huldigung, welche der Frau aller Frauen, der jungfräulichen Mutter des Gottessohnes, der Königin des Himmels sich zu Füßen legt und die irdische Minne in eine himmlische und ewige verklärt. Denn das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert, die Zeit des Frauencultus, wie nicht vorher noch nachher ein ähnlicher bestanden, ist auch die Zeit der innigsten und zugleich einfachsten, der tiefsten und wahrhaftigsten, der begeistertsten und treuesten Verehrung der Jungfrau Maria. Vermögen wir es, uns auf den Standpunkt des kindlichen poetischen Glaubens jener Zeit zurückzuversetzen — es wird damit doch noch ein guter Theil weniger verlangt, als wenn, wie doch allgemein zugestanden ist, man sich für die Würdigung der griechischen Poesie auf den Standpunkt

der griechischen Mythologie, für die Würdigung unserer ältesten Sagen auf den Standpunkt des Naturmythus zurückversetzen soll — vermögen wir alle jene Dinge für etwas mehr als harmlose Spielereien anzuerkennen, dann werden wir diese Legendenpoesie auch als ein nothwendiges Glied in dem alten Perlenkranze unserer Dichtung zu würdigen wissen. Die Poesie des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts wäre nicht, was sie ist, wenn sie keine Legendenpoesie hätte."

Es haben sonach auch ganze Jahrhunderte sich ohne Bibelübersetzungen lesen zu können, den Inhalt der Schrift auf eine sehr gründliche Weise angeeignet. Derselbe ist ihnen mittelst des lebendigen Wortes, das allezeit wirksamer gewesen, als das Lesen, nahe genug gebracht, um des Lesens entrathen zu können. Die Unbekanntschaft mit der Schrift, über welche in Luthers Vorzeit geklagt wird, muß daher von etwas ganz anderm herrühren, als dem angeblichen Mangel einer guten Bibelübersetzung.

Aber selbst wenn Luthers oder irgend eines Andern Bibelübersetzung ganz vollkommen zu nennen wäre, so würde ihr doch immer der Mangel ankleben, daß sie eben nur Übersetzung und nicht Original ist. Ich erinnere an Schleiermachers Worte im §. 126 seiner kurzen Darstellung des theologischen Studiums: „Da auch die meisterhafteste Übersetzung nicht vermag, die Irrationalität*) der Sprache aufzuheben, so giebt es kein vollkommenes Verständniß einer Rede oder Schrift anders, als in ihrer Ursprache." — Welche Schwierigkeiten aber selbst dem Gelehrten sich noch entgegenstellen, wenn er der Ursprache auch mächtig ist, kann man am angeführten Orte weiter nachlesen, und aus Schleiermachers Bemerkung entnehmen: die neutestamentischen Schriften sind sowohl des innern Gehaltes als der äußern Verhältnisse wegen von besonders schwieriger Auslegung**). Schleier-

*) «Unter Irrationalität wird nur dieses Bekannte verstanden (sagt Schleiermacher), daß weder ein materielles Element noch ein formelles der einen Sprache ganz in einem der andern aufgehet. Daher kann eine Rede oder Schrift vermittelst einer Übersetzung, mithin auch die Übersetzung selbst als solche nur demjenigen vollkommen verständlich sein, der sie auf die Ursprache zurückzuführen weiß.»

**) «Das Erste, weil die Mittheilung eigenthümlicher, sich erst entwickelnder

macher meint sogar, wie es in der Kunstlehre der Auslegung nichts gebe, weshalb sich ein Theologe auf den andern verlassen dürfte; es müsse vielmehr jeder sich der möglichsten Meisterschaft befleißigen. Der Gesammtapparat zur Erklärung der Schrift nimmt, wie jener weiter bemerkt, noch auf lange Zeit die Thätigkeit vieler Theologen in Anspruch, um die bisherigen Arbeiten der Meister dieses Faches zu berichtigen und zu ergänzen. Die Hauptaufgabe der exegetischen Theologie ist ihm zufolge noch keineswegs als vollkommen gelöst anzusehen. Jede Beschäftigung (so beschließt dieser Meister in Israel seine Rede) mit dem Canon ohne philosophischen Geist und Kunst, muß sich in den Grenzen des Gebietes der Erbauung halten. In dem der Theologie könnte sie nur durch pseudodogmatische Tendenz Verwirrung anrichten, denn ein reines und genaues Verstehenwollen kann bei einem solchen Verfahren nicht zum Grunde liegen. Ohne Schleiermachers Ansicht im Ganzen oder Einzelnen hier vertreten zu wollen, glaube ich doch die bescheidene Frage thun zu dürfen, wo bei so bewandten Umständen die viel gepriesene freie Forschung in der Schrift bleibt? Sich an der Schrift erbauen und darin forschen scheinen mir wenigstens durchaus verschiedene Dinge zu sein. Ein Laie, und ist er auch der fleißigste Schriftforscher, bleibt auch nach Schleiermacher, wie man nach dem eben mitgetheilten Ausdruck nicht anders annehmen kann, mehr oder minder ein Schriftpfuscher.

Dieser Meinung bin ich zwar auch jetzt, wo ich mir selbst das Zeugniß nicht versagen kann, daß seit Jahren verhältnißmäßig wenige Tage vergangen sind, an welchen ich nicht die Bibel in der Hand gehabt hätte, aber damals war ich es weniger, als ich

---

religiöser Vorstellungen in der abweichenden Sprachbehandlung nichtnationaler Schriftsteller zum großen Theile aus einer minder gebildeten Sphäre sehr leicht mißverstanden werden kann. Letzteres, weil die Umstände und Verhältnisse, welche den Gedankengang modificiren, uns großentheils unbekannt sind, und erst aus den Schriften selbst müssen errathen werden.»

mit jenes exegetischen Schmiedes großartiger Bibelbehandlung näher bekannt ward, was wohl acht Jahre später, als die übrige Welt sich derselben schon erfreuet hatte, geschah. Von dem ehemaligen Denkglauben durch die Berliner Einflüsse und namentlich durch Schleiermacher und meine ihm ergebenen Freunde, deren einer nun auch wieder mein Heimathsgenosse geworden, zum Gefühlsglauben (ohne Kirchenthum), dem ich durch mein Naturell und meine übrigen Studien ohnehin näher verwandt war, hinübergezogen, machte ich mich nun auch ernstlichst an das Lesen des neuen Testamentes, welches mir als Ganzes so gut wie unbekannt war. Denn seit meiner Confirmationszeit, also an die acht Jahre, hatte ich wohl die Bibel nicht in der Hand gehabt. Im Zusammenhange hatte ich dieselbe auch damals weder gelesen, noch zu lesen verstanden. Ich kann nicht leugnen, daß bei dem Lesen nach der Reihenfolge und mit dem mir möglichsten Verstande der Inhalt mich nicht wenig reizte und mir Reichthümer aufschloß, deren ich mich nicht versehen hatte. Denn war mir auch vieles Einzelne fragmentarisch, auch ohne Kenntniß der Stelle, welches es im Ganzen und in der Verbindung der Theile zu demselben einnahm, wohl bekannt, so war ich mir doch der höhern Geltung, die auch ein ungläubiger Leser der biblischen Schrift zuzugestehen, sich gedrungen fühlt, noch niemals bewußt geworden und empfand zum ersten Male deren durchdringende Einwirkung. Die Evangelien und überhaupt das historische Element übte zunächst einen mächtigern Reiz, als das Belehrende, weil ersteres vermöge eines dunkeln Gefühles sogleich als der Träger des andern erkannt ward. Einer großen Verworrenheit der Empfindungen, Anschauungen und Urtheile, welche als Niederschlag dieser Lectüre sich gar nicht zu gestalten vermochten und wie Nebelgebilde am Herbstmorgen vor der Sonne, an meiner Seele auf und ab wogten, vermochte ich nicht Herr zu werden. Zuckte aus einem Ausspruche Christi und der Apostel der mächtige Strahl der Wahrheit in mein Herz nieder und zeigte mir unermeßliche Räume mit maaßlosem Lichte erhellt, so trat das Gewölk nur desto dichter hernach über der zerrissen gewesenen Stelle zusammen, gleichsam als wenn es die Wiederholung eines abermaligen Lichteinganges neidisch zu wehren, sich vorgesetzt. Das Lesen des neuen Testamentes verwirrte mich aber mehr, als es mich

unterrichtete. Daneben las ich Schleiermachers Predigten fort, noch fleißiger aber und mehre Jahre hinter einander Dräsekes Predigten. Hier empfand ich noch stärker, als bei Schleiermacher, daß die Begeisterung für die Lehre Christi, welche warm, hinreißend und überwältigend auf den Wogen wunderbar ergreifender Rede hinströmte, hervorging aus einem mächtig glühenden Enthusiasmus für die Person des Lehrers, welcher zugleich als Haupt und Vorgänger hervortrat und in zweifelfreier, ruhig festgehaltener Überzeugung als der Stifter und Mittelpunkt des Gottesreiches dargestellt wurde. Ohne jene schwärmerische Leidenschaft, mit welcher wir den selbstgewählten oder gar erst selbstgeschaffenen Gegenstand unserer menschlichen Gefühle verehren, verschönern, vergöttlichen, erblickte ich diesen Theologen in der freien Hingabe an eine ohne ihn vorhandene, von ihm weder aufgeschmückte noch zugestutzte historische Persönlichkeit, von welcher das Heil über alle Zeit sich ergossen hatte. Ohne ihn als einen Gott darzustellen, lässet Dräseke empfinden, daß das belebende, beseelende Element in Christo mehr ist, als bloße Gottähnlichkeit. Jenen einfachen Gedanken beutet er auf das Reichhaltigste nach allen Richtungen hin aus, macht daraus einen unerschöpflichen Stoff, mit dem er alle Verhältnisse des menschlichen Lebens, Empfindens und Denkens durchdringt. Bald ergehet er sich lehrend, bald erläuternd, dann wieder gebraucht er die Ermahnung und selbst die Erschütterung. Bittend oder rührend, gleichmüthig redend oder mächtig zusprechend in eingänglichster Weise, verfolgt er seinen Weg, der uns über das plane Feld ruhiger Erörterung und durch den mannichfaltig reizenden Wald sinnreicher Bilder und hoher Vergleichungen führt. Über die Weise seiner Darstellung hat er sich selber eine Regel vorgeschrieben: „Die Darstellung, sagt er irgendwo, sei nicht zu hoch und gleichwohl hoch genug für den erhabenen Verstand; nicht für den Gebildeten ohne Reiz und doch auch für die Schwächern berechnet; nicht declamatorisch, doch ergreifend; ungeschmückt und doch schön. Der Ausdruck sei reich, um anziehend — geschmackvoll, um nährend — bestimmt, um verständlich zu sein. Der Periodenbau geselle zu Leichtigkeit — Klarheit, und zur Einfachheit — Wohlklang.“ — In seinen spätern Predigten ist Dräseke diesen Gesetzen minder treu geblieben. Während der Gehalt

derselben an positiver Christlichkeit sich bereicherte, hat er von den Mitteln der Redekunst minder den freien, schönen und doch gründlichen Gebrauch gemacht, der seine frühern mit rationalistischen Elementen stark durchwachsenen Reden auszeichnete. Er ist mehr und mehr auf eine Manier gekommen, welche die Vorstellung eines freilich sehr ästhetisch und ideal gehaltenen, veredelten Abrahams a Sancta Clara erregt. Die Anlage zu so etwas mag auch derjenige empfunden haben, welcher schon vor einem Vierteljahrhundert Dräseken den Jean Paul unter den geistlichen Rednern nannte. Die einseitige Cultur des früher mit dem Gedanken und Gefühle in harmonischer Fülle sich vertragenden Witzes, welcher sich so häufig dem bloßen Wortwitze zum Substrate erkor, mehr und mehr zu unpassenden Vergleichungen, störenden Benennungen, Überladungen mit geistreichen Zierrathen oder gewagter spielerischer Gegensätzelei führte, hat den spätern Predigten einen Zusatz gegeben, welchen die echte Kunst als ebenbürtig nicht gelten läßt, weshalb auch der oratorische Werth dieser neuern Erzeugnisse, namentlich wenn man dieselben gedruckt lieset, weit geringer angeschlagen wird. Beim mündlichen Vortrage glich sich dieser Mangel durch die Persönlichkeit des Redners in Etwas aus und man gestand ihm, hingerissen vom Eindrucke der großen Gaben, welche ihm auch zum äußern Vortrage verliehen worden, manche Freiheit zu, die man jedem Andern als ihm versagt haben würde. Die Wirksamkeit dieser, von seiner Persönlichkeit geführten Entschuldigung ist so mächtig, daß man Vieles wohlanstehend bei ihm finden konnte, das man einem Andern zum großen Fehler angerechnet haben würde. Ein Mann, wie dieser, mußte mein religiöses Interesse aufregen und die in Trägheit einer oberflächlichen Verstandesrichtung schlummernden Empfindungen noch heller erwecken und wärmer beleben, als es die bewunderungswürdigen Mittel Schleiermachers vermocht hatten. Sehr viel verdanke ich in dieser Hinsicht namentlich Dräseke's Nicodemus, welchen ich, nachdem ich die Lectüre beendigt, mehrmals hinter einander von Neuem durchgelesen habe. Ästhetisch verfeinerte Religionsempfindungen sind das Mindeste, das die Lectüre von Dräseke's Predigten in mir weckte. Aber es blieb bei denselben nicht.

Das christliche Element, das in mir todt begraben lag, kam

allmählich zu einer Art Selbstbewußtsein und es stellte sich das Bedürfniß ein, mit demselben, wenn vorerst auch nur im Gedanken, die Verhältnisse des äußern Lebens zu durchdringen. Auch auf casuistische Disputationen mit meinen Freunden führten die Regungen jenes Bedürfnisses. So suchten wir einstmals mit unsern unvollkommenen Vorstellungen und mit dem dürftigen Kenntnißmaterial, das uns hiebei zu Gebote stand, die Frage ins Reine zu bringen: ob einem außer der Gemeinde stehenden, einem an einer unbewohnten Insel ausgesetzten Christen, einem Robinson, die Befugniß zuerkannt werden dürfe, sich selbst das Abendmahl zu reichen — ferner: ob es verwerflich sei: ohne Absicht sich zu erbauen, die Kirche zu besuchen. Dabei erlebten wir Stunden, in denen unser Interesse am Religiösen momentan selbst bis zu einer Begeisterung für das Christenthum sich steigerte. So entsinne ich mich eines schönen Apriltages im Jahre 1828, an dem wir drei in Berlin schon eng befreundet gewesenen, ehemaligen Schulcameraden mit einander hinauswanderten in die erwachende Natur. Ein Lustgehölz, in welchem blühende Ziersträucher ihren balsamischen Duft verbreiteten und ihren Opferweihrauch emportrugen in die blaue reine Luft, wo sich ihm der Ton der Jubelpsalmen, den die gefiederten Sänger emporsandten, zugesellte, war das Ziel unseres Lustganges. Unter solchen äußern Einwirkungen, denen das Herz so leicht und gern sich öffnet, fiel in uns alle mit leuchtender Gewalt die Überzeugung von der Vortrefflichkeit des christlichen Glaubens und der Macht desselben, jeden andern zu nichte zu machen. Ja wir vereinigten uns nach mehrstündigem Disput in dem Gedanken: daß ein Glaube überhaupt nur im Christenthume möglich und zu denken sei. Wir gingen noch weiter und stellten selbst in Zweifel: ob beim Rationalismus Poesie existire. Zuletzt kamen wir auf die Erörterung und erklärten uns überzeugt: daß das Christenthum erst im germanischen Elemente seine Fülle habe entwickeln können und daß die Deutschen recht eigentlich populus Dei seien. — Ein anderes Mal entwickelte sich aus unserm Gespräche bei einem der beiden übrigen Freunde der Ideengang zu einem Romane, worin der Leser einen unter Protestanten lebenden Katholiken vom Katholicismus durch sich selber abkommen sehen sollte. Ich führe solche Reminiscenzen nur an,

um ungefähr den Kreis erkennen zu lassen, in welchem meine theologischen Gedanken und Empfindungen sich bewegten. Eine anziehende Lectüre gewährte mir in derselben Zeit auch das von dem blinden Adolph Müller beschriebene Leben des Erasmus von Rotterdam, das ungeachtet der Parteilichkeit, womit es für Luther und die Reformation geschrieben, doch sehr treffende psychologische Aufklärungen über jenen zu seiner Zeit durch ganz Europa gefeierten*) Gelehrten enthält. Sehr gut veranschaulicht Müller, wie Erasmus, welcher selbst an Zwingli schrieb:

„Ich glaube, daß ich beinahe Alles das gelehrt habe, was Luther lehrt, nur nicht so heftig und ohne jene nach Extremen herrschende Sprache;"

*) Man klatscht ihm Beifall, schrieb Camerarius damals, wie einem gelehrten, künstlerischen Schauspieler auf den Brettern der Studien. Alles bewundert, verherrlicht und preiset ihn, was nicht für einen Fremdling im Reiche der Musen gehalten werden will. Wenn Einer einen Brief vom Erasmus herauslocken kann, so ist sein Ruhm ungeheuer und er feiert den herrlichsten Triumph. Wenn aber Einer gar mit ihm spricht und umgeht, so ist er selig auf Erden. — Nicht minder vortheilhaft äußerte sich Luther, so lange er noch für sein Werk von dem großen Gelehrten Vortheil erwartete, über Erasmus. Er nannte ihn decus nostrum — spes nostra — seinen Geist aber mei et omnium Completatorem. Er drückt barbarissimis litteris seinen Dank dafür aus, daß Erasmus mit Wohlgefallen sich über Luthers Verhalten in dem Ablaßstreite geäußert und bittet denselben, ihn als einen Bruder in Christo in seine Freundschaft aufzunehmen. — Quis enim est, sagt Luther an einer andern Stelle, cujus penetralia non penitus occupet Erasmus, quem non doceat Erasmus, in quo non regnet Erasmus? — Bei solchen Anerkenntnissen, welche ganz der Wahrheit gemäß sind, bei dem Bilde, welches die Schriften, namentlich die Briefe des Erasmus, der mit allen ausgezeichneten Männern Europens in Correspondenz stand, von den literarischen und wissenschaftlichen Zuständen vor Luthers Zeit darbieten, aus welchen man mit Deutlichkeit entnehmen kann, welch ein reges wissenschaftliches Streben allgemein sich rührte und wie Päpste und andere Kirchenfürsten das Studium der alten Philosophie und Kunst beförderten und die eifrigsten Mäcene aufstrebender Talente waren, bei solchen sehr bekannten Thatsachen ist es mehr als auffällig, immerfort in einer Menge geschichtlicher Bücher die Zeit vor Luthers Auftreten als das Zeitalter der Ignoranz geschildert zu finden, ein Vorwurf, welcher richtiger auf dergleichen Schilderer zurückfallen zu müssen scheint.

den Reformatoren vorgearbeitet und durch Ton und Inhalt seiner Schriften der Reformation vielfach die Bahn gebrochen, indem er abergläubische Ausartungen und kirchliche Mißbräuche mit treffendem Spotte verfolgte, welcher bei den Reformatoren und ihren Panegyristen ein besseres Gedächtniß gefunden hat, als die Äußerungen seiner Ehrerbietung gegen die alte Kirchenlehre und die alten Kircheneinrichtungen. Gern ließen es sich Luther und seine Genossen gefallen, wenn Erasmus in seinen Schriften eine verletzende Sprache gegen Einrichtungen führte, die Luther verwarf, oder wenn er Meinungen zu verfechten schien, welche letzterem eigneten. Gern sahe man in Wittenberg und wußte es auszubeuten, wenn Erasmus in seinem Lobe der Ehe den Werth der Jungfräulichkeit sehr gering erscheinen und so gut wie für gewiß ahnen ließ, daß er den Cölibat nicht billige. Höchst willkommen war es den Wittenbergern, wenn Erasmus in andern Schriften über das Gepränge des Cultus spöttelte, wenn er gegen eine dabei angewendete Musik eiferte, die besser für Gelage und Hochzeiten, als für den Gottesdienst sich eigne. Beifall schallte ihm aus jener Elbestadt zu, wenn er gegen die Lebensart in den Klöstern, gegen die nur äußere Heiligkeit der Mönche und Nonnen, gegen die theologische Unwissenheit und die bornirte Flachheit der Professoren und Geistlichen loszog. Sprichwörtlich gemacht wurde sogleich und von einem Ende des lutherisch gesinnten Deutschlands zum andern getragen, als Erasmus auf dem Reichstage zu Köln dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen auf die Frage: was er von Luther und dessen Streite halte, die Antwort gab: Luther hat zwei Verbrechen begangen, er hat dem Papste an die Krone und den Mönchen an die Bäuche gegriffen. Sehr gern ließ man es sich zu Wittenberg gefallen, wenn Erasmus in seiner Art zu beten, den Gebrauch der fremden Sprache tadelte, wenn er im Symbolum der Apostel dem Glauben ohne guten Werke einen besondern Werth einräumte, wenn er das allgemeine Lesen der h. Schrift empfahl und deren allgemeine Verständlichkeit behauptete. Ganz und gar einverstanden mit sich fanden die Reformatoren den Rotterdamer, wenn derselbe bei jeder Gelegenheit darüber spottete, daß man in der christlichen Kirche so wenig von der christlichen Lehre, um so viel mehr dagegen von der Weisheit

des Aristoteles und den Spitzfindigkeiten der Scholastiker vernehme, daß man die seltsamsten Dinge als Reliquien aufstelle und damit Götzendienst treibe, wenn er die Eifersüchteleien der Mönchsorden gegen einander aufdeckte und die Verschworenheit derselben wider die Weltgeistlichkeit, wenn er die vielen Feiertage als Tage des Müßigganges und der Liederlichkeit tadelte, sich im Tadel gegen die marktschreierischen Empfehlungen des Ablasses durch umherziehende Predigermönche erging und den Bischöfen vorwarf, daß sie der Herrschsucht und dem Luxus fröhnten, in Weltlichkeit versunken, für die Kirche nicht sorgten.

Während die Reformationsmänner und ihre geschichtlichen Anwälte, namentlich auch Adolph Müller, alle solche Äußerungen zur Rechtfertigung der Kirchenspaltung sehr geschickt benutzten, um das kirchliche Mißbehagen zu rechtfertigen, das angeschürt war, indem man die Mißbräuche, welche die heilige Sache verunstalteten, für das Wesen der Sache selber ausgab, um den Bruch mit derselben zu rechtfertigen, übersahen sie unabsichtlich oder geflissentlich, daß Erasmus*), wenn er die Auswüchse und Verunstaltungen meisterte, nur die Abstellung des Mißbrauches, nicht aber die Vertilgung der Sache, der er sich angehangen, bezweckte. Wir vernehmen daher in den gewöhnlichen Geschichten selten, wie abgeneigt Erasmus jeder Kirchentrennung gewesen, wie er lieber Spott, Haß, Verfolgung und das Schlimmste erleiden, als auch nur einen Finger breit von der Gemeinschaft der Rechtgläubigen abweichen, oder von der katholischen Kirche sich lossagen wollte; daß er seine Behauptungen nur als unmaßgebliche Urtheile und Vorschläge hinstellte, vorbehaltlich des Richterspruches der Kirche, daß er damit auftrat in einer Zeit, wo noch die Erfahrung nicht gemacht war, wie solche Äußerungen dem Mißbrauche zur Ausbeute dienten. Wir erfahren nicht, wie Erasmus allezeit mit der tiefsten Ehrerbietung von den Päpsten und deren geistlicher Gewalt redete, und erblicken den gelehrten Niederländer erst alsdann im Zwiespalt mit der Reformation, als es darauf ankam, sich offen für

*) Welcher allerdings darin fehlte, daß er mit oberflächlichen, leicht über die Gegenstände hinweggleitenden Zweifeln und Verdächtigungen auch die überlieferten Lehren und Einrichtungen in ein falsches Licht brachte.

dieselbe zu erklären, was die Reformatoren dadurch herbeizuführen suchten, daß sie ihm Furchtsamkeit und Schwäche vorwarfen, ihn einen Heuchler und Ungläubigen schalten, der aus zeitlichen Rücksichten verleugne, was er als Wahrheit erkannt, welcher der Bequemlichkeit, Sicherheit und Ruhe das Christenthum hintansetze. Nichts aber hat einen bessern Anklang gefunden, als Huttens Expostulatio, die im Ärger darüber, daß Erasmus dem obdach- und heimathlosen, vom syphilitischen Übel arg mitgenommenen, gepriesenen Ritter keine Aufnahme gewährt hatte, entstanden war. Hierin macht der ergrimmte Rittersmann, nachdem er an dasjenige erinnert, was Erasmus wider Rom, den Ablaß, das canonische Recht, die Clerisei und Anderes vorgebracht, dem ehemaligen Freunde die schmählichsten Vorwürfe über seinen vermeintlichen Abfall und Rücktritt zu der feindlichen Partei. Als Gründe dieser Handlungsweise des Erasmus will Hutten folgende ausfindig gemacht haben: 1) unersättlichen Ehrgeiz und Ruhmsucht, welche niemanden neben sich aufkommen lassen, 2) eine unermeßliche Eitelkeit neben Schwäche und Unentschlossenheit, in Folge dessen er sich von den Katholischen habe einschüchtern 3) durch Geld und Zusagen bestechen lassen, 4) den eben ungünstigen Stand der lutherischen Sache. — Diese Vorwürfe beantwortete Erasmus würdevoll und treffend in seiner spongia adversus Huttenicas adspergines, worin er zuerst auf das Bestimmteste erklärte, daß er es weder jetzt noch früher mit dessen Sache gehalten und den Vorwurf der Menschenfurcht und des Kleinmuthes, welche für das Evangelium auch nicht das Mindeste zu leiden sich entschließen könnten, mit der Erwiderung abwies, daß er für die evangelische Wahrheit zu sterben, erforderlichen Falles bereit sei, nicht aber für Luther und dessen Paradora. Sei nun Hutten davon so ganz überzeugt, so ganz voll Muth und Todesverachtung, warum fliehe er denn und suche Schlupfwinkel, da er nur geraden Weges gen Rom oder nach Belgien ziehen dürfe, wenn ihm so sehr nach der Märtyrerpalme gelüste. Obwohl ihm das Gerede von Huttens Völlerei, Üppigkeit, Verkehr mit Freudenmädchen, Spielsucht, Ruhmrednerei, Gelderpressungen, straßenräuberischen Anfällen (wobei zwei Predigermönchen die Ohren abgeschnitten, drei Äbte auf der Straße angefallen waren, worüber ein Diener Huttens die

Todesstrafe leiden mußte) und andere dem Ritter nachgesagte Bubenstücke hinreichend bekannt waren, so hat Erasmus für dessen unedle Ausfälle in der Expostulatio sich doch nicht mit Auftischung dieser schönen Sächelchen gerächt, was ein Anderer, am wenigsten Hutten selber, wohl nicht so leicht sich würde haben versagen können. Nur schonend berührte er solche faulen Stellen des Gegners, dessen Liederlichkeit nun auch von protestantischen Schriftstellern (cf. Jürgens: Luther I. 478) zugestanden wird. Erasmus hat es aber nicht dahin bringen können, daß die Lutheraner ihn von den Vorwürfen, welche Hutten auf ihn gebracht, gereinigt erachtet hätten. Ohne näher zu untersuchen schreibt einer dem andern darin bis heute gedankenlos nach. Erasmus' wirkliche Schwächen hat Müllers Parteisinn gut genug geschildert. Als ich dieses Gemälde vor mir hatte, schauete ich unwillkührlich oft in mein eigenes Innere und ich finde in meinen Aufzeichnungen eine Notiz vom 2. April 1828, wonach ich mich über dem damaligen Lesen des Müller'schen Buches häufig bei der Schilderung vom Charakter des Erasmus getroffen gefühlt. Ich habe für den Mann deshalb immer ein besonderes Interesse behalten und so weit es einer solchen Größe gegenüber erlaubt gewesen, sich in Betracht zu ziehen und Vergleiche damit zu wagen, gefunden, daß ich auch sonst noch verschiedene Ähnlichkeiten mit dem gefeierten Manne theile, womit ich seinen Verdiensten nicht zu nahe treten kann, indem sich dieselben mehr auf Beziehungen erstrecken, welche mehr zufälliger Art sind. Vor allen Dingen habe ich es aber wichtig gehalten, die Meinung eines Mannes, der abwechselnd von den Lutheranern und den Katholischen angefeindet und für einen der ihrigen erklärt wurde, dessen Bekanntschaft sich über ganz Europa verbreitete und welcher Einsichten besaß, um deren Willen er aus der Nähe und Ferne um Rath angegangen wurde, der also, wie wenige, competent sein mußte, die Zeiterscheinungen zu beurtheilen, über die Kirchenspaltung zu vernehmen, welche sich unter seinen Augen vollzog und die er, ohne solches gerade zu beabsichtigen, seines Theiles mit vorbereitet und in ihren Anfängen so beifällig begrüßt hatte, so lange er nicht inne geworden war, welchen Verlauf dieselbe nehmen dürfte und so lange er sich über die Gewißheit täuschte, daß Luther zwischen seiner Lehre und derjenigen der Kirche eine Kluft

zu spalten begann, deren Ausfüllung je länger je mehr in das Reich der Unmöglichkeiten gehören werde. Nur heimlicher und sparsamer Weise hatte er sich dann noch über Luther und dessen Werk günstig ausgesprochen. Sein Beifall und seine Zustimmung waren in dem Maaße zurückhaltend und vorsichtig geworden, als er sich der Unmöglichkeit einer Rückkehr Luthers stärker bewußt ward. Mißtrauisch mußten ihn auch die Mittel machen, mit denen man ihn für die Reformation zu gewinnen suchte, über welche er 1521 in einem Briefe an Peter Barbirius sich also vernehmen lässet: Wenn ich Dir nun erst schreiben würde, wer und wie man mich dazu zu bringen suchte, mit Luthern gemeinschaftliche Sache zu machen, welche Ränke man aufgeboten, und wie selbst die niedrigsten Kunstgriffe dazu mitwirken mußten, so würdest Du wohl begreifen, wie sehr mir Zwietracht mißfallen muß. — Da Erasmus allen solchen Einladungen widerstand, konnte er nur bei den Anhängern der neuen Lehre in den oben erwähnten Argwohn gerathen, und mußten diese ihn anfeinden, weil er sich weder öffentlich zu ihnen schlug, noch insgeheim ihre Sache vertreten mochte. Im katholischen Heerlager erging es ihm darum nicht besser. Denn am kaiserlichen Hofe galt er den meisten als entschiedener Lutheraner und war ein Gegenstand des Verdrusses und Hasses, wie je ein Mitglied dieser Partei. Er gab einen Beitrag zu dem sich durch die ganze Geschichte in jeder Zeit wiederholenden Beispiele, wie es einer für bedeutend gehaltenen Persönlichkeit, welche sich auf ein Feld versetzt findet, in welchem unversöhnliche Gegensätze einen Kampf auf Leben und Tod führen, so schwer wird, sich unbetheiligt am Streite zu erhalten und wie sie den Schmähungen beider Parteien verfällt, wenn sie keiner in allen Stücken angehören will. „Kein Theil ist nüchtern, sprach Erasmus, wenn ich daher etwas Besonnenes sage, stoße ich bei Beiden an, und doch möchte ich lieber bei Beiden anstoßen, als Einem von Beiden ganz beitreten.“ — Aber schon ehe Hutten ihn zur öffentlichen Rede genöthigt, war der Wendepunkt erreicht, an welchem sich Erasmus seiner ganzen Individualität und dem, was er wollte, zufolge von Luther abkehren mußte, an welchem beider Bestrebungen schnurstracks auseinander liefen. Im Jahre 1524 schrieb er an Melanchthon: „Fern sei es, daß ich der evange-

lischen Lehre zürne, aber in Luthers Lehre ist mir Vieles zum Anstoße. Es werden viele Sykophanten schreien, daß wir die Sache unter uns abgeredet hätten. Luther aber giebt in seinen Schriften zu erkennen, daß es ihm gleich sei, ob ich dafür oder dawider stehe. Das verspreche ich, daß ich nie mit Wissen die Waffen gegen die evangelische Wahrheit ergreifen werde. Und deswegen fürchtete ich auch bisher, das, was mir bei Luther mißfiel, wankend zu machen, damit nicht auch Anderes, Ausgemachtes zugleich stürze. Ja, ich suche bei jeder Gelegenheit zu bewirken, daß aus der bittern und starken Arzenei, die Luther der Welt gereicht hat, das Leben der Kirche zur Gesundheit komme. Mein Zögern und meine Mäßigung soll nichts Anderes, als beiden Theilen nützen."

Erasmus sah aber bald ein, daß seine Mäßigung an Luthers Lehre von der Unfreiheit des menschlichen Willens die unüberschreitbare Grenze erreicht hatte. Er setzte derselben sein Buch vom freien Willen entgegen, welches Luther mit seiner Schrift vom knechtischen Willen beantwortete. Nachdem hierauf Erasmus in seinem: Hyperaspistes Bescheid gethan, war eine Versöhnung unmöglich geworden. Luther, der bisherige Verehrer und Bewunderer des europäischen Mannes, ward, in seiner Eigenliebe empfindlichst durch denselben gekränkt, sein ingrimmigster Gegner, obwohl sein Melanchthon fortwährend in freundlichen Beziehungen zu Erasmus blieb und vermöge seiner Neigung zur Vermittelung und Ausgleichung nichts unterlassen haben wird, Luthern für jenen günstiger zu stimmen. Die Herabstimmung der Meinung und Erwartungen des Rotterdamers von dem neuen Reformationswerk möchte vorzüglich herzuleiten sein aus der Wahrnehmung, welche Personen es hauptsächlich und zunächst waren, die der neuen Lehre sich zuwendeten*) und dieselbe fördern halfen. Denn noch ehe er mittelst seiner spongia und seiner Diatribe über den freien Willen öffentlich mit Luther brach und sich noch rühmte, „der Sache des Evangelii bessere Dienste geleistet zu haben, als viele von denjenigen, welche auf den Namen Evangelische pochen,"

*) Hätte man doch in unserer Zeit bei manchen neuen Erscheinungen sich auf ähnliche Wahrnehmungen eingelassen!

sprach er sich vielfach in Briefen darüber tadelnd aus, daß die evangelische Freiheit allerlei selbstsüchtigen Zwecken und Treiben zum Deckmantel dienen müsse, daß er dem Evangelio sich nicht eher werde anschließen können, als bis er andere Evangelisten sähe. Man lese nur die Briefe an Peter Barbirius zu Tournay (1523), Anton Brugnarius zu Mömpelgard (1523), den Cardinal Campeggius (1524), Theodor Hegius (1524), Heinrich Stromer und Andere. Ja an seinen Freund Melanchthon nahm er keinen Anstand zu schreiben: „Das Evangelium hat einst der Welt ein neues Menschengeschlecht erzeugt. Was aber dieses Evangelium erzeuge, mag ich nicht sagen. — Die, welche ich früher für die Besten, für geboren zur Tugend erklärt hatte, sind jetzt schlechter geworden, wie ich sehe. — Sie schreien in Einem fort: Evangelium! dessen Ausleger aber wollen sie selber sein." In einem andern Briefe an Melanchthon heißt es: „Ich weiß nicht, wie es in euerer Kirche stehet. Wahrlich es sind in derselben Leute, von denen ich besorge, sie werden Alles umstürzen und die Fürsten in die Nothwendigkeit versetzen, Gute wie Böse zu vergewaltigen. Im Munde haben sie allezeit das Evangelium, das Wort Gottes, den Glauben, Christus und den heiligen Geist; eine ganz andere Rede aber führet ihr Wandel." — Auch folgendes gab er seinem geistesverwandten Freunde anzuhören: „Einst verwandelte das Evangelium Wilde in Sanftmüthige, Räuber in Wohlthätige, Händelsüchtige in Friedfertige, Fluchende in Segnende; diese (neuen Evangelischen) aber verfallen wüthender Leidenschaft, sie vergreifen sich betrügerisch an fremdem Gute, erregen allenthalben Aufruhr und schmähen ihre Wohlthäter. Neue Heuchler, neue Tyrannen erblicke ich, nirgends aber ein Fünkchen evangelischen Geistes."

Deutlicher aber gehet Erasmus mit der Farbe heraus, indem er in der spongia dem Ritter Hutten diejenigen malt, welche derselbe in seiner Expostulatio die Unfrigen genannt hatte und sich dahin ausläßet: „Es giebt etliche Ungelehrte, Menschen ohne Urtheilskraft, unsaubern Wandels, Verleumder u. s. w., welche Luther so sehr zugethan sind, daß sie nicht einmal wissen, was er lehrt; das Evangelium zwar führen sie im Munde, aber sie verabsäumen Gebet und Gottesdienst, erlauben sich Alles und

schmähen den römischen Papst: darin bestehet ihr Lutherthum. Eine andere Klasse giebt es, welche, wie ich besorge, sich nicht um das Evangelium kümmert, sondern auf Beute lauert, um unter dem Vorwande des Evangeliums Raubmord zu begehen; sie hat ganz andere Glaubenslehren als Luther, nämlich derartige: Wer etwas von Adel vorweisen kann, hat das Recht, den Wanderer auf öffentlicher Straße anzufallen, auszuplündern und gefangen hinwegzuführen, hat das Recht, wenn sein Geld durch Wein, schaamlose Dirnen und Spiel vergeudet worden, irgend einem Fehde anzusagen, um sich von Neuem Geld zu verschaffen*)."

Aber auch mit Luthers versönlichem Verhalten, dem er sich bisher mannichfach geneigt gewiesen, ist Erasmus in der spongia nicht mehr zufrieden. Er vermisset in seinen Schriften die Bescheidenheit und evangelische Sanftmuth; er findet, daß seine Bücher, selbst gegen die höchstgestellten Fürsten, immer heftiger und trotziger werden. Er beginnt selbst an Luthers Geiste zu zweifeln, obgleich eine große Menge Menschen Dies oder Jenes glauben, weil es Luther gesagt hat. Es beleidigt ihn, Luthers unmäßige Scheltsucht und unerhörte Anmaßung; er kann sich nicht überreden, daß der Geist Christi, dessen Sanftmuth so groß gewesen, in einem Herzen wohne, woraus so viele Bitterkeit hervorquillt und in einem Manne, der im Lästern und Spotten weder Maaß noch Ziel halte. Er wende sich lieber den guten evangelischen Männern zu, d. h. solchen, welche Statt mit Wein, Würfeln und Dirnen, mit einer frommen Lectüre und religiösen Gesprächen sich unterhalten, welche Niemanden um das dargeliehene Geld betrügen, sondern vom freien den Dürftigen mittheilen, welche Unschuldige nicht nur nicht lästern, sondern selbst auf zugefügte Schmachreden sanftmüthig antworten, welche Keinem Gewalt anthun, oder drohen, vielmehr Unrecht mit Wohlthat vergelten, welche nicht Streit anregen, sondern Frieden und Einigkeit stiften, welche nicht nach Ruhm jagen theils von bösen Thaten, theils von solchen, die sie

*) Dasselbe Thema hat Erasmus in zahlreichen andern Stellen seiner Schriften näher ausgeführt, wie man in einer reichlichen Sammlung derselben in Döllingers Schrift: Die Reformation, ihre innere Entwickelung und ihre Wirkungen, Thl. I. nachlesen kann.

nicht verübt, sondern allen Ruhm, auch der guten Handlungen, auf Christum übertragen. Erasmus siehet zwar viele Lutheraner aber Evangelische keine oder nur sehr wenige. — In der Diatribe vom freien Willen trat Erasmus nun vollends ganz entschieden mit seiner Ansicht und gegen den Kern der lutherischen Lehre hervor. Luther fühlte dies. Eine rühmlichst anzuerkennende Offenheit legte Luther in seiner Gegenschrift an den Tag, wenn er dem Erasmus sagte: „Ich muß an Dir loben, daß Du einmal zur Sache gegriffen und mich nicht mit fremden, unnützen Dingen vom Papstthum, Ablaß, Fegfeuer und dergleichen behelligt hast; Du hast das Hauptziel und den Hauptgrund der ganzen Sache ersehen und den Kämpfer an der Gurgel erfaßt."

Fühle ich mich schon seit langer Zeit im Einverständnisse mit dem Inhalte von Erasmus Schrift über den freien Willen, so ziehet sie mich bei manchem Hange zur Unentschiedenheit in Bezug auf die Behandlung durch Festhaltung des Zieles, Vermeidung von Absprüngen und die Ruhe und Mäßigung an, indem sie sich in allen diesen Stücken vor Luthers unlogisch verwickelter, mit ermüdenden Abschweifungen überladener, des innern Zusammenhanges entbehrender, mit unnöthigem Spotte und Hohne gewürzter Erwiderung vortheilhaft auszeichnet. Geben wir Luthern auch darin recht, wenn er den furchtsamen Erasmus der Leisetreterei bezüchtigt, wenn er mit schlagender Wahrheit äußert: „Erasmus ist schlüpfrig wie ein Aal; er gehet auf Eiern und will keins zertreten; er will Etwas sagen und doch Nichts sagen, Schlüsse ziehen und doch nicht ziehen," so werden es doch wohl nur wenige billigen, wenn er mit Erasmus Schaam und Mitleid über ein so schlechtes Machwerk fühlen zu müssen glaubt, wenn er dessen Gerede Lehm und Koth, Mist und Unflath nennt, über welche gleißend Gold und schöne Farben gezogen sind, wenn er dem allgemein gefeierten und von ihm selbst einst gepriesenen Manne vorwirft, derselbe verstehe nichts von höhern geistigen Dingen, es stecke hinter ihm ein Lucian oder Epicur, der Alle verspottet, die an einen Gott glauben und das Christenthum für Narrenwerk und Affenwerk hält. Wir müssen ungehörig finden, wenn Luther im Ärger über Erasmus Widerspruch demselben vorwirft, daß er nur dem Papste zu gefallen geschrieben, etwa in der Aussicht auf

viele Ducaten und den Cardinalshut, wenn er die Diatribe, da wo sie den Gegenstand berührt, das Thier nennt, so sich selber frißt und wenn er seinen Gegner tückisch, hinterlistig und unsinnig schilt. Diese ungerechten und persönlichen Angriffe haben blos dazu gedient, mich für die Ansicht des Erasmus näher zu interessiren. Ich kann ihm nur beifallen, wenn er im Eingange seiner Diatribe darauf hinweiset, es dürfte besser gewesen sein, wenn ein so schwieriger Artikel, als die Lehre vom freien Willen dem gemeinen Manne nicht als Streitapfel vor die Füße geworfen wäre, indem es für das christliche Leben zu wissen genüge, daß ohne Gottes Gnade des Menschen Willen und Bemühen Nichts vermöge, daß alles Böse an uns lediglich unsere That, das Gute aber ausschließlich der göttlichen Gnade zu danken sei, daß Alles, was immer Gott uns zuschicke, zu unserm Besten gereiche und Keiner daran zweifeln dürfe, Vergebung seiner Sünden zu erlangen. Der Weg den Erasmus wählte um Luthers Lehren vom freien Willen zu widerlegen, war zwar der von Luther oft begehrte, aus der heiligen Schrift Beweise zu führen. Allein auch hier erwies sich, daß ein solches Berufen auf die heilige Schrift unter Gegnern niemals zum Ziele führen kann, indem beide Theile zwar die nämliche heilige Schrift vor sich haben, dieselben aber in ihrem Sinne auslegen und sich über den Richter, welcher den Ausspruch zwischen ihnen thut, nicht einigen können. Dieses schon so oft aufgeführte Schauspiel sollte denn doch endlich einmal die Nothwendigkeit einer gründlichen Revision des protestantischen Grundsatzes von der Perspicuität der Schrift erkennen lassen! Auf die Nothwendigkeit, die Auslegung der nun einmal nicht allgemein verständlichen Schrift bei einer mit Autorität bekleideten Stelle zu suchen, hat Erasmus mit einigen treffenden Schlagworten hingewiesen, in denen er die Hauptblößen der Auslegung durch Privatgeister aufdeckt. Erasmus raisonnirt also: „Es heißt: man solle die Geister prüfen; aber woran? An der Gelehrsamkeit? Auf beiden Seiten stehen Meister. — Am Leben? Die Einen wie die Andern sind Sünder. — Wenn Luthern das einhellige Zeugniß des Alterthums entgegen gehalten wird, erwiderte derselbe: die Mehrzahl der Väter thue nichts zum Verständnisse der Schrift. — Aber was hilft die kleine Zahl dazu?

Der Bischofshut bringt nicht das Verständniß der Schrift. — Aber etwa Kutten und Kappen? Auch dienet dazu nicht die Weltweisheit — aber etwa Unwissenheit? In einer großen Versammlung — Concil — kann vielleicht kaum Einer den Geist haben — aber wohnt denn dieser in den Conventikeln etlicher Wenigen? Selbst die Apostel mußten ihre Lehren durch Wunderwerke bestätigen; jetzt aber fordert Jeder unter dem Vorgeben, er habe den evangelischen Geist, daß man ihm glaube, aber keiner von allen diesen Leuten hat bis jetzt auch nur ein lahmes Pferd geheilt. Fordert man Wunder von ihnen, so erhält man zur Antwort, diese hätten längst aufgehört und seien beim hellen Lichte der Schrift nicht mehr nöthig; forschet man nach ihrem Leben, in wiefern dieses etwa der Wahrheit Zeugniß giebt, so erhält man zum Bescheide, durch den Glauben werde man gerecht und nicht durch Werke. Aber auch zugegeben, daß Jemand den Geist hat und die Schrift verstehet, wie wird er mich überzeugen und von dem gewiß machen, was er sich einbildet? welche Autorität hat er? und wenn nun gar die Meinungen derer, welche den Geist zu haben glauben, sich widersprechen?" — So ungefähr Erasmus. Nachdem er darauf hingewiesen, wie die ganze erleuchtete Christenheit der ersten Jahrhunderte die Freiheit des menschlichen Willens anerkannt, bringt er alle diejenigen Stellen alten und neuen Testamentes zum Vorschein, welche die gleiche Lehre aussprechen, indem sie darthun, daß, so wenig der Verstand durch den Sündenfall verloren gegangen, vielmehr nur verfinstert worden, also auch keineswegs eine Vernichtung, sondern nur Schwächung der Willenskraft eingetreten ist, vermöge deren sie nicht im Stande ist, ohne höhere Hülfe das Gute zu vollbringen, zu dessen alleiniger Ausführung sie freilich untüchtig ist. Der Wille hat aber das Vermögen der dargebotenen göttlichen Gnade, deren Regungen unverkennbar sich offenbaren, zu folgen oder dieselbe von sich zu weisen, so daß die Folgen von beiden lediglich auf die freie Entschließung und ordentliche Rechnung des Willens fallen. Jeder ist seines endlichen Schicksales Schmied, seines Verderbens, wenn er der göttlichen Gnade widerstrebt, seiner Rettung, wenn er dieselbe umfaßt und sich von ihr ziehen läßt. Um das Verhältniß der Gnade Gottes zur Freiheit des menschlichen Willens und dessen Thätigkeit für

das Heil festzustellen, will Erasmus Anfang, Fortschritt und Vollendung in dem Wege der Rechtfertigung und Heiligung genau unterschieden wissen. Den Anfang und die Vollendung wirkt die Gnade, im Fortschritte dagegen ist der Wille des Menschen in dem Maaße mitwirkend, daß die Gnade als die Hauptursache, der Wille des Menschen aber als die nächste Ursache erscheint, welche aber nichts vermag, wenn sie sich nicht auf jene stützt. Ein freier Wille, wie gering derselbe auch angenommen werden mag, kann nicht geleugnet werden ohne mit der geoffenbarten Wahrheit und der ganzen Heilsordnung in Widerspruch zu gerathen. Wie in der vorchristlichen Zeit den Juden, so sind mit und seit Christo den Gläubigen Gesetze gegeben, für deren Befolgung Lohn verheißen, so wie der Übertretung und Vernachlässigung Strafe gedrohet worden. Im alten wie im neuen Bunde ergehet die Aufforderung sich zu bekehren und den innern Menschen umzuwandeln. Es wird ein Gericht in Aussicht gestellt, das sich erstrecken soll über die ganze Welt und in welchem Jeglicher empfangen wird nach seinem Verdienste und ernten, wie er ausgesäet Gutes oder Arges. Wie wären solche Anordnungen möglich, wenn wir nur zum Bösen freien Willen haben, alle unsere Handlungen nur Missethaten vor dem Angesichte Gottes sein sollen, oder daß Alles in der Welt der Handlung und der Thaten sich vollziehe nach einem unabänderlichen Gesetze der Nothwendigkeit? Ohne die Fähigkeit, Gutes und Böses zu unterscheiden und ohne die freie Wahl für das Eine oder Andere, giebt es keine Zurechnung und keine Verantwortlichkeit für die Entschließung. Wie würde die Verheißung von Belohnungen, wie die Androhung von Strafen Sinn haben, wenn Verheißung und Drohung auf den Entschluß keinen Einfluß haben können? Wenn Alles von Gottes Willen abhängt oder der Macht eines unabänderlichen Gesetzes folgt, wie kann da dem Menschen irgend etwas zugerechnet werden? Wozu wird Leben oder Tod in Aussicht gestellt, wenn dem Menschen die Wahl des einen oder andern nicht frei stehet? wenn es nicht in seiner Macht stand, des Bösen sich zu entschlagen, wenn er ohnmächtig, das Gute zu vollbringen, das Böse vollziehen mußte, wie kann alsdann eine Rüge eintreten? Wenn auf der andern Seite das Gute Gott allein wirkt, wie kann der daran

ganz unschuldige Mensch dafür Segen und Lohn empfangen? Erasmus lässet der Lehre des Pelagius, wie der lutherischen, jedweder ihre Gerechtigkeit widerfahren, indem er den edeln Keim und Gehalt beider Gegensätze vollständig anerkennt. Pelagius, welcher die natürlichen Anlagen und Kräfte des Menschen für zulänglich zur Ausübung der menschlichen Tugend erklärte, wollte damit der sittlichen Trägheit entgegentreten und den Zweifel: ob der einzelne auch zur Seligkeit werde gelangen können, welcher den Aufschwung zum Guten und Göttlichen nur zu oft lähmt, entfernen. Luther dagegen erkannte andererseits, daß nur durch Geringschätzung der Kraft des Menschen zum Guten der Trotz des menschlichen Herzens auf eine solche Kraft und eigenes Verdienst gebrochen, demselben die echte Demuth bewahrt und die Nöthigung eingepflanzt werde, alles Gute auf Gott zu beziehen, von demselben herzuleiten und ihm allein die Ehre desselben zu lassen. Erasmus zeigt aber, wie die Zwecke, welche beide Lehrer erreichen wollten, in der Rechtfertigungslehre der Kirche, wie sie nach der Verwerfung von Pelagius Irrthümern ausgebildet worden, gesichert erscheinen, während Luthers Meinungen zu dem entgegengesetzten Verderben, das Pelagius vermeiden wollte, unaufhaltsam hindrängten. Er macht darauf aufmerksam, wie in dem Maaße, als Luther Gottes Barmherzigkeit und Güte in Bezug auf die Begnadigten außerordentlich hervorhebt, in Bezug auf die Andern, die er nicht würdig achtet, Gutes in ihnen und durch sie zu wirken und die er deshalb straft, sein Verhalten zur Ungerechtigkeit und zur Grausamkeit wird. Erasmus veranschaulicht diesen Satz durch mehre Analoga, von denen mir folgendes besonders treffend erscheint: Wenn ein Herr seiner Sklaven einen frei lässet, so haben seine Mitsklaven kein Recht, über diese ihrem Genossen widerfahrene Gnade zu murren. Dagegen würde Jedermann einen Herrn für ungerecht, ja für grausam halten, wenn er seinen Sklaven peitschen ließe, entweder wegen seiner Statur, oder wegen der besondern Form seiner Nase, oder weil er ihm überhaupt nicht schön genug wäre. Mit allem Grunde dürfte der Sklave ihn fragen: warum er Strafe leiden solle für etwas, das nicht in seiner Macht stehe? Und noch gerechter würde solche Beschwerde sein, wenn es in der Macht des Herrn gestanden, dem leiblichen

Fehler des Knechtes abzuhelfen, wenn er ihm solchen gar selbst zugefügt, wenn er ihm die Nase verstümmelt oder sein Gesicht durch Narben verunstaltet hätte, wie solches von Gott ausgesagt wird mittelst der Behauptung, daß er das Böse in uns vollbringt. Luthers Verfahren, sagt Erasmus, ist zu vergleichen mit einer Handlung, welche die Geschichte vom Lykurgus meldet. Dieser wollte die Trunksucht und Völlerei ausrotten. Er ließ deshalb die Weinstöcke abschneiden. Luther will den sittlichen Gefahren ausweichen, die mit der Annahme eines freien Willens verknüpft sein sollen und leugnet die Freiheit. Gleichwohl ist er aber weit davon entfernt, hierdurch die Gnade Gottes so sehr erhoben zu haben. Es sollen ja nach der neuen Lehre diejenigen, welche durch den Glauben gerecht geworden, nichts thun als Sünde, so daß sie durch die Liebe gegen Gott und das Vertrauen auf ihn nichts verdienen, als Haß und Ungnade. Wie klein und ohnmächtig erscheint hier die Gnade! Sie macht den Menschen durch den Glauben gerecht und der Gerechte kann doch nichts Anderes, als sündigen. Es überhäuft ihn Gott mit vielen Geboten. Allein zu was Anderm führen diese, als zur Vergrößerung des Hasses wider den Gesetzgeber und zur Erschwerung der eigenen Verdammniß? Auf diese Weise wird die Gnade, welche man im Werke der Seligkeit recht groß machen will, in allen Dingen verkleinert.

Wenn man erwägt, daß Luther, welcher durch die Erbsünde alle Gottebenbildlichkeit im Menschen völlig vernichtet und damit alle Mitwirkung des Menschen zur Wiedergeburt unmöglich werden läßet, den Menschen dabei so passiv erblickt, daß er denselben *) mit einer Säge vergleicht, welche sich in der Hand des Gebrauchenden willenlos und leidend müsse hin und her ziehen lassen, daß er ihn einem Klotze, einem Erdenkloße, einer Salzsäule ähnlich findet, die auch nicht fähig seien mit Gott zu wirken, so kann man nur Erasmus Glimpf bewundern, welcher aus schonender Rücksicht den Nachweis in der Feder behielt, wie eine Menge anderer Unhaltbarkeiten in Luthers Systeme aus dieser fehlerhaften Grund-

*) Nach einem von ihm verunstalteten Bilde des h. Basilius, welcher den Gehorsam der Mönche dadurch bezeichnen will.

lehre mit Nothwendigkeit folgten und einen seelenschädlichen Einfluß auf diejenigen Christen, welche dieselben in eine lebendige Überzeugung aufnahmen, mit Nothwendigkeit würden üben müssen. Konnten doch selbst Melanchthon und seine Anhänger sich niemals mit der unchristlichen Ansicht befreunden, welche in Luthers übertriebener Vorstellung von der völligen Unfähigkeit des Menschen zur Vollbringung von etwas Gutem, zu Tage kam. Erasmus hatte sich begnügt, Luthers Übertreibungen anzudeuten, ohne den Muth zu haben, demselben die entschiedene und systematische Gegenlehre vorzuhalten, wodurch er selbst Luthers obenerwähnte Vorwürfe einer unentschiedenen Haltung hervorrief. Eine Art Dank für dieses Leisetreten erntete Erasmus reformatorischer Seits etwa nur von Melanchthon, welcher an seinen Ansichten nur wenig auszusetzen fand. Die katholischen Gottesgelehrten konnten sich natürlich im Allgemeinen nur einverstanden erklären. Luther ward über den Angriff seines vermeintlichen vormaligen Bundesgenossen überaus entrüstet und setzte demselben seine bekannte Schrift vom knechtischen Willen entgegen, worin er die furchtbare Lehre, welche jetzt wohl $^9/_{10}$ aller Protestanten empören dürfte, mit allem Ernste und unter Verspottung und Verhöhnung derer, welche das Gegentheil glauben, neuerdings vertheidigt: „daß der Mensch gar keinen freien Willen hat, als nur über die Dinge, welche unter ihm sind*). Alles Andere wirkt Gott in ihm, so daß er nur dessen Wirken leidet und lediglich das Werkzeug ist, in welchem und durch welches Gott handelt. Selbst das Böse wirket Gott in uns.“ Ich weiß nicht, ob die heutigen Protestanten nur frivol handeln, wenn sie über eine Argumentation, wie die folgende, womit vorstehender Satz erhärtet werden soll, nur die Achsel zucken: „Gott hat durch seinen ewigen unabänderlichen Rath und Willen Alles vorausgesehen und vorherbestimmt; wie Wesen und Natur, so sind auch Wille, Güte und Gerechtigkeit, Weisheit und Vorsehung in ihm unveränderlich ꝛc. Dieser Wille (die Alten stellten sich denselben als das Fatum vor) ist kräftig; er ist die göttliche Macht und Gewalt selbst und muß darum Alles, was geschiehet und was wir thun, gerade so geschehen, wie es

*) Essen, Trinken, Kinderzeugen, Haushalten, Regieren u. s. w.

geschiehet. Aber noch mehr: Gott wirket selbst Alles, das Gute, wie das Böse; denn er wirket Alles in Allem (I. Korinth. 12, 6), weil er allmächtig ist (Ephes. I. 19), auch der Satan und die Gottlosen sind und bleiben Kreaturen und Werke Gottes und als solche dessen Allmacht, Gewalt und Wirkung unterworfen. Gott kann seine allmächtige Gewalt und Wirkung eben so wenig lassen, als der Gottlose seine böse angeborne Art ändern kann; jener regieret demnach, wirket und schaffet je nach der Natur und dem Wesen der Geschöpfe, in den Guten gut, in den Bösen böse; wie wenn ein guter Reiter ein hinkendes und vernageltes Pferd lenkt: was ihn betrifft, reitet er auf demselben eben so wohl, als auf einem gesunden, aber er reitet das Pferd, wie es an sich selbst ist und darum, weil es ein krankes, wird es auch unter dem besten Reiter schlecht gehen und zwar so lange, bis es wieder gesundet. Gott läßt die bösen Rüstzeuge nicht müßig stehen, oder feiern; indem er aber in ihnen und durch sie wirket, wirket er Böses; gerade wie ein guter Zimmermann oder Baumeister straub und ungleich hauet, wenn er dabei eines stumpfen oder beschädigten Beiles sich bedient. Nicht der Reiter hat das Pferd lahm gemacht, er hat dasselbe nur geritten in dem Zustande, worin es gewesen; der Zimmermann hat das Beil gebraucht, wie er es vorgefunden; so schaffet auch Gott nicht das Böse oder von Neuem Böses in uns, aber er wirkt es *in* und *durch* uns; was indeß nicht seine Schuld ist, sondern lediglich die unsrige, die wir von Natur böse sind. Will aber die fürwitzige Vernunft fragen, warum denn Gott nicht abläßet von seiner allmächtigen Wirkung, welche den bösen Willen der Gottlosen anregt und treibt, daß er fortfährt in seinem Thun und ärger wird, so dienet ihr zur Antwort: Gott kann um der Bösen willen nicht aufhören Gott zu sein; begehren aber, daß seine ewige Kraft und allmächtige Wirkung aufhöre, heißt begehren, daß er davon abstehe, gut zu sein, damit die Gottlosen nicht ärger werden."

Eine solche Lehre unternimmt Luther, wie Erasmus mit der gegentheiligen gethan, durch Stellen der heiligen Schrift zu belegen, wobei er den von Erasmus angezogenen Schriftstellen zum deutlichen Zeichen, wie wenig der Satz von der Perspicuität der Schrift seine Richtigkeit hat, eine ganz andere, als die in den

Worten zunächst liegende Bedeutung giebt und dann eine Menge Stellen aufführt, welche die Freiheit des Willens zweifelhaft erscheinen lassen, wobei Aussprüche, wie: der Mensch ist Fleisch, fleischlich gesinnt, Gott verstockte das Herz Pharaos und andere in einer auf ihre Spitze getriebenen Bedeutung verstanden werden. Die Stellen der h. Schrift, die klärlich den freien Willen des Menschen verkündigen, solche in denen Ge- und Verbote, Drohungen, Zusagen und Verheißungen enthalten sind, welche nur bei vorausgesetzter Willensfreiheit die Kraft von Motiven haben können, sind nach Luther entweder nicht für den freien Willen, oder sie sind es im streng pelagianischen Sinne, nach welchem wir ohne die Gnade Alles vermögen; letzteres aber verwirft selbst die katholische Kirche: — folglich sind alle angeführten Stellen nicht beweisend. Wenn der Begründer des protestantischen Principes der freien Schriftforschung dasselbe auf diese Weise in Anwendung brachte, verdient der exegetische Handwerker, dessen Ehrengedächtniß ich eben gefeiert, wohl eine sehr nachsichtige Beurtheilung. Im Betreff der Gebote und Verbote, der Drohungen, Zusagen und Verheißungen, mittelst deren die h. Schrift auf den Willen des Menschen zu wirken und denselben zum Guten zu wenden sucht, erklärt Luther deren Heranziehung „für eitel Weisheit der klugen menschlichen Vernunft, welche nichts denn blinde, ungeschickte und närrische Dinge vorbringt, wenn sie von Gottes Sache handeln will und daraus Folgerungen für den freien Willen gezogen werden sollen. Schon nach allgemeinem Sprachgebrauche werden Redensarten, wie: wenn Du willst, höre doch, so Du dieses thust und dergleichen entweder gesagt, um diejenigen, an welche diese Worte gerichtet sind, zu verspotten, oder um ihnen ihr Unvermögen zum Bewußtsein zu bringen, und sie anzutreiben, Hülfe bei einem Andern zu suchen. Auf diese Weise locken oft die Eltern scherzweise ihre Kinder, Ärzte heißen die Kranken Manches thun und unterlassen, wovon sie wissen, daß es denselben unmöglich ist, und Freund und Feind bieten sich Trotz auf diese Art. Wie nun, wenn Gott als Vater und treuer Arzt auch so mit uns handelt, um uns unsere Gebrechen und Krankheiten zu zeigen? oder wenn er uns Trotz bietet als Feinden, die seinem Willen und Rath allenthalben entgegen sind? Durch das Gesetz

also, welches er uns vorhält, bringt er die Guten und Folgsamen zur Erkenntniß ihres Unvermögens und zur rechten Demuth; den Stolzen dagegen bietet er, wie billig und recht, Spott und Trotz. Vermögen und That sind nicht eins; darum zeigen die Gesetze dem Menschen nur an, was er thun soll, nicht aber, was er zu thun vermag."

Nach einem solchen Vorgange, nicht sowohl in der Freiheit, als in der Willkür der Schriftauslegung, ist es unbillig, die Betreter desselben Weges wegen Eigenmächtigkeiten in der Exegese der Bibel zu tadeln. Nachdem Luther in dieser und ähnlicher Weise die Lehre vom freien Willen des Menschen zum Guten als schriftwidrig dargestellt, konnte es natürlich nicht befremden, wenn er die Gegenlehre eine Neuerung nannte und nach Erasmus Vorgange, welcher verlangt hatte, daß, wer eine neue göttliche Lehre zu verkündigen vorgebe, sich für solchen Beruf ausweisen und durch Wunderwerke seine Lehre beglaubigen müsse, von dem Rotterdamer die Belegung der Wahrheit des Dogmas vom freien Willen durch Wunderwerke verlangte, wobei er behauptete, daß Erasmus und seine Partei, welche den freien Willen behaupteten, beweispflichtig wären, nicht aber Luther und die Seinigen, welche denselben leugneten, weil dieselbe wider die Schrift sei; denn Gott habe geboten, eine Lehre, welche gegen die Schrift wäre, sei nicht zuzulassen, wenn dieselbe nicht durch Zeichen beglaubigt werde (V. Buch Mosis IV. 2, XVIII. 22). Dieses sei aber unmöglich, da die Lehre schon im Voraus verdammt worden. Der freie Wille, ein blos menschliches Vermögen, sei sammt aller übrigen menschlichen Weisheit, Lehre und Wirksamkeit und Allem, was sonst vom Menschen ausgehe, eitel Lüge. Luther verzichtet deshalb auf den Beweis durch große Wunderwerke und begehrt nicht, daß die Vertheidiger des freien Willens einem hinkenden Pferde helfen oder einer vernagelten Mähre den Stift aus dem Hufe ziehen. Gleichwohl fordert er sie höhnend heraus, im Namen und Kraft des freien Willens, einen Frosch oder eine Fliege zu machen, oder ein bekanntes Hautungeziefer zu ergreifen und zu tödten, oder einen Weisen oder Heiligen zu nennen, der mittelst jener Kraft auch nur das geringste gute Werk verrichtet, ein einziges frommes Wort ausgesprochen, einen gottseligen Gedanken

gefaßt, einen Heller nur verachtet, einen Bissen Brod von Herzen entbehrt, die leiseste Beleidigung geduldig über sich genommen u. s. w. Bei dieser Ansicht muß es auffallen, wie Luther gleichwohl vom Menschen immerfort noch verlangen kann, daß derselbe glauben, im Glauben verharren, Gutes wirken und Arges dulden, daß er nicht lässig werden solle in Übung der Tugend und sich des Kleinmuthes und der Verzagtheit erwehren. — Nachdem Luther des Erasmus Gesinnung angegriffen, nachdem er dessen religiöse Überzeugungen verketzert und seine Rechtlichkeit in Frage gestellt und dabei Spott und Hohn nicht gespart, um die Lehre, welche derselbe vertheidigt, als eine heidnische, widerchristliche und schriftwidrige zu brandmarken, fühlte Erasmas das Maaß seiner Geduld erschöpft und setzte dem Reformator seine geharnischte Streitschrift: Hyperaspistes entgegen. Der sonst so kampflustige Luther ließ dieselbe unbeantwortet, was zu eigenthümlichen Erwägungen Anlaß giebt. Erasmus entwickelt zur Vertheidigung der Lehre vom freien Willen alle Kunst einer gewandten Dialektik, allen Glanz einer mächtigen Gelehrsamkeit, in denen er dem Wittenberger sich bedeutend überlegen erweiset. Aller Entrüstung ungeachtet, hat er seinem Zorne doch eine gewisse Würde und einen Anstand zu bewahren gewußt, was Luthers heftigem Temperamente nicht gegeben war. Eine zarte Schonung an seinem Gegner zu üben, hielt aber auch Erasmus nicht an der Zeit. Nachdem er feierlich versichert, nie zum Bunde der Reformatoren gehört und allezeit Friede mit der Kirche gewollt zu haben, deren Urtheile er seine Schriften unterwerfe, fährt er fort: „Hättest Du uns überführt, daß Du von Gott gesendet worden, um durch das Schwert des evangelischen Wortes die Kirche zu erneuern und daß Dir allein unter der Leitung von des Herrn Geiste nichts dunkel sei in der h. Schrift, so würden wir von freien Stücken zu Dir hingeeilt sein, selbst um Deine Füße zu küssen. Zwar gehet Deine Anmaßung so weit, daß Du solche Sendung und Wissenschaft Dir beilegst; aber mich hast Du noch nicht überzeugt. Sehr Vieles stehet dabei im Wege und vor Allem jene Bitterkeit Deiner Feder, jene maßlose Schmähluft und jene mehr als possenreißerische Verwegenheit Deiner Spott- und Hohnreden, womit Du gegen Alle losfährst, welche es nur wagen, sich wider Deine

Lehre zu rühren. Hier vermissen wir nicht nur den Geist Christi, den Du Dir so tapfer beilegst, sondern wir nehmen darin einen ganz andern Geist wahr, den des Lucian nämlich, oder des Aristophanes oder, wenn Du willst des Archilochus. Übrigens vermisse nicht ich allein diese Mäßigung in Deinen Schriften, sondern auch Deine vertrautesten Freunde und Mithelfer, die es durch die That erfahren, wie die Wuth Deiner Feder, oder besser Deine nicht evangelische Unart Tausende von Menschen dem Evangelio entfremdet hat, wenn überhaupt Deine Lehre das Evangelium ist. Wer bleibt noch ein Weiser, wenn er nur um ein Haar breit von Deinen Ansichten abweicht? Alle ohne Ausnahme, wenn sie auch vorher Gelehrte waren, erfahren an sich, sobald sie Dir zu widersprechen anfangen, eine Umwandlung vermöge deren sie aus Luchsen Maulwürfe und aus Menschen Pilze werden. Wahrlich, auf die Weise, wie Du es wiederherstellen willst, haben die Apostel das Evangelium nicht in die Welt eingeführt. Oder lästern sie wohl die Schuldlosen und fahren sie los gegen irgend Einen mit possenreißerischen Reden? Verhöhnen sie Jemanden und treiben sie die Sache des Evangeliums mit Lästerungen und Drohungen? Noch vieles Andere, das ich erwähnen könnte, übergehe ich mit Stillschweigen, aber vielleicht wird Deine Klugheit errathen, was ich meine."

Seiner Heftigkeit sich bewußt, war Luther doch nicht geneigt, dieselbe als einen Fehler sich in Anrechnung bringen zu lassen und hatte selbst eine Art Werth darauf gelegt, indem er die Schriftworte: Verflucht sei, wer des Herrn Werk lässig treibt, für sich geltend zu machen suchte. Erasmus, welcher anderer Meinung war, entgegnete: Während Luther, wenn er Andere verfolgt, aus einer Mücke einen Elephanten macht, weiß er alle seine Fehler, wenn sie überhaupt nur Fehler sind und nicht vielmehr die höchsten Tugenden, gar wunderschön zu bemänteln. „Wer, spricht er, wird wohl so den Styl mäßigen, daß er nicht einmal heftig wird? Du selbst, der Du im Streben, recht gemäßigt zu sein, beinahe eiskalt wirst in Deinem Buche (Diatribe), schleuderst doch nicht selten feurige und giftige Pfeile, so daß der Leser, wenn er nicht große Nachsicht übte, Dich gar giftig halten könnte. Aber das thut nichts zur Sache; wir müssen es uns gegenseitig zu

Gute halten, da wir Menschen sind und darum dem Menschlichen nicht entfremdet." So spricht Luther. Obgleich nun niemand leidenschaftlicher geschrieben, denn er, will er doch nur mit allen Schriftstellern gemein haben, daß er bisweilen den Styl nicht ganz mäßige und es soll dies lediglich von der Einfalt des Geistes herrühren, so wie vom Eifer für die Sache Gottes, für welche er so wunderbar begeistert ist. Obgleich ich in der Diatribe eine so große Mäßigung bewahrt habe, daß Viele sie eher für ein Einverständniß, als für eine Widerlegung halten mochten, meint er doch, es seien manche Pfeile darin, so daß ich als giftig erscheinen könnte, wenn nicht der überaus gutmüthige und wohlwollende Luther der Sache eine gute Seite abgewinnen wollte; d. h. wohl, ich sei ihm noch zu Danke verpflichtet, daß er so sanft und freundlich mit meiner Diatribe umgegangen. Wäre er nicht ein allzuaufrichtiger und wohlgesinnter Mann, welch einen ungeheuern Sumpf von Schmähungen hätte er dann erst über mich ausgeschüttet, da er jetzt bei seinem Wohlwollen, in seiner Aufrichtigkeit und herzlichen Freundschaft in dem ganzen Buche mir nichts beilegt, als die höchste Unwissenheit, den ärgsten Stumpfsinn, Vergessenheit, Gedankenlosigkeit, Nachlässigkeit, Trunkenheit, gänzliche Kraftlosigkeit und Unsinn! Und doch ist dieses noch das Geringste! Den Geist Epicurs und Lucians legt er mir bei, d. h. er macht mich zu einem Atheisten, der an keinen Gott glaubt, zu einem Verächter der heiligen Schriften, zu einem Gotteslästerer; und diese Schmähungen wiederholt er, bis sie ihm selbst zum Ekel werden, nur daß alsbald die Schimpfwollust ihn wieder befällt. Und doch stehet in der Diatribe kaum etwas, das verletzen könnte, als nur etwa, daß ich, wo von den Wundern geredet wird, sagte, Keiner von ihnen allen habe bis jetzt nur ein lahmes Pferd geheilt, was indeß gerade nicht einmal besonders auf Luther, als vielmehr auf alle Theilnehmer an der Verschwörung gerichtet war. O des empfindsamen Geistes, der nicht einmal so ein wenig Scherz vertragen kann, und denselben kaum aufgewogen glaubt, durch so viele Läster- und Hohnreden, von denen sein ganzes Buch überfließt! Das wollen wir uns gegenseitig nachsehen, spricht er. Was für ein süßes Ding ist es doch um solche Eigenliebe! Nachdem er Einen, der ihn nur mit Wasser besprützte, durch den Koth

gezogen, mit Faustschlägen verunstaltet, beinahe tödtlich verwundet und auf diese Weise seine Rache ersättigt, spricht er: wir wollen dieses einander zu Gute halten, denn wir sind Menschen. Und hier erst fängt er an, sich als Mensch zu erkennen, da er sonst nur vom Geiste Gottes getrieben wird, so daß er nie betet, daß er diesen Geist überhaupt empfangen, sondern nur, daß er denselben in reichlichern Maaße empfangen möge . . . Wenn ich mich überzeugen könnte, daß er die Sache des Herrn triebe, wäre selbst nicht der mächtigste Monarch der Erde im Stande, mich zu bestimmen, auch nur drei Worte gegen ihn zu schreiben; ich wollte eher mich verbrennen lassen. Es ist möglich, daß ich entweder wegen meiner geringen Gelehrsamkeit, oder wegen Unbehülflichkeit meines Geistes über die Glaubenslehre nicht tief genug urtheile; aber das lehrt mich doch der gesunde Menschenverstand, daß ein Mann nicht aufrichtig die Sache Gottes treiben kann, der so großen Aufruhr in der Welt erregt, der an Schmähworten und Spottreden seine Freude hat und sich daran nicht ersättigen kann. Eine Anmaßung, wie wir sie größer bei Keinem noch gesehen, kann unmöglich ohne Thorheit sein und mit dem apostolischen Geiste stimmt solch ein possenhafter Muthwille nicht überein. Das heißt gerade die Sache Gottes nachlässig treiben, wenn man die Fürsten durch Schmähungen und die Gelehrten durch das unziemliche Wort Trotz reizet. Wollte er im Werke Gottes sich fleißiger zeigen, dann mußte er Paulus nachahmen, der, selbst frei in Allem, sich zum Knechte Aller gemacht hat, der Allen Alles geworden ist, der in Allem Allen zu gefallen lebte, der nicht das Seine suchte, sondern die Sache Christi, der nicht that, was erlaubt, sondern was nützlich war, der sogar befiehlt, vom bösem Scheine sich frei zu halten, und die Christen ermahnte, ihre Bescheidenheit allen Menschen offenbar zu machen, der, obgleich er wußte, daß des Götzen und Götzenopfer nichts seien, doch lieber kein Fleisch essen, als dem Evangelio Anstoß geben wollte. Dem gethanen Gelübde gemäß hat er in Kenchrea das Haupt geschoren, die feierlichen Gelübde beobachtet, den Thimotheus beschnitten, den Onesimus seinem Herrn zurückgeschickt, der Frau verboten, ihrem Manne und dem christlichen Sklaven, dem heidnischen Herrn zu entlaufen, und geboten, der heidnischen Obrigkeit Zins, Steuer,

Ehre und was ihr sonst gebührt, zu entrichten. Er schrieb Wohlwollen vor gegen alle Menschen, verordnete, der Bischof sollte Lehrer sein und nicht Zuchtmeister und überhaupt so ganz untadelhaft, daß er selbst bei den Fremden ein gutes Zeugniß hätte. Anstatt einer Frau nahm er eine Gott geweihete Schwester zu sich, da es ihm erlaubt gewesen, ein Weib zu haben und mit sich herum zu führen. Er arbeitete mit seinen Händen, da er von dem Evangelium hätte leben dürfen; er hielt es für ein Verbrechen, den Menschen mitzutheilen, was er, in den dritten Himmel entzückt, gesehen hatte; die verborgene Weisheit verkündete er nur unter den Vollkommenen; bei den Übrigen wußte er nichts, als Jesum Christum, und zwar den Gekreuzigten; mit einem Worte, bei Allen richtete er die Verkündigung des Evangeliums ein nach der Fassungsfähigkeit der Zuhörer und that Alles um das Evangelium in Aufnahme zu bringen. Dies ist apostolischer Eifer im Werke des Herrn. Hätte nun Luther einen gleichen sich aneignen wollen, da er doch einmal ein so schwieriges Geschäft unternahm, dann mußte er vor Allem darauf bedacht sein, daß nichts von menschlicher Leidenschaft in seinem Herzen zurückbliebe und daß er nie sein Auge von Christo abwendete; sodann war Vorsicht vonnöthen, um selbst nicht durch den Schein des Bösen die Schwachen zu ärgern oder irgend Jemand der guten Sache zu entfremden; unterdessen war es nothwendig, daß man selbst von dem Erlaubten sich enthielt und die Wahrheit nach dem Verhältnisse der Zeit und der Fähigkeit der Gemüther mittheilte, um, wie auch das mosaische Gesetz abgethan wurde, allmählich zu entfernen, was nach und nach in die Sitten der Menschen eingeschlichen war, wobei sogar das scheinbar Harte durch Worte gemildert werden mußte. Vor Allem hatte er (Luther) dafür Sorge zu tragen, daß er Keinen zur Theilnahme an diesem Werke zuließ, dessen Sitten gerechte Veranlassung werden konnten, das Evangelium zu lästern. Hätte der Mann in Folge seiner Lehre das Weib züchtiger, keuscher und sittsamer erfunden, hätte der Herr einen gebesserten, treuern und folgsamern Knecht dadurch erhalten, der um Lohn arbeiten läßt, einen weniger diebischen Handwerker, Kleidermacher und Goldarbeiter, der Unternehmer einen in der Arbeit gewissenhaftern Tagelöhner, der Käufer einen ehrlichern und redlichern

Handelsmann, der Gläubiger einen Schuldner, der Verpfänder einen Pfandnehmer von mehr Treue und Glauben, der Freund einen in Allem erprobten und untadelhaften Freund, der Staat den Gesetzen folgsamere Bürger, der Lehrer leichter zu lenkende Schüler — dann hätte dies für alle Unerfahrene, wie ich bin, ein großer Beweis sein können, daß diese Lehre vom Geiste Gottes komme."

Diesen Ursprung glaubt Erasmus bezweifeln zu dürfen, wenn er auf den Bauernkrieg sein Augenmerk richtet, dessen Schuld er Luther beimisset: „Die Sache ist, sagt er, zu einer blutigen Niederlage gekommen und viel Ärgeres stand noch zu befürchten, wenn es Gott nicht gnädig abgewendet hätte. Du sagst wohl, dies sei die Natur des Wortes; ich aber glaube, daß wenig daran liegt, wie das Wort Gottes gepredigt werde, wenn nur, was Du predigst, das Wort Gottes wäre. Du erkennest, wie ich weiß, jene Empörer nicht an; allein sie erkennen Dich an und es ist bekannt, daß Viele, welche mit dem Namen des Evangelii sich brüsteten, die Anstifter des schrecklichsten Aufruhrs waren. Wäre ihr Unternehmen gelungen, so gäbe es vielleicht solche, die billigen würden, was sie nun, beim unglücklichen Ausgange verabscheuen. Du hast zwar durch ein leidenschaftliches Schriftchen gegen die Bauern den Verdacht von Dir abgewälzt, doch kannst Du den Menschen den Glauben nicht nehmen, daß durch Deine, besonders in deutscher Sprache geschriebenen Schriften gegen die Geölten und Geschorenen d. h. gegen die Bischöfe und Mönche für die evangelische Freiheit und wider die menschliche Tyrannei jene Aufstände veranlaßt worden. Angenommen auch, daß die Fürsten viele Tyrannei gegen die Bauern ausgeübt hätten, was mir nicht bekannt ist, wäre es für diese nicht besser gewesen, die bösen Herren zu ertragen, als solche Aufstände zu erregen, wobei so viele Tausende umgekommen sind, und das Joch nicht nur nicht erleichtert, sondern doppelt schwer geworden ist?" — Aber auch die von Luther anerkannten Genossen seines Glaubens erscheinen dem Erasmus in keinem günstigern Lichte. „Was für ein Evangelium ist dasjenige, das Leute aufnimmt, wie wir deren viele kennen; welches an den Seinen anerkennt den Verschwender, den, der durch Liederlichkeit, Würfelspiel, durch Saufgelage, durch Müßiggang und Schwelgerei sich

zu Grunde gerichtet hat, den, der sich Alles erlaubt, wenn er nur den Namen eines Ritters sich beilegen kann, und der vermöge dieses Titels das Recht zu haben glaubt, den Gläubiger zu betrügen und ihn, wenn er das Geliehene zurückfordert, als Feind zu behandeln und, so oft die Noth ihn drückt, diesem oder jenem, wo Hoffnung ist auf Beute, den Krieg anzukündigen und offenen Straßenraub mit dem Namen Krieg zu beschönigen! Selbst der Fürst kann nur mit Zustimmung seines Rathes den Krieg erklären, und Einer, der nicht hat, wohin er seinen Fuß setzen soll, sagt ohne Weiteres einem Jeden Fehde an! Und solche Leute, die man bei den Heiden in einem geordneten Staate nicht geduldet hätte, finden ihre Stelle in dem neuen Evangelium." „Er nimmt meine Lehre an, das ist genug. Was liegt an den Handlungen, wenn nur der Glaube da ist." Wohl hat auch einst das Evangelium solche Menschen angenommen, aber nur, wenn sie sich gebessert und umgewandelt hatten. Jetzt werden manche durch das Evangelium so wenig gebessert, daß sie vielmehr schlechter sind, als vorher, und es geschiehet nicht, damit sie aufhören zu sündigen, sondern daß sie nur ungestrafter sündigen.

Gefallen ihm die Leute nicht, welche sich des Evangelii rühmen, so ist Erasmus noch weniger von der Art eingenommen, wie das Werk der Reformation des Glaubens begonnen und weiter geführt ward. „War etwas, so meint er, in den Sitten zu verbessern, oder in den Gebräuchen zu ändern, so mußte es geschehen durch das Ansehen der Großen, oder doch mit Zustimmung der Meisten und zwar nach und nach, so daß nichts entfernt wurde, bis etwas Besseres schon vorbereitet war, das an dessen Stelle treten konnte. Jetzt aber greifen Manche die Sache so an, als könnten sie urplötzlich eine neue Welt schaffen; alle Dinge mißfallen ihnen: die Satzungen, die Stufen in der kirchlichen Hierarchie, die Weihungen, die Mönchsgelübde, der Gesang, die Kirchen, die Bilder, die Kleider, die Schulen, die Ceremonien, die Künste und Wissenschaften. Was Schönes sehen wir aber an deren Stelle treten? Nie stand es so gut mit den menschlichen Angelegenheiten und nie wird es damit in der Welt so stehen, daß nicht Vieles der Verbesserung bedürftig wäre; allein Manches muß man übersehen, Manches den Einfältigen nachsehen; was

aber nicht ertragen werden kann, muß man entweder (für eine Zeit lang) dulden, wenn die versuchte Heilung größere Gefahr bringt, als selbst die Krankheit, oder aber mit Kunst nach und nach verbessern, so daß es nicht sowohl den Schein hat, daß es weggeworfen, als vielmehr, daß es durch das Eindringen des Bessern verdrängt werde." Hätte Luther diese Mäßigung beobachtet, alle Fürsten und Bischöfe und von den Mönchen und Theologen, die nun seine erklärtesten Gegner sind, hätte er die besten auf seiner Seite gehabt. Ich unterstelle hierbei, daß Luthers Handel in Allem so sei, wie er denselben selbst angesehen wissen will; denn er erklärte, er wolle die verfallenen Sitten und einige Lehren, die mehr nach der Bequemlichkeit der Menschen, als zur Ehre Christi eingerichtet seien, zu ihrer Einfachheit zurückführen. Dieses wünschten schon längst die Bessern; aber einsehend, daß, so Gott nicht die Herzen der Fürsten bewege, es nicht ohne große Erschütterung der öffentlichen Ruhe geschehen könne, blieb es mehr ein frommer Wunsch, als feste Hoffnung. Luther hat es mit großem Beifalle der Welt unternommen, sich aber dabei so betragen, als hätte er den Aufruhr, der vor Allem zu vermeiden war, geradezu herbeigewünscht. Ich will nun nicht weiter darlegen, welcher Art die meisten seiner Schüler sind; ihm ist es genug, sie mögen sein wie sie wollen, wenn sie nur seiner Lehre beifallen. Paulus indeß wollte nicht einmal Speise einnehmen mit einem Bruder, der den Namen eines Geizhalses oder Hurers oder Verleumders trug. Wahrlich, Viele derselben sind der öffentlichen Ruhe so verderblich, daß auch der Türke, weil er den Aufruhr verabscheuet, den Namen der Lutheraner verfluchen müßte, während er Christen dulden könnte, die seiner Lehre nicht beipflichteten. Was soll ich hier erwähnen den großen Zwiespalt, den bittern Haß, den heftigen Streit unter den Evangelischen, denn so nennen sie sich, ja selbst die außerordentliche Unbeständigkeit Luthers, der so oft seine Ansichten ändert und immer neue Paradoxa hervorbringt? Nach den wiedertäuferischen Propheten sind, wie es heißt, in Böhmen Leute aufgestanden, in Vergleich mit welchen, die Meinung Jener noch eine fromme genannt werden kann, und es ist kein Ende abzusehen, da immer die Nachfolgenden im Widerspruche mit einem Sprichworte der Griechen ärger sind, als die frühern.

Dazu kommt nun noch das Verstandeslose, das Herbe, das Anmaßende, das Bittere in der Lehre. Wenn es wahr ist, was Augustin vom freien Willen schreibt, so vermag dieser allerdings sehr wenig; aber was, von Augustin gesagt, die Kirche bis daher mit Nutzen gelesen, hat Luther durch übermäßig harte Worte und Übertreibungen verhaßt gemacht. Der menschliche Wille ist ihm ein Name ohne Inhalt; eine unbedingte Nothwendigkeit soll in Allem herrschen. Alle Kirchenlehrer waren blind, und als ob dies nicht des Gehässigen genug hätte, führt er noch die (von der Kirche) verworfenen Männer: Wiclef und Huß an, während Ambrosius, Chrysostomus und Hilarius die Namen des Origines, Didymus und Apollinaris nie angeführt haben, weil sie nicht ganz fleckenlos waren. Angenommen einmal, es sei wohl gehandelt, der Schwachheit jener Priester und Mönche zu Hülfe zu kommen, die nicht Enthaltsamkeit üben können, besonders wenn die Gottlosigkeit der Eltern und Vormünder, oder Gewalt, oder auch ein Zufall sie als unerfahrene Jünglinge in dieses Lebensverhältniß mehr hineingestoßen, als der freie Willensentschluß sie hineingeführt hat; dann mußte aber vorerst, der Solches zu lehren sich unterfing, für sich selbst auf das verzichten, was er glaubte, daß es Andern nachgesehen werden könne; sodann mußte er die Sache mit vieler Umsicht behandeln, um nicht in dem Streben, einigen Würdigen zu Hülfe zu kommen, Viele aus den Nonnen und Mönchen, welche noch standen, in's Verderben zu ziehen; denn so groß ist die Neigung der Menschen zu dem, was des Fleisches ist. Wenn Luther nur das Rechte und dieß zwar mit Ernst und Ausdauer, mit apostolischer Sanftmuth gethan hätte, ohne auch nur im Entferntesten in seinen Schriften ein durch sinnliche Neigungen verderbtes Gemüth zu verrathen, wenn er seine Schüler so angeleitet hätte, daß durch ihre Sitten die Lehre von selbst sich Allen empfohlen hätte, — dann dürfte er seinen Fleiß im Werke des Herrn uns anrühmen. „Aber er ist von Natur etwas heftig.“ — Wollte er heftig sein, dann hatte er den Paulus zum Vorbilde, der auch donnert und blitzt; Luther aber treibt Scherz und Spott, sehr häufig wie ein Possenreißer, immer aber in eitler Ruhmsucht. Dieser Muthwille bewirkt nichts Anderes, als daß auch das Rechte keinen Glauben findet, und ein in sich guter

Gedanke, eben weil er ungeziemend vorgetragen wird, Mißfallen erregt. Übrigens, wie die Gemüthsart des Mannes, so ist der Erfolg seines Unternehmens: „Alles gehet auf blutigen Aufruhr hinaus, während er in Muße mit Scherzreden Kurzweil treibt." Auch über die zuversichtliche und kecke Art, wie Luther seine Privatmeinung mit dem Worte Gottes in Übereinstimmung darstellte und seine Lehre Evangelium nannte, fand sich Erasmus zu folgender Bemerkung veranlaßt: „Keiner widerstreitet dem Worte Gottes, aber Deinen Auslegungen; ich verehre jenes aus ganzem Herzen, aber ich glaube nicht, daß das, was Dir als solches anzunehmen beliebt, das Wort Gottes sei; und wenn Du dasselbe nicht mit größerer Treue behandelst, als unsere Worte, dann liegt am Tage, wie viel man Deinem Evangelio trauen kann. Wenn auch mit weniger Gelehrsamkeit, behandle ich doch mit einer gewissen Scheu und Ehrfurcht die heiligen Schriften und folge dabei den Fußtapfen der Rechtgläubigen, um nicht abzuweichen von den Entscheidungen der Kirche; Du aber stürmest gewaltsam, drängst Alles zur Seite, behauptend, die Schrift enthalte, was Du willst und was Deinen Ansichten entspricht. Mit einem Worte: Du verfährst als Herr der heiligen Schrift und nicht als deren Verwalter. Dein Paradoxon: daß nach einer absoluten Nothwendigkeit Alles in der Welt geschehe, nimmst Du aus der heiligen Schrift; aber ihre entgegengesetzte Lehre schöpft die heilige Schrift eben daher, so daß der ganze Streit nicht mehr von den Worten der Schrift, sondern von der Auslegung abhängt. Aber darin eben fehlst Du, daß Du Deine Auslegung uns für Gottes Wort aufnöthigen willst. Dieses streitet nicht gegen sich selber; sondern eine Auslegung stehet der andern entgegen, und in diesem Widerstreite folge ich sicherer der Ansicht der Rechtgläubigen und dem Urtheile der Kirche, als Deiner und Deiner Verbündeten Meinung. Oder Du mußt sehr wichtige und nöthigende Gründe vorbringen, um uns zu überzeugen, daß, was das christliche Volk mit seinen Lehrern seit Jahrhunderten geglaubt, und was die Kirche bis auf diesen Tag festhält, eine verderbliche, gottlose, häretische und gotteslästerliche Lehre sei, Deine Ansicht aber ein wesentlicher Glaubensartikel, ohne welchen Niemand könne selig werden. — Durch welche Beweise willst Du uns überzeugen, daß Du mit Wenigen

die Wahrheit lehrest, indeß so viele Kirchenlehrer, so viele Akademien, Concilien und Päpste blind gewesen sind? Möchtest Du doch diesen Knoten gut auflösen! Oft habe ich dieß mit den Deinen versucht, aber noch Keinen gefunden, der es im Stande gewesen wäre. Ich gestehe aufrichtig, dieser schroffe Stein hat mein Herz schwer bedrückt und willst Du in mir einen Mitbruder für den Himmel gewinnen, so mußt Du vor Allem diese Last hinwegwälzen; gern will ich dabei die Backenstreiche und Faustschläge Deiner Schmähungen ertragen. Ich bitte und beschwöre Dich, uns zu zeigen, durch welche Gründe Du selbst diese Last von Dir abgeschüttelt und ein so großes Vertrauen gewonnen hast! Zwar berufst Du Dich auf Gott, als den allwissenden Zeugen Deines reinen Gewissens; aber es handelt sich darum, daß Du uns von der Wahrheit Deiner Aussagen und Behauptungen überzeugst. Würden wir so leichtfertig Dir zu und von dem Glauben der allgemeinen katholischen Kirche abfallen, so hättest auch Du zu befürchten, an uns sehr unbeständige Schüler zu besitzen. Aber bei solchem Ansuchen wirst Du schlagfertigen Schulmeistern gleich, die beim Unterricht der Jugend einen guten Theil der Zeit mit Schimpfen, Schlagen und Schmähen verbrauchen. Den göttlichen Geist, die Wunder, wodurch sie ihre Lehre bestätigt haben und die Heiligkeit der Apostel und anderer großen Männer erkennen wir aus ihren Schriften; da uns nun nicht die Unterscheidung der Geister verliehen ist, mußt Du einen Grund uns angeben, daß wir ganz sicher Deiner Lehre vertrauen können, mit Verwerfung jener, die der christliche Erdkreis einstimmig bekennt und die ihm von so vielen, so gelehrten und so ausgezeichneten Männern ist überliefert worden. Zwar sagst Du, Jene, obgleich Geistesmänner, hätten doch bisweilen als Menschen nach dem Fleische empfunden. Ich bestreite dieses nicht; aber was Du hier einwirfst, habt ihr mit jenen gemein und immer kehret die Frage wieder, wer den rechten Geist habe. Ihr oder Jene. Ich fordere von Euch keine Wunder; aber bei sonstiger Gleichheit glaube ich doch, daß denen mehr Glauben beizumessen ist, welche durch Wunder ausgezeichnet sind, als welche diese Empfehlung nicht für sich haben. Außerdem ist unter ihnen in der Lehre die größte Übereinstimmung, während bei Deiner Partei die Ange-

sehenſten weder mit Dir noch unter ſich übereinſtimmen ꝛc. — Ihr Alle habt dieſelbe Schrift, ihr Alle legt euch denſelben Geiſt bei und doch weicht Karlſtad bedeutend von Dir ab, desgleichen Zwingli, Ökolampadius und Capito, welche der Anſicht Karlſtad's beiſtimmen, aber ſeine Beweiſe verwerfen. Da und dort hat man den Bildern der Heiligen den Krieg angekündigt: Du haſt ihre Vertheidigung übernommen; einige Deiner Schüler lehrten öffentlich, menſchliche Wiſſenſchaften ſeien ein Gift der Frömmigkeit; Du haſt ihnen das Wort geredet; und als Deine Schrift über Wiederherſtellung der Studien erſchien, behaupteten ſie, Dein Geiſt habe Dich verlaſſen, und Du ſchriebeſt jetzt mit menſchlichen Geiſte, der dem Evangelium widerſtreite. Endlich, wie faſt jeden Tag neue Lehren unter euch entſtehen, ſo entſtehen auch gleichzeitig neue Streitigkeiten: und doch verlangſt Du, Keiner ſollte von Euch abweichen, da ihr ſelbſt unter einander über die wichtigſten Dinge uneinig ſeid ꝛc. Du ſelber widerſprichſt Dir und ſagſt etwas Anderes am Anfange und wieder etwas Anderes im Verlaufe der Rede und am Ende. Du verwirfſt die Autorität der Väter — und ſo oft bringſt Du Zeugniſſe aus Auguſtin und Gregor. Haben ſie denn etwa, wo ſie Dir günſtig ſind aus dem Geiſte geredet, und wo ſie wider Dich ſprechen, nach dem Fleiſche? Die Ausſprüche der Päpſte und Concilien haben für Dich keinen Werth: und Du berufſt Dich gegen mich auf ein Werk von Melanchthon, als ob dieſes mit den canoniſchen Schriften gleiches Anſehen hätte. Ich hatte geſagt, es ſei unglaublich, daß Gott ſo viele Jahrhunderte hindurch einen höchſt verderblichen Irrthum in ſeiner Kirche zugelaſſen habe, daß er keinem Heiligen ſollte offenbaret haben, was ihr als die weſentlichſte Grundlehre des Evangeliums behauptet: und worin beſtehet Deine Erwiederung? Du ſagſt, weder in einem Heiligen, noch überhaupt in ſeiner Kirche laſſe Gott einen Irrthum zu, da Heilige nur ſeien, welche vom Geiſte Gottes getrieben würden und der Geiſt nicht irre und da Chriſtus bis an das Ende der Welt bei ſeiner Kirche verbleibe; aber damit willſt Du nur andeuten, es ſei unbekannt, wer heilig und welches die Kirche ſei, ja, Du ſuchſt zu beweiſen, Gott leite ſo die menſchlichen Angelegenheiten, daß die Kirche der Heiligen in Wirklichkeit nicht da ſei, wo ſie zu ſein ſcheine, vielmehr gerade da, wo ſie

es nicht scheine, und daß, welche man immer für heilig gehalten, in der That die Gottlosen und die stets für gottlos gehaltenen die Heiligen seien. Aber damit kehrest Du jedes Urtheil der Kirche um, und legst deren Ansehen allen Conventikeln der Häretiker bei. Du leugnest die Folgerung, daß, wenn Gott durch eine lange Reihe von Jahrhunderten die gelehrtesten Männer habe irren lassen, damit auch zugleich die Kirche geirrt habe, jene Kirche, sage ich, die Du die verborgene nennest, die man nicht sehen noch zeigen könne; aber woher weißt Du denn, daß Wiclef ein heiliger Mann, die Arianer aber Ketzer gewesen? Ist Wiclef deshalb heilig, weil er von der Kirche verdammt worden, die Du die papistische nennest? Aus dem gleichen Grunde müßtest Du aber auch Arius heilig nennen, weil dieselbe Kirche denselben verdammt hat. Berufst Du Dich hierbei auf die Schrift, so frage ich: haben denn die Arianer keine Schriftstellen gehabt? Sie haben sie unrichtig ausgelegt, sagst Du; aber woher anders wissen wir dieses, als weil die Kirche deren Auslegung verworfen, ihre eigenen aber bestätigt hat? Dasselbe gilt vom Pelagius, der Dir freilich wohl weniger deshalb ein gottloser Ketzer ist, weil ihn die römische Kirche verdammt hat, als weil er Deiner Lehre widerstreitet. Du redest immer vom Geiste Gottes; aber schon menschlicher Weise genommen, ist es doch glaublicher, daß derselbe eher bei einem allgemeinen Concile, als in Privatconventikeln sei, worin fast der Geist des Teufels angetroffen wird. Ist die Kirche Gottes nicht sichtbar und müssen doch über die Lehre zuverlässige Aussprüche vorhanden sein, dann ist es jedenfalls sicherer, der öffentlichen Autorität zu folgen, als der Meinung dieses oder jenes, der, Alles verwerfend, nur sein Gewissen und seinen Geist rühmet. Wäre es genug, zu sagen, ich habe den Geist, dann müßten wir Vielen glauben, die ganz Widersprechendes lehren, namentlich allen Fanatikern, die mit vieler Heftigkeit sich in dem Besitze des Geistes behaupten und Alles aus demselben beurtheilen wollen. Gegen diese machst Du die äußere Klarheit der Schrift geltend; aber da dieselbe nicht so klar ist, wie Du behauptest, und die Auslegungen sich einander entgegenstehen, so kann in dieser Welt der Streit nimmer beendet werden."

Auch über das Verlangen Luthers, den Beweis für den

freien Willen führen zu müssen, läßt sich Erasmus aus, indem er darthut, daß diese Lehre keineswegs eine neue Meinung sei, sondern das Ansehen der Kirche und der ältesten Lehrer für sich habe. „Die Lehre vom freien Willen besitzt, so sagt Erasmus, die katholische Kirche bereits seit mehr als 1300 Jahren. Du stehest als Angreifer aus Schriftbeweisen auf der einen, ich als Vertheidiger mit denselben Waffen auf der andern Seite. Viele sind, welche meiner Ansicht beifallen, Wenige, welche mit Dir übereinstimmen. Du selbst darfst nicht Kämpfer und Kampfrichter zugleich sein; vielmehr müssen, wo in einem Rechtshandel die entgegenstehenden Ansichten gleich sind, die Umstände erwogen werden, wobei namentlich Alter, Würde und Ansehen in Betracht kommen. Dir zur Rechten stehen nur Manes, Johannes Huß und Wiclef, die alle der Bannstrahl der Kirche getroffen hat. Die Gerichte des Herrn über sie, sind uns unbekannt. Auch Laurentius Valla darfst Du Dir noch beigesellen, obgleich derselbe nicht geradezu Deiner Meinung huldigt. Was Augustin betrifft, so ist es höchst sonderbar, daß Du Dir denselben ganz aneignest, da er in seinen Retractationen manche der frühern Behauptungen zurückgenommen und selbst gelehrt hat, es liege mit an uns, das Gute zu wollen, wir könnten dasselbe aber ohne Gottes Gnade nicht vollbringen. Von den Dreien, welche auf Deiner Seite sind, wurde Laurentius wegen seiner Meinung bedeutend angegriffen; die zwei Andern sind durch das Urtheil der Kirche verdammt, der Eine ist sogar auf dem Concile von Constanz verbrannt worden. Entgegne nicht alsbald, dieß sei ein Ausspruch des Teufels, nicht aber der Kirche gewesen, denn ich erzähle eben nur das Geschichtliche. Auch Deine Freunde mögen sich zu Dir stellen; doch hat ihre Stimme weniger Gewicht, entweder weil sie auf Deine Lehren geschworen haben, oder weil sie weder unter sich, noch mit Dir beständig übereinstimmen. Du weißt auch wohl, daß, wer zur Familie gehört, als Zeuge nicht zulässig ist und daß die Glaubwürdigkeit der Zeugen am Meisten durch das Schwankende der Aussagen verdächtigt wird. Dies nun ist Deine Partei. Von der andern Seite stehen jene glänzenden Lichter des Hauses Gottes und unter ihnen so viele Männer, ausgezeichnet durch ihren Geist und wohl erfahren in der göttlichen Wissenschaft: Griechen sowohl, die immer

in Auslegung der h. Schrift das größte Ansehen hatten, als Lateiner, welche jenen nacheiferten und unter diesen nicht Wenige, durch die Heiligkeit ihres Wandels ausgezeichnet, Einige sogar durch die Märtyrerkrone geschmückt, deren Andenken dem ganzen christlichen Volke bis auf den heutigen Tag hochheilig verblieben ist, so viele Bischöfe endlich und Päpste, deren Ausspruch durch eine lange Reihe von Jahrhunderten angenommen und gebilligt und zuletzt durch feierlichen Beschluß der Kirche bestätigt worden ist. Dazu kommt noch das übereinstimmende Urtheil aller Akademien, die erst vor Kurzem wieder erneuerte Censur der Theologen und der Kirche und endlich der so alte Besitzstand. Da bedarf es doch wohl der augenfälligsten Zeichen (signis evidentissimis), wenn Du uns überreden willst, daß wir mit Dir bekennen sollen, ein so ehrwürdiger Chor der Väter und mit ihm die Angesehensten der Kirche seien ganz blind gewesen in der heiligen Schrift und getrieben vom Geiste des Teufels; oder, um es recht glimpflich auszudrücken, sie hätten irrthümlich gegen den klaren Buchstaben der Schrift, und zum größten Verderben des Menschengeschlechtes eine häretische, gottlose und gotteslästerliche Ansicht ausgesprochen; und daß wir deshalb abfallen sollten von unsern Vätern, durch deren Lehren, Gesetze und Ansehen wir seither genähret und geleitet worden sind, die Mutter verachten, mit deren Milch wir sind groß gezogen worden, und verlassen eine so große Brüderschaft des christlichen Volkes, der wir so lange Jahre angehört und unter der höchsten Gefahr des Seelenheiles übertreten zu Deinem Bunde, worin nur wenige und zwar unter sich getheilte Menschen und anstößige Behauptungen wahrnehmen. Es liegt am Tage, daß sie an Würde, Ansehen, Alter, Geist und Gelehrsamkeit Jenen weit nachstehen. Du bezweifelst die Wunder; aber für sie spricht die öffentliche und stets sich gleich bleibende Meinung des christlichen Volkes, während nicht die geringste Vermuthung, nicht das leiseste Gerücht der Art, über euch je aufgekommen ist. Du beanstandest die Heiligkeit des Lebens; aber für dieselbe stehet die allgemeine Meinung. Doch mehr als dieses bestimmt uns ihr Ansehen, von unserer Kirche nicht abzuweichen und unser Heil Deinem Glauben anzuvertrauen. Welches Zeichen wirkest Du, daß wir Dir mehr glauben mögen, als Jenen? Ein-

mal zugegeben, Du hättest wirklich den Geist, den Du so gewaltsam Dir beilegst, Dir allein seien alle Schriften sonnenklar: angenommen, dieß sei wirklich wahr, so ist es doch nur für Dich wahr, während es uns, nach Deinem eigenen Geständnisse, nichts nützet; deshalb hast Du eine äußere Klarheit der heiligen Schrift versprochen, welche Alle überzeugen sollte, Deine Auslegung sei die wahrste, die aller Andern dagegen, obgleich vieler, großer, heiliger und gelehrter Männer, sei falsch, blind, verpestet und führe Jeden, der ihr anhänge, geradenwegs zur Hölle. Kein Vernünftiger hat den Donatisten geglaubt, obgleich sie mit vieler Bestimmtheit versicherten, daß bei allen übrigen Kirchen die Gnade der Taufe verloren gegangen und nur allein bei ihnen unversehrt erhalten worden sei: und Du willst, wir sollten ohne Weiteres dafür halten, das Evangelium, das nun durch Dich offenbar werde, sei so viele Jahrhunderte hindurch durch den Teufel versteckt gehalten worden und nirgendwo finde man eine reine Schriftauslegung, denn nur allein zu Wittenberg! In einer so unglaublichen und gefährlichen Sache reichen allgemeine Versicherungen und alltägliche Beweise nicht hin. Willst Du Dich etwa auf den sensus communis als Schiedsrichter berufen? Auch diejenigen, welche Dir widersprechen, nehmen denselben für sich in Anspruch. Zwar versicherst Du: ich habe ein reines Gewissen, ich weiß, daß ich vom Geiste Gottes getrieben werde, ich habe und verlange kein Geld, ich frage nichts nach Ruhm und welches Vergnügen kann ich erwarten bei so großen Mühen und Gefahren? Es ist möglich, daß Du so bist, als Du sagst; aber wir würden es eher glauben, wenn in Deinen Schriften weniger Anmaßung, weniger Bitterkeit, weniger Lug und Trug wäre; stände dergleichen in den Schriften der Apostel, ich würde Anstand nehmen, ihnen zu glauben. Auch die Manichäer und Donatisten haben wohl von sich gerühmt: ich trachte nicht nach Geld, Ehre und andern Vortheilen dieser Welt; aber die Geister täuschen nach Paulus, und der Teufel kleidet sich oft in einen Engel des Lichtes, so daß man nicht jedem Geiste trauen kann. Was den Ruf betrifft, kannst Du keinen größern Dir wünschen; in kurzer Zeit hast Du denselben erworben; weit und breit herrschest Du in den Gemüthern der Menschen; Du bist bewaffnet mit so vielen Factionen; Du

hast eine Schaubühne, die von außerordentlichem Beifallrufen wiedertönt, und von den Großen bist Du mehr gefürchtet, als geliebt. Du hast Deine Helfershelfer, Deine Spione und Postreiter; Du hast Leute, welche mit Dir schreiben und Deine Schriften in's Deutsche übersetzen. Es fehlt nichts weiter als das Diadem. Dieser Erfolg könnte selbst ein unverdorbenes Herz verderben. Wie viel Geld Du hast, bekümmert mich nicht; doch sollte ich denken, in vielen Dingen sei es auch Dir bequemer geworden, als es Dir gewesen wäre, wenn Du nicht diesen Koth aufgerührt hättest. Ich kenne Viele genau, denen dieses Evangelium Geld und ein Weib und viele andere Bequemlichkeiten gebracht hat."

Allein fast schon allzu lange beute ich die Schriften des Erasmus aus, um eine Vorstellung davon zu geben, wie ein vom Parteienlärm sich fern haltender Zeitgenosse der Reformation, ein allgemein für weise und einsichtsvoll gehaltener Mann, eine Zierde Europens für alle Zeit sich über die Reformatoren und ihr Werk ausgesprochen, als dasselbe in höchster Blüthe stand. Dankbar bekenne ich mich zu Riffels Schuldner, aus dessen immer noch nicht genug gekannter Kirchengeschichte der neuesten Zeit ich die ausgezeichnete Übersetzung der mitgetheilten Bruchstücke entlehnt habe. Dieser Historiker hat dem Streite Luthers mit Erasmus über den freien Willen das ganze sechste Kapitel des zweiten Theiles jener Geschichte gewidmet. Auf mich hat das Urtheil des Erasmus über Luther, welches natürlich nicht nach seines Biographen Müller Geschmacke war, nachher einen tiefen Eindruck gemacht, weil ich in vielen Stellen klar und beredt mit Entschiedenheit ausgesprochen fand, was ich als eine historische Ketzerei in einem entfernten Winkel meines Herzens kaum wie eine dunkle Ahnung zu dulden mich getrauete, aus Furcht vor den zelotischen Panegyristen des Reformators, welche jede geringe Entblößung seiner Menschlichkeit für einen unerhörten Frevel an seiner Person erklären, während sie es ruhig geschehen lassen, daß der Heiland der Welt von Strauß, Baur, Feuerbach, Daumer und Genossen von Neuem gekreuzigt und aller Herrlichkeit beraubt wird. Die übertriebenen Lobesspenden, deren sich dieser Favorit der neuern Geschichtschreibung erfreuet, haben mir zuerst den Gegenstand einer so maßlosen Erhebung verdächtig gemacht und mich

allezeit angetrieben, durch Vergegenwärtigung seiner Menschlichkeiten und Schwächen dasjenige Gleichgewicht der Betrachtung wieder herzustellen, welches die Folge der gerechten Würdigung historischer Erscheinungen und Charaktere ist, das Licht und Schatten an den rechten Ort bringt und ein Bild entwirft, welches einen Abdruck der gewesenen Wirklichkeit liefert, nicht aber das subjective Spiegelbild, das die willkührlich oder unwillkührlich dichtende Phantasie der Beobachter oder gar Parteimänner zum Vorscheine bringt, als ein treffendes Gemälde der Vergangenheit gelten läßt.

Eine Anregung zu solcher Gleichgewichtsherstellung empfing ich um dieselbe Zeit, als ich das Müllersche Buch über Erasmus las, aus der Lectüre von Franz Horns „Poesie und Beredtsamkeit der Deutschen von Luthers Zeit bis zur Gegenwart." Dergleichen einseitig übertriebene Erhebung eines Verdienstes, wie hier Luthers Einfluß auf deutsche Poesie und Sprache, erfährt, war meinem historischen Gerechtigkeitsgefühle schon damals (1828) eine Unerträglichkeit und ich muß gestehen, daß von jeher, wenn eine solche blinde Lobrednerei vor meinem Ohre Markt hielt, mich eine unerschütterliche Lust überfiel, derselben eine eben so einseitig gehaltene Schmäherei entgegen zu setzen. Um Luther zu heben, wurden von Horn Gregors VII. „große Fehler und Sünden" aus der Tiefe von 500 Jahren hervorgeholt und zum Contraste Luthers, des geistigen Führers von drei Jahrhunderten, herrlichen Eigenschaften gegenüber gestellt. Dann giebt er eine Theorie von der katholischen Rechtfertigungslehre, welche allerdings nur Unwillen gegen die alte Kirche erregen kann, von derselben aber schwerlich als richtig anerkannt werden dürfte. Ohne Rücksicht auf die vielen „variations" welche Bossuet dem immerfort ringenden Reformator nachgewiesen, versichert Horn, daß er nach langem Kampfe „in sich gesichert geworden. Dieser „Gesichertheit" kam zu Hülfe oder floß aus ihr: Gesundheit — Heiterkeit und — ich will nicht sagen göttliche Grobheit, da das Wort verrufen ist, wohl aber kernige Derbheit." „Er glaubte an den Glauben, so daß ihn schlechterdings nichts irre machen konnte." Horn nennt Luthern weiterhin „bescheiden wie ein Kind;" er findet ihn „sehr sanft, eben weil er so feurig." — Seltsamer Weise aber ist es ihm ganz „begreiflich," wenn der Mehrheit der Menschen und namentlich den meisten

Gelehrten „ein solcher Mann mitunter ein wenig verrückt vorkommt, was, wenn man es recht übersetzt, an die Ausdrücke der Alten: Deum pati, göttlicher Wahnsinn u. s. w. erinnert.“ „Mögen deshalb die Schriftsteller, wie sie sind, aber nicht sein sollten, immerhin fortfahren von Luthers Rohheit, Grobheit und Heftigkeit zu reden: ich lobe ihn deshalb recht von Herzen, denn ich finde nichts darin, als die gesunde, fröhliche Kraft der Tugend, die da schlechthin nicht will, daß das Irrige und Böse sei*).“ Am merkwürdigsten faßt Horn Luthers Handel mit Heinrich VIII. von England auf. Bekanntlich schrieb Luther eine seiner derbsten Streitschriften gegen den König, welche einen grenzenlosen Haß dieses wollüstigen Tyrannen wider Luther zur Folge hatte. „Als aber Luther nach Jahr und Tag an die Möglichkeit glaubt, den König, der während dessen auch vom Papstthum abgefallen ist, für die neue Lehre zu gewinnen, da überwindet er sich leicht und schreibt an den König einen tief bescheidenen Brief, bittend, das Vergangene zu vergessen und gemeinschaftlich an dem großen Werke gegen Roms Übermacht zu arbeiten. Das hatte Heinrich kaum zu hoffen gewagt und so glaubte er denn gar sehr zu triumphiren, wenn er Luthers Bitte mit Hohn zurückwarf. Mochte er das; denn was liegt an ihm, dem Unverbesserlichen? Traurig aber ist, daß auch so manche Schriftsteller Luthern um diesen Schritt tadeln, als sei er bald zu stark, bald zu demüthig gewesen. Betrachten wir die Sache näher, so finden wir das herrliche Schauspiel, daß Luther zuvörderst einen Sieg über den König und dann einen schwerern über sich selbst davon trug. Daß Heinrich so sehr tief unter seiner Erwartung stand, und daß in diesem engen, hochmüthig starren Gemüthe nichts Edles gedeihen mochte, konnte Luther vor dem letzten Versuche nicht wissen, durfte es nicht voraussetzen und mußte deshalb, so schwer es

*) Ganz anders urtheilte Horn's Landsmann Ancillon ungefähr gleichzeitig über Luther, indem er, obwohl selbst protestantischer Geistlicher, urtheilt: «Seine Handlungen flossen mehr aus Leidenschaften, als aus festen Grundsätzen und wenn auch keine absoluten Laster seinen Charakter befleckten, so zierten ihn doch auch keine sanften Tugenden, und im Ganzen ist die moralische Seite desselben offenbar ohne hervorspringenden Werth.»

ihm auch werden mochte, das letzte Mittel versuchen. Um jene unzufriedenen Tadler zufrieden zu machen, hätte Luther sich nur begnügen dürfen mit seinem eigenen Siege und dann den König aufgeben; das wäre das Leichtere gewesen; da er aber das Schwerere wählte, so ist er überaus getadelt worden von Heinrichen — und einem nicht kleinen Theile der Schriftsteller. Das ist so ziemlich in der Ordnung."

Diese Art Geschichtsansicht, deren letzte sieben Worte ich übrigens unterschriebe, ist in einer Art pragmatisch, wie sie mir noch nicht vorgekommen war. In ganz ähnlicher Weise, aber freilich ohne das Resultat zum Abschlusse kommen zu lassen, wird Luther wegen des Verhältnisses, in welches er sich zu Zwingli gesetzt hatte, entschuldigt und nur zugestanden, daß der Wittenberger gegen den Züricher „zuweilen rauh" gewesen. Nicht minder sucht Horn den Tadel von Luther hinweg zu nehmen, den er sich „wegen einiger herben Briefe an Erasmus von Rotterdam und über ihn zugezogen." Er entschuldigt Luther, welcher den großen Gelehrten, vor dem ganz Europa Achtung hatte, „einen Buben in der Haut, der nichts vom Geiste Gottes weiß," genannt, nachdem er sich „wie gewöhnlich mit großherziger Einfalt und fröhlichem Vertrauen ihm anfänglich hingegeben," wegen der Ausbrüche seiner bitterlichen Täuschung, nachdem er erkannt, „daß Erasmus zuvörderst nur sich und dann erst das etwanige andere Gute wolle." — Zu Gunsten von Luthers Polemik, die man hart, rauh und grob gefunden, macht Horn geltend, daß ein Mann, welcher so innig überzeugt ist und von diesem Wissen weiß, nicht wohl anders als absprechend sprechen könne, eben weil es wirklich an ihm sei, abzusprechen oder zuzusprechen. Endlich bittet Horn zu erwägen, daß man wohl Fliegen, Bremsen und Mücken mit dem Taschentuche hinwegwedeln könne, nicht aber grimmige Tieger, blutdürstige Wölfe und ungeschlachte Bären u. s. w. Gegen diese bedürfe es der Knute, des Scorpiones oder des Schwertes. — Mir blieb damals nur verborgen, wer diese Bestien unter Luthers im Allgemeinen ziemlich glimpflichen Gegnern gewesen. Noch befremdlicher aber erschien mir Horn's Bemühen, aus Luther einen großen Dichter machen zu wollen, einen muthmaßlichen „tiefsten und fröhlichsten Anerkenner" Shakespears.

„Denn auch in ihm lebte jene großartige allgemeine Weltanschauung, wie sie sich in diesem Dichterfürsten darstellt.“ — Über die kritische Befangenheit, welche Luther so vielfach in seinen Urtheilen und Ansichten über die Poesie zeigt, weiß sich Horn also zu trösten, um daraus keine Entscheidung gegen Luther als Dichter herleiten zu müssen: „Es findet sich nicht selten eine bedeutsame Dichtergröße mit einer überaus kindlichen Naivität vereinigt, und es ist gewiß, daß Dante den Virgil für einen größern Dichter gehalten habe, als sich selbst und höchst wahrscheinlich, daß Shakespear den Ben Jonson gleichfalls viel zu hoch gestellt habe. Ihm ist gewiß nie eingefallen, daß er der Größeste der Großen sei und wohl mag oft bei ihm eingetroffen sein, wie geschrieben stehet, daß das Schöne sich selbst ein Geheimniß ist, und vor seiner eigenen Macht erschrickt.“ Endlich aber wird von Horn behauptet, „wenn aber Luther die Musik liebte, so mußte er, der bewußte Denker, früher schon die Poesie haben.“ — So stempelt der freundliche Franz Horn, man möchte sagen gleichsam par force, Luther zu einem großen Dichter, den der neueste und unbefangenste Geschichtschreiber der deutschen Nationalliteratur: Vilmar, als einen Dichter gar nicht mit abhandelt, sondern ihn nur neben Würdigung seiner Verdienste um die deutsche Sprache als den Verfasser einiger ausgezeichneten Kirchenlieder nennt, dem Ruhm und Preis gewiß unbestritten bleiben. Eben so absonderlich und nur um ihn auch in dieser Richtung als ein unerreichtes Vorbild in unserer Literatur hinzustellen und seinem Luther-Panegyricus die vollkommene Rundung zu geben, preiset Horn des Doctor Martin Polemik, rühmt ihr nach, daß sie nicht individuell sei, daß sie es nicht mit des Gegners Person zu thun habe, sondern in demselben den Repräsentanten einer Gattung erblicke, die er zu bekämpfen habe, wie es denn auch diese Allgemeinheit der Satyre sei, die alle seine in dieser Gattung geschriebenen Werke über die Zeit, in der sie geschrieben worden, hinaushebe und ihnen eine von allem personellen und temporellen Interesse geschiedene Wichtigkeit und Bedeutung gebe. Ich will dem Alles zum Besten seines Helden wendenden Franz Horn nicht widersprechen, aber dem Leser nur die bloße Durchblätterung der Streitschriften Luthers ansinnen, um zu urtheilen, was von obigen Äußerungen zu

halten sei. Daß dieselben überaus weit von der Wahrheit abbiegen, erkannte ich schon vor 22 Jahren, als ich Horn's Buch zum Gegenstande meines Studiums machte und über eine solche Geschichtsmacherei, wie eine Notiz meines Tagebuchs bezeugt, weidlichen Verdruß empfand.

Von Horn's süßlichem Luther-Enthusiasmus angesteckt zu werden, hatte es bei mir schon darum keine Gefahr, weil ich die literarische Dignität des Reformators bereits in Bouterweks Schule ganz anders zu bestimmen gelernt hatte. Schon oben habe ich eine Probe von den Ansichten dieses Literators über die literarischen Folgen der großen Kirchenrevolution zum Besten gegeben. Er sprach sich unbefangen darüber aus, wie die lyrische Poesie dadurch, daß dieselbe mit der Theologie in engere Verbindung trat, von ästhetischer Seite sehr wenig gewonnen, daß der Einfluß, den die Kirchenrevolution auf die lyrische Poesie der Deutschen übte, sich zunächst in der Entwickelung des harten und unpoetischen Gegensatzes zwischen geistlichen und weltlichen Liedern bei den deutschen Dichtern des sechszehnten Jahrhunderts zeigte. „Ein überspannter Rigorismus der Sittlichkeit, sagt Bouterwek, schien den Protestanten nothwendig, um sich selbst und den Katholiken den Werth des neuen Glaubenssystemes zu beweisen. Auch die unschuldigsten Geistesfreuden kamen nun bei den eifrigen Protestanten in den Ruf des Leichtsinnes. Der gute Christ sollte nach ihrer Meinung immer sein Christenthum in Gedanken tragen und sich mit weltlichen Dingen überhaupt nur so weit beschäftigen, als des Leibes Nahrung und Nothdurft es verlangte.“ Die Hauptsache im ganzen Umfange der lyrischen Poesie der Deutschen wurde also die Cultur des Kirchenliedes. Während in Italien, Spanien und Portugal, wo der Protestantismus keinen Eingang gefunden hatte, romantische Liebe, als unerschöpflicher Stoff der Poesie, in unzähligen Sonetten wiedertönte, sang der Deutsche neue Kirchenlieder. Das weltliche Lied wurde damals in Deutschland nur geduldet; das verliebte vollend's sehr bedenklich oder gar eines wahren Christen durchaus unwürdig gefunden ꝛc. Hätte aber das moralische und religiöse Interesse in der Denk- und Sinnesart der Deutschen nicht das poetische verfälscht, so würde der überspannte Rigorismus, der die unschuldigen Geistesfreuden

beinahe den Lastern gleichstellt, nicht so allgemein in Deutschland sich verbreitet haben. Daraus erklärt sich auch, warum das sechszehnte Jahrhundert hindurch und noch mehr im siebenzehnten fast Jedermann in Deutschland, wer Verse machen zu können glaubte, auch wenn er übrigens auf Dichtertalent keinen Anspruch machte, nach seinem Glaubenssysteme Kirchenlieder verfaßte. Gelehrte und Ungelehrte, Theologen, Juristen und Ärzte, Fürsten und Herren, auch Fürstinnen und Damen lieferten Beiträge zu den christlichen Gesangbüchern bis der Vorrath so anschwoll, daß man schon in den ersten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts über dreiunddreißig Tausend in deutscher Sprache vorhandene Kirchenlieder zählen konnte. Die Anzahl der Verfasser dieser Lieder belief sich damals über fünf Hundert. An der Spitze derselben ist Martin Luther, der große Reformator, zu nennen. Seine persönliche Gefühlsart bewirkte, daß unter allen christlichen Kirchen in Deutschland vorzüglich die lutherische mit erbaulichen Liedern versorgt wurde. Luther war kein Dichter im eigentlichen Sinne des Wortes*). Die Poesie war ihm, außer ihrer Beziehung auf christliche Erbauung, die gleichgültigste Sache von der Welt. Er zählte sie zu andern weltlichen Dingen, von denen er überhaupt sehr geringe dachte. Aber Luther liebte Musik und Gesang, weil er ein Mann voll Gefühl und fröhlicher Sinnesart war. Er würde das Leben lustig genossen haben, wenn nicht die Stärke und Innigkeit seiner moralischen und religiösen Gefühle seine ganze Seele beherrscht hätte. Aus der Fülle seines frommen und moralisch muthigen Herzens sang er die Kirchenlieder, um derer willen er zu den Dichtern gezählt wird. Sie zeigen, wie gewisse starke Gefühle von selbst lyrisch werden, wenn sie sich rhythmisch durch einfache, energische Gedanken aussprechen**). Die

*) Auch Göthe äußert sich mit Rücksicht auf Winkelmann, daß dessen Verlangen, in Rom ein lutherisches Gesangbuch zu besitzen, wohl von einem tüchtigen, wackern Deutschen, aber nicht eben von einem Freunde der Dichtkunst zeuge.

**) Größeres Lob spendet Bouterwek Luthers Beredtsamkeit. «Selbst der oratorische Ton, sagt er, den dieser Glaubenslehrer nicht vermeiden konnte, wenn er auf das Volk wirken und seine Gegner bekämpfen wollte, mußte gewöhnlich zum didaktischen herabgestimmt werden, weil

meiste Celebrität unter Luthers Kirchenliedern hat sein christlich heroischer Gesang: Eine feste Burg ist unser Gott. Aber aus diesem Gesange spricht auch der ganze Charakter des großen Mannes."

Ganz einverstanden bin ich damit, daß in keinem Erzeugnisse von Luthers Feder sich der ganze Mann so deutlich, vollständig und wahr beurkundet, als in diesem Liede und seiner Melodie. Ich habe dasselbe unglücklicher Weise in meinen Geständnissen die protestantische Marseillaise genannt. Man hat mir das über die Maaßen übel genommen. Ich muß die Ehre der Ursprünglichkeit dieses Ausdruckes ablehnen. Ich fand das Lied in einer protestantischen theologischen Zeitschrift, die ich leider nicht mehr nachweisen kann, so bezeichnet. Der Ausdruck schien mir treffend und ich trug kein Bedenken, zu wiederholen, was ein evangelischer Geistlicher zu sagen, nicht angestanden hatte. Bekanntlich liegt dem Liede der 46. Psalm: Deus noster refugium et virtus, zum Grunde. Er ist aber so willkürlich behandelt,

---

die Glaubenslehren als Wahrheiten jedem gesunden Verstande einleuchten sollten. Wahrheit ohne Schminke war dem großen Manne theurer als Alles. Natürliche und gefällige Klarheit war in seinen Augen der wahre Reiz der Wohlredenheit. Aber bei seinem entschiedenen Streben nach didaktischer Popularität konnte er die Sprache nicht tauglicher machen zur Mittheilung wissenschaftlicher Begriffe. Er selbst war so wenig wissenschaftlicher Kopf, daß er alle weltlichen Kenntnisse fast nur als Mittel schätzte, die Bibel zu erklären nnd ihren Inhalt anwendbarer für das praktische Leben zu machen. Dennoch muß Luther auch in der Geschichte der didaktischen Poesie der Deutschen mit Auszeichnung genannt werden. Vom Anfange bis an seinen Tod strebte er absichtlich, mit unermüdeten Fleiße und ohne Pedantismus, nach vollendeter Klarheit, Bestimmtheit und Ungezwungenheit des didaktischen Styles." Auch Luthers Streit- und Spottschriften widmet Bouterwek alle Anerkennung, iudem er ihm darin als einen der beredtesten Männer seines Jahrhunderts erscheint. Er äußert sogar die Vermuthung, daß Luther unter andern Verhältnissen und in eine politische Laufbahn getreten, ein deutscher Demosthenes hätte werden können. Dann würde er sich aber, setzt Bouterwek hinzu, freilich auch einer gewissen Feinheit haben befleißigen müssen, zu der er von Natur auf keine Art geneigt war.

daß man die Bearbeitung fast als ein freies Original betrachten kann. Geist und Gesinnung sind im Psalmen von dem lutherischen Liede sehr verschieden. Mit dem Liede schuf Luther auch dessen Weise, wie Sleidanus meldet. Nach der mir gewordenen Mittheilung eines katholischen Geistlichen soll die Melodie in gleicher Weise aus einem alten Vespertone entnommen sein, als der Text aus dem Psalm. Mag dem sein wie ihm wolle. Text und Musik sind in ihrer jetzigen Verfassung so erz- und echtlutherisch, daß keinem auch nur oberflächlichen Kenner Luthers Vaterschaft zu dem Wesentlichen des Ausdruckes entgehen kann. Dieser Heldenpsalm hat eine förmliche Geschichte*), welche sich in das Gebiet der Sage verliert. Er hat und ist bei den verschiedensten Gelegenheiten und bei denkwürdigen Arten der Weltgeschichte mitgespielt. Die Brauchbarkeit zur Anregung mächtiger Empfindungen bewies dieser „Ruhmpsalm von der gewaltigen Hülfe und sieghaften Beistande Gottes," wie er im Straßburger Gesangbuche von 1541 genannt worden, schon durch die Schnelle, womit sich das Lied aller Orten in Deutschland unter der protestantischen Bevölkerung verbreitete. Wimmer nennt das Lied sehr passend „der evangelischen Kirche Schutz und Trutz" und Schamelius überschreibt es in ähnlicher Weise: „aller frommen verfolgten Christen Trotz und Trost." Sehr evangelisch gesinnte Männer fanden also, im Gegensatze mit Franz Horn, welcher es den demüthigen Triumphgesang eines Christenhelden nennt, daß in dem Liede ein Trotz sich ausspreche, eine Widerstandsanregung aus demselben ausgehe. So ist es auch verschiedentlich gebraucht. Schon 1532 sang die noch katholische Gemeinde Schweinfurt dasselbe ihrem Pfarrer zum Trotz, der es nicht dulden wollte, in der Kirche und die Kinder wiederholten es Nachts auf den Straßen, „worauf (wie Seckendorf in seiner historia Lutheranismi meldet) bald die Reformation daselbst erfolgte." Bekanntlich war dieser Gesang Gustav Adolphs Schlachtenlied. Vor dem Beginne der Schlacht bei Leipzig ließ er von seinem ganzen Heere dasselbe singen und nach erfochtenem

*) Peter Busch hat sich 1731 um die deutsche Hymnologie dieses Verdienst durch Herausgabe seiner: «Ausführlichen Historie und Erklärung des Heldenliedes Lutheri: Eine feste Burg ꝛc.» erworben.

Siege warf er sich mitten unter den Todten und Verwundeten auf seine Knie, dankte Gott und rief mit den Worten jenes Liedes: das Feld muß er behalten. — Eben so ließ Gustav Adolph an seinem Todestage vor dem Beginne der Lützener Schlacht das Lied durch seine Trompeter blasen. Kein Wunder daher, wenn die weiland Gustav-Adolphsvereine zur Weihe ihrer Berathungen bei ihren Versammlungen so häufig diesen martialischen Lutherpsalm anstimmten. Der alte Dessauer, ein Kenner soldatischer Erregungsmittel, nannte das Lied bekanntlich des Herrn Jesu Dragonermarsch, was mir in dem Munde dieses Kriegshelden ein sehr charakteristischer und treffender Ausdruck scheint. Man hat zu seiner Zeit in den Zeitungen den mächtigen Eindruck emphatisch schildern hören, welchen es gemacht, als die Hauptversammlung des Gustav-Adolphvereins am 2. September 1845 zu Stuttgart in der Morgenfrühe sich dadurch einleiten ließ, daß vom Hauptthurme der Stadt die von zwanzig Posaunen geblasene Weise dieses Liedes erschallte. — In ähnlicher Art als die schwedischen Krieger eine Schlachtstärkung aus Luthers geistlichem Liede schöpften, bedienten sich die Hugenotten desselben, indem sie es in den blutigen Kriegen und Verfolgungen zwischen den Jahren 1560—72 täglich sangen und selbst, wenn sie auf dem Schaffotte standen, im Angesicht des Todes. Dieser Umstand hat Anlaß gegeben, daß die Weise des Luthergesanges in Meyerbeers Hugenotten auf die Bühne gelangt ist. Den an- und aufregenden Charakter haben das Lutherlied und sein Vortrag aber auf die glänzendste Weise bei den beklagenswerthen Vorgängen, deren Schauplatz am 12. August 1845 Leipzig war, bewährt. Um nicht abermals parteiisch zu scheinen, melde ich den Vorgang mit den Worten eines gläubigen protestantischen Geistlichen, des Herrn Koch, Pfarrers zu Großaspach in Würtemberg, welcher in seiner Geschichte des Kirchenliedes II. S. 164 sich also vernehmen läßt: In den denkwürdigen Tagen des August's 1845 rottete sich das protestantische Volk in Leipzig vor dem Gasthause auf dem Roßmarkte zusammen, in welchem Prinz Johann von Sachsen verweilte, welchen dasselbe im Verdachte hatte, ein Hauptfeind der protestantischen Glaubensfreiheit zu sein und die Einführung der Jesuitenherrschaft zu begünstigen, und sang ihm, wie aus einem

Munde, trotzend dieses Lied entgegen." Welche Scenen diesem Gesange folgten, wie Steinwürfe die Melodie secundirten, neben welcher auch gewöhnliche Gassenhauer vernommen wurden, ist noch mit Blut in die sächsische Geschichte eingezeichnet. Seitdem hat dieses Lied bei den aufrührerischen Scenen an unzähligen Orten Deutschlands herhalten müssen. So ist dasselbe noch bei unzähligen Veranlassungen gesungen, die nichts mit einer Durchdrungenheit von der Ehre Gottes gemein hatten. Ich glaubte mich aber nach diesem Allen wohl befugt halten zu dürfen, das berühmte Lied, welches sogar eine Menge evangelischer Geistlichen*) unangefochten als ein Trotzlied bezeichnen, nach dem Vorgange eines unter ihnen, die protestantische Marseillaise nennen zu dürfen. Lange Zeit bin ich ein großer Verehrer dieses mächtigen Gesanges gewesen, dessen Gewalt und Heroismus ich auch, nachdem sie so vielfach sich bewährt, alle Anerkennung zu zollen, noch heute nicht das mindeste Bedenken trage. Allein über die durchgängige Christlichkeit von Text und Musik sind mir im Laufe der Zeit verschiedene Zweifel aufgestiegen. Dasjenige Element im Liede, welches auch die unbedingten Vergötterer veranlaßt hat, dasselbe ein Trotzlied zu nennen und welches in dem 46. Psalme doch nur äußerst schwach anklingt, von Luther aber mit großer Vorliebe zum Grundton gemacht ist, scheint mir der höhern Weihe der Christlichkeit zu entbehren. Auch stellt es sich mir als ein unauflöslicher Widerspruch dar**), wenn sich ein Mann, der sich

*) Der Pfarrer der Kirche, welche ich sonntäglich besuche, ein braver, rechtgläubiger Mann, bezeichnete bei dem Reformationsfeste 1847 das Lied als die «Bravour-Arie» der Fortschrittsmänner. Ein jenenser Student nannte es laut Nr. 167 der augsburger allgemeinen Zeitung von 1848 bei Gelegenheit des neuen Wartburgfestes (Pfingsten 1848) «das radicalste Lied, das es giebt,» während ein eisenacher Bürger die drei Verse, welche mit den Worten schließen: Das Reich muß uns doch bleiben, «ganz republicanisch» fand.

**) Dieser Widerspruch begegnet uns aber überall in Luthers Leben. Er hat sich auch in dem Protestantismus fortgesetzt. Geijer (Auch ein Wort über die religiöse Frage der Zeit, S. 27) sagt darüber folgendes Treffende: «Der Protestantismus fing mit dem Widerspruche gegen die katholische Kirche an, aber er trug auch einen Widerspruch in sich selbst und seine Geschichte ist nur die Entwickelung dieses Widerspruches. Er

so oft in der Zerknirschung der Demuth zum Madensacke, zum Erdenwurme herabsetzt und der, wie ich in diesen Blättern

war ein Zurückgehen zur Innerlichkeit der Religion, seitdem diese in den Äußerlichkeiten der römischen Kirche verkommen war, aber das Innerliche ist das Subject selbst. Luther hat das Subject in der Religion vorangestellt, vor das Angesicht des allmächtigen Gottes. In dieser Gegenwart schwand es ihm wieder und konnte nicht bestehen. Es ist merkwürdig und groß, die Angst seiner starken Seele zu sehen. Was er gethan, empfand er zugleich als einen Frevel. Er stellte das Subject voran und konnte nicht anders. Er löschte es wieder aus, vom Gefühle der Gottheit ergriffen und vernichtet. Er verleugnete die menschliche Freiheit; er warf sich in den Abgrund der göttlichen Barmherzigkeit, den ganzen vermittelnden Heiligenhimmel der römischen Kirche verstoßend und verabscheuend und nur das der göttlichen Gerechtigkeit genugthuende Verdienst Christi inbrünstig umklammernd. So stand er wieder am Kreuze, wie das anfängliche Christenthum. Die seitdem verflossene Zeit war ihm eine Zeit des Verderbens. Er verwarf die Tradition; er floh zur heiligen Schrift, als zur Lebensquelle des Glaubens und öffnete diese Quelle dem dürstenden Volke wieder. So hat er die Schrift als höchste und einzige Glaubensnorm hingestellt, obgleich seine vergeblich unterdrückte subjective Willkür in seinem Urtheile über einzelne Theile derselben wieder hervorbrach. In der That setzte er, wenn auch wider sein Wollen und Wissen, seine eigene Überzeugung auch über die Schrift. Er ist hierin, wie in Allem, nicht consequent gewesen. Er ist der Widerspruch selbst, der religiöse Widerspruch, der tiefste, der älteste von allen.» Wenn Geijer nun in diesem Widerspruche Luthers Größe findet, so gestehe ich, ihm in das Verständniß dieser Behauptung nicht folgen zu können, weil ich bei andern großen Kirchenlehrern diesen Widerspruch nicht antreffe, auch wirklich nicht im Christenthume, sondern im Menschen als natürliche Creatur begründet finde. Ich überlasse Andern, sich Geijers Ansicht zurecht zu legen, welcher so fortfährt: «Das Widersprechende, das man Luther vorwirft, ist, wie es bei ihm sich findet, gerade seine Größe. Es ist der dunkle Drang weit auseinander strebender Gegensätze, deren Vermittelung der Zukunft noch vorbehalten sein mag. Die Theologen seiner Kirche haben sich nach ihm nicht so weit verstiegen. Auch stehet er in seinem feurigen innern Widerstreite hoch über der Art von Consequenz, die seine Gehilfen und Nachfolger aus seinen tiefen, leidenschaftlichen Überzeugungen herausgebracht haben wollen.» — Ich gestehe zu, daß aus diesem innern Zwiespalt, welcher sich durch Luthers ganzes Leben ziehet, sich Elemente zu einer tragischen Größe ergeben, welche richtig angewendet, einem Helden auf der wirklichen Bühne, wie auf dem Welttheater zu ungeheuren Erfolgen verhelfen. Für einen Helden

anderwärts nachgewiesen, eine so niederschlagende Vorstellung von der Fähigkeit des Menschen hegt, es mit Gott und dem Guten zu halten, in diesem Liede zu der kühnen Vermessenheit und dem trotzigen Heldensinne emporsteigt, welche sich namentlich im dritten Verse, dem Gipfelpunkte des Ganzen, vernehmen lassen. Die eine Vorstellung scheint mir wie die andere von der christlichen Mitte sich mehr als gebührlich zu entfernen. Sollte hierin wohl der Grund liegen, daß in der Sturm- und Drangperiode während der letzten beiden Decennien des vorigen Jahrhunderts, welche auf Vernichtung der alten Gesangbücher und Liederschätze der protestantischen Kirche ihre Richtung genommen hatte und ihre immer noch sichtbaren Spuren in einer Menge verwässerter und entchristlichter Liedersammlungen hinterlassen hat, das Lied: Eine feste Burg ꝛc. sich in allen diesen Sammlungen seinen Platz zu bewahren gewußt hat, welche sonst nichts von specifisch christlichem Gehalte unangetastet ließen*)?

Über die Entstehung dieses Liedes weichen die Sagen ab. Selneccer**) erzählt, daß Luther dasselbe, als er während des Augsburger Reichstages auf der Koburger Veste sich aufhielt, mit der Laute am Fenster stehend und gen Himmel schauend täglich gesungen habe, weil ihn die Feinde auffressen wollten. Wie wenig er aus diesem Grunde zu diesem Liede zu greifen Anlaß hatte, weiß nun wohl Jeder, welcher die Geschichte jener

---

der Kirche taugen aber meines Erachtens diese Contraste nicht. Denn die Größe eines solchen bestehet eben darin, daß er diesen Widerspruch bezwungen und sich über denselben in die Region zu stellen gewußt, in welcher die Harmonie mit Gott und dem Göttlichen die auseinander strebenden Gegensätze der Menschennatur ausgeglichen hat.

*) Die Herausgeber des 1805 erschienenen Magdeburgischen Gesangbuches wagten auch dieß nicht einmal. Sie senden dem Liede einige Verse voraus, in welchen die Glaubenskraft der Väter gepriesen wird. Mit den Worten: «Sie sangen heldenmüthig» wird Luthers Lied eingeführt, welchem wieder einige Verse folgen, in denen es abermals heißt: «So sangen sie,» damit das XIX. Jahrhundert ja nicht glaube, das Magdeburger Consistorium stimme unbedingt in den Heldenpsalm ein, der ihm wohl zu stark sein mochte.

**) Er schrieb: Historia de initiis causis et progressu augustanæ confessionis et de vita et laboribus D. M. Lutheri.

Zeit einigermaßen kennt. Einige sind der Meinung, daß auf der Koburg das Lied auch entstanden sei, während andere ihm die Wartburg zur Wiege geben, wie z. B. der versificirende Geograph Hübner, welcher meldet, daß Luther den Gesang auf der Wartburg aufgesetzt und nachdem er denselben beendigt, das Tintenfaß darüber ausgegossen, worüber der Teufel weidlich gelacht habe. Eine andere Nachricht läßt diesen Hymnus schon auf der Reise nach Worms entstehen. Dieser Meinung ist auch Weber in seinen Briefen eines in Deutschland reisenden Deutschen. Irre ich nicht, so hat dieser geistvolle Schriftsteller, dessen Briefe ich bei aller Verschiedenheit unseres Standpunktes doch mit hohem Interesse habe lesen können, mich allerdings ganz ohne seinen Willen zuerst bedenklich gemacht gegen die Christlichkeit des Trotzes in diesem Liede. Er hat es wenigstens mit lachendem Muthe verketzert. Denn er denkt sich Luther beim Dichten seines Gesanges in der Kanne, einem Wirthshause zu Oppenheim, mit einer Flasche Wormsfelder Weins neben und die Burgen des Rheines durch das geöffnete Fenster vor sich. Ich bitte um Verzeihung, wenn ich die einem zarten, frommen Lutheranerohre sehr sacrilegisch klingende weitere Äußerung Webers mittheile. Er spricht horribile dictu die Ansicht aus, daß der martialische Vers:

Und wenn die Welt voll Teufel wär'
Und wollten uns verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr;
Es soll uns doch gelingen.

sich bei einer Flasche Wormsfelder Weines in der That am besten ausnehme. So sehr mich eine so auffallende Äußerung anfangs auch in Verwunderung setzte, so bewog mich doch Webers in manchen Stücken sehr gesundes, natürliches Gefühl, derselben näher nachzudenken und die Empfindungen, welche der Vortrag dieses Liedes erweckt, näher zu analysiren. Mir ist in Folge dessen der sich in dem Gesange offenbarende Trotz weit unangenehmer entgegen getreten. Wenn auch nicht die Folge herbeigetrunkener Courage, wie Weber unedel zu verstehen giebt, so mag er sich doch wohl auch Andern als der Hervorgang einer Art geistigen Rausches darstellen, weil sie einen Frevelmuth darin finden wür-

den, wenn ein nüchterner, besonnener Mensch in einer solchen Weise auf den Schutz des Allmächtigen pocht. Ohne mich geradezu dieser Ansicht anzuschließen, halte ich so viel wenigstens jetzt für unumstößlich, daß ein Thomas a Kempis und andere ihm verwandte christliche Geister, welche mit wahrer Demuth begnadigt worden, ein solches verwegenes Trotzlied niemals würde haben dichten können*). Es fehlt gewiß nicht an Leuten, welche da meinen, daß mit der Zerknirschung und Verzagtheit, mit dem Kleinmuthe und dem Gebrauche so manchen eigenwilligen und selbstsüchtigen Mittels, die in Luthers Leben wahrgenommen werden und wo Christus, der rechte Mann, keineswegs glaubensvoll vor den Riß gestellt wird, die Himmel stürmende, Gottes-

*) Doch muß ich zur Steuer der Wahrheit bemerken, daß der große Apostel Indiens und Japans Franz Xaver, den der Geist trieb, auch nach China das Evangelium zu verpflanzen, als man ihn auf alle mögliche Art von dieser Unternehmung abzuschrecken und abzureden suchte, sich in ähnlicher Weise vernehmen ließ. Nur finde ich den Trotz weniger accentuirt. Xaver schrieb (im 130. Briefe): «Ich bin für eine so erhabene Unternehmung durch eine besondere Gnade des Himmels auserwählt. Wenn ich an der Ausführung zweifelte und vor den Hindernissen zurückschreckte, Mangel an Muth hätte, wäre dieses nicht schlimmer, als alle Übel, die mir drohen? Allein was vermögen die Teufel und ihre Diener gegen mich, als was der Herr der Welt ihnen erlauben wird? Und wenn mich dieser große Gott schützt, was habe ich zu fürchten? Gebe ich mich aber auf diese Weise hin, so gehorche ich Jesu Christo, der im Evangelium erklärt: Wer immer sein Leben retten will, wird es verlieren, und wer es um seiner Liebe willen verlieren wird, der wird es finden. Ferner sagt unser Herr: Wer die Hand an den Pflug legt, und ziehet zurück, taugt nicht für das Reich Gottes. Da nun nach dem Ausspruche der ewigen Weisheit der Verlust des Leibes ohne Vergleich weniger zu fürchten ist, als der der Seele, so bin ich entschlossen, ein gebrechliches und elendes Leben, für eine glückselige Ewigkeit hinzugeben. Ich bin entschlossen nach China zu reisen, und nichts kann meinen Entschluß zerreißen, mag die ganze Hölle wider mich aufstehen, ich spotte ihrer, wenn nur der Himmel mir gewogen ist. Denn wenn Gott für uns ist, wer kann wider uns sein.» Xaverius vergaß aber nicht, wenn er sich das Glück dachte, das größte Reich der Erde der Tyrannei des Antichrists zu entreißen, hinzuzusetzen: «Wenn es nämlich Gott gefällt, sich eines so schlechten Werkzeuges, als ich bin, zu einer so herrlichen Unternehmung zu bedienen.»

zwang athmende Verwegenheit, welche den Heroismus des berühmten Liedes trägt, übel zusammen stimme. Blinden Verehrern Luthers, die um so stärker verblendet zu sein pflegen, je weniger sie sich mit dem wahren Hergange der Begebenheiten, deren Mittelpunkt Luther ist und seinem wahren Wesen bekannt gemacht haben, würde freilich die Empfindung einer religiösen Unschicklichkeit, welche Manchen anwandelt, so oft er einem recht angemessenen, vollem Vortrage dieses Liedes beiwohnt, wo die Theilnehmer, wie ein niederer Ausdruck besagt, so recht con amore loszulegen sich gefallen, schwerer beizubringen sein, als mir.

Wie über den religiösen Werth dieser verwegenen Hymne*) hege ich auch meinen bescheidenen Zweifel über den Anspruch Luthers auf jenes bis zu den Wolken erhobene Lob, das seinem muthigen Benehmen auf dem bekannten Reichstage zu Worms dargebracht wird, wo er vor Kaiser und Reich über seine von den Satzungen der Kirche abweichenden Lehrmeinungen Rechenschaft abzugeben hatte. Sein Gang dahin, sein Benehmen bei dem Verhöre, sein Verharren auf den von ihm früher vorgetragenen Lehren, seine kräftigen Betheuerungen werden insgemein als eine unnachahmliche von Gottesbegeisterung gewirkte Großthat in tausenden von historischen Schriften dargestellt, wozu er freilich selbst den Anlaß gegeben haben mag, da ihm selber in seinen Briefen diese Reise hinterher als so etwas Heldenkühnes und Gewaltiges erscheint, daß er über sich selbst und seinen zu Worms dargelegten Muth sich wundern muß. Wenn man seine eigenen Äußerungen zu Rathe ziehet, z. B. die bekannte:

> Ich will gen Worms kommen im Namen des Herrn und dem Behemoth in sein Maul zwischen seine großen Zähne

---

*) Eine gleiche Verwegenheit, welche aber von Lobrednern als große Kraft des Glaubens gepriesen wird, finde ich in folgendem Gebete Luthers, das uns einer seiner Freunde aufbewahrt hat: «Ich weiß, daß Du unser lieber Gott bist, darum bin ich gewiß, Du wirst die Verfolger Deiner Kinder vertilgen. Thust Du es nicht, so ist die Gefahr Deine sowohl als unser; die ganze Sache ist Dein; fallen wir, so fällt Christus mit, der Regierer der Welt.»

treten und Christum bekennen, allen Pforten der Hölle und den Fürsten der Luft zum Trotze: wenn auch so viele Teufel darin wären, als Ziegel auf den Dächern, wenn sie ein Feuer machten, das zwischen Wittenberg und Worms bis an den Himmel reichte.

so wird man geneigt zu glauben, daß die Composition seines berühmten Gesanges allerdings mit dem Zuge gen Worms in Verbindung stand. Es frägt sich: ob nicht gerade in den obwaltenden Umständen für Luther psychologischer Reiz und Anlaß lag, so zu erscheinen und aufzutreten, als er sich zu Worms zeigte? Ich glaube, daß diese Frage zu bejahen ist. Die Reise nach Worms hatte zunächst gar nichts Bedenkliches. Der vom Kaiser selbst unter hauptsächlicher Mitwirkung von Luthers Gönner: Friedrich dem Weisen, ausgefertigte, in Luthers eigenen Werken abgedruckte Geleitsbrief, enthält so unzweifelhafte, bündige, auf das Bestimmteste gewählte Ausdrücke, daß jede Besorgniß vor einem Bruche des Geleites und sonstiger Gefahr und Verkümmerung fern lag und der Brief auch dem eigensinnigsten Sicherheits-Commissarius die größte Zuversicht hätte einflößen müssen. Dazu hatte er noch besondere Geleitsbriefe von seinen Gönnern und andern Fürsten, deren Länder er auf der Reise berühren mußte, aufzuweisen. Der vergleichende Hinweis auf eine ähnliche Ausrüstung Hussens zur Reise nach dem Concile zu Kostnitz, den manche Historiker bei dieser Gelegenheit belieben, um Luthers Muthe ein glänzendes Relief zu geben, ist ganz unzutreffend, da nicht allein der Handel ein ganz anderer, sondern auch die Umstände ganz verschieden waren, wie hier nicht näher auseinandergesetzt werden kann und gerade der Vorgang mit Huß Luthers Gönner zu Vorkehrungen gewitzigt hatte, daß auch schlimmsten Falles ihrem Schützlinge ein solches Schicksal nicht begegnen konnte. Von Obrigkeits wegen konnte ihm auch nicht ein Haar gekrümmt werden. Noch weniger hatte er vom Volke etwas zu befürchten. Der Beifall desselben, den Luther unterwegs überall einerntete, machte ja die Reise zu einem wahren Triumphzuge. Alles war begierig den Mann zu sehen und anzustaunen, welcher es gewagt hatte, dem Papste den Krieg zu erklären. In Worms schätzten sich Hohe und Geringe höchst glücklich, wenn der gefeierte Mann die Schwelle ihrer

Wohnung betrat. Viele stiegen auf die Dächer, um den Doctor Martinus zu sehen. Ja aus der dicht gedrängten Menge wagte ein Unbekannter öffentlich den verwegenen Ruf zu erheben: Selig der Leib, welcher Dich getragen! Ein öffentlicher Anschlag verkündete, daß 400 Edelleute und 8000 Bauern für Luther einzustehen bereit seien. Thomas Münzer, ein Abkömmling der Reformation, sagt in seiner Schrift: Wider das sanft bebende Fleisch in Wittenberg hierüber: „Daß Du zu Worms vorm Reich gestanden bist, Dank hat der deutsche Adel, dem Du das Maul also wohl bestrichen hast und Honig gegeben, denn er wähnte nit anders, Du würdest mit Deinen Predigten beheimische Geschenke geben, Klöster und Stift, welche Du jetzt den Fürsten verheißest. So Du zu Worms hättest gewankt, wärest Du ehe erstochen worden vom Adel, denn losgegeben, weiß doch ein Jeder.“ Hagen, Band II. S. 147. Unter solchen Umständen läßt sich leicht ein Vertrauen zur Gerechtigkeit und eine Hoffnung zum Fortgange der Angelegenheit gewinnen, deren Förderung man sich zur Lebensaufgabe gemacht hat. Wenn dann die Überzeugung sich mit dem Accente einer gewissen Unerschütterlichkeit ausspricht, so braucht man dazu nichts Übermenschliches, keine der Wahrheit der Lehre innewohnende Siegeskraft zu Hülfe zu rufen. Luther wußte recht wohl, daß er bei seinem Verhalten nichts wagte und hatte Einsicht genug, zu erkennen, daß gerade dieses Verhalten das einzig richtige war, um sich die Anhänger, die er einmal erworben, zu erhalten und den Abfall derer zu verhüten, welche durch die drohende Stellung und Macht des Reichstages etwa in ihrer Freundschaft zu ihm und im Vertrauen zu seiner Sache sich hatten wankend machen lassen. Wer konnte ihm aber auch auf dem Reichstage etwas anhaben? Der Kaiser hatte daselbst auch nicht über einen waffenfähigen Mann zu gebieten. Luthers fürstliche, gräfliche Freunde und gnädigen Herren dagegen waren gerüstet und schlagfertig. Gleichwohl konnte Luther, welcher die Größe und Wichtigkeit des Schrittes, den er zu Worms thun mußte, nicht verborgen blieb, der Anwandlung einiger Furcht sich nicht erwehren, als er zum ersten Male die glänzende Versammlung der Reichsfürsten und deren Abgeordneten betrat und beim ersten Verhöre überschlich ihn eine zaghafte Unentschiedenheit. Er bekannte, wie er in seinen

Schriften zorniger und in seinem Schimpfen zügelloser gewesen, als es sich für einen Menschen, der in die Geheimnisse des christlichen Glaubens eingeweihet ist, geziemt habe. Er erbat sich auf die Frage:

> ob er den Inhalt seiner Schriften, namentlich dasjenige, was er wider die heiligen Concilien, die Decrete der Väter, die uralten Einrichtungen und Gebräuche der Kirche vorgebracht, widerrufen oder dabei verharren wolle,

Bedenkzeit, um eine so wichtige Frage, die den Glauben, die Seligkeit und das Wort Gottes betreffe, gehörig zu erwägen. Dieses Fristgesuch im entscheidenden Augenblicke kann ich mir unter den obwaltenden Umständen nur als ein plötzliches Erlöschen oder Ermatten jener Zuversicht deuten, mit welcher er sich sonst einen Gottgesandten, berufen zum Apostel- und Prophetenamte, glaubte und wußte. Es war ihm ja, wie auch bei Bewilligung der Bedenkfrist hervorgehoben wurde, schon längst bekannt, weshalb er nach Worms berufen worden und hatte Zeit genug gehabt, seinen Entschluß zu fassen. Er hat auch in seiner Herberge wohl wenig dazu gelangen können, sich zu bedenken und eine Erklärung zu ersinnen, die er nicht schon in petto gehabt haben sollte, als er zu Worms eintraf. Denn, wie er selber meldet, so erhielt er eine Menge Besuche vieler vornehmen Leute, welche ihn durch Zuspruch ermunterten und ihm zu erkennen gaben, daß er mit der Erklärung, in deren Abgabe er zaghaft gewankt hatte, ohne Gefahr hervortreten könne. Unter solchen Umständen war die bewilligte Bedenkzeit von 24 Stunden viel zu gering, um auch nur in Gedanken den Inhalt seiner Schriften in der Art zu durchlaufen, daß er darüber eine Erklärung, wie die geforderte, hätte abgeben können. Er konnte im Wesentlichen nichts Anderes erklären, als was er auch am Tage zuvor eben so gut zu sagen gewußt haben würde. Nun erst, nachdem während der bewilligten Frist schmeichelhaftes Zureden und Lobeserhebungen die alte Unbeugsamkeit seines auf Momente schwankend gewordenen Entschlusses wieder hergestellt hatten, gab er jene berühmte, ihm als unvergleichlichen Heldensinn angerechnete Erklärung ab, welche Legionen von historischen Lobrednern als einen Heiligenschein um Luthers

geschichtlichen Ruhm legen. Dieselbe war gar kein vereinzelter Act des Starkmuthes, welchen ein großer Augenblick geboren, sondern der Anfang jener Unbeugsamkeit und jener Verwegenheit, welche den Reformator zu dem überlegten Entschlusse brachten, in der Widersetzlichkeit gegen die Satzungen der alten Kirche und deren Vertheidiger nimmer abzulassen. Er gefiel sich darin nachher so, daß er versicherte: „Das soll mein Ruhm und Ehre sein, will's auch so haben, daß man von mir hinfort sagen soll, wie ich voll böser Wort, Scheltens und Fluchens über die Papisten sei ꝛc. Ich will auch hinfort mich mit den Böswichten zu fluchen und zu schelten bis in meine Gruben, und sollen keine guten Worte mehr von mir hören. Ich will ihnen mit meinen Donner und Blitzen also zum Grabe läuten." Ich vermag den gepriesenen, großartigen, übermenschlichen Heldenmuth, den die gewöhnliche Geschichtschreibung in Luthers Auftreten vor dem Reichstage hineinlegt, keineswegs unbedingt anzuerkennen und sehe dergleichen Eigenschaft weit stärker in andern Äußerungen und Lagen des Reformators hervortreten, wo sie aber bei weitem nicht so hoch angeschlagen wird, weil die Wichtigkeit des Anlasses und die Feierlichkeit der Gelegenheit ihm dabei nicht so zu Statten kamen, als in dem Wormser Falle.

Von Erasmus und Luther, durch welche ich zu weiten Abschweifungen veranlaßt bin, die mich jedoch unwillkürlich meinem Ziele näher geführt haben und mir bei späterer Besprechung des Gegenstandes größere Kürze gestatten werden, muß ich mich nun zu Adolph Müllers Buche, von dem meine Ausschreitung anhob, und meiner weitern Lectüre im Jahre 1828 zurückwenden. Diese zog sich unvermerkt immer mehr in das offenbarungsgläubige Gebiet. Hierzu war mein mehrfach erwähnter Freund, der enthusiastische Schleiermacher-Verehrer, die Hauptveranlassung. Noch stärker, als bei mir, war durch den großen Gottesgelehrten bei ihm das Bedürfniß nach wirklich positivem Inhalte des Glaubens geweckt und zur Umkehr von den blos verneinenden Tendenzen der Aufklärung des vorigen Jahrhunderts, so wie des Philosophismus, dem er freilich in einem weit höhern Grade ergeben gewesen war,

als ich. Den blos verständigen Operationen des Rationalismus war ich schon durch meine Sympathie mit der Jacobischen Philosophie bedeutend entfremdet worden. Was der Urheber derselben mit einiger Unklarheit und Schwanken in der Terminologie bald Glauben, bald Gefühl, bald Bewußtsein genannt, deutete auf etwas Unmittelbares im menschlichen Geiste hin, das durch keine Denk- und Schlußkunst hervorgerufen, aber auch durch dieselbe nicht zerstörbar, sich bequem an das ebenfalls unmittelbar Gewisse des christlichen Supranaturalismus anschloß, wie denn auch Schleiermacher die eigenthümliche Beschaffenheit der religiösen Überzeugung auf das Selbstbewußtsein zurückführt, welchem das Abhängigkeitsbewußtsein unzertrennbar innewohnt. In dieser Verfassung kam es uns nicht schwer an, eine Menge dogmatisches Material, welches der Vulgar-Rationalismus längst antiquirt hatte, wieder an uns kommen zu lassen, damit Bekanntschaft zu machen und davon in uns aufzunehmen, was wir eben zu verdauen vermochten. Durch meinen Freund erhielt ich Twestens und Knapp's Dogmatiken, so wie Fischers Einleitung zur Dogmatik mitgetheilt und las und studirte dieselben mit Interesse.

Sacks damals so eben erschienene christliche Apologetik, welche mir mein Freund ebenfalls zutrug, machte mir eine besondere Freude. Sie ist gewiß mit Schuld, daß ich unter den pietistischen Anfechtungen, welche ich damals bestand, nicht in den gewöhnlichen so sehr verderblichen Irrthum gefallen bin, Wissenschaft und Kunst als irdische, eitele, dem Seelenheile verderbliche Dinge zu betrachten, sondern die gesunde Anschauung davon mir zu erhalten, zu kräftigen und dieselbe zu christlicher Klarheit zu fördern. Hier fand ich zum ersten Male in einem wissenschaftlichen Werke und noch dazu von einem Theologen dem denkenden Vermögen des Menschen die richtige Stelle im Verhältnisse der Religion angewiesen und kam darüber selbst zu hellerm Bewußtsein. Es ward mir verständlich, wie in dem Umstande, daß das Christenthum seine Bekenner eine Weisheit aus Offenbarung und Mittheilung Gottes lehrt, ein sicheres Mittel gegen die Überschätzung menschlicher Weisheit und namentlich der Philosophie geboten ist. Ich erkannte ihren Beruf, eine Begleiterin des religiösen Erkennens und Handelns, eine Vermittlerin zwischen dem religiösen Gefühl und Denken zu sein.

Aber indem ich eine klarere Vorstellung davon gewann, daß der Philosophie ein Primat weder im Geiste noch im Gemüthe des Menschen zuzugestehen, vermochte ich sie doch noch als eine der Vervollkommung durch das christliche Leben selbst entgegengehende, die Harmonie des Innern befördernde Ausbildnerin des betrachtenden und denkenden Vermögens anzusehen. Hieraus entwickelte sich bei mir die nachmals bis zu einem Bedürfnisse gesteigerte Ahnung, daß man frei wissenschaftlich zu forschen und zugleich christlich tief zu erkennen im Stande sein müsse. Noch stärker aber befriedigte Sack mich durch die Versöhnung des ästhetischen Gewissens mit dem religiösen, indem er zeigte, wie das Christenthum belebend und reinigend auf die Kunst wirke, indem es ihr eine übersinnliche Welt der Wahrheit als Grundlage unterbreite und zum Ziele stelle. Sack zeigte mir die unverkennbare Verwandtschaft zwischen Kunst und Offenbarung, indem beide zum Bewußtsein einer von der wirklichen verschiedenen Welt mit Nothwendigkeit hinführen, die höchste Aufgabe der ästhetischen Thätigkeit sich darin zu bewähren hat, daß sie Kunstwelt und göttliche Welt als eine und dieselbe darstellt, wogegen wenn die Thätigkeit des Künstlers sich ein niedrigeres Ziel steckt und die eine Welt von der andern gesondert hält, indem sie vorzugsweise auf die Fülle der äußern sinnlichen Welt ihre Richtung nimmt, nur etwas Herabziehendes und Gemeines schaffen wird. Von Sack erfuhr ich, wie der wahre Adel der Kunst nur dann zu Theil werde, wenn der Künstler der wahren Religion sich zuwende, welche sein Gemüth in eine wahrhaft objective, göttliche Welt versetzt, mit ihren geistigen Kräften sein Innerstes rührt und seine schaffende Phantasie befähigt, aus den objectiven Elementen der wirklichen Welt ein Ganzes zu bilden, welches eine Leuchte für die übersinnlichen Gebiete wird, auf welche die wahre Kunst die Aussicht eröffnen will. Wie angenehm ich durch eine solche Betrachtungsweise bei der Ehrerbietung, welche ich unbewußt, wie bewußt von jeher für die wahre Kunst empfunden, berührt worden, ist leicht begreiflich. Ich fand hierin meine dunkele Vorstellung zum verständlichen Gedanken und Wort ausgeboren und lernte begreifen, daß einer christlichen Frömmigkeit die Beschäftigung mit der Kunst nicht nur wohl anstehe, sondern daß letztere die erstere schlechthin gar nicht entbehren könne, wenn

sie das höchste leisten wolle. Diese Einsicht war mir höchst wichtig, denn auf den Weg zu dem Wahne, daß die Kunst ein Teufelsblendwerk sei, hätte ich, wie so Viele, leicht gerathen können, wenn sie mich nicht dafür behütet hätte.

Der Religionsenthusiasmus, der meinen lebhaftern Freund ergriffen, fühlte ein thätiges Bedürfniß, sich mit Allen, welche ein irgendwie religiöses Streben verfolgten, in Verbindung zu setzen, was ihm um so leichter ward, als er Theologe war und dadurch in mancherlei Verbindungen mit den Geistlichen und ihren Gemeinden trat. Ich weiß nicht, ob er hierzu den ersten Schritt gethan, oder ob die Stillen im Lande, deren unter dem Handwerkerstande in unserer Stadt sich doch auch eine namhafte Anzahl befanden, zu denen mehrere höhere Staatsbeamte sich herabzulassen, kein Bedenken trugen, in ihm eine gute Eroberung witterten. Genug! Es währte nicht sehr lange, so hatte mein Freund einen durchaus pietistischen Umgang, auch Zuspruch von Handwerkern, unter denen auch ein frommer Schuster nicht fehlte. Gestattete ich auch auf die geschilderte Weise hierzu genugsam präformirt, einer Menge altkirchlicher Sätze allmählig in meinem Bewußtsein wiederum eine Aufnahme, so erschien mir der Proceß des Umschwunges der kirchlichen Denkart bei meinem Freunde ein zu rascher und plötzlicher. Es war unmöglich, von Dräsekes und Schleiermachers Predigten (welche auch mein ästhetisches Interesse befriedigten) erbauet, mich mit gleicher Theilnahme dem wohlgemeinten, frommen Gesalbader ungebildeter Menschen zuzuwenden, deren Christlichkeit mir ohnehin bei dem Makel, welchem die Pietisterei einmal in der öffentlichen Meinung unterlag, noch von zweifelhafter Natur erschien. Zwar war jener Spottname damals sehr wohlfeil. Denn man konnte sich denselben mit Leichtigkeit erkaufen, wenn man die Kirche nur etwas regelmäßig besuchte, über dem Lesen der Bibel von einem Aufgeklärten betroffen ward, oder vollends gar mit seinen Hausgenossen eine gemeinschaftliche Erbauung in seinen vier Pfählen veranstaltet hatte. Dergleichen würde ich weniger gescheuet haben. Allein vor dem Conventiculwesen hatte ich, als vor einem widerwärtigen Separatismus die allerhöchste Abneigung. Diese ist mir beständig verblieben und ich kann dafür meinem Schöpfer nicht genug danken. Von jeher em-

pfand ich den tiefsten Abscheu gegen diese Zusammenkünfte, in welchen sich nach dem, was mir darüber mitgetheilt worden, in der Regel nur ein geistlicher Hochmuth spreizt, wenn nicht noch üblere Dinge darin getrieben werden, wie die königsberger Mucker und die sächsischen Stephanisten nachher sattsam haben erkennen lassen, welche einer Unzucht, die selbst ein entartetes und sittlich verkommenes Geschlecht abscheulich findet, die religiöse Weihe zu ertheilen sich unterfingen.

Luthers Lehre von der Sünde und Gnade, so wie der Unfreiheit des menschlichen Willens im Guten, die ich deshalb oben näher berührt habe, mußte bei beschränkten Köpfen zur Übertreibung führen, die Schwere der Sündenschuld als total zu setzen und die sittliche Freiheit wie eine Chimäre zu betrachten. Wenn Leute von solchen Überzeugungen, die in dem ordentlichen Gottesdienste und in den gewöhnlichen Predigten diese Saite, welche sie immer anschlagen hören möchten, nicht hinreichend berührt finden, so legt es sich ihnen nahe, außer der Kirche zusammen zu kommen, um über die verderbte Menschennatur zu seufzen, welche diese Kinder Gottes in ihrer vermeintlichen Erleuchtung hauptsächlich darin zu erblicken sich gefallen, daß man in gottloser Sicherheit des auserwählten Häufleins spottet. Am verdächtigsten bei diesen frommen Zusammenkünften war mir die Bemerkung, daß die Eingeweiheten größtentheils gemeine Leute waren, welche im bürgerlichen Leben meistens in Folge ihrer Kopfhängerei und Betbrüderschaft Ritter von der traurigsten Gestalt spielten. Handwerker, ehemals als gar fleißige und ordentliche Leute rühmlich bekannt, hatten, seitdem sie sich den Andachtsübungen ergeben, welche ihnen den schwachen Kopf in den frommen Versammlungen umnebelten, die Hände in den Schooß gelegt und ihr Gewerbe feiern lassen. Die nothwendige Folge war ein rückgängiger Haushalt, Mangel und Noth. Die Familien dieser Erleuchteten mußten darben, und dem Einen unserer Erweckten starb ein Kind buchstäblich vor Hunger. Weit entfernt, in sich zu gehen, pries der Unglückliche die großen Thaten Gottes, welcher das Kind der Erdennoth und Unvollkommenheit enthoben und es zu seinem Engel angenommen. Er machte Anstalten, die ihm gebliebenen Kinder in gleicher Weise zu engelisiren. Ich weiß nicht, ob er damit zum Ziele gelangt oder ob

ihm, wie sich's gebürte, von Polizei wegen das gottgefällige Handwerk gelegt worden. Andern Mitgliedern dieser frommen Zusammenkünfte ward gleichfalls nachgesagt, daß sie, je vollkommener sie in ihrer Meinung als Gotteskinder werden, desto schlechtere Hausväter und Bürger abgäben. Einig waren aber diese Auserwählten in einer eigenthümlichen Liebloſigkeit und Verdammungssucht gegen die Weltkinder. Ich sahe solche fromme Leute öfters bei meinem Freunde, konnte aber niemals den mindesten Geschmack an ihnen finden. Das gespreizte und hochtönende fromme Gewäsch, das sie zu vernehmen gaben, kam mir gar zu abgeschmackt vor und unwürdig eines wahren religiösen Ernstes. Bewahrte mich der natürliche Abscheu vor den bornirten Kreisen, in denen sich die Andächteleien dieser Erweckten bewegten und umherirrten, so entzog ich mich doch minder der mittelbaren Theilnahme an ihrem Treiben, welche in dem Lesen der zahlreich mir zugespielten Tractätchen sich bethätigte. Ich habe in den Jahren 1828 und 1829 eine ziemliche Anzahl dieser Schriftchen kennen gelernt, welche es sich insgemein zur Aufgabe gestellt hatten, in vermeintlich ansprechender Form einen Satz des Glaubens abzuhandeln. Obgleich ich es damals für eine Art Pflicht hielt, von dieser mit einer beispiellosen Betriebsamkeit unter das Volk gebrachten und überall hin verbreiteten Literatur gehörige Kenntniß zu nehmen, so fand sich doch mit wenigen Ausnahmen mein ästhetisches Gefühl durch die geschmacklose Behandlung von Wahrheiten verletzt und zurückgestoßen, welche für sich zu einem angemessenen Ausdrucke zu begeistern, hätten im Stande sein müssen. Fast ohne Ausnahme predigten diese Tractaten einen lässigen Quietismus, der Alles, auch das in unsere Willkür Gelegte, von der göttlichen Gnade erwartet und darüber die Forderung des nächsten Augenblickes nicht selten übersiehet. Hier machte sich die Anmaßung breit, auf einem abenteuerlichen, willkürlichen Lebensgange Alles was dem Helden der Historie irgend Gutes begegnet, einer *unmittelbaren* göttlichen Einwirkung zuzuschreiben. Es ging mir wie Göthe'n mit seinem Freunde *Jung Stilling*. Denn so wenig als dem gefeierten Dichterfürsten, wollte meiner geringen Person die Vorstellungsart weder in den Sinn noch geläufig werden, Alles, was aus unserm Leichtsinne und Dünkel, übereilt und vernachlässigt,

schlimme, schwer zu ertragende Folgen hat, gleichfalls für eine göttliche Pädagogik zu halten. Göthe konnte also den guten Freund, welcher ihm in der Art der Tractaten das Räthsel seiner Tage zurechtlegen und ausbilden wollte, nur anhören, ihm aber nichts Erfreuliches erwidern. Doch ließ er ihn, wie so viele Andere, gern gewähren und schützte ihn später wie früher, wenn man, gar zu weltlich gesinnt, sein zartes Wesen zu verletzen, sich nicht scheuete. In dieser Behutsamkeit theilte Göthe dem frommen Freunde auch den Einfall eines schalkischen Mannes nicht mit, der einmal und, wie ich meine, höchst treffend ausrief: „Nein! fürwahr, wenn ich mit Gott so gut stände, wie Jung, so würde ich das höchste Wesen nicht um Geld bitten, sondern um Weisheit und guten Rath, damit ich nicht so viele dumme Streiche machte, die Geld kosten und elende Schuldenjahre nach sich ziehen." (Göthes nachgelassene Werke, VIII. Bd. in 8. S. 29.) — Ich hatte von Natur, welche auch jenem diese Empfindungen eingeflößt, einen natürlichen Abscheu, auf die empirische Laufbahn eines Menschen eine große Wichtigkeit zu legen und Alles darin mit der Überzeugung, daß Gott hier unmittelbar einwirke, für übernatürliche Bestimmung zu halten, weil ich die Spontaneität doch auch als einen Factor unserer geistigen Natur erkannte, welcher auf die Gestaltung des Lebensganges eines Menschen von dem erheblichsten Einflusse ist und die einzelnen Schicksalsmomente ganz augenscheinlich bedingt. Ich kam kraft dieser Wahrnehmung auch bald genug von dem Interesse zurück, welches ich meinem Freunde zu gefallen, an diesem frommen Schunde, wofür ich einen großen Theil der Tractatenliteratur erkannte, eine Zeit lang genommen hatte.

Einen bleibendern Geschmack fand ich an Hengstenbergs Evangelischer Kirchenzeitung, welche damals ein ganz junges Blatt war und die vom Anfange an ihre Sache mit Geist*) verfocht, auch

*) Es ist noch viel zu wenig anerkannt, wie der wegen seiner Buchstabenrichterei verschriene Hengstenberg ungleich mehr Geist und tiefere Reflexion entwickelt, als ganze Dutzende seiner flachen Gegner, welchen

dazu Talente außerhalb des theologischen Kreises in Bewegung zu setzen verstand. Den Geist christlicher Liebe vermißte ich an diesem Blatte weit weniger, als die zahlreichen Gegner, welche demselben gleich vom Anfange an erwuchsen und die es durch die Zahmheit der bisherigen Polemik verwöhnt, nicht vertragen konnten, daß ein neues Zeitblatt mit Entschiedenheit den gefährlichen Glaubensneuerungen sich widersetzte und kräftigst den alten Glauben neu zu stützen unternahm. Diesem Blatte schuldet die positive Fraction der protestantischen Kirche große Verbindlichkeiten. Es schaarte die Anhänger des Offenbarungsglaubens unter seine Fahnen und hat zur Conservation einer Menge Elemente beigetragen, welche ohne dieses Vereinigungsband auseinander gefallen und der protestantischen Kirche verloren gegangen sein würden. Noch jetzt ziehet mich dieses gesinnungsvolle Blatt an und ich bin, wie sehr ich auch in vielen Einzelnheiten und namentlich der übertriebenen Verehrung Luthers, für meine Person anderer Meinung sein muß, noch heute als Mitabonnent auf dieses Blatt ein eifriger Leser desselben. „Hengstenberg ist (so sagt W. Menzel in seiner deutschen Literatur) im Gefühl der theologischen Verirrungen von Zorn ergriffen worden, und wahrlich, ich ehre diesen Zorn, denn ich theile ihn sattsam, aber Hengstenberg ist unduldsam, schüttet das Kind mit dem Bade aus, eifert ohne Gerechtigkeit und ist darum selbst Schuld, wenn er nichts ausrichtet. Man muß die Hühner aus dem Garten jagen können, ohne selbst deshalb die Beete zu zertreten.“ — So sehr ich dem ersten Satze beitrete, so sehr muß ich Bedenken tragen, die letzte Hälfte des Ausspruches zu unterschreiben, wenn ich nicht auch auf Menzel den Stein werfen darf, wofür ich mich doch bestens hüten werde. Wie Hengstenberg seinen Gegnern, so ist auch Menzel den seinigen gegenüber getreten und ich halte dafür, daß Menzel an jenem nicht zu viel mäkeln darf, wenn er nicht ein Heautontimorumenos werden will. Es

derjenige, der nicht mit ihnen auf einem Horn bläset, ohne Weiteres ein Obscurant, ein Unwissender und ein Heuchler ist und wenn er im kleinen Finger mehr Wissenschaft, mehr Wahrhaftigkeit und geistreiche Tiefe stecken hätte, als eine ganze Legion polternder Freikirchler und Selbstgläublinge im ganzen Körper.

dürfte wohl schwer sein, sich des Eifers zu erwehren gegen Leute, welche die religiöse Gemüthsverfassung, in der wir mit denen, welche seit 1800 Jahren sich wahre Jünger Christi nennen zu dürfen beflissen waren, übereinstimmen, in anmaßendem Urtheile eine untergeordnete Stufe des Gemüthslebens zu nennen; es ist wohl verzeihlich, wenn die Bemeisterung des Zorns Weisheitlingen gegenüber nicht gelingen will, welche, was uns heilig und theuer ist, Schlamm des Gefühles und Brei des Herzens zu nennen belieben. Menzel hat sicherlich nicht minder geeifert gegen die Atheisterei und die freche Liederlichkeit, welche die moderne Belletristik in ihrem ästhetischen Abschaume der lesehungrigen Welt darzubieten, sich unterstanden. Ich aber finde nicht, daß die Hengstenbergische Kirchenzeitung von ihrer selbstgestellten Aufgabe abgewichen:

> in streng gehaltener Einheit die evangelischen Wahrheiten, wie sie in der heiligen Schrift enthalten und aus derselben in die Bekenntnißschriften der (protestantischen) Kirche abgeleitet sind, zu begründen und zu vertheidigen.

Ihre Hoffnung, durch dieses Gebahren

> bei den Einzelnen das lebendige Bewußtsein der Einheit, theils mit der evangelischen, theils mit der gesammten Kirche aller Jahrhunderte stärken und zu einer allgemeinen Verbindung aller wahren Glieder der evangelischen Kirche beitragen zu können,

ist soweit hierbei überhaupt bei den der Unternehmung anklebenden Grundfehlern, von einem Gelingen die Rede sein kann, nicht fehl geschlagen. Denn sie hat diejenigen vereinigt, welche ein gemeinschaftliches Verlangen nach Wiederherstellung des fast abhanden gekommenen kirchlichen Gemeingeistes belebte, welche der Schmerz über die Zerrissenheit und Verödung der Kirche zu Genossen einer Trauer machte. Auch hat sie der Vereinzelung positiv christlicher Elemente und Talente entgegengewirkt. Mit geistlicher und weltlicher Gelehrsamkeit, mit den Waffen treffenden Witzes und glänzenden Geistes sucht sie unter den Vereinzelten eine kraftvolle Geistesgemeinschaft wieder herzustellen und wirkt überall anregend und befruchtend in ihrer Weise. So hat sie einen immer weiter ge-

wordenen Kreis von Lesern aus allen Ständen um sich versammelt und demselben im Interesse an ihren Bestrebungen und Erfolgen einen gemeinsamen, belebenden Mittelpunkt geschaffen. Dabei ist ihr eine gewisse beharrliche Einseitigkeit bei den Meisten sehr zu Statten gekommen und hat ihr eine große Zahl von Anhängern zugeführt. Sie hat in dem Bestreben nach Verwirklichung ihres Ideales einer evangelischen Kirche auf den Grundlagen von deren Bekenntnißschriften alle sich gleich berechtigt erachtenden Richtungen, welche convergent, oder auch nur parallel, oder gar divergent mit ihr laufen, ignorirt oder feindselig behandelt und sich verleiten lassen, wenn ihr die Wahrheit, namentlich die historische, unbequem und vielleicht widersächlich in den Weg trat, neben derselben vorbei zu gehen, um sie nicht anerkennen oder ihr weichen zu dürfen. Solches ungeirrte viele Jahre fortgesetzte Gebahren mußte nothwendig Eindruck machen. Denn Consequenz ist ein Zug, der namentlich einfachen und beschränkten Naturen gewaltig zu imponiren pflegt. Die Natur hat nun einmal wenig universelle Geister geschaffen, denen es Bedürfniß ist, die christliche Wahrheit nach allen Richtungen hin zu verfolgen und die vielen Wege aufzuspüren, welche an derselben münden. Die meisten Sterblichen kommen über eine gewisse Beschränktheit, die ihnen nicht sowohl angeboren als anerzogen worden, selten hinaus. Sie leben ihr ganzes Leben in einer unbewußten und unverschuldeten Einseitigkeit dahin, welche es ihnen unmöglich macht, eine ungefähr eben so berechtigte entgegengesetzte Einseitigkeit gelten und bestehen zu lassen. In den meisten Familien giebt es gewisse eingeborene, einheimische und eingeübte Maximen und Ansichten, deren assimilirende Atmosphäre alles von außen Hineingetragene ergreift und unter ihr Regiment bringt oder, wenn der Uniformirungsproceß nicht gelingen will, als feindseliges Element wieder hinausstößt. Dieser spiritus familiaris, welcher mehr und minder in jeder Hausgenossenschaft seine Macht übt, hat es an sich, alle obschwebenden Fragen nur nach der ihm geläufigen Seite hin anzusehen, zu beurtheilen, zu besprechen. Alle dem Hausgeiste widerstrebende Ansichten werden zurückgewiesen oder auf alle Fälle wird ihnen keine gleiche Berücksichtigung gestattet, während Alles, was auf die Hausmühle Wasser zu gewähren verspricht, gern von Außen eingelassen und will-

kommen geheißen wird, wenn es auch noch so halt- und gehaltlos oder wahrheitswidrig ist. So werden unter Leitung des Stimmführers in der Familie deren Genossen Jahre lang und wohl auch zeitlebens immer stets nach einer und derselben Richtung hin bearbeitet und bearbeiten sich mit seltenen Ausnahmen gegenseitig im gleichmäßigen Tritte des Familienrades. Man bekömmt gegenseitig nur zu hören, was der herrschenden Ansicht genehm ist und es wird durch die Länge der Zeit bei denjenigen Familienmitgliedern, welche auch anders von der Natur angelegt waren und den Ansatz zu einer andern Richtung und Denkweise erhalten hatten, eine völlig künstliche Meinung erzeugt. Denn wenn immer ein und dasselbe vernommen wird, alle Gedanken und Empfindungen in einerlei Strom und nach einerlei Ausgange hingetrieben werden, ohne daß ein Widerspruch sich geltend machen kann oder auch nur hören läßt, wenn die entgegengesetzte oder selbst nur die abweichende Weise immerfort abgewiesen und als verkehrt bezeichnet wird, so lassen sich die ursprünglich zu anderer Denkweise organisirten Glieder einer häuslichen Genossenschaft, weil sie weder die Reife noch die Selbstständigkeit besitzen, welche dem Schwimmen wider den Strom ein Gelingen verheißt, Ansichten aufreden oder mindestens gefallen, zu denen in ihrem Sinne anfänglich vielleicht auch nicht die geringste Verwandtschaft angetroffen ward. Auf eine besonders auffallende Weise zeigt sich vorzugsweise in protestantischen Häusern diese Familieneinseitigkeit in religiösen Angelegenheiten und es ist selten, daß die Windfahne, welche das Familienhaupt, der Bischof des Hauses, aufgesteckt hat, nicht seinem ganzen Anhange zum Augenmerke diente. Die Auffassungen des Christenthumes, wie sie im Kopfe des Familienleiters vor sich gehen und beliebt werden, machen sich in den Abhänglingen in der Regel dergestalt zum stereotypen Abdruck, daß keiner derselben in seinem Innern dagegen ein Bedenken laut werden zu lassen sich unterstehet. So ist leider in den meisten Familien die Überzeugung der Mitglieder das Echo des Hauptes, eine künstlich gemachte, aufgedrungene, gedankenlos hingenommene und nachgesprochene Ansicht. Man mache nur, wie ich durch sehr auffallende, von mir gemachte Erfahrungen bestätigen kann, den Versuch mit den am Familienleitseile Geführten, auf etwas, namentlich Religiöses näher einzugehen und man wird mit Erstaunen bemerken, daß die

Leute in den aus jener Richtung, der sie zu folgen gewöhnt sind, hinausführenden Fragen, völlig neu sind, daß sie das, worüber sie mit anscheinender Zuversicht und Entschiedenheit sprechen, gar nicht kennen, sondern daß sie blos zur Gewohnheit gewordene Redensarten, die ihnen durch beständiges Vorsprechen von Jugend auf geläufig geworden sind, und die sie häufig genug nachgesprochen haben, um außer deren Inhalte oder gar wider denselben nichts gelten zu lassen, durch weiter nichts als eine gewisse Hartnäckigkeit zu vertheidigen wissen. Dieselbe Erscheinung, welche wir hier im Schooße der Familien ausgebrütet und groß gezogen sehen, wiederholt sich innerhalb größerer Kreise und Verbände, wie namentlich die Überschau der seit der Julirevolution verflossenen Zeit deutlich erkennen läßt. Klubs, Vereinigungen und Gemeinden haben so gut ihren spiritus familiaris, als Hausgenossenschaften und hegen und pflegen denselben mit gleicher Einseitigkeit als jene. Auch fehlt nur zu oft das Streben und die Fähigkeit, irgend eine Frage mit Umsicht und Unparteilichkeit aufzufassen, in Erwägung zu ziehen und darzustellen. Die besser gesinnten Theilnehmer eines solchen größern Verbandes fühlen sich selten berufen, Märtyrer der Wahrheit zu werden, ein Schicksal, das unfehlbar diejenigen erwartet, welche den einseitigen und deshalb kraftvollen Meinungsbestrebungen den vollen Gehalt der Wahrheit entgegenzustellen, den Muth haben. Ein altes Sprichwort besagt: Wer die Wahrheit geigt, dem wird der Fidelbogen um die Ohren geschlagen. So behält nur zu oft der Irrthum, welcher sich seiner bewußt und doch festgehalten, zur Lüge wird, das Feld. Am anschaulichsten tritt das Analogon jener Familieneinseitigkeit in der von der Localpresse an kleinern Orten unterhaltenen und vertretenen Ansicht hervor. In den meisten derselben giebt es nur ein einziges Blatt, in welchem sich das Phänomen, welches der Mond darbietet, wiederholt; wie dieser den Erdenbewohnern immer nur die eine Seite zeigt, so lässet der Redacteur solchen Blattes seinem Publicum immer nur die nämliche Seite des in Rede genommenen Gegenstandes sichtbar werden. Es ist immer nur von dieser und wieder von dieser die Rede. Alles, was für dieselbe spricht, ist willkommen und wird aufgenommen und sei es auch noch so elend zusammen gewürfelt. Die entgegengesetzte Ansicht läßt man nicht

zu Worte kommen. Dieses ist die Taktik, welche Jahre lang fortgesetzt und die öffentliche Meinung bearbeitend, eine künstliche Ansicht erzeugt, deren Gewohnheit zur andern Natur wird. Ich lese viele Localblätter. Mit wenigen Ausnahmen werden dieselben von Anhängern des Rationalismus vulgaris redigirt. Für tief denkende Köpfe vermag ich dieselben nach ihren Leistungen nicht anzuerkennen. Die Folge davon ist, daß der gemeine Mann, welcher diese Blätter hält und dem andere Zeitschriften meistens unzugänglich zu sein pflegen, nur ziemlich oberflächliche Denkgläubigkeiten zu lesen erhält. Jede Thatsache, jedes Ereigniß, jede Persönlichkeit, welche etwa zu Gunsten des Offenbarungsglaubens in die Wage gelegt werden könnte, wird dem Leserkreise eines solchen Blattes gänzlich vorenthalten, entstellt mitgetheilt oder lächerlich dargestellt. Alles dagegen, was dem Denkglauben förderlich zu sein verspricht, wird auf das Sorgfältigste ausgebreitet, auf das Wärmste empfohlen und mit einem gewissen marktschreierischen Pompe ausgestellt. Die Mängel der rationalistischen Anschauungsweise, ihre Untiefe, die Blößen, welche ihre Stimmführer geben, werden niemals zum Besten gegeben. Der öffentliche Meinungsausdruck wird von einer Parteilichkeit gegängelt, die oft keinen andern öffentlichen Kämpen hat, als einen grünen Candidaten oder einen hoffärtigen Schulmeister. Wenn die Leute nichts Anderes vernehmen, als Schimpfreden auf Dunkelmänner, pietistische Heuchler, verkappte Jesuiten, wenn der Christusglaube ihnen dargestellt wird als ein Aberglaube, dessen sich ein aufgeklärter, gebildeter Mensch schämen müsse, der in keines Menschen Herzen mehr eine feste Stätte habe, sondern einer gewissen politischen Partei (den Aristokraten) nur als ein Mittel dienen soll, um die Nebenmenschen zu verdummen und in ihrer Verdummung desto leichter beherrschen zu können, wenn diese und verwandte Redensarten täglich und ausschließlich vernommen werden, so müssen sie, wie wenig man auch anfänglich ihrem Werthe getrauet haben mag, nach und nach für baare Münze genommen werden, die Gewohnheit hängt dem Irrthume und der Lüge den Mantel der Wahrheit um, das Vorurtheil wird zur unerschütterlichen Überzeugung, der Wahrheit ist aller Zugang verschlossen oder sie stößt auf die unüberwindlichsten Schwierigkeiten. Jeder bibelgläu-

bige Christ ist diesen Lesern nach Anleitung ihres Preßorgans ein Pietist, ein Pietist aber ein Heuchler. Kein Wunder daher, wenn übrigens ganz ehrenwerthe Leute unter der täglichen Bearbeitung durch die Localpresse sich zu der Erklärung gemäßigt finden, wie wohl Niemand, als ein Überspannter, oder ein Schwärmer noch aufrichtig an einen Sohn Gottes glauben könne. Leute dieses Schlages, welche immer und immer Luther als das Oberhaupt des Denkglaubens bezeichnen und für alles Freisinnige als Autorität im Munde führen, habe ich häufig, wenn ich sie auf Luthers Schriften verwies und ihnen Urtheile, wie die oben mitgetheilten über den freien Willen und andere Gegenstände der Dogmatik, gedruckt in der Originalausgabe vor Augen legte, behaupten hören, dergleichen hätten des großen Mannes Feinde demselben angedichtet, die Schriften seien untergeschoben, sein Name auf dem Titel sei nur das Aushängeschild der Lüge. Wenn ich mit Mühe das Gegentheil demonstrirt, so zogen sich die vermeintlichen Anhänger Luthers auf die Ausflucht zurück, daß sich der Reformator in solche wunderlichen Sachen nur seiner Zeit gefügt und in seinem Herzen ein eben so denkgläubiger Christ gewesen sei, als Rupp, Detroit, Uhlich, Wislicenus und andere Helden ihrer Localblätter. Davon, daß Luther solche Dinge gerade im Gegensatze seiner Zeit und mit der katholischen Kirche gelehrt, hatten die guten Leute gar keinen Begriff, noch weniger aber, daß sie in Sachen der Anlage des Menschen zum Guten, in der Verdienstlichkeit eines guten Wandels und andern Postulaten einer natürlichen Sittlichkeit dem Katholicismus weit näher ständen, als den Lehren Luthers und den Bekenntnißschriften ihrer Kirche*). Sie würden außer

*) Mir ist der Fall bekannt, daß einige studirte Männer, unter ihnen ein Theologe, der eine ansehnliche Stelle bekleidete, über die Lehre vom freien Willen disputirten. Einer derselben, ein Criminalist, stellte die Meinung auf, daß der freie Wille vielfach gebunden sei, was er durch Criminalbegebenheiten zu belegen suchte. Der Theologe lächelte und sprach, er als Protestant müsse die lutherische Lehre vom freien Willen in Schutz nehmen und das Vermögen desselben zum Guten vertreten. Es ergab sich im weitern Verfolg, daß dieser theologische Herr aufrichtig meinte, die katholische Kirche lehre das gänzliche Unvermögen des Menschen zum Guten und die lutherische Lehre schreibe dem Menschen alle möglichen

sich gerathen sein, wenn man sie deshalb des Katholicismus beschuldigt hätte. Denn dieser ist mit seinen Dependenzien jenen Localblättern und der dadurch erzeugten öffentlichen Meinung zufolge eine Anstalt, die von pfiffigen Bösewichtern begründet, in einem fort nach einer kalten Berechnung geleitet wird, um die Menschheit zu verderben. Diese Ansicht hat sich den Weg selbst in Regionen gebahnt, wo man historisch entwickelte Überzeugungen, die wenigstens auch für das Gute, was der Katholicismus im Verlaufe der Geschichte dargeboten, einen Blick offen behalten, voraussetzen dürfte. Aber auch hier erschallt nur das Echo der künstlich gemachten, aufgedrungenen und gedankenlos nachgesprochenen Ansicht.

Die bisherige anscheinende Ausschreitung über nur zu häufige Einseitigkeit und Befangenheit der Köpfe, namentlich in religiöser Hinsicht, soll mir dazu dienen, die Anfeindungen zu erklären, welche die Hengstenbergische Kirchenzeitung von allem Anfang erfahren und die sich von Jahr zu Jahr gesteigert haben, so wie den dessenungeachtet gleichmäßig wechselnden Erfolg, endlich aber auch ihre wirkliche Stellung zu bezeichnen. Wie weit verzweigt und verbreitet die rationalistische Anschauungsweise auch im lesenden Publicum sein mochte, so fehlte es doch nicht an Leuten, denen eine christliche Betrachtung etwas ganz Anderes war, welche ein tieferes Eingehen in die aus einer gläubigern Zeit überkommenen Heilswahrheiten bei deren Besprechung verlangten, als sie angewendet fanden, wenn die gewöhnliche Presse diese Gegenstände berührte. Alle diese bis dahin vom Zeitschriftenmarkte ausgeschlossenen Seelen wandten sich mit einer Art Inbrunst dem lange entbehrten Organe zu, das sich in der evangelischen Kirchenzeitung ihnen darbot und lange niedergehaltene Sympathieen aufschloß,

---

Kräfte und Fähigkeiten zu, das Gute zu wollen und auszuführen. — Eine eben so große Unwissenheit tragen die Fortschrittlinge unserer Zeit zur Schau, wenn sie Luthern als den Ahnherrn des Rationalismus preisen, einen Mann, der durch und durch ein Gegner der Rationalisten ist, der mit höchstem Nachdrucke, mit stärkster Leidenschaftlichkeit, an Zwingli den Rationalismus verfolgte, welcher der menschlichen Vernunft abgeneigter, als irgend ein Katholik es jemals gewesen, alle Vernunft und Philosophie von den Grenzen der Theologie gänzlich ausschloß.

weckte und förderte. Sie überwand, weil sie ein in allen protestantischen Ländern unter einer namhaften Anzahl Gläubiger tief gefühltes Bedürfniß in entsprechender Weise befriedigte, bald das Gekläffe und die Belfereien der beschränktere Kreise beherrschenden Localpresse und sah eine Menge Tagesblätter, welche dem Zeitgeiste schmeichelten und allerlei Vorschub erhielten, neben sich zu Grunde gehen und spurlos verschwinden, während sie sich immer mehr befestigte und einen allgemeinern Anklang fand. Ihre eigene beharrliche Consequenz in Verfolgung des vorgesteckten Zieles artete aber ihrerseits in Einseitigkeit nach der ihren Widersachern entgegengesetzten Richtung aus. Sie begrenzte sich immer enger auf das Gebiet der evangelischen Kirche, wie deren Bekenntnißschriften dasselbe bestimmen und verfolgte ihren Vorsatz: das Bewußtsein mit der gesammten Kirche aller Jahrhunderte zu stärken, immer lauer, indem sie durch einseitige und unprotestantische Erhebung der lutherischen Kirche alle außer derselben lebendige christliche Elemente je länger je weniger zur Anerkennung kommen ließ und namentlich das katholische Christenthum mit den ungerechtesten Vorwürfen verfolgte, obwohl ihr von Seiten desselben, so wie ihrer Gegner unter den freier gläubigen Protestanten mit unverkennbarem Rechte der Vorwurf gemacht werden konnte, daß sie auf halbem Wege zum Katholicismus stehen geblieben sei. Dieser konnte ihr dagegen darthun, daß sie alle christlichen Elemente mit ihm gemein und von der Ausstattung, welche die Reformation sich aus der alten Kirche angeeignet, genommen auch dieselben mit den aus dem katholischen Arsenale entlehnten Waffen und Rüstungen schütze und vertheidige, ohne jedoch dasjenige, was nothwendig dazu gehöre, mit in den Kauf zu nehmen*). Dagegen

*) Diese Inconsequenz tritt besonders stark in der Beurtheilung verschiedener katholischer Anstalten und Einrichtungen zu Tage, welche als Hervorgänge der verhaßten Werkheiligkeit, verachtet und gehässig gerichtet werden, während sie als Werke der Verheißung, des Glaubens, der retten wollenden Liebe bezeichnet werden, wenn sie im Protestantismus ganz principienwidrig auftauchen. Man lese nur was die Hengstenbergische Kirchenzeitung über das rauhe Haus zu Horn bei Hamburg, über Diaconissinnenanstalten und andre Veranstaltungen urtheilt, welche die Befolgung der Vorschrift: seid Thäter und nicht bloß Hörer des Wortes,

konnten die freiern Protestanten mit gleichem Rechte behaupten, daß die evangelische Kirchenzeitung auf eine unprotestantische Weise an Menschensatzungen und deren Buchstaben festhalte, die noch nicht einmal mit derjenigen Autorität bekleidet wären, welche die katholische Kirche ihren Satzungen beilege. In der Klemme, worin die Kirchenzeitung hierdurch sich befand, glaubte sie durch eifrig nach beiden feindlichen Seiten geführte Streiche in ihrer evangelisch geglaubten Stellung sich behaupten zu müssen, worin sie sich dann vermöge der oben geschilderten Natur einseitiger Bestrebungen mit ihren Lesern so festsetzte, daß ihr mitunter doch wirklich das Gesetz der Liebe abhanden zu kommen, sie auch in ihrer Parteilichkeit wie Sophistik gegen sich und Andere selbst dem einfachen Wahrheitssinne sich zeitweis entfremden zu müssen schien. Dem letztern Verdachte konnte sie sich nicht entziehen, wenn sie den klaren Beweisen des Gegentheiles gegenüber die Identität der Lehren in den kirchlich symbolischen Büchern mit den biblischen oder auch nur mit den neutestamentlichen fortbehauptet und sich von der Verschiedenheit derselben durchaus nicht überzeugen lassen will, während der als finster und starr verschriene Katholicismus*) innerhalb der von der Kirche

---

ins Dasein ruft, und die, bei Lichte besehen, nur Seitenstücke, wenn nicht gar Nachbildungen katholischer Vorgänge sind. Dagegen muß es mit wahrhafter Freude erfüllen, wenn sich diese Zeitung, wie in Nr. 45 von 1847 in dem Aufsatze: Die Unfehlbarkeit der Kirche geschehen, mit ihren katholischen Gegnern in den münchener historisch politischen Blättern auf eine würdige, edle Art auseinandersetzt. Wohnte der Geist, welcher diesen Aufsatz beseelt, immer in der evangelischen Kirchenzeitung und wäre er allezeit die Seele der münchener Zeitschrift, die denselben auch nicht immer festhält, so würden Verständigungen und Annäherungen möglich werden, welche dem Reiche Christi auf Erden nur förderlich sein könnten.

*) Über die deutschkatholische Bewegung meldet die Hengstenbergische Kirchenzeitung z. B. in Nr. 18 von 1845: «Gut an der Sache ist, daß der Papismus angegriffen wird, der durch das Bibelverbot, die Lästerungen der krankhaften Restaurationskatholiken, zuletzt durch den Rock den Zorn Gottes angehäuft hatte auf einen Tag des Gerichtes. Gut, sage ich, ist das Negative der Sache.» Wie konnte in einem so wackern und tüchtigen Blatte einer solchen Unwissenheit und Unduldsamkeit das Wort verstattet werden? Nicht besser ist, was in Nr. 64 daselbst zu lesen, wo Czerski's Unternehmen freudig begrüßt und folgende Bemerkung

gezogenen Schranken die Kritik und den Rationalismus weit freisinniger für die Zwecke des Christenthumes schon seit alten Zeiten zu benutzen verstanden hat. Das Gebot der Liebe verletzte dagegen die evangelische Kirchenzeitung schon bei den Aufreizungen, zu welchen sie im dritten Jahre ihres Bestehens gegen einige hallische Vertreter des Rationalismus sich herbeiließ, so wie in den Denunciationen, welche sie wider die Hegelischen veröffentlichte. Sehr schön und milde bezeichnet sein König diesen aus bester Meinung hervorgehenden Eifer Hengstenbergs, indem er ihm den rügenden Ehrennamen des allzu Getreuen beilegte, als die Stadtbehörden seiner Residenz in völliger Verkennung ihrer Stellung ihm theologische Vorlesungen wider Hengstenbergs Zeitung zu halten sich hatten gelüsten lassen. Für die Gehässigkeiten, zu denen die evangelische Kirchenzeitung sich hat hinreißen lassen, hat die öffentliche Meinung auf eine noch weit tadelnswerthere Weise Rache genommen. Über den Unglimpf, womit sich diese Zeitung in neuerer Zeit gegen Hurter vergangen, ist sie diesem noch Genugthuung schuldig. Wie war es möglich, daß Hengstenberg, welcher

---

daran geknüpft wird: «Denn so widerchristlich auch die Tyrannei des Papstes über den Theil der christlichen Kirche ist, der noch unter ihm schmachtet, so wenig darf doch der Papst den Schein des christlichen Wesens verleugnen. Er läßt von dem alten geheiligten Lehrbau der christlichen Kirche die Mauern und alles Außenwerk in seiner Herrlichkeit stehen, auch mit Worten das Fundament der Kirche, Jesum Christum, den für die Sünde gekreuzigten Sohn Gottes, unangetastet; nur heimlich und versteckt untergräbt er dies Fundament mit seinen Menschenfündlein und verbauet die Eingänge in den geistlichen Dom der Christenheit mit seinen steinernen Domen, Heiligenkapellen und allerlei Gesträuch von Rosenkränzen, Fasten, Wallfahrten u. s. w. Weil aber auf diese Weise unter seinem Regiment noch eine Fülle edeln Samens des Wortes Gottes aufbewahrt, zur Schau gestellt, gepriesen und empfohlen wird, so kommt es, daß gerade in der römischkatholischen Kirche tiefere Gemüther, die in ihren eigenen Werken keinen Frieden finden können und auch mit frembem Ablasse nicht zur Ruhe kommen, in diesen edeln Samenkörnlein des Wortes Gottes die Perlen des ewigen Lebens finden.» — Wie hat in einem so gründlichen Blatte, wie die Hengstenbergische Kirchenzeitung, ein so unreifes, unwissendes Urtheil nur eine Aufnahme finden dürfen, über welches ein verständiger Katholik nur lächeln kann?

wie Agesilaus zu Pharnabazos zu Hurter hätte sprechen sollen: „Da Du ein solcher bist, wünschte ich lieber, Du wärest einer der Unsrigen, als unser Gegner," solche Angriffe und Verdächtigungen gegen einen Mann zulassen konnte und sich gewissermaßen auf die Seite derer schlug, welche immerfort von Religionsfreiheit, Gewissensfreiheit und Glaubensfreiheit reden und sobald sich einer dieser Freiheit bedient, ins Tollen und Wüthen gerathen und die Ehre und den Verstand eines solchen verdächtigen? Der im Glauben starre Orthodoxismus vergißt aber nur zu leicht des Gebotes der Liebe. Ich würde mich nicht ermächtigt halten, Hengstenberg zu tadeln, wenn ich ihn nicht hoch hielte. — Giftige Lügen und rohe Schmähungen müssen Männer, welche sich in ihrem Gewissen verpflichtet erachten, von der protestantischen zur katholischen Kirche überzutreten, doch genug erdulden. Einem Hengstenberg steht es am wenigsten an, auch nur den Schein auf sich zu laden, als ob er nur im Entferntesten mit solchen unwürdigen Verleumdern brüderschaftele. Wenn der Protestantismus sich bei einem Abfalle auf jene Art gebart, so erregt er am allerleichtesten den Argwohn, als fühle er selber seine Religion nicht auf einen unerschütterlichen Felsen gebauet oder als eine göttliche Stiftung.

In der Zeit, bei der ich in meiner Religionsbiographie jetzt stehe, zogen mich in Folge meiner Sympathie für die Jacobische Philosophie besonders die Betrachtungen an, welche Hengstenbergs Kirchenzeitung über den damals erschienenen Briefwechsel Jacobis veröffentlichte.

Zu überbieten suchte diese Zeitung in Äußerungen des Schmerzes über die Zerrissenheit und Verödung der Kirche, über das Wuchern von Selbstsucht, Unglauben, Geist- und Gemüthlosigkeit bei der Vereinzelung und allseitigen Gleichgültigkeit ihrer Mitglieder ein junger Geistlicher unserer Stadt, welcher als die hier erste öffentliche pietistische Erscheinung auf der Kanzel bald Gelegenheit hatte, den fast allgemeinen Unwillen der Bevölkerung einer großen, fast durchweg rationalistischen Stadt zu empfinden. Doch hatte er mächtigere Gönner und ließ sich durch alle Anfechtungen nicht irren. Er eröffnete den schonungs-

losen Parteikampf gegen den Denkglauben in seinen kirchlichen Vorträgen. Unter der Herrschaft des Pietismus gebildet, trat er offen gegen den ältern Amtsgenossen*) in die Schranken, dessen Theologie aus der Zeit der rationalistischen Alleinherrschaft in der Theologie stammte. Da fehlte es nicht an mancherlei Mitteln der Verketzerung, an Insinuationen und Verleumdungen, welche nur der Parteihaß empfehlenswerth erscheinen lassen kann. Der junge Eiferer ging eines Tages so weit, daß er die bekannte Stelle des Paulus, Galaterbrief I. 8:

> Wenn auch ein Engel vom Himmel euch ein anderes Evangelium verkündete, als das ist, welches wir euch gepredigt haben, der sei verflucht!

ohne große Umstände und so, daß ein jeder Anwesende der Beziehung sich bewußt ward; in einer Nachmittagspredigt auf das von seinem Collegen auf der nämlichen Kanzel am Vormittage abgehandelte Thema anwendete. Allgemeine Entrüstung war die Folge dieses kühnen Schrittes. Die beharrliche Unduldsamkeit und Verdammungssucht gegen die Weltkinder, welche dieser übrigens sehr brave Eiferer, ungeirrt durch die Abneigung des Publicums, fort und fort sehen ließ, verfehlten aber doch nicht, auf eine Anzahl christlicher Gemüther, und es waren darunter nicht wenige würdige und ausgezeichnete Leute, einen anziehenden Eindruck zu machen und nach Jahr und Tag hatte er es zu einer, in mehrfacher Art auserwählten Versammlung gebracht, die sich mit warmer Verehrung um ihn schaarte und welcher er sein weiteres Steigen auf der pfarramtlichen Laufbahn verdankte.

Zu den Mitteln, welche der Pietismus in Bewegung setzte, um sich auszubreiten und auf das Volk zu wirken, gehörte aber vor allen Dingen das Missionswerk, welches einen Zweck verfolgte, der ohne Weiteres durch seinen Werth ansprechen mußte. Jener that und thut sich nicht wenig darauf zu Gute, daß in unsern Tagen ein neuer Eifer sich kund gebe, den evangelischen Glauben

*) Demselben, dessen Predigt am Reformationsfeste im Jahre 1817 für die Schuljugend in den Geständnissen S. 205 besprochen worden.

an Christum zum Gemeingute aller Völker zu machen, wobei die erhöhete Theilnahme an jenem Werke als eine besondere Äußerung und Mitwirkung des Geistes Gottes und als ein erfreuliches Anzeichen wieder erwachten religiösen Lebens gepriesen ward. Auch mir sollte sich dieser Eifer für die Ausbreitung des Christenthumes darlegen. Allein man fing es dabei nicht richtig an, indem man mir ein Abonnement auf den Baseler Heidenboten abzwackte, den ich denn auch, weil ich ihn bezahlen mußte, redlich studirte. Ich habe bereits (Geständnisse S. 190) bei Gelegenheit der Erwähnung meines Interesses an Reisebeschreibungen erwähnt, wie wenig die darin angetroffenen Nachrichten vom Missionswesen für dasselbe einzunehmen, geeignet gewesen. Die Baseler Blätter waren nicht angethan, mir eine bessere Meinung von der Sache und der Zweckmäßigkeit ihres Angriffes beizubringen. Mir kamen die darin veröffentlichten Berichte, die doch sicherlich ihre Sache überall von der schönsten und besten Seite aufzufassen, sich befleißigten, als sehr unbedeutende Erzählungen vor. Hatte ich ein Dutzend Nummern gelesen, so war ich im Grunde nicht viel klüger als zuvor. Es fehlte wenig, so befand ich mich mit jenem simpeln Manne in gleicher Lage, welchem ein Freund auf sein Befragen: was für ein Werk über deutsche Geschichte er sich wohl anschaffen solle, zum Ankaufe der Schmidt'schen Geschichte gerathen. Durch ein Versehen erhielt er statt sechszehn Bände*) den ersten Band sechszehn mal. Auch der Buchbinder mußte das Versehen nicht bemerkt haben. Unser Freund historischer Lectüre macht sich an den Schmidt und vollziehet in heldenmüthiger Ergebung die Durchlesung der sechszehn Bände. Als der Rathgeber ihn nach einiger Zeit befragt: wie ihm Schmidt's Geschichte der Deutschen gefallen, erwidert der fleißige Leser: Sehr gut, nur finde ich, daß der Mann sich erstaunlich oft wiederholt. Der Empfindung, welche dieser Mann hatte, glich die meinige beim Lesen der Baseler Missionsnachrichten, die einander oft so ähnlich sahen, als ein Ei dem

*) Man wende nicht ein, so was könne einem Buchhändler nicht begegnen. Ich selber erhielt einst den ersten Band des zu Mailand erschienenen, von mir bestellten Parnasso Italiano dreiunddreißigmal statt der Reihenfolge von dreiunddreißig Bänden.

andern. Nachher habe ich gefunden, daß an dieser dürren Einförmigkeit auch andere Missionsblätter, namentlich die in England ausgegebenen, leiden. Nichts ist stärker geeignet, seine Vorstellungen von dem emphatisch gepriesenen Missionswerke demüthig herabzustimmen, als wenn man emsig und gründlich diese Missionszeitungen studirt, in denen man Nachrichten, wie die folgenden nur zu häufig antrifft: Das Missionary Register meldete im Jahre 1820 die vielen Vortheile der Stellung zu Calcutta, zählte die Vermehrung der Mitarbeiter auf und schloß mit den Worten: „Man hegt also eine starke und freudige Hoffnung für den Erfolg dieser wichtigen Anstrengungen und betrachtet sie als den Anfang vieles Guten." Den Fortschritt kann man vier Jahre später entnehmen, wo der protestantische Bischof Heber, welcher am 2. Februar 1824 die erste Communication in der Hauptkirche von Calcutta hielt, über die Confirmirten sich dahin ausläßt: „Diese waren größtentheils von vermischter Abkunft, d. h. Kinder von Europäern mit einheimischen Weibern. Es befanden sich aber auch unter ihnen verschiedene Officiere und europäische Soldaten*). Ich habe die Kirche von St. Jakob eingeweihet, welcher Herr Hawtaine vorstehet, der sich rühmen kann einen ziemlich verständigen Indianer aus einer angesehenen Kaste bekehrt zu haben, dieser ward vor einigen Tagen getauft." In einem spätern Briefe meldet er: „Beispiele von Bekehrung zum Christenthume sind bis jetzt sehr selten."

Im Briefe Heber's an eine Freundin heißt es: „Gewiß ist es, daß bis jetzt nur sehr wenige das Christenthum angenommen haben." — In einem andern Briefe ist zu lesen: „Wir haben ungeachtet aller Hindernisse einige muhamedanische Indianer gefunden (es sind zwar nur wenige, aber doch genug, um sehen zu lassen, daß die Sache nicht unmöglich ist), die ohne eigennützige Beweggründe das Christenthum angenommen und beibehalten haben." —

Noch bessere Einsichten in die Unbedeutenheit der damaligen Erfolge des Missionswesens in Indien gewähren die Berichte, welche Heber

*) Man ersiehet nicht, daß auch nur ein Eingeborener sich unter jener Zahl befunden.

in dem Tagebuche*), welches er über die abgehaltenen Visitationen geführt, giebt. Auf einer dieser Inspectionsreisen fand dieser unermüdliche und wackere Bischof seinen Tod, indem ihm, nachdem er eben die Kirche von Trichinipoli visitirt, im Bade ein Schlagfluß traf. Seine Reisen führten ihn durch weite Provinzen, an Ausdehnung fast Deutschland gleich, mit Städten wie Benares (mit 600,000 Einwohnern), deren Bevölkerung nur der von London in der Einwohnerzahl nachstehet. Vernehmen wir, was er über die Bekehrungen Eingeborener zu erzählen weiß. In Burar nennt er die neubekehrte Wittwe eines Sergeanten, welche der Archidiaconus Corrie, und die Frau eines andern Sergeanten, die ein Herr Palmer getauft hatte. In einer nicht weit davon entfernten Militairstation werden einige Christen angeführt, aber nur Kinder und Frauen von Europäern. In Benares confirmirte Heber vierzehn Eingeborene. Die Zahl aller Neubekehrten mit Einschluß der noch nicht Confirmirten giebt er auf hundert an. In der Festung Chumar, worin der gepriesene Corrie viele Jahre seinen Sitz gehabt hatte, confirmirte Heber 57. In beiden Orten waren also 71 Confirmanden. Sie bestanden, wie er bemerkt, größtentheils aus Weibern und Wittwen von Soldaten. In Agra, sagt er, haben wir eine kleine Gemeinde von eingeborenen Christen. Weiterhin ergiebt sich aber, daß diese Christen Nachkommen von Europäern sind. Er hat also, nachdem er weitläufige Länderstrecken, auf denen seit hundert Jahren die Missionarien ihr Wesen getrieben, durchzogen, noch keine Bekehrung wirklicher Eingeborenen, die aus freier Überzeugung Christen geworden, gemeldet. Die Taufe der Weiber von englischen Soldaten dürfte den Missionarien keine sonderliche Mühe gemacht haben, weil diese von ihren bisherigen Religionsverwandten bereits ausgestoßen, kaum eine andere Wahl hatten, als der Religion ihrer Männer zu folgen. Erst im zweiten Bande der Narrative begegnen wir S. 10 zwei Bekehrten und S. 257 des zweiten Bandes heißt es: „Dieser ist der dritte oder vierte Christ, von dem ich, als

*) Narrative of a journey through the Upper provinces of India by the late Reginald Heber D. D. Zweite Ausgabe. London 1828 in zwei Bänden.

in den gebirgigen Provinzen zerstreuet, reden gehört habe." Zu Rahmatgunge, zwischen Cawepore und Luknow, endlich schrieb er an seinen Freund Cholmondeley, daß er bis dahin 80 Personen confirmirt, von denen 70 Weiber waren, die ihre Kaste ausgestoßen hatte. „Die Arbeiten der Missionarien und Schulen, schreibt Heber daher, haben sich in Wahrheit auf die Weiber englischer Soldaten beschränkt, die schon durch eine solche Heirath ihr Kastenrecht verloren hatten und auf wenige Muselmänner und Indianer, welche aus Neugierde, oder aus irgend einem bessern Beweggrunde in die Schulen oder Kirchen gekommen sind ꝛc. — Man läßt mich glauben, daß die Anzahl dieser, welche die Wahrheit suchen, beträchtlich sei und sich immerfort vermehre. Aber ich muß gestehen, daß ich, Weiber von Soldaten ausgenommen, nur sehr wenige wirkliche Bekehrungen gefunden habe und diese sind, wie ich glaube, alle vom Archidiaconus bewirkt worden." Die Anzahl der eingeborenen Christen in der großen Provinz Bengalen überstieg nach Hebers Dafürhalten nicht 500 Erwachsene, von denen ein großer Theil aus den Weibern europäischer Soldaten besteht. Wie sehr Heber die Früchte des Missionswerkes in der Zukunft suchen zu müssen glaubte, ergeben folgende Äußerungen. Er hatte eine Unterredung mit einem indischen Betrüger, welcher einen großen Anhang zu gewinnen gewußt hatte. „Wie viele Zeit, ruft er nach derselben, wird noch hingehen müssen, bevor ein christlicher Lehrer hoffen kann, eben so geliebt und geehrt zu werden! Doch muß der glückliche Erfolg, den Menschen dieses Schlages haben, die christlichen Missionaire aufmuntern ... Denn man kann mit Gewißheit auf eine Zeit hoffen, wo durch den Beistand des göttlichen Segens, auch unsere Bemühungen ihren Lohn erhalten werden, und wo unsere Kirche, bisher völlig unfruchtbar, als eine freudige Mutter in ihrer Kinder Hause wohnen wird."

An einer andern Stelle ist zu lesen: „Mit der Bekehrung der Eingeborenen ist ein Anfang gemacht worden, und obgleich nur ein Anfang da ist, so glaube ich doch, daß dieses Gutes verspreche." — Die Anzeichen dazu sind ihm aber gering, wie z. B. folgende Stelle besagt: „Der Herr Corrie hat heute gesagt, daß alle großen Pagoden zwischen hier und Calcutta zu

seiner Zeit angelegt und wieder aufgebauet worden sind. Ich gestehe, daß diese Thatsache bei den Indianern eine geringe Neigung anzeigt, eine neue Religion anzunehmen. In Wahrheit, außer in unsern Schulen sehe ich keine Anzeichen davon." — Doch nicht auf Oberindien stützte Heber seine christlichen Hoffnungen, sondern auf die südlichen Provinzen, wo, wie er zu sagen pflegte: Die Stärke der Sache des Christenthumes in Indien bestehe. Wenn wir aber den Zustand der Missionen in diesen Gegenden, wo der berühmte Missionar Schwartz *) so lange Zeit gewirkt hatte, in Betracht ziehen, so kommt hier gleichfalls kein Resultat zu Tage, welches den glänzenden Schilderungen von der Blüthe des Evangiums in diesen Gegenden, die man zu vernehmen pflegte, zur Berechtigung dienen könnte. Es ergiebt sich nämlich aus dem Berichte der Missionarien Kohloff und Sperschneider über die Mission von Tanjore, der blühendsten aller protestantischen Missionen in Indien, welche an hundert Jahre besteht und sich über 111 Ortschaften erstreckt, daß in derselben nur 1388 Christen lebten, obwohl die Zahl der Geburten zu derjenigen der Sterbefälle wie drei zu zwei sich verhält, und daß ihre Vermehrung durch neu Bekehrte während des Verlaufes von vier Jahren in neun Personen besteht, worunter sich aber auch einige abge-

*) Diesem kam neben seinem Eifer ein glückliches Zusammentreffen äußerer Umstände zu Statten, welche nicht auf Rechnung seiner missionairen Thätigkeit zu setzen sind. Er hatte das Glück, Gunst und Schutz des Fürsten (Rajah) von Tanjore zu gewinnen, und ward gewissermaßen dessen Diplomat. Er rettete zweimal die Festung Tanjore, erhob mehrmals den Tribut der für die englische Regierung empörten Provinzen und war oft der Vermittler zwischen dieser Regierung und den einheimischen Fürsten. Bei seinem Tode ernannte der Rajah den Missionar zum Vormunde seines Neffen und Nachfolgers, dessen Erziehung Schwartz bereits geleitet hatte, ohne denselben jedoch bekehren zu können. Der Einfluß, den Schwartz zu gewinnen gewußt, war so bedeutend, daß ihn das Volk als eine Art höheren Wesens betrachtete. Deshalb ist zu verwundern, weshalb ihm nicht mehre Bekehrungen gelangen, zumal der heidnische Rajah selbst zu deren Vornahme ihn aufmunterte, indem er ihn bat, auf alle mögliche Art die Religion seiner gottlosen Unterthanen zu untergraben und es zu versuchen, dieselben wo möglich zu fleißigen und ehrlichen Leuten zu machen.

fallene Katholiken befinden. Im Stande des Gedeihens konnte man sich diese Mission eben so wenig denken, als daß in frühern Jahren der Zuwachs nicht größer gewesen sein sollte. Dies bestätigen die beiden genannten Missionarien, indem sie von jener Mission schreiben, daß die Zahl der Heiden und Katholiken, die während dieser vier Jahre sich hätten in die Gemeinden aufnehmen lassen, wahrlich klein wäre, dieser Zuwachs aber gleichwohl Aufmerksamkeit verdiene, wenn man die Schwierigkeiten und Nachtheile berücksichtige, denen die Christen in jenen Ländern ausgesetzt seien. Man durfte sich nun aber auch nicht verhehlen, daß diejenigen Eingeborenen, welche für das Christenthum gewonnen waren, nichts weniger als normale Christen genannt werden konnten. Die genannten beiden Missionarien waren mit dem Befunde ihrer Visitationsreise keineswegs zufrieden. Sie beklagen sich, daß zu Vatistergoody die Kinder übel unterrichtet würden und daß alle Hoffnungen eitel wären, ihres Glaubens würdige Christen zu erhalten, wenn man nicht auf diesen Gegenstand größere Sorgfalt wende, daß sogar unter diesen Christen zuweilen Bigamie gefunden würde, daß zu Sertajeerasahpooram sich die Christen häufig verleiten ließen, heidnische Gebräuche zu beobachten; daß zu Manickramam die Christen in religiösen Kenntnissen am weitesten zurück wären und auf der untersten Stufe der Unwissenheit sich befänden, daß sie zu Tarasaram dem Gottesdienste sehr nachlässig beiwohnten, ja, daß es nöthig gefunden wurde, eine ganze Familie und verschiedene einzelne Personen wegen anstößigen Wandels aus der Gemeinde zu verstoßen. — Den Zustand der beiden „alten und ehrwürdigen Missionen auf der Küste Coromandel," Tranquebar und Travancore fand der anglicanische Bischof Heber „in einem solchen Zustande, daß sie einer großen Aufhülfe, eines starken Beistandes bedürfen. Die Einkünfte, welche bedeutend waren, sind nach den Zeiten des Herrn Schwartz verschleudert worden . . . . und ob ich gleich viele Frömmigkeit und guten Willen finde, so würde ich doch etwas mehr Energie in ihrem Verfahren wünschen." — Diese und andere Missionsberichte, welche von England veröffentlicht sind, gaben nur zu deutlich zu erkennen, daß in Bezug auf Bekehrungen durch die Missionen in Ostindien, diesem, Englands Scepter unterworfenen, Lande noch wenig geleistet worden und

daß alle Anstrengungen und Geldaufwendungen fast nur Versuchen gewidmet gewesen waren und höchstens zu Erwartungen berechtigen. Ich kann nun die späteren Resultate, welche der treffliche Hoffmann in seiner so vielfach angezogenen Schrift:

Die evangelische Missionsgesellschaft in Basel im Jahre 1842, eine Bekanntmachung an alle evangelische Christen;

veröffentlicht hat, nicht glänzender finden, noch weniger aber darin eine besondere Mitwirkung Gottes erkennen, die man nur gar zu gern dem Missionswerke auf allen Seiten mit frommem Eifer ankünsteln möchte. Hoffmann bewährt sich eben dadurch als ein Ehrenmann, daß er frei von dieser Künstelei ist. Er läßt in seiner Geschichte der Mission seit den Aposteln*) deutlich sehen, wie in der „evangelischen Kirche für diese Aufgabe in deren ersten beiden Jahrhunderten gar nichts und im dritten sehr wenig geschehen ist." Doch irrt er sich, wenn er meint, „daß seit Anfang dieses Jahrhunderts erstaunliche Dinge geschehen sind," daß mehre von den Missionarien „einem Timotheus und Titus an die Seite zu setzen" Dagegen nimmt er nicht Anstand (S. 46) zu gestehen, daß die Missionarien Lang und König in den Steppen der Kaukasusländer „im Ganzen auf einem steinigten Boden gearbeitet," daß ferner die „vereinigten Brüder in Grusien (S. 47), als sie nach beendigtem Perserkriege ihre Aussichten überblickten, sie freilich von Gewonnenem fast nichts sagen und keine großen Hoffnungen hegen konnten." Er stellt eigentlich auch (S. 50) nicht in Abrede, daß, nachdem 1835 die russische Regierung in Folge der Unwirksamkeit der Mission unter den Muselmännern auch der Baseler Gesellschaft die Forsetzung der Missionsarbeit in den armenischen Ländern untersagte, die fünfzehnjährige Arbeit der Baseler Brüder und der Aufwand von 200,000 Gulden vergeblich gewesen. Denn daß 50,000 neue Testamente und Tractaten im Lande zurückgeblieben, nachdem die Missionarien dasselbe hatten verlassen müssen, kann

*) Von den Missionen der Katholiken spricht Hoffmann gar nicht. Nur bei den Missionen in Australien sagt er: «Römische Mönche kommen auf einige dieser Inseln und auch auf die schon von Missionarien besetzten (?), aber sie kommen nicht mit der Bibel in der Hand, sie bringen Dinge, nur allzuverwandt mit dem Götzendienste der Eingeborenen.»

nach den bei andern aufgegebenen Missionen (z. B. der Jesuiten in Paraguay), welche weit größere Verbreitung gewonnen, gemachten Erfahrungen, gar nicht in Betracht kommen, indem todte Bücher bekanntlich ohne lebendige Erklärer im Allgemeinen und Großen nichts wirken und höchstens Einzelnen Leitsterne auf der Heilsbahn werden. Eben so wenig verhehlt Hoffmann den übeln Ausgang der Mission auf der Guineaküste und wie die Hoffnung des Missionscomitté (S. 53) für dieses Missionsgebiet als vernichtet anzusehen. Auch die übrigen Nachrichten, welche Hoffmann S. 42—78 im dritten Abschnitte seiner Schrift von den Erfolgen seiner Gesellschaft im Missionsfelde giebt, sind nicht geeignet, zu großen Erwartungen günstiger Erfolge zu berechtigen.

Nur Leute, welche mit überaus sanguinisch erregten Blicken ausschauen, können in den Ergebnissen, welche Hoffmann meldet, ein Wunder Gottes erblicken. Das Hauptfeld der Thätigkeit der Baseler Gesellschaft war Indien. Betrachten wir näher, welche Erfolge Hoffmann von dort zu berichten weiß. Sein Buch giebt von S. 61 an darüber Aufschluß. Er selbst vermeint zwar, daß die unermüdete Arbeit der seit 1834 im Canaralande wirkenden Missionaire (es sind deren über zehn) durch Gottes Gnade sehr gesegnet gewesen. Er erzählt wo, in welchen Sprachen und wie fleißig diese Leute gepredigt, führt aber nur „eine wachsende Aufmerksamkeit auf die christliche Religion und ihre Verkündiger (S. 66) und Vertheilung vieler christlicher Schriften als Früchte dieser Reisen" an. „In Mangalore selbst kamen im Jahre 1839 zu den zwei Getauften fünf neue hinzu; im Jahre 1840 wurden zwanzig Seelen durch die Taufe Christo geweihet. Im Jahre 1841 wurden diesen wieder 23 Heiden-Christen hinzugefügt; im Januar 1842 erhielten zwanzig Knaben die heilige Taufe, so daß jetzt bereits 71 Seelen aus den Heiden Gott für ihre Errettung in Christo preisen." In Kadike, „nördlich von Mangelore hat sich so eben eine Christengemeinde von 18 Seelen gebildet." Dazu kommt eine Schule von 40 Knaben und eine andere englische Schule, wo junge Hindus (die sich um Ämter bei der englischen Regierung bewerben wollen) die englische Sprache, aber auch auf Rechnung der Missionscasse die Geschichte und Lehre der h. Schrift, Rechnen, Geometrie und Erdkunde erlernen.

Jene vierzig Zöglinge haben auf eigenes Verlangen die Taufe empfangen. — Im Südmahrattenlande finden wir, nach Hoffmann, ein Wohnhaus und Schulhaus erbauet; die Missionarien erregen durch ihre Predigt bei den Heiden Fragen nach der Wahrheit und Verlangen nach Unterricht. Die englische Schule hat einen Eingeborenen zum Lehrer. Fünfzig Knaben von Christen, Muhamedanern, Brahmanen und Lingaiten lernen Lesen, Rechnen, biblische Geschichte, Geographie, Grammatik, Astronomie. Ferner zwei canarische Schulen. Endlich zwei Mädchenschulen von je 14 Hindumädchen besucht. „Eine in jenen Gegenden unerhörte Sache, ein wahrer Sieg des Evangeliums ist es, daß Hindu's ihre Töchter etwas lernen lassen, was ihnen bisher eben so sonderbar erschienen wäre, als wenn Jemand seine Hausthiere wollte lesen lehren." — In der Station Hubly ist die Predigt vom 1839—41 „so kräftig gewesen, daß im Anfange des Jahres 1841 sieben Heiden getauft worden." Auf der Station Bettigerri „überlieferten (nach halbjährigem Predigen des Evangeliums) zehn Familienväter ihre Götzen in die Hände des Missionärs Hiller und baten ihn, ihre Frauen, Söhne und Töchter gleichfalls zu unterrichten — ein großer Schritt in Indien." — In der Station Malasamudra haben sich außer dem wackern Heidenchristen Abraham, der in Hubly getauft (vermuthlich auch dort mit eingezählt wurde) fünf Familien angesiedelt. Es muß ihnen aber zu ihrer Ansiedelung etwas nachgeholfen werden, besonders zur Verbesserung des Ackerbaues. — Die Gemeinde zu Tellitscherry ist gegen 40 Seelen stark. — Nachdem Hoffmann den ganzen Segen der indischen Mission der Baseler zusammen gefaßt, spricht er: „Der Rückblick auf die indische Mission läßt uns Wunder Gottes sehen, die in 7 Jahren geschehen sind. Achtzehn Missionarien verkündigen Christum, zwei Frauen arbeiten unter dem weiblichen Geschlechte. Neun eingeborene Katechisten helfen mit. Die Christengemeinde, auch die Kinder und Taufbewerber mit eingeschlossen, zählt gegen 200 Glieder. In den Schulen hören nahe an 1000 Kinder die großen Thaten Gottes verkündigen." — Auf dieses Zuhören und Schulbesuchen kann ich meines Theiles, nachdem ich in vielen Reisebeschreibungen gelesen, wie es dabei zugeht, keinen erheblichen und besondere Wirkungen des Christenthumes offenbarenden Werth

legen. Die Heiden haben ein bestimmtes Bewußtsein der Überlegenheit europäischer Cultur und wissen recht gut, daß diese zum Theil auf der Kenntniß des Lesens von Geschriebenem oder Gedrucktem bestehet. Da sie nun weder Bücher noch Druckereien selber haben, noch auch von einander die wunderbare Kunst des Lesens zu lernen vermögen, so müssen sie wohl geneigt sein, ihre Kinder den Missionarien zum Lernen anzuvertrauen, von denen sie dafür ohnehin eine Menge kleinere oder größere Vortheile genießen. Wir haben dasselbe ja in Europa. Schicken die Juden nicht ihre Kinder in die christlichen Schulen, sehen wir nicht in katholischen Ländern die Kinder der Protestanten in Ermangelung eigener Confessionsschulen in den katholischen Schulen und besuchen nicht, was noch mehr auffallen könnte, katholische Kinder protestantische Schulen an Orten, wo es keine katholischen Schulen giebt? Es fällt aber weder den indischen Eltern ein, ihre Kinder christlich, noch den Protestanten, die ihrigen katholisch oder gar den Katholischen, die ihrigen evangelisch werden zu lassen. Alle diese Eltern lassen es sich aber gern gefallen, daß ihnen von der verschiedenen Religionspartei die Benutzung von Lehrern und Schulen vergönnt wird. Wie glücklich würden sich aber erst arme Eltern schätzen, welche gar keine Gelegenheit besitzen, ihren Kindern Unterricht ertheilen zu lassen, wenn ein gutthätiger Mann von einer andern Religion sich anbieten wollte, ihre Kinder ohne Entgelt in nützlichen Kenntnissen zu unterweisen und ihnen dazu obenein die Lehrmittel und Bücher zu gewähren? Daß bei dem Unterrichte im Lesen auch die Bibel gebraucht wird, ändert wenig in der Sache. Werden denn unsere Kinder, welche die Bibel als Lesebuch gebrauchen, dadurch fromme Christen oder setzt man voraus, daß unsere Gymnasiasten, welche sich wöchentlich 20 Stunden lang in der Schule und eben so lange zu Hause mit heidnischen Schriftstellern und deren Lesen abmühen, Polytheisten und Götzendiener oder Anhänger der Religionen der Griechen und Römer werden, wie heidnisch sie auch sonst gesinnt werden mögen? Gerade so in Indien. Lesen wir nicht in Hoffmanns angeführtem Buche bei den Berichten über das Christenthum im Canaralande Folgendes? „In Kaduk und Adur, zwei Dörfern unweit der Stadt, sind auch Schulen errichtet, die heidnische Schulmeister haben,

aber nur christliche Schriften gebrauchen." Ähnliches würde Cicero schreiben, wenn er gegenwärtig eine Reise durch Deutschland machte, dabei die gelehrten Schulen besuchte und seinem Atticus darüber Mittheilung machen wollte: Die Lehrer seien zwar christlich und sogar die Schüler auch; gleichwohl lese man nur heidnische Schriften. Doch ich muß das als Vermuthung Ausgesprochene näher begründen. Der Engländer Karl Lushington, welcher 1824 ein Werk herausgegeben, worin er die Geschichte und den gegenwärtigen Zustand der Religion und der milden Stiftungen und barmherzigen Anstalten schildert, welche die Britten in Calcutta und dessen Umgegend gegründet, und welcher für andre Bestrebungen der Missionen einen recht warmen Antheil genommen, erzählt wörtlich: Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Eingeborenen Indiens bis auf einen gewissen Punkt mit vielem Eifer die Mittel, eine Erziehung zu erhalten, benutzen, und daß in vielen Fällen es sie nicht abhält, sich Kenntnisse zu erwerben, weil diese ihnen durch unsere Religionslehrer mitgetheilt werden. Doch darf man darin, daß sie einwilligen, das neue Testament zu lesen, nicht einen unwiderleglichen Beweis sehen wollen, daß ihre Vorurtheile wider das Christenthum sich gemindert hätten. Es setzt uns in ein helles Licht, bis auf welchen Punkt die untern Klassen fortschreiten werden, um sich Kenntnisse zu erwerben, welche sie für ihr zeitliches Fortkommen als nützlich ansehen. Wie zahlreich auch diese nach einem bessern Erziehungsplane errichteten Schulen besucht werden, so währt dies doch nur so lange, bis der Schüler hinlänglich lesen, schreiben und rechnen gelernt hat, um sich seinen Unterhalt zu verschaffen, indem er sich in die zahlreiche Zunft der Schreiber (sircars) aufnehmen läßt. Sowohl die Eltern als auch die Kinder haben ein solches Bestreben nach diesem allgemeinen Wunsch, daß sie keine Rücksicht auf die Lehren nehmen, welche in den Büchern, die sie lesen, enthalten sind, da diese ein Mittel darbieten, zu einem einträglichen und für das Zeitliche vortheilhaften Posten zu gelangen. Auch kann man bei ihrer jetzigen Denkungsart vernünftiger Weise kein anderes Resultat hoffen ... im Gegentheile, wenn bei ihrem gegenwärtigen, geistigen Zustande auf sie ein vorübergehender Eindruck durch die Bücher gemacht wird, die dem Unterrichte zum Grunde liegen, so muß derselbe

bald bei Ermangelung an Erneuerung verlöschen." — Wem Lushington kein vollgültiger Zeuge zu sein scheint, der wird wenigstens dem Bischofe Heber, diesem eifrigen Oberhirten, seinen Glauben nicht versagen. Derselbe erzählt von Dacca: Ein Missionär der Wiedertäufer hat hier 26 Schulen errichtet, die von mehr als hundert Kindern besucht werden, welche alle das neue Testament lesen, ohne daß sich Jemand diesem widersetzt .... Es ist wahr, daß von allen diesen sich wenige bekehren werden. In den vor Kurzem in diesem Theile des Reiches gegründeten Schulen, von denen neun der Mission der anglikanischen Kirche und eilf der Gesellschaft für die Verbreitung der christlichen Kenntnisse angehören, sind unerwartete Fälle eingetreten. Da jeder Versuch, die Kinder zu bekehren, beseitigt wird, so senden die Eltern dieselben ohne Bedenken dahin. Das Sonderbarste jedoch, obgleich wahr, ist, daß man keine Schwierigkeit gemacht hat, das alte und neue Testament als Schulbücher zu gebrauchen und so lange die Lehrer ihre Schüler nicht zwingen, Speisen zu genießen, wodurch sie ihrer Kaste verlustig würden, oder sich taufen zu lassen und den Göttern ihres Vaterlandes zu fluchen, willigen sie gern in alles Übrige. Ob diese Kinder nun von selbst die Grundsätze des Christenthumes einziehen, oder ob sie aus ihrer Seele wieder verschwinden werden, wie es unter uns mit der Mythologie der Fall ist, die wir in den Schulen erlernen, das wird die Zeit entscheiden."

Ähnliches ergeben die Berichte anderer Missionarien. In den meisten jener Schulen ist es Regel, keinen Unterricht im Christenthume zu geben. Wie wenig dieses in den Gemüthern der Kinder durch Lesen der Bibel in der Schule sich einbürgert, ergiebt eine Beobachtung, die Bischof Heber in der Missionsschule zu Benares machte, in welcher 140 Knaben unterrichtet wurden. Diese lasen das neue Testament. Der Bischof examinirte sie aus demselben und freuete sich, als er fand, daß sie es verstanden, auch lieb zu haben schienen. Als er unmittelbar darauf den berühmten Tempel des Schiwa besuchte, bemerkte er einen Knaben, den Sohn eines Braminen, gerade denjenigen Schüler, der sein Examen am besten bestanden hatte und ihm gefolgt war. Derselbe bot sich ihm zum Führer an und erklärte dem Bischofe in englischer Sprache die

Geschichte der an den Wänden abgebildeten Gottheiten. „Seine Bemerkungen jedoch (so meldet Heber) öffneten mir noch mehr die Augen über eine Gefahr, die ich schon früher gefürchtet hatte, nämlich, daß einige Knaben, die in unsern Schulen erzogen wurden, vollkommene Heuchler werden möchten, indem sie sich bei uns als Christen und bei den ihrigen als eifrige Anhänger Brahma's benehmen. Ich theilte diese Gedanken den Herrn Frazer und Morris mit, worauf sie mir erwiderten, Herr Macleod habe sie bereits gewarnt und sie hätten, auf seine Vorstellungen achtend, aufgehört, in den Schulen den Glauben und die zehn Gebote zu lehren . . . in der Hoffnung, daß das Licht sich den Kindern nach und nach von selbst offenbaren würde, in dem Maaße, wie sie fähiger würden, dasselbe zu ertragen." — Auch die Wiedertäufer, welche Missionen in Indien hatten, mußten die Erfahrung machen, daß zur Schule gehen und sich bekehren lassen in Indien zwei ganz verschiedene Dinge sind. Der Missionär dieser Secte zu Chittagong schreibt z. B.: „Ich hoffe, daß das regelmäßige Lesen der Schrift bei meinen Schülern nicht vergebens sein werde." — In Rangoon im Birmanenreiche hatten die Wiedertäufer gleichfalls eine regelmäßig von 40—50 Mädchen besuchte Schule. Allein nicht eins davon wurde Christin. Ich habe schon mehrfach darzuthun mich bemühet, wie wenig Erfolg ich mir für die Ausbreitung des Christenthumes von dem Lesen der heiligen Schrift und dem unüberlegten und ohne Auswahl getriebenen Bemühen, nur recht viele Bibeln an den Mann zu bringen, verspreche. Die in unsern deutschen Schulen gemachten Erfahrungen sprechen schon deutlich für diese Ansicht. In denselben hat man aber christliche Lehrer und christliche Kinder. Gleichwohl äußern Besitz und Lesen der Bibel so geringen Erfolg. Eine mehr als chimärische Hoffnung scheinen mir daher die Missionäre zu hegen, wenn sie, wie aus obigen Äußerungen erhellt, vom Lesen der Schrift durch die Heiden sich Bekehrungswunder versprechen. In einer abergläubischen und abgöttischen Verehrung des Buchstabens der h. Schrift in ihren Missionshäusern (namentlich dem zu Basel) erzogen, legen die evangelischen Heidenboten dem geschriebenen Worte Gottes eine magische Kraft bei, verwenden dasselbe gewissermaßen als ein Amulett, treiben damit eine

Art sehr gut gemeinter, aber doch wohl häufig sehr verkehrter Zauberei, weshalb sie ohne alle Acht auf die Empfehlung: daß man das Heilige nicht den Hunden geben, die Perlen nicht den Säuen vorwerfen solle, ihren Beruf darin setzen, einer möglichst großen Anzahl Heiden eine Bibel aufzureden. Wie oft geben sie hierdurch Veranlassung zu fluchwürdiger äußerer Entweihung des göttlichen Kleinodes, welches von den Ungläubigen in verschiedenster Art schmählich profanirt wird*)? Haben die Apostel und die Heidenboten in den ersten anderthalb Jahrtausenden des Bestandes der christlichen Kirche, wo theils das neue Testament noch gar nicht vorhanden war, theils aber in Ermangelung der Buchdruckerkunst noch nicht verbreitet werden konnte und gleichwohl die großen wunderbaren Bekehrungen in Masse Statt fanden, das Christenthum mit Bibeln ausgebreitet? Alle Bekehrungen heidnischer Völker gingen ohne die Schrift von Statten. Das lebendige, begeistert vorgetragene Wort, das Beispiel christlichen Lebens, die Bethätigung und der Erweis ihrer Lehren durch Wunder öffneten diesen alten Heidenboten den Eingang in die Herzen der Ungläubigen, nicht aber das Bibellesen und Bibelaussäen. Die Gemeinheit und Alltäglichkeit, welches durch diese Verbreitung das heilige Buch unter den Heiden annimmt, ist nicht geeignet, demselben den Charakter der göttlichen Würde und Verehrung zu sichern, kraft deren die Schrift wirken soll. Mit welcher Sorgfalt und Verehrung bewahren die Hindus ihre heiligen Bücher? Wie wird durch den Schleier des Geheimnisses ein Anerkenntniß der Wahrheit ausgesprochen, daß das Heilige nicht durch täglichen Gebrauch, durch die Entwürdigung zum Hausgeräthe entweihet werden darf? Nicht anders machten es die Juden mit den Schriften des alten

*) Die Colporteurs der Bibelgesellschaften machen es nicht besser, indem sie nur der Aufgabe leben, in katholischen Districten eine möglichst große Anzahl von Bibeln abzusetzen, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, was daraus wird und wie man damit umgehet. Wenn sie die Bibeln los sind, glauben sie ein Großes zur Ehre Gottes beigetragen zu haben. Ihr Eifer um diese Ehre ist so groß, daß sie sich mißhandeln lassen, um zu Märtyrern für den Bibelabsatz zu werden? Wo bleiben aber die vielen Millionen heiliger Schriften, die durch sie weniger an- als abhandengebracht erscheinen?

Testamentes. Die Missionäre handeln also gegen die alltäglichste Klugheit und Erfahrung, wenn sie die Vertheilung möglichst vieler Bibeln als eine wirksame Aussaat des Wortes Gottes betrachten. Ich will nicht leugnen, daß mancher schon halb erleuchteter Heide, welcher aber doch, gleich dem Schatzmeister der Königin Candacee, erst seinen Philippus finden muß, durch das Lesen der Schrift bekehrt sein mag. Allein das scheint mir noch keine hinlängliche Berechtigung, das Heilige den profanen Händen blinder Heiden anzuvertrauen und einer nicht unwahrscheinlichen Schändung Preis zu geben. Das Lesen der Schrift und das Besuchen ihrer Schulen sind also noch keineswegs so unbedingte Zeichen der Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden, als die Missionarien daraus zu machen suchen. Aber auch die Menge der Zuhörer bei ihren Predigten, deren sich nach den oben mitgetheilten Notizen die indischen Missionarien rühmen, giebt keinen Maaßstab für die Zahl der wirklichen Bekehrungen, denn auch dem fleißigen Zuhören der Predigt liegt nur zu häufig bald Neugierde, bald Gewinnsucht zum Grunde, wie die Berichte der Missionäre selbst darthun. „Meine Predigten, schrieb der Missionär zu Digah, waren sehr besucht, auch mit vieler Aufmerksamkeit angehört; allein es giebt dessen ungeachtet keinen Einzigen (Eingeborenen), von dem man sagen könnte, er bete jetzt." Der Missionär von Kissey schrieb: „Sonntags versammeln sich mehr als 300 Personen; bis diesen Augenblick hat jedoch keine darunter Ohren, um zu hören, noch ein Herz, um aufzumerken . . . Es giebt hier, sagt er weiter, ungefähr 500 Leute, welche täglich von der Regierung ihren Unterhalt bekommen und daher unter meiner Aufsicht stehen. Da ich auf diese Weise das Volk immer mehr unter meinem Befehle habe, so hoffe ich mit Demuth in dem Herrn, daß sein Wort wirken werde, obgleich ich selbst diese so sehnlich gewünschte Frucht nicht sehen werde." — Martyn, einer der ehrwürdigsten Missionäre, welche aus England nach Indien gegangen, der das neue Testament für Hindus und Perser in deren Landessprachen übersetzte, der einen Eifer entwickelte, wie wenige Heidenboten und an Festtagen vier Predigten oder religiöse Unterredungen hielt, wirkte drei Jahre lang in Dinapore. Er hatte alle Sonntage ein nicht geringes Auditorium von Frauen. „Ich erklärte ihnen, so schrieb er einmal,

das dritte Kapitel vom Matthäus. Ungeachtet der allgemeinen Apathie, mit der sie der Andacht beizuwohnen scheinen, bemerke ich doch, zwei oder drei, von denen ich sicher bin, daß sie Einiges verstanden haben. Aber außer diesen war keine Seele gegenwärtig, weder ein Europäer, noch ein Eingeborener." — Es währte nicht lange, so klagte Martyn dem oben schon genannten Archidiakon Corrie, wie alle jene Weiber ihn verlassen, weil er denselben wegen ihres leichtfertigen Betragens in der Kirche Vorwürfe gemacht. Nach langer Zeit stellte sich ihm endlich eine Frau dar, welche, um zu heirathen, sich taufen lassen wollte. Er fand sie hierzu aber so wenig geeignet, daß er ihr die Taufe versagen mußte. In den ganzen drei Jahren seines Wirkens ist dies der einzige Fall, der einem Bekehrtwerdenwollen durch ihn ähnlich siehet. Eine andere Weibsperson bewies bei Martyns Vortrage Aufmerksamkeit und vergoß sogar Thränen. Als Martyn mit ihr sprechen wollte, lehnte sie jede Unterredung mit ihm entschieden und beharrlich ab.

Aber auch selbst wo in den Missionsberichten von Christen und Kirchen die Rede ist, darf man nicht sogleich glauben, daß diese Früchte des Missionswerkes sind. In einem Journale (Christian Remembrances VII. 643) wird der Bericht über eine Visitation in Cochin veröffentlicht. Nachdem das Collegium und die Wohnung der dortigen Missionarien beschrieben worden, heißt es von der Gemeinde: „Die Zahl dieser protestantischen Christen ist 60,000 und ihre Kirchen steigen auf 55." An diesem Orte glaubt man in dieser Bemerkung nichts weniger suchen zu müssen, als daß hier von den schismatischen syrischen Christen die Rede ist, welche sich schon längst vor der Reformation dort angesiedelt und sich von den Katholiken nur durch die Irrlehren des Nestorius unterschieden, von den Protestanten aber nicht allein durch dieselben, sondern auch durch alle übrigen vom Protestantismus verworfenen Lehren der katholischen Kirche.

Wenn aber auch Bekehrungen Statt gefunden, so muß nothwendig zuerst nach deren Werthe gefragt werden. Dieser wird in Indien aber so gering angeschlagen, daß man die Proselyten mit dem Spottnamen Reischristen belegt, womit bezeichnet werden soll, daß die Bekehrten sich nur haben taufen

lassen, um Reis (d. h. das tägliche Brod) zu erhalten. Bekannt ist auch die Anekdote, welche ein angesehener Engländer, der mehre Jahre in Indien sich aufgehalten, von dort her erzählte. Er kam mit einem Missionär in Berührung, welcher einen Bedienten suchte. Ein Dritter empfahl ihm einen Indier und schloß die Aufzählung der guten Eigenschaften dieses Menschen mit der Bemerkung: er gehört sogar zu Ihren neu bekehrten Christen. Als der Missionär dies vernahm entgegnete er: „Da Sie mir dieß sagen, so ist es genug, ich kann ihm nicht trauen; ich kann keinen eingeborenen Christen in mein Haus aufnehmen.“ Wenn die Missionäre selbst den Werth ihrer Früchte so gering anschlagen, so wird man wohl entschuldigt sein, wenn man davon nicht so übertriebene Vorstellungen hegt.

Neben der Christianisirung schreibt man der Mission aber noch andere wichtige Erfolge in Indien bei. „Alle Millionen Indiens, sagt Hoffmann, haben den Einfluß der Mission dadurch erfahren, daß es *ihr* gelungen ist, die englische Obrigkeit zur Abschaffung des Kindermordes und der Verbrennung der Wittwen zu vermögen*).“ Abgesehen davon, daß dieser abscheuliche Gebrauch noch keineswegs ausgerottet worden, indem auch nach dieser Veröffentlichung Hoffmanns noch Fälle desselben vorgekommen, so ist auch gar nicht abzusehen, weshalb gerade die Mission nöthig ist, um eine christliche Obrigkeit zu vermögen, daß sie die Ermordung der Kinder und Verbrennung der Wittwen unter ihren Unterthanen nicht duldet. Die in England sich geltend machenden christlichen Ideen werden doch auch das Ihrige dazu beigetragen haben, diese abscheulichen Gewohnheiten abzuschaffen. Die Missionarien haben

*) Klumpp in seinem Überblicke: Das evangelische Missionswesen, schreibt diese Maßregel der Einwirkung des Christenthumes zu. «Ihm, sagt er S. 32, verdankt das gesammte Indien eine durch das Ganze durchgreifende Maßregel christlicher Humanität: Die Abschaffung des Kindermordes und der Verbrennung der Wittwen, zu welcher die englische Obrigkeit endlich nach langem Zögern durch den Einfluß der Mission bestimmt worden ist.» Hoffmann ist wohl etwas übersanguinisch in seinen Berechnungen, wenn er meint: «Einer Anzahl von *vielleicht* 100,000 Kindern wird dadurch jährlich das Leben gerettet, 8000 arme Frauen werden jährlich dem schauderhaften Flammentode entrissen.»

vielleicht in Folge ihrer davon erlangten Kenntniß mit mehrem Nachdrucke auf die Abstellung hingearbeitet; denn es ist nicht denkbar, daß, wenn jeder andere der englischen Regierung die Abscheulichkeit jener Einrichtungen gehörig zu Gemüthe geführt hätte, dieselbe nicht dasselbe gethan haben sollte, dessen Herbeiführung sich gegenwärtig die Missionarien rühmen. Es müssen nach allen diesem die Berichte aus Ostindien mit einiger Vorsicht gelesen werden; denn entweder melden sie nichts Erhebliches oder der übertreibende Enthusiasmus überschlägt sich selber. Wenn wir den Angaben begegnen, daß Hunderttausende das Wort vom ewigen Leben im Sohne Gottes in Schulen, auf Straßen und Märkten gehört haben, so müssen wir uns nur wundern, mit welcher Zuversicht die Missionäre hierin Jesum zum Vorbilde nehmen, welcher auch an öffentlichen Orten zu seinem Volke über die Religion zu reden pflegte, aber Wunder thun mußte, um seine Rede zu bekräftigen, was noch keinem der vielen Missionarien, welche aus England und Deutschland nach Indien gingen, gelungen ist. Die Nachrichten halten sich, doch wohl nur um die fromme Täuschung zu verdecken, immer schwankend, rechnen aus einem Jahre ins andere und weichen der Entschiedenheit immer aus. Man lese z. B. nur den Hoffmannischen Bericht über das vergangene Rechnungsjahr der Baseler Missionsanstalt. „In Ostindien, heißt es, dringt das Christenthum mit steigender Macht in die Seelen Erwachsener und Kinder, selbst die Erwachsenen können sich derselben nicht erwehren, so heftig sie sich auch widersetzen. In Calicut sind in 11 Jahren über 2500 Hindu bekehrt worden. In Burdwan blühet unter Weilbrechts Leitung die Mission wieder neu auf. In Kischnagore schreitet das schöne Werk fort, aber die Jesuiten suchen durch eine große Anstalt entgegen zu arbeiten. In Benares kann Leupold Taufe auf Taufe vornehmen. Aus Tinnevelly meldet Schater von einem ungeheuern Orkane, der Alles niederwarf, von einer furchtbaren Verschwörung, deren Ausbruch kaum noch verhindert werden konnte und wie in Folge dieser erschütternden Ereignisse 4000 Götzendiener sich zu dem lebendigen Gotte bekehrten. Auf den blauen Bergen wird eine neue Station errichtet, die eilfte der Baseler Gesellschaft in Ostindien. Missionar Mögling theilte aus seiner Erfahrung in Mangalore Mehres mit:

das Werk geht zwar langsam, doch schneller und schneller. Es sind noch die Fundamente unten im Boden, an denen man schafft, da wächst das Haus freilich noch nicht in die Augen. — Allein, wenn ein sehr begabter Jesuit nach 30jährigem Aufenthalte in Ostindien ein Buch schrieb, worin er zu beweisen sucht, daß es eine Unmöglichkeit sei, einen Hindu zu bekehren; so dürfen wir uns freuen, daß wir wenigstens mit einzelnen gründlich bekehrten Hindus das Gegentheil beweisen können, daß wir bereits kleine, wohlorganisirte Gemeindlein haben, welche freilich mit vieler Geduld und mit vieler Mühe von den evangelischen Missionarien sind gepflanzt worden." Sodann führt Mögling die Zuhörer in das Armenhaus zu Mangalore, wo eine Anzahl krüppelhafter, gichtbrüchiger, aussätziger Hindus auf Kosten christlicher Engländer gepflegt werden und daneben christlichen Unterricht empfangen, sofern sie denselben annehmen wollen, ferner in die Mädchenerziehungsanstalt, in die Kirche des Missionshauses und auf den Begräbnißplatz derselben; in ersterer befinden sich 35 Hindumädchen, welche, gegen die bisherige heidnische Sitte, Unterricht im Lesen, Schreiben und weiblichen Arbeiten erhalten; in der Kirche sammeln sich sonntäglich gegen 2000 Erwachsene und Kinder zu gemeinschaftlichem Gottesdienste in der Tulusprache und man gewahrt da Gesichter, welche verrathen, daß nicht blos das Ohr, sondern auch das Herz theilnehmend zuhört ꝛc. Den gleichen Eindruck machen die Angaben in der bereits erwähnten Schrift des Professors Klumpp*), welcher neben den verdächtigen Zahlenangaben doch auch die schweren Kämpfe nicht verschweigen zu dürfen glaubt, welche die indischen Missionen mit der Feindschaft der höhern Stände zu bestehen haben, welche sich zu förmlichen Vereinen gegen das Christenthum zusammengethan haben, wodurch namentlich die Missionsschulen zu Bombay beinahe ganz entleert wurden. Über die Erfolglosigkeit vieler Missionsarbeiten kann auch Klumpp nicht anders, als durch einen hoffnungsvollen Blick in die Zukunft trösten, deren Bewährung ihm gern zu gönnen ist. „Wenn auch (sagt er S. 31) auf einzelnen Posten Jahre lang ohne sichtlichen Erfolg gearbeitet ist, so ist die Zahl der Be-

*) Das evangelische Missionswesen. Stuttgart und Tübingen 1844.

kehrten an andern Orten desto größer, und ein Fragen, eine Unruhe, eine Bewegung ziehet sich durch ganze Districte hin, so daß vielfach Braminen selbst den baldigen Untergang ihrer Religion fürchten ꝛc. Wann die Zeit der Reife kommen wird, ist dem menschlichen Auge freilich verborgen, aber daß sie kommen wird, und vielleicht schneller, als menschliche Berechnung nur ahnt, das hoffen, das glauben, das wissen wir." Ich meines Theiles bezweifle das. Meldet doch Klumpp selbst sogleich hinterher, daß schon im XVI. Jahrhunderte die portugiesischen Missionarien (denen es hoffentlich im völlig fremden Indien ohne alle sprachlichen und andern durch neuere Cultur gebotenen Hülfsmittel, ohne allen Regierungsschutz schwerer geworden war, ihr Werk zu treiben, als den englischen und deutschen Missionarien im englischen Gebiete) in Indien festen Fuß gefaßt. Diese gewannen bald zahlreiche Anhänger und gründeten Gemeinden und Bisthümer und die Zahl der Bekehrten, die freilich nur zu oft Namenchristen sein mochten*), ging in die Hunderttausende. Eben so, als diese Erfolge sich nicht verhältnißmäßig vermehrt haben, ja theilweis wieder verloren gegangen sind, obgleich die katholischen Missionarien die Wundergabe als Beglaubigung ihrer Sendung aufzuweisen wußten, mag auch nicht auf den zweifellosen Fortbestand der gegenwärtig als so blühend geschilderten evangelischen Missionen gerechnet werden. Einige Kriegsjahre in Europa und das Ausbleiben der Geldsendungen würden alle schönen Hoffnungen des Herrn Professors Klumpp vernichten. Denn neben dem nicht allezeit sehr praktischen und so häufig einseitigen Glaubenseifer beruhet das Missionswesen hauptsächlich auf den aus Europa gespendeten klingenden Mitteln und ist von dieser Seite angesehen ein Geldgeschäft. So lange es nach einem Studenten Ausdrucke nicht an dieser Art Mosis und Propheten fehlt, wird, wenn sonst kein Eintrag geschiehet, gebauet, gedruckt, gereist, gepredigt und Schule gehalten. Wie sehr auch das Bestehen des Baseler Missionswerkes auf die Geldmittel sich stützen muß, ergiebt die drin-

*) Warum diese gehässige Vermuthung, da der Schreiber wohl eben so wenig im Stande sein dürfte, zu behaupten, daß viele der gegenwärtig Bekehrten etwas besseres sind?

gende Aufforderung Hoffmann's (S. 119) zu Spenden und Beiträgen nur zu sehr. Sobald aber dieser Silberstrom zu fließen aufhört, geräth das Werk dieser und ähnlicher Missionen ins Stocken und die Stationen werden verlassen. Tritt ein Anlaß ein, welcher den Fluß der Geldquellen hemmet, so muß das lebende Treiben eingestellt werden, es tritt ein Verfall ein und Alles, was bisher spendirt, gearbeitet, erlitten worden, ist umsonst. Auch andere Wechselfälle können das Missionswerk vernichten. Hat nicht ein einziger Federzug eines christlichen Kaisers das 15jährige Werk der evangelischen Missionsgesellschaft in den kaukasischen Ländern zertrümmert und langen Arbeits- und Kraftaufwand, so wie die Verwendung von 200,000 Gulden nutzlos gemacht, indem die Stationen haben aufgehoben werden müssen? Was sollen die in jenen Gebieten ausgesäeten Tausende von Bibeln, neuen Testamente und Tractaten, die zurückgeblieben sind, für sich wirken? Sagt ferner nicht Hoffmann*), daß wenn Indien sich von der Herrschaft der Engländer losreiße, das Heidenthum wieder mit Macht sich erheben und alle Schrecken des Götzendienstes über das arme Volk herstürzen würden? Kann man mit dürrern Worten die Erklärung abgeben: daß das Missionswesen in Indien Menschenwerk ist? — Unter diesen Umständen ist die Anerkennung, welche Klumpp den katholischen Heidenboten in Indien zollt, eben so ehrend für seine schöne Unparteilichkeit, als für diese Sendlinge: „Übrigens, sagt er, haben hier schon früh und seitdem von Zeit zu Zeit sich wiederholend große und furchtbare Verfolgungen, besonders gegen die katholischen Missionäre und Christengemeinden sich erhoben, welche auch in neuerer und neuester Zeit mit unerhörter Grausamkeit wüthen. Was auch über das hierarchische Princip der katholischen Kirche bei der Christianisirung heidnischer Völker geklagt werden muß, so viel ist gewiß, daß ihre Glaubensboten, wie sonst häufig, so auch hier, unter den schrecklichsten Verfolgungen und Martern bewunderungswürdige Beweise der Standhaftigkeit und Glaubenstreue gegeben, und dadurch von der Lebenskraft, die für jeden im Evangelium liegt,

*) S. 17 seiner Schrift: Die evangelische Missionsgesellschaft in Basel im Jahre 1842.

ein schönes Zeugniß abgelegt haben. Es scheint (sagt das treffende Urtheil eines scharfblickenden Mannes*), die katholische Kirche habe auch im Missionsgebiete, wie in der Geschichte Europens, die Bestimmung, durch ihre eigene Gesetzlichkeit, ihren brennenden Bekehrungseifer und ihren festen Zusammenhang den Widerstand roher Nationen gegen das Evangelium zu brechen und der Verkündigung des lautern Gotteswortes die Bahn zu brechen."

Merkwürdiges Zugeständniß, daß das „lautere Gotteswort," dessen Kraft allenthalben so hoch gepriesen wird, ohne Hülfe der katholischen Kirche, die überwunden zu haben, jenes sich rühmt, keinen rechten Boden gewinnen kann! — Ein ähnliches Zeugniß legt ein „Freund Gottes und der Wahrheit" in einem Schriftlein: „die Schattenseiten der Mission und Bibelverbreitung**)," welcher nichts weniger als katholisch ist, für den Eifer ab, mit dem die Geldmittel für die katholischen Missionen gesammelt werden, im Gegensatze zu der Mühe, womit die Beiträge für die evangelischen Missionsvereine aufgebracht werden. „Die Freunde dieser an sich sehr christlichen und frommen Sache, sagt derselbe, verweisen uns freilich an die Summen, die alljährlich für diese Zwecke gespendet werden und die in der That uns selber als bedeutend erscheinen würden, wenn wir nicht mit eigenen Augen sehen müßten, auf welche Weise sie zusammengebracht werden und wenn nicht andere, dem Missionswesen geradezu entgegengesetzte Vereine ungleich größere Mittel zu ihrer Verfügung aufzuweisen hätten. Was sind 60,000, ja 100,000 Gulden***) jährlich, die z. B. die Baseler Missionsgesellschaft auftreibt, wenn man der unsäglichen Mühen gedenkt, mittelst deren diese Summen zusammengebracht werden. Da werden ganze Länder mit frommen Tractätlein eigentlich überschwemmt, Colporteurs gehen von Haus zu Haus und lassen nicht nach, bis

*) Hoffmann im Baseler Missionsmagazin de 1840. 2. Heft.

**) Dem ich manche oben benutzte Winke verdanke.

***) Seitdem der «Freund Gottes und der Wahrheit» schrieb ist die Einnahme der Baseler Gesellschaft auf 136,882 Gulden gestiegen, wie des Inspectors Hoffmann Rechnungsbericht für 1845 beweist. In dem Jahre 1847 und 48 möchte aber wohl die Einnahme bedeutend zurückgegangen sein.

sie irgend etwas von ihrer Waare an den Mann, an die Frau oder die Kinder abgesetzt haben. Missionsblätter und Zeitschriften werden gegründet und verbreitet, fast alle Schulbücher können durch die Verlagsbuchhandlungen der Missionen bezogen werden. Eigene Missionsprediger werden in den Gemeinden umhergeschickt, Missionsfeste werden arrangirt und Alles wird aufgeboten, um zahlreiche Zuhörer und milde Geber zu erhalten. Selbst Lotterien von weiblichen Arbeiten werden für diesen Zweck veranstaltet und es ist der Vorschlag gemacht worden, in jedem Garten ein Missionsbeet, in jeder Schafheerde ein Missionslamm, in jedem Kuhstalle ein Missionskalb zu halten*), selbst den Bienenständen, die bis jetzt so ziemlich allein noch unbesteuert sind, ist eine fromme Missionssteuer zugedacht. Betrachten wir so den Ursprung der Summen und die Art, wie dieselben gesammelt werden: so reducirt sich das Meiste mit wenigen Ausnahmen auf einzelne Pfennige, Kreuzer und Groschen, die dem Einen abgenöthigt worden, die der Andere nur ungern und darum giebt, weil er Ehren halber nicht anders kann, oder die ein Dritter gleichgültig und ohne an den hohen Zweck weiter zu denken, darreicht, und so beweisen diese Summen, welche man als Beleg für das Interesse des Volkes an der Sache der Mission anführen will, gerade das Gegentheil, nämlich daß dieser große Gegenstand die große Mehrzahl der Christen völlig unberührt läßt und daß unsere Missionen zur Zeit noch, man wolle uns diesen wahren und harten Ausdruck zu Gute halten, im eigentlichen Sinne des Wortes — vom Betteln leben. — Wenn das Volk sich wirklich und wahrhaft für eine Sache interessirt, wie viel anders und großartiger weiß es da seine Theilnahme zu bethätigen**)! Dann bedarf es wahrlich

*) In englischen Missionsberichten ist selbst von einem Missionseselein die Rede.

**) Man denke an die Millionen, welche 1842 binnen einiger Wochen für die abgebrannten Hamburger gezeichnet waren. Selbst die Sammlungen, die unter einer verhältnißmäßig doch nicht sehr großen Theilnehmerschaft zu Gunsten Ronges und seiner Sache Statt fanden, die vielleicht dem evangelischen Missionswerke diametral entgegengesetzt ist, vollends aber die Mittel, welche die Demokratie 1848 flüssig zu machen verstand, zeichneten sich vor der Theilnahme an der Mission durch Reichhaltigkeit aus.

der unzähligen Mittel und der Schärflein nicht, die eine gläubige Seele sich abdarbt. — Kaum hat man die Nachricht erhalten von dem Bestehen eines katholischen Vereines in Bayern, der wie man glaubt, den Zweck hat, Irrende in den Schooß der allein seligmachenden Kirche zurückzuführen und die Zurückgekehrten zu unterstützen und schon melden öffentliche Blätter, daß dieser Verein über eine Million Gulden zu gebieten habe*). Und welche enorme Mittel stehen den Jesuiten zu Gebote, und doch läßt sich kaum ahnen, wie sie zu solchen kommen, und der Erwerb eines großen Landgutes macht ihnen weit weniger zu thun, und veranlaßt weit weniger Geräusch als etliche hundert in Kupfermünze ersammelte Gulden für die Zwecke der evangelischen Mission. Dies kommt daher, daß das katholische Volk, vornehm und gering, wirklich begeistert ist, für den Zweck der Ausbreitung seines Glaubens, während die Masse unseres Volkes stumpf und gleichgültig und die Begeisterung nur Sache eines verhältnißmäßig kleinen und armen Häufleins ist."

Bei den bisherigen Betrachtungen hatte ich zunächst nur das ostindische Missionswesen vor Augen. Ich beabsichtige kein Werk über die evangelischen Missionen zu beschreiben und habe nur an einem freilich sehr ins Weite gelaufenen Beispiele darthun wollen, daß mir die Sache nicht fremd geblieben, daß ich mich im Gedanken damit nicht ohne Interesse beschäftigt und meine Ansichten darüber durch Kenntnißnahme von den Thatsachen festzustellen und zu berichtigen beflissen gewesen und deshalb mir erlauben zu dürfen glaubte, einige Bemerkungen darüber an diesem Orte meiner Religionsbiographie einfließen zu lassen, zumal das evangelische Missionswerk und dessen Stand von vielen Seiten als ein Hauptzeugniß aufgestellt wird, wie in der evangelischen Kirche unserer Tage ein neuer Eifer sich kundgebe, den Glauben an den Herrn Jesum zum Gemeingute aller Völker zu machen und dadurch ihr steigendes äußeres Wachsthum, ihre zunehmende innere Kraft sich

*) Hoffmann (S. 123) empfiehlt deshalb die Nachahmung dieses Eifers der Katholiken, bemerkt aber sogleich Geist und Triebfeder müßten anders sein und setzt, als ob diese Einschränkung noch nicht genüge hinzu: Doch es bedarf dieses Vorbildes nicht.

bethätige, so wie die Anwesenheit und Mitwirkung des Geistes Gottes sich recht auffallend in den Fortschritten der evangelischen Missionssache zu erkennen gebe. Durch meine Bemerkungen über die ostindischen Missionen habe ich nur das Bedenken anregen wollen: ob hier nicht ein frommer Irrthum zum Grunde liege. Die Missionen in andern Ländern, wo die Heidenboten nicht dieselbe Unterstützung bei dem Landesregimente finden, ist der Stand der Sache keineswegs vorzüglicher. Ich kann dies hier nicht näher begründen. Man lese die Missionsberichte unbefangen und man wird sich davon überzeugen. Von dem Verdachte, als ob meine Einwendungen gegen das evangelische Missionswerk nur als Schild dienen sollen, um mich der andringenden Macht christlicher Ideen und namentlich der ernsten und in unser innerstes Leben eindringenden Mahnung des Evangeliums zu erwehren und dem eiteln, selbstsüchtigen Treiben des eigenen Herzens und seiner Entfremdung von Gott einen Freibrief zu gewinnen, so wie vor dem Vorwurfe: daß meine Bedenken nicht aufrichtige Überzeugung seien, glaube ich durch Ton wie Inhalt dieser Blätter mich hinlänglich gesichert zu haben. Man wird darnach nicht annehmen können, ich zweifle: ob einem Volke die Quelle aller Wahrheit, Tugend und Wohlfahrt für Zeit und Ewigkeit zugänglich gemacht werden solle oder nicht. Denn mein ganzes Buch ist ja nur ein Commentar zu dem unerschütterlichen fest von mir geglaubten Satze, daß dem Individuo wie der Nation das wahre Heil nur dann erwachsen kann, wenn ihm das Christenthum gegeben wird, welches zugleich die einzig wahre Civilisation gewährt und allein das geistige Leben zur rechten fruchtbaren Entwickelung bringen kann. Niemand kann dringender wünschen als ich, daß das Licht des Evangeliums die Gestade des Niger aufwärts dringen, im südlichen Africa sich ausbreiten, in Ostindien weit und breit leuchten und überall hin seine Strahlen werfen möge, wo die Völker noch im Schatten des Todes und der Finsterniß sitzen, die überall herrschen, wo nicht an Christum geglaubt wird und das Evangelium der in der Sendung des Sünderheilandes sich offenbarenden ewigen Liebe nicht bekannt ist. Nicht das Was, sondern nur das Wie des evangelischen Missionswesens erscheint mir problematisch in seinem Werthe und unverbürgt in seinen Erfolgen. Ich bin keine

von den ledernen, zähen und schwierigen Naturen, welche immerfort nur ruhige und unbefangene Prüfung im Munde führen, denen alles verkehrt, fruchtlos und chimärisch erscheint, was nicht mit zuverlässiger Evidenz als Nothwendigkeit aus gegebenen Prämissen und gemachten Veranstaltungen sich ergiebt, welche ferner von einem Unternehmen deshalb sich zurückhalten, weil ihnen die anfänglichen geringen Mittel der ungeheuern Aufgabe gegenüber zu einem Nichts verschwinden, welche ein entsetzliches Mißverhältniß und hoffnungsloses Beginnen darin erblicken, wenn ein kleines Häuflein meist nur unvollkommen gebildeter Missionäre es unternimmt, den Anfang zur Bekehrung von 600 Millionen Menschen, des Doppelten der gesammten Christenheit zu machen, sich unterfängt. Mich schreckt nicht, wie jene, von der Hoffnung des Gelingens die Entbehrung der Unterstützung seitens der Regierung zurück, auch nicht der Mangel an äußerlicher Waffenmacht, noch der Kampf mit allen ersinnlichen innern und äußern Hindernissen, mit den Schwierigkeiten der Sprache, den Nationalvorurtheilen und Antipathien, mit der unglaublichen Stumpfheit und zum Theil tiefen sittlichen Versunkenheit mancher Volksstämme, mit den Gefahren eines nachtheiligen oft tödtlichen Klimas, mit dem Hasse der Priester und den Verfolgungen feindseliger Regierungen, so wie über das Alles mit der Schwäche des eigenen Herzens. Denn alle diese Kämpfe haben die ersten und frühesten Ausbreiter des Christenthumes siegreich bestanden und sind als Weltüberwinder daraus hervorgegangen, obwohl ihnen viele der äußern Hülfsmittel abgingen, welche den evangelischen Missionarien zu Statten kommen. Der Verpflichtung des Christen gegenüber: das Reich Gottes an seinem Theile zu fördern und ausbreiten zu helfen, hat bei mir auch der Klageruf der heidnischen Völker und ihrer Priester kein Gewicht, welche sich über die Gewalt beschweren, womit man ihre heiligsten Interessen, den von den Voreltern ererbten uralten Glauben antaste, in welchem sich zahllose Geschlechter glücklich gefunden. Ich habe auch kein Ohr für die Bemerkung, daß man diese Heiden durch Aufnöthigung des Christenthumes um das mit ihrer bisherigen Religion engverwachsene Gute bringe und daß wir den Entwickelungsgang des Menschengeistes eigenmächtig unterbrechen, wenn wir denselben hemmen und von seiner eigenthüm-

lichen, bisher inne gehaltenen Bahn ablenken, daß wir das stille Wirken der Natur unberufen stören, in die Einrichtungen der ewigen Weisheit eingreifen und die Vorsehung meistern, welche ihren Rathschluß ohne unsern erbärmlichen Beistand hinauszuführen wissen werde. Alle diese und ähnliche Einwendungen sind gegen den Beruf des Christen zur Mission gerichtet. Da dieser als feststehend anzunehmen, so fallen sie von selbst. Meine Zweifel über das evangelische Missionswesen sind mehr ein Hervorgang aus der Vergleichung der emphatisch verkündeten Nachrichten von den großartigen Erfolgen des Missionswerkes mit dem wirklichen Befunde einerseits und der Fülle der aufgewendeten Mittel mit der geringen Fruchtbarkeit der zur Bekehrung der ungläubigen Völker getroffenen Veranstaltungen andererseits, obgleich wie selbst Klumpp (S. 8) gestehet, „die Aufgabe unserer Missionäre, so schwer sie immer noch ist, dennoch wenigstens leichter erscheint, als die der Apostel, zum Theil auch als die der ersten Heidenboten Germaniens." Warum muß Klumpp der schon so große Erfolge zu melden weiß, die kleinlaute Bemerkung (S. 9) über das Missionswesen hören lassen: „Es wird seine Größe aber auch äußerlich dereinst durch seine Erfolge bewähren. Wohl mag es bis jetzt nach menschlicher Berechnung noch nicht den Anschein dazu haben. Denn wenn wir auch von den übrigens wenigen Stationen ganz absehen, welche wegen politischer Hindernisse ganz aufgegeben werden mußten, wie im russischen Asien, — auch wo es bis jetzt Eingang gefunden hat, ist der Erfolg dennoch, numerisch wenigstens, so klein, daß nach menschlicher äußerer Berechnung noch Jahrhunderte, ja vielleicht Jahrtausende dazu gehören dürften, bis es die großen Gebiete des Heidenthums völlig der Herrschaft des Kreuzes unterworfen haben wird." Warum muß Klumpp, statt auf Erfolge zu verweisen, seine Leser mit der lebendig machenden Kraft des Wortes vom Kreuze trösten, vor welchem alle Weisheit der Weisen und aller Verstand der Verständigen zu nichte wird? Wie kann er, nachdem die Geschichte gelehrt, daß ganze christliche Bevölkerungen aus Ländern verschwunden, wo jenes Wort in voller Lebendigkeit wirkte, daß Kleinasien, daß Nordafrika, China, Japan, wo das Christenthum schon reiche Blüthen getrieben, wieder in die Nacht des Heidenthumes ver-

sunken, nachdem es auch so vielen neueren Missionen nicht besser ergangen, nachdem, wie die Gläubigen ersehen haben, in Deutschland ein modernes Heidenthum mit reißender Kraft um sich gegriffen, auf die einzelnen mit Mühe errichteten und unterhaltenen Missionsstationen so große Hoffnungen gründen und sich mit folgender Phrase, deren sonstige Schönheit ich keineswegs bestreiten will, beschwichtigen: „Und so darf man denn wohl sagen: die allerdings verhältnißmäßig noch wenigen Punkte der Heidenwelt, auf denen bis jetzt das Licht des Evangeliums leuchtet, gleichen den wenigen Bergeshäuptern, welche bereits von den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne erglänzen, während tief unten in den Thälern und Niederungen noch die dunkle Nacht liegt. Sollte dies aber etwa ein Zeichen unmächtiger Schwäche sein, die in fruchtloser Anstrengung nicht mehr vermöchte? Nein, es sind ja nur die Signale auf den Hochwachten, welche dem ahnungsvollen Blicke die Ankunft der Herrscherin verkündigen sollen. Gedulde Dich doch eine Stunde oder zwei und wie dann das königliche Gestirn des Tages auf einmal siegreich hervortritt und Alles mit seinem Lichte erfüllt, also wird auch das Licht der ewigen Wahrheit auf einmal und unerwartet über dem Dunkeln der Heidenwelt aufgehen." — Ich meines Theiles hege einen starken Unglauben an die Richtigkeit dieser Prophezeihung, namentlich wenn nicht auf eine andere Art und mit andern Mitteln gewirkt wird, als die protestantischen Missionare bisher in Anwendung gebracht haben. Die frohen Hoffnungen, welche gefühlvolle Seelen hegen, sind nichts als die Aussichten, worauf durch das Vergrößerungsglas der Wünsche die verlangenden Blicke sich richten. Wenn etwas moralisch Großes, etwas religiös Ausgezeichnetes ins Leben tritt, leben sogleich die gutherzigen Bemühungen auf, dasselbe durch verschönernde und übertreibende Zusätze anziehend zu gestalten. Wer sollte nicht, nach den pomphaften Verkündigungen in den Mäßigkeitsschriften, in den Berichten über die Unterdrückung des Sklavenhandels sich versucht fühlen, zu glauben, daß in den Gegenden, wo die Mäßigkeitsvereine Eingang gefunden, überall ehemalige Säufer als Ideale der Nüchternheit umherwandelten, daß man den Branntwein, als ein Gift von allen Seiten verabscheue, daß in den Ländern, wo er im Schwange gewesen, der

abscheuliche Handel mit unfrei gemachten Menschen unterdrückt worden*) und die Sklaven wie Brüder behandelt würden? Allein der kalte und besonnene Beobachter findet keineswegs diese großen Verbesserungen, wenn er solche Gegenden betritt. Es wiederholt sich hier im Großen die Erscheinung, welche auch am Individuo im Einzelnen betrachtet werden kann und wovon ich (Geständnisse S. 301) bereits ein Beispiel beigebracht. Bei der Umkehr von einem Wege, welcher zum Irrthume und Verderben führte, findet sich nämlich nur gar zu leicht die Meinung ein, zu glauben, man sei in der Besserung und Vervollkommnung schon weiter gekommen, als man wirklich gelangt ist. Wenige durch Erkenntniß ihres Irrthumes begnadigte Seelen dürften diesem Fehler entgangen sein. Alle Lebensbeschreibungen guter und heiliger Menschen melden von den Versuchungen, denen sie in dieser Hinsicht ausgesetzt gewesen und erlegen sind. Der lebendige Vorsatz zur Abschaffung der Sklaverei, zur Beseitigung der Völlerei im Genusse geistiger Getränke, sind nicht minder genialische Ideen thatkräftiger gutmeinender Menschen, als der Gedanke, durch Missionsvereine die höchste Angelegenheit zu fördern, welche dem Menschen obliegt: die Erweiterung des Reiches Christi. Die gedeihlichen Anfänge und anscheinenden Fortgänge erwecken gar zu leicht im Selbstgefühle der Anreger und Pfleger solcher Ideen eine nicht immer von der gehörigen Demuth gezügelte Freude, welche mit trunkenem Blicke Alles, was für jene Idee geleistet und von derselben getragen wird, überaus wohl bestellt findet, die Augen aber nur offen hat für das Gedeihliche, das Unkraut, welches der Feind unter den Waizen gesäet, aber übersiehet oder für unschädlichen Auswuchs achtet. In liebenswürdiger Begeisterung machen sich die Erfreueten zu Herolden der Verkündigung großer Fortschritte, welche ihr Werk gemacht hat und so entstehen Täuschungen über Täuschungen. Lieb gewordene Ansichten und Irrthümer aufzugeben, ist schwer und man hält Unternehmungen, welche schon dem Zusammensturze nicht mehr zu widerstehen vermögen, immer noch für blühend, wie der Todtkranke, dem seine Stunden gezählt sind, sich immer noch der Genesung getröstet und voll Entwürfe ist, die er nach

*) Nach Hoffmann werden noch alle Jahre 500,000 Africaner verkauft.

deren Eintritte auszuführen beabsichtigt. Andererseits aber suchen die Gegner solcher guten Werke und Unternehmungen geflissentlich nur deren Schattenseiten auf und versündigen sich im Verkennen der guten Erfolge an der Wahrheit durch giftige Fälschung. Entschieden muß ich mich daher gegen Leute, die sonst meine hohe Achtung besitzen, wie Possevin und Augustin Theiner erklären, deren Äußerungen über den Beruf des Protestantismus zum Missionswerke und dessen Erfolge ich hier anführen will, um darzuthun, wie man sich darüber *nicht* auslassen sollte. Possevin glaubt in der Beantwortung der vierzehn Fragen, welche ihm König Johann III. von Schweden vorgelegt, den Beruf der katholischen Kirche nicht besser preisen zu können, als durch Schmähreden in Bezug auf die behauptete Unfähigkeit des protestantischen Christenthumes zur Bekehrung der Heiden. „Deshalb ist die katholische Kirche, sagt er, überall, wohin ihr nur der Weg offen stand, über entrüstete Meere, durch Feuer und Flammen zu allen wilden Nationen hindurchgedrungen und dringt fortwährend dahin, um nach Verscheuchung und Ausrottung des Dienstes der Götzenbilder und Laster, daselbst die Tempel der Götzen in christliche Kirchen umzuschaffen und die Trophäen des Kreuzes weit und breit aufzupflanzen. Dieser *eine* Umstand macht aber dieses dritte Kennzeichen jener Kirche so glanzvoll, erhaben und offenbar, daß während sie gleich der Sonne ihre Strahlen den Weissagungen der Propheten gemäß, immerfort über den gesammten Erdkreis verbreitet hat, hierdurch zugleich Allen, die sich erlogener Weise Evangelische nennen, darthut, daß das unfläthige lutherische, calvinistische und übrige Gesindel, das sich in seinen Winkeln und Finsternissen versteckt hält, je weder zu Wilden, noch über Meere, um das Licht des Evangeliums zu verbreiten Reisen unternommen hat, zufrieden vom Ruine der katholischen Kirche sich und ihren Weiberschaaren eine Höhle zu schaffen, von wo aus sie ihre Pestgerüche unter dem Vorgeben von Gotteswort aushauchen."

Wäre es nicht weit christlicher gewesen, wenn der gefeierte Jesuit, die an sich ganz richtige Bemerkung: „daß dasjenige Evangelium, welches die Kirchenrevolutionen des XVI. Jahrhunderts an den Tag gefördert haben und das jetzt nur noch das Besitzthum weniger Protestanten ist, dem Missionswesen abhold gewesen,

weil es dasselbe als eins von den guten Werken betrachten zu müssen glaubte, deren Geltung und Schätzung es kräftigst bestritten," ohne alle jene gehässigen zu Nichts führenden Beisätze gelassen hätte? Wenn seine Kirche auch dieses Evangelium verwirft, so ermächtigte sie ihn doch nicht, dessen Anhänger persönlich zu verunglimpfen und er hat das Gebot der Liebe nicht beachtet, indem er also gesprochen. Theiner, dem doch bekannt sein mußte, daß, nachdem die Kraft von Luthers Irrthume im Betreff der guten Werke gebrochen und in Speners und Frankes Herzen eine neue gläubig lebendige der katholischen Lehre nahekommende Auffassung der evangelischen Würdigung der Sittlichkeit aufgegangen war, und seitdem damit zusammentreffend, die Brüdergemeinde durch ein auf Glauben gegründetes aber auch durch Früchte zu bewährendes Christenthum das Leben der apostolischen Gemeinden zu repristiniren sich beeiferte, das Missionswerk als eine nothwendige Folge dieser Reaction sich gestalten mußte, Theiner, welcher hierin den Sieg einer Lehre seiner Kirche hätte begrüßen und feiern sollen, weiß in einseitiger Verblendung nichts Besseres zu thun, als Possevins Argument, welches nur gegen die starre Orthodoxie der protestantischen Kirche im XVI. und XVII. Jahrhunderte gelten konnte, im XIX. lediglich zu wiederholen und zu behaupten, wie dasselbe keineswegs durch den Umstand an Kraft verliere, daß die Protestanten heute auch Missionen unterhielten. Er führt an, daß die englische Regierung sich genöthigt gesehen, katholische Missionäre in ihre englischen Besitzungen zu rufen, weil sie von der Nutzlosigkeit und Unfähigkeit ihrer Missionarien zu sehr überzeugt gewesen und knüpft hieran die eben so unwahre als ihrem Tone nach seiner nicht würdige Äußerung: „Überhaupt ist sie es müde geworden, mit ihren Millionen von Guineen*) protestantischen Gotteswortsdienern, die keinen Hund bekehren und höchstens nur einen oder den andern verworfenen und gottlosen europäischen Katholiken durch ihr Geld zur Apostasie bewegen konnten, die

*) Große Übertreibung! Eine Million Guineen sind weit mehr als alle evangelischen Missionsvereine zusammen aufbringen. Die englische Regierung ist weit entfernt, daran dieselben in Freigebigkeit überbieten zu wollen.

Gurgel noch länger auszuspülen." — Darf in dieser Sprache ein Mann sich vernehmen lassen, welcher Geschichte schreibt? Welcher unter den großen heidnischen, geschweige christlichen Historikern hat einen solchen Ton angeschlagen? Wie sehr schadet Theiner durch solche und andere verletzende Ausdrücke seiner sonst werthvollen Arbeit über die Reformation in Schweden? Sein Eifer hat ihm die erforderliche christliche Liebe aus den Händen gerissen. Man kann die Wahrheit sagen, ohne dabei den Irrenden oder irrend Geglaubten zu verfehren. Theiner sagt aber in der angegebenen Stelle nicht einmal die Wahrheit, denn die Mehrzahl der in den englischen Besitzungen wirksamen Missionarien sind Protestanten und ihre Menge mehret sich alljährlich mit der Einnahme der Missionsgesellschaften. „In den jetzt abgelaufenen 42 Jahren unsers Jahrhunderts, sagte bereits im Jahre 1842 Hoffmann*), sind erstaunliche Dinge geschehen. In Amerika haben sich 5 Missionsgesellschaften gebildet, in Deutschland und der Schweiz eben so viele, die älteste 1816 zu Basel, dann folgten die zu Berlin, zu Barmen, zu Hamburg und Dresden, eine in Frankreich; zwei Gesellschaften beschäftigen sich mit der Bekehrung der Juden, die Bibel ist in der Christenheit zu vielen Millionen verbreitet. Sie wurde in 136 Sprachen gedruckt, 106 ganz neue Übersetzungen wurden gemacht und herausgegeben und 22 sind jetzt unter der Presse. Jetzt stehen in allen Theilen der Erde 5000 evangelische Missionsarbeiter, Männer und Frauen auf 900 Stationen. Die Zahl der durch ihre Arbeit bekehrten Heiden beläuft sich auf etwa 400,000." — So habe ich Enthusiasten und Gegner des evangelischen Missionswerkes einander gegenüber gestellt! Wie groß auch Hoffmanns und noch mehr Klumpps Zahlen in die Augen fallen, so gestehet doch Hoffmann ein, daß, um Alle zu Christo

*) Klumpp (S. 11) giebt die Gesammtzahl der in Activität befindlichen Arbeiter der evangelischen Missionen zwischen 5—6000 in 1400 Stationen an und die darauf verwendete Summe, wie schon gedacht, auf 9 Millionen Gulden. Unter den Arbeitern sind aber auch die Laien mitgerechnet, d. h. Schullehrer, die s. g. Nationalgehülfen, oder diejenigen, welche die Missionarien sich aus den Eingeborenen zum Dienste der Mission herangebildet haben, eben so die Frauen der Missionarien u. s. w.

zu bringen 10 Millionen Missionarien nöthig seien. Es fragt sich ob alles in der Welt vorhandene zu Unternehmungen verwendbare Geld zur Bestreitung der Ausgaben für diese Legionen hinreichen würde? Schon diese Erwägung ergiebt, daß hier nicht gerade behauptet werden könne: *solches ist vom Herrn geschehen und wunderbar vor unsern Augen.* So fingen die Apostel, die ältesten Missionarien die Sache nicht an. So ward in den ersten christlichen Zeiten in Asien nicht verfahren. Hier sammelten die *neu Bekehrten* für die Armen in Palästina milde Beiträge und übersendeten solche den Bedürftigen, statt sich selber unterstützen zu lassen. Als Petrus seine erste Pfingstpredigt gehalten, wurden 3000 bekehrt, ließen sich taufen und traten zur Gemeinde Christi. Als aber die Apostel abgetreten waren, hatte sich die Gemeinde der getauften Juden und Christen fast schon zu einer Million vermehrt. Das hatten die zwölf Männer bewirkt, welche der geistvolle Herr von Voltaire im Ärger über solche Erfolge zum Nachtheile des von ihm vertretenen Reiches des Fürsten dieser Welt, die *zwölf Schurken* nannte, und damit unbewußt die gründlichste Heiligsprechung verkündigte, welche diesen erhabenen Männern zuerkannt werden konnte. Während sie sich auf gefahrvolle Reisen in unbekannte Gegenden, unter verdächtige Völkerschaften begaben, ziehen die protestantischen Missionäre unter dem Beistande und dem Vollworte ihrer Regierungen auf ihre Stationen, genießen den thätigen Schutz der Obrigkeiten. Überall wohin sie kamen, fanden die Jünger des Herrn feindlichen Widerstand und Abneigung der heidnischen Obrigkeiten. Man vergleiche was sie ausgerichtet, mit dem was durch die Missionen in Indien geschehen, dem Lande, von welchem der Doctor Buchanan, der sich um jene sehr verdient gemacht, zugestehet, daß keine christliche Nation je ein so weites Feld für die Ausbreitung des Christenthumes besessen, als die Engländer durch den Einfluß besitzen, den sie auf die hundert Millionen Einwohner Hindostans ausüben. „Keine Nation, fährt er fort, hat sich je so vieler Vortheile für die Verbreitung ihrer Religion erfreuet, als sich uns bei der Herrschaft über ein passives Volk darbieten, das mit Unterwürfigkeit unser sanftes Joch trägt, unsere Grundsätze ehrt und unsere Herrschaft als einen Segen ansiehet."

Aus der eigenen Heimath verstoßen, Fremdlinge und Pilger durch fremde Länder, heimathlos und oft ohne Obdach, als Landstreicher behandelt und verfolgt, häufig ohne das tägliche Brod, mußten die Apostel und ihre Jünger ihr Leben den Feinden ihres Glaubens und ihrer Bestrebungen anvertrauen. Die Missionarien dagegen haben auf den Beistand des ganzen christlichen Europas und aller in den übrigen Welttheilen zerstreuet lebenden Christen zu rechnen und sind mit Hülfsmitteln aller Art reichlichst ausgerüstet. Sie treten *) höchst anständig auf, haben die Mittel zu einem gemächlichen Leben, ferner Mittel, welche sie in den Stand setzen Häuser, Schulhäuser, Kapellen zu erbauen, Schulen für den unentgeltlichen Unterricht der Eingeborenen zu errichten und Prämien mit Pomp und Feierlichkeit auszutheilen, Mittel, Grund und Boden anzukaufen und bebauen zu lassen, Mittel, die sie in den Stand setzen den Heiden äußerliche Vortheile zu erzeigen, deren Kindern Pflege und Bekleidung angedeihen zu lassen, kurz in jeder Hinsicht als die Wohlthäter der Völker sich zu zeigen, zu denen sie gesendet werden. Dessen ungeachtet ist es ihnen nicht gelungen, Kirchengemeinschaften zu gründen, welche Bestand gehabt, wenn sie sich von den Stationen zurückgezogen. Oder ist es nicht Thatsache, daß auf Ceylon, welches nach einer im Jahre 1801 angestellten Berechnung 340,000 Protestanten zählte, aus Mangel an Lehrern ihrer Religion über 50,000 zur katholischen Kirche übergetreten sind? Die Nachkommen der ehemaligen Bekenner haben sich größtentheils zum Heidenthume zurück gewendet. Diese alten protestantischen Kirchen, von denen einzelne große Gebäude sind, giebt es in dem Bezirke Jafnapatam allein 32. Dieselben werden ohne Jemandes Widerspruch nach Belieben von katholischen Geistlichen aus dem Orden des h. Philippo Neri in Besitz genommen und Dr. Buchanan bemerkt, daß, wenn nicht

*) Während die katholischen Missionäre in Indien nur die geringe Beisteuer von 550 Francs erhalten, hat der Missionär der anglicanischen Kirche circa 6000 Francs Gehalt, eine Zulage von etwa 1000 Francs, wenn er verheirathet ist und die Hälfte dieser Zulage für jedes seiner Kinder. Auf dem Kap der guten Hoffnung erhält ein englischer Missionär nahe an 7000 Francs, die in America jedoch nur 2300 bis 4000 Francs.

schnell Mittel ergriffen würden, man sicher darauf rechnen könne, es werde auf der Insel Ceylon in wenigen Jahren rücksichtlich des Verhältnisses der Katholiken zu den Protestanten derselbe Zustand eintreten, als in Irland. Dies ist das Ende einer Mission, welche 150 Jahre lang von einer eifrigen Regierung (der niederländischen) beschützt und begünstigt wurde und sodann unter die Herrschaft einer andern ebenfalls protestantischen Regierung überging. Unter dem buddhistischen Theile der Bevölkerung Ceylons war nach Tennent wenige Jahre nach dem Abzuge der Niederländer jede Spur von Christenthum gänzlich verschwunden und den spätern englischen Missionarien gelang es erst nach Jahren einige wenige Individuen dieser Bevölkerung wieder dem Christenthume zuzuführen. In ähnlicher Weise hat sich auch auf andern Punkten der Erde gezeigt, daß der Fortgang der evangelischen Missionen ganz von den persönlichen Anstrengungen ihrer Unternehmer abhängt, denen es nur selten gelingt den Geist, welcher sie beseelt, in die Gemeinden zu verpflanzen, die sie mit löblichem Bemühen zur Verkündigung des Wortes Gottes um sich versammelt haben. Sind das nicht deutliche Merkzeichen, daß diese Stationen menschlichen Ursprungs auch die Spuren der menschlichen Schwachheit an sich tragen? Wenn den Bekehrten der rechte Geist mitgetheilt worden wäre, so sollte man glauben, daß der christliche Ernst und Eifer, den die Missionarien zu wecken und zu unterhalten berufen sind, sie schon selbst die Kraft und die Mittel finden lassen werde, sich Kirchen und Schulen zu erbauen, ihren Seelsorgern den nöthigen Unterhalt zu reichen. Vergleicht man die ärmlichen Resultate der mit allen Hülfsmitteln der neuern Cultur opulent ausgestatteten evangelischen Missionen mit den Erfolgen, welche die Apostel erzielten, die sich, ohne Jemand beschwerlich zu fallen, wie sie sich ausdrücklich rühmen, durch ihrer Hände Arbeit nährten und sich überall den Völkern, zu denen sie gesendet wurden, anbequemten (den Juden Juden, den Heiden Heiden wurden), welche aller Bequemlichkeiten sich entschlugen, nirgends Häuser oder Kirchen erbauten und die mächtigsten Erfolge, welche die Gestalt der ganzen civilisirten Welt veränderten, zu Stande brachten, so drängt sich mit Nothwendigkeit die Vermuthung auf, daß ein anderer Geist diese Männer beseelt, begleitet und aus ihnen gewirkt haben

müsse, als die modernen Missionen. Ich finde nicht erfüllt an ihnen die Verheißung des Jesaias (52, 7): „Wie schön sind die Füße derer, die den Frieden verkündigen, die frohe Botschaft von dem Guten bringen," oder Christi selber, welcher seinen Sendboten die Zusage ertheilte (Matth. 10, 40): „Wer euch aufnimmt, nimmt mich auf." Ich habe ferner nicht die Überzeugung gewonnen, daß an den durch diese Missionen bekehrten Heiden sich Pauli Zeugniß (Röm. 1, 16) bewährt habe: „Das Evangelium ist eine Kraft Gottes, zum Heile Jedem, der daran glaubt, für die Juden und für die Heiden." In keinem jener Baseler und anderer Missionsberichte sind mir Meldungen vorgekommen, wie sie das Zeitalter der Apostel unzählige aufzuweisen hat, der Art wie folgende (Apostelgesch. 13, 14): „Da das die Heiden hörten, freueten sie sich, priesen das Wort des Herrn und glaubten, so viel ihrer zum ewigen Leben verordnet waren." Ich vermisse die Offenbarung desjenigen höheren Beistandes an dem Werke der evangelischen Missionen, welcher den Missionarien der frühern Jahrhunderte zu Theil wurde und kraft dessen sie eine Religion, welche mit dem damaligen Zustande der Menschheit, wo Luxus und Armuth, Despotie und Sklaverei, die gottloseste Philosophie, die ruchloseste Sittenlosigkeit und die unseligsten Zerwürfnisse und Mischungen aller Leidenschaften herrschten, in einem schreienden Widerspruche standen, einführten und mit Hölle und Tod einen siegreichen Kampf bestanden. Weder reich noch gelehrt, weder mächtig noch berühmt waren die ersten Bekehrungsboten nicht durch Geburt oder Ansehen, nicht durch Gewalt oder Wissenschaft in der Verfassung, ihrer Lehre Eingang verschaffen zu können. Ist es ohne ein Wunder begreiflich, wie die Beredtsamkeit dieser Leute, die man für Bettler oder Schwärmer, für Trunkene oder Narren hielt, welche den Juden ein Ärgerniß, den Heiden eine Thorheit waren und die eine Lehre vortrugen, welche strenge Pflichten lehret, nirgends den Sinnen schmeichelt und die Erfüllung ihrer Verheißungen erst für eine andere Welt in Aussicht stellt, über die Macht der Fürsten, über die Verstandeskünste der Weltweisen siegen, die heidnischen Götter von ihren Altären stürzen und den Einfluß allmächtiger Priester brechen, dagegen aber einem armen, verspotteten, verspieenen, gekreuzigten Juden die Anerkennung als Gottessohn und seinen

einfältigen und schmucklosen Reden die Verehrung als Aussprüche Gottes verschaffen? Paulus durchflog einen großen Theil von Asien und Europa, überall zahlreiche Gemeinden stiftend. Wo er und die übrigen Sendboten auf diese Weise den Keim gelegt, schoß fröhliche Saat auf und zu solcher Macht erwuchs der Christenglaube, daß er zehn entsetzlichen Verfolgungen den unerschütterlichsten Heldensinn entgegensetzte, daß die Bekenner alle Martern und Todesarten ertrugen ohne im Glauben zu wanken. Als nun in Blut der Name der Christen vertilgt zu sein schien, fand sich, daß das vergossene Blut der Saamen ward, aus welchem eine noch weit stärkere Saat von Christen hervorsproß. Erst Muhamed und seinen Nachfolgern gelang es, die alten Sitze und Heimathsländer des Christenthumes zu erobern und diese Religion daselbst auszurotten.

Nun gingen mit gleichem Erfolge, als die Apostel, neue Boten unter die germanischen Heiden, um den im Osten erlittenen Verlust zu ersetzen. So erhielt fast jedes Land seinen Missionär. Palladius († 450) brachte den Schotten das Evangelium, Valentinus († 474) brachte es nach Tyrol, Patricius († 461) nach Irland, Severinus († 482) nach Östreich, Remigius († 533) nach Frankreich, Augustinus nach England, Columbus (615) und Gallus (646) bekehrten die Schweizer, Magnus (665) wirkte in gleicher Weise in Schwaben, Landoals (668), Plechhelm (732), Ermin (737), Willibrod (738) in den Niederlanden, Kilian (688) in Franken, die beiden Ewalde (690) am Rhein, Rupert (700) im Salzburgischen, Corbinian (730) und Emmeran (652) in Bayern, Suitbert (713) in Friesland, vor allem aber Bonifacius (755), welchen Pirmin (758), Wunibald (760), Sturmius (779), Wilibald (786), Ludger (809) folgten, in Deutschland*). An-

*) Ich kann nicht umhin, bei der Ausbreitung des Christenthumes in Deutschland der herkömmlichen historischen Ansicht darüber zu gedenken. In dem von ihr festgehaltenen Irrthume bin auch ich auf Schulen unterwiesen und habe demselben lange Jahre angehangen. Es hallen von dieser Ansicht eine Menge Compendien wieder. So auch das Bredowische. Weil Karl der Große die Sachsen mit dem Schwerte bekehrte, muß dieses Volk, der Compendien-Historie zufolge, durchaus widrig gegen das Christenthum gestimmt sein, indem die Weisheit ihrer Urheber sich

scharius (865) predigte das Evangelium im Norden, Cyrill und Methodius (890) in Bulgarien, Böhmen und Mähren, Bonifa-

---

nicht zu der Vorstellung zu erheben im Stande ist, es könne eine durch große Weltbewegungen, durch Krieg und Blutvergießen vermittelte Bekehrung eine wahre sein. Die treue Beobachtung der innern Geschichte der Individuen widerlegt die oberflächliche Ansicht, daß eine gezwungene Bekehrung keine wahre sein könne. Denn gerade die wildesten Gemüther haben es an sich, nach gewaltsamer Brechung ihres Stolzes die treueste, innigste Liebe und Anhänglichkeit in dieser Schule der Zucht zu erlernen und auf das Rührendste zu bethätigen. Hätten Bredow und Genossen die altsächsische Evangelienharmonie, ein durch und durch aus dem sächsischen Volke bald nach dessen Bekehrung hervorgegangenes Leben Jesu gekannt, vielleicht das Ausgezeichnetste, was christliche Poesie jemals hervorgebracht, so würden sie ihre, nur zum Abbruche der katholischen Kirche in Schwang gebrachte Fabel von einer blos äußerlichen Bekehrung der Sachsen nicht für eine historische Thatsache haben ausgeben können. Hier tritt uns Christus unter den Sachsen entgegen, in einer Auffassung, zu der sich manche heute für sehr christlich gehaltene Seele noch nicht wieder zu erheben vermag. Das Gedicht ist durch und durch Volkspoesie, d. h. eine Entwickelung aus dem dichterischen Vermögen, nicht des Einzelnen, sondern der dem ganzen Volke verliehenen Naturgabe und Anlage zu dieser Kunst, in welcher sich die volle, reiche Empfindung und Gesinnung des Volkes abspiegelt, als deren Vertreter jeder Einzelne einzustehen sich zur Ehre schätzen würde. Eine Evangelienharmonie wie die gedachte, unter dem Namen Heliand bekannte, beweiset aber, wie der Geist des Christenthumes schon unter Ludwig dem Frommen in den sächsischen Gauen zum Volksgeiste geworden war. Ich liebe es, zur Erhärtung von Meinungen, welche ich im Gegensatze der herrschenden alltäglichen Ansichten hege, um nicht für mich allein eigensinnig, querköpfig und bornirt zu erscheinen, edle Autoritäten für mich in die Schranken treten zu lassen, welche mich wider die Tadler vertreten mögen. Das innere Seelenleben einer Nation spiegeln am genauesten und eigenthümlichsten seine geistigen Erzeugnisse ab. Deshalb sind die Forscher und Kenner der Literatur eines Volkes wohl die am besten unterrichteten Zeugen über Thatsachen des Bewußtseins einer Nation. Unter den neueren Bearbeitern der Geschichte der deutschen Nationalliteratur hat, wie schon einmal gedacht, Professor Vilmar in Marburg den allgemeinsten und verdientesten Beifall durch seine Vorlesungen über die Geschichte dieser Literatur geerntet. Dieser tüchtige und geistvolle Gelehrte äußert sich über die einflußreiche Bedeutung der christlichen Kirche für die deutsche Literatur im Anfange des Mittelalters (S. 46 der zweiten Auflage jener Vorlesungen) also: «Es war der Geist des Christenthumes, der auch die Massen, nicht als Lehre,

cius (1009) in Rußland und eine Menge Anderer an andern Orten. Die meisten unter ihnen erhielten die Krone als Märtyrer. Sie erneuerten mit gleichem Erfolge das Missionswerk der Apostel, beglaubigten durch Wunder ihre Sendung und bewirkten, geschützt und gesegnet durch Gott, auf dem Wege der Liebe und der Überredung, der Sanftmuth vorzüglich aber des begeisternden Beispiels die Bekehrung zahlloser Irrgläubigen und Heiden. Der Geist des Herrn half ihnen seine Kirche verbreiten. Nachdem durch die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien und die Auffindung America's dem Missionsberufe und der Aussaat des Evangeliums neue Gebiete geöffnet waren, zogen Benedictiner, Franciscaner, Dominicaner, Jesuiten in zahlreichen Schaaren über die Meere und trieben das

---

sondern als Thatsache, nicht als Wissenschaft, sondern als Lebenselement völlig durchdrungen hatte. Es war das Christenthum, zumal bei den Deutschen, nicht etwa ein bloßes Wissen und Begreifen, sondern ein volles Haben und Genießen, es war eine Freude an der christlichen Kirche, an deren innerer und äußerer Herrlichkeit und eine Befriedigung durch die Gaben derselben so allgemein, wie sie seitdem nie wieder gewesen ist und so stark, daß selbst die Kämpfe der Kaiser und Päpste länger als zwei Jahrhunderte diesem Wohlgefühle nichts anhaben konnten. Wo eine solche in sich einige, unangefochtene geistige Befriedigung herrscht, wie sie die christliche Kirche dem damaligen Menschengeschlechte und vor Allem dem deutschen Volke gewährte, da wird auch die Poesie ihren Culminationspunkt erreichen.» — In gleicher Weise, als in dem Heliand das ganze Sachsenvolk einen mächtigen Gesang angestimmt auf die Herrlichkeit Christi, dem es einhellig als alleinigen Volkshirten sich gern unterthan weiß, haben wir in Ulfilas gothischer Übersetzung der heiligen Schrift, welche bei den Westgothen bis zu deren Untergange in hohem Ansehen stand, einen Ausdruck des christlichen Geistes unter den als eine wilde Horde geschilderten Westgothen. Ein Volk, dessen Sprache die religiöse Würde und Weihe hat, welche sich in dieser Übersetzung bewährt, bedarf eines weitern Zeugnisses für die Innigkeit, womit das Christenthum seine Gesinnung durchdrungen hat, nicht. Solche Beweisstücke der Christlichkeit liefern uns die mit dem Schwerte bekehrten Völker bald nach erfolgter Annahme des Christenthumes. Unter denselben verbreiteten das Evangelium die oben genannten Missionarien, denen die genannten literarischen Erzeugnisse und deren Geist wiederum das Zeugniß schönster Wirksamkeit ausstellen, weshalb die vornehme Achselzuckerei trivialer Geschichtscompendien über das Handeln dieser frommen Geistesboten sehr übel angebracht erscheint.

Werk der Bekehrung in America und Africa (1500—1600) mit nicht minderm Gelingen, als die alten Heidenboten. Sehr viele unter ihnen erlangten das Glück, ihren Glauben durch Vergießung ihres Blutes bezeugen zu können. Vor Allen aber that sich durch gesegnete Erfolge der heilige Franciscus Xaverius hervor, welcher 1540 seine Missionsreise in den Orient antrat. Mit unsäglicher Mühe, unter namenlosen Drangsalen und Leiden, durch Wunder (Krankenheilungen und Todtenerweckungen) unterstützt, durch die Gabe des h. Geistes geschickt, in fremden Zungen zu reden, durch die Kraft seines Wortes, durch die Liebenswürdigkeit seines Charakters, durch die leuchtende Reinheit und Heiligkeit seines Wandels, durch seine hingebende, Alles opfernde Liebe breitete er das Evangelium in Ostindien aus, ging dann in das Reich Japan und gründete daselbst in kürzester Frist zahlreiche und blühende christliche Gemeinden, aus welchen später Hunderttausende von Märtyrern hervorgingen. In einem Briefe nach Rom sagt Xaverius selbst, die Anzahl der Täuflinge sei so groß gewesen, daß er zuletzt beim Wasserausgießen beinahe den Arm wegen Ermüdung nicht mehr aufheben konnte, da er oft in einem Tage ein ganzes Dorf taufte. Selbst seine Stimme versagte ihm wegen oftmaliger Wiederholung des Glaubensbekenntnisses. Die Anzahl der Ungläubigen, welche Xaverius bekehrte, schlägt sein neuester Biograph (Reithmeier 1846 S. 265) über siebenmalhunderttausend an. Alle diese waren in der christlichen Lehre gut unterrichtet. Man darf nicht glauben, daß er sich etwa begnügte, ihnen die Bibel gegeben zu haben, woraus die Heiden sich ihren Glauben hätten machen sollen. Er lehrte sie die Grundsätze des Christenthumes genau kennen. Auf seinen Arbeiten ruhete der Segen. Von den vielen Gemeinden, die er zum Christenthume bekehrt hatte, fiel keine in die Abgötterei zurück, die Stadt Tolo ausgenommen, welche sich aber bald wieder bekehrte. Mehre Völker, welche der Heilige bekehrt, blieben dem von ihm gepflanzten Glauben getreu, obgleich sie 15 Jahre lang keinen Priester hatten. Wohl zu beachten ist, daß Xaver es namentlich in Japan nicht mit unwissenden Heiden, sondern mit gebildeten, gelehrten Leuten zu thun hatte, welche mit Scharfsinn die Geheimnisse des Glaubens bestritten und die Treue der neuen Christen durch blendende

Scheingründe zu erschüttern suchten. Alle diese Spitzfindigkeiten hatte er zu bekämpfen und taufte nicht eher, als bis er seinen Katechumenen gegen die Angriffe heidnischer Sophisten gesichert wußte. Anziehend sind seine dialektischen Kämpfe mit den japanischen Bonzen und seine öffentlichen Siege über dieselben. (S. Reithmeier Xavers Leben S. 168 ff.) Zuletzt wollte er auch dem unermeßlichen Reiche der Mitte das Licht des Evangeliums bringen. An der Grenze des ungeheuern Landes angelangt, erhielt er den göttlichen Befehl zum Abscheiden und legte sterbend seinen Beruf in andere getreue Hände nieder.

In dem Beginnen der evangelischen Missionen in Ostindien finde ich aber Weniges, das mit der Wirksamkeit des heiligen Xaverius oder derjenigen aller übrigen namhaft gemachten Heidenboten vor ihm bis zu den Aposteln hinauf übereinstimmt. Wie vereinzelt stehet dasjenige da, was der schon oben erwähnte deutsche Missionär Christian Friedrich Schwartz*) (geb. 1726 zu Sonnenburg, gestorben 1798 zu Tanjore in Indien) in den Ländern am Ganges geleistet, der aber doch auch nicht selten mit blos menschlichen Mitteln wirkte, weshalb, was er leistete, vielfach ohne Bestand geblieben ist. Welche Rolle muß aber erst der berühmte Missionär Gützlaff in China als Agent und Werkzeug der englischen Politik spielen, da er noch mehr als Schwartz in die weltlichen Händel sich hat einlassen müssen. Es muß Wunder nehmen, wie dieser fromme deutsche Missionär sich zum Dollmetscher und Führer bei den unwürdigen chinesischen Raubzügen der Engländer**) hat hergeben können. Glaubte er vielleicht, es sei un-

*) Mit Vergnügen werden fromme Christen sich das anziehende Geschäft angelegen sein lassen, seine neuerlich zu Basel erschienene Biographie zu lesen, welche den Titel führt: Christian Friedrich Schwartz, der deutsche Missionär in Indien. Nach dem Englischen des Hugh Pearson von M. Blumhardt, vollendet und herausgegeben von Hoffmann. Basel, bei Schneider 1846.

**) Eine beständige Bemerkung der Eingeborenen Indiens ist es dem Dr. Buchanan (Memoir on the expediency of an ecclesiastical establishment in british India, pag. 18) zufolge: daß die Engländer gar keine Religion haben. «Mitten unter unsern Eroberungen im Oriente, heißt es weiter, bei dem Ruhme unserer Waffen und Politik, ist der Engländ-

schädlich, das Opium mit der einen Hand den Chinesen aufzunöthigen, wenn man ihnen nur mit der andern Hand auch die Bibel aufdringe? Dergleichen habe ich von den großen Heidenboten des XVI. und XVII Jahrhunderts nicht vernommen. Obgleich im vergangenen Jahrhunderte, dessen Aufklärung auch viele Kleriker angesteckt hatte und welches über die katholische Kirche Verheerungen brachte, die ihre Wirksamkeit im Missionswerke lähmen mußten, der Eifer für Heidenbekehrungen nicht sehr groß war, so hat sich doch die katholische Religion in Ostasien erhalten, wie es der evangelischen, wo die Unterstützung durch Geld oder die Regierung hinweggefallen, nicht nachgerühmt werden kann. Hören wir über diese Thatsache des nur erwähnten evangelischen Dr. Buchanan Zeugniß: „Die katholische Kirche Indiens ist so alt, wie die spanische und portugiesische Herrschaft im Oriente, und obgleich beide jetzt verfallen sind, dauert diese Kirche doch fort. Die geistlichen Güter sind größtentheils bei den verschiedenen Revolutionen respectirt worden, da es Grundsatz der Asiaten ist, religiöse Institute zu achten. Ihre Einkünfte sind überhaupt genommen, nur gering, wie es allgemein in den katholischen Ländern Europens der Fall ist; aber die Priester leben überall auf eine ehrenvolle und wenigstens anständige Weise. Der Gottesdienst wird regelmäßig gehalten und die Kirchen sind meistens sehr besucht, die geistliche Disciplin erhält sich, die canonischen Ceremonien werden eben so, als in Europa beobachtet und das Volk ist freigebig in seinen Beiträgen. Es ist bemerkt wor-

---

der in den Augen vieler von ihnen immer der Mensch, der keine Gottheit anbetet.» — Ob eine solche Gesellschaft den Bemühungen des Herrn Gützlaff wahrhaft förderlich sein kann? Bekanntlich ließ er sich 1831 und 1832 auf einigen Schmuggelschiffen, die mit Opium handelten, als Dollmetscher gebrauchen, um seinen heiligen Zweck: Bibel und Tractaten zu vertheilen, in Ausführung zu bringen. Wunderbar leichte Fassungsgabe und unermüdliche Ausdauer im Arbeiten sind Gützlaff zuzuerkennen. Erst 47 Jahr alt, hat er bereits in zehn zum Theil sehr schwierig zu erlernenden Sprachen als voluminöser Schriftsteller sich versucht. Über hundert Werke sind das Ergebniß seines Eifers. Er sucht durch die Presse das Missionswerk zu treiben. Seine persönliche und mündliche Beredtsamkeit sind gering. Er scheint bei aller Thätigkeit den erfolgreichen Heidenboten nicht zugesellt werden zu können.

den, daß die Katholiken in Indien weniger den unzüchtigen Sitten des Landes ergeben sind, und weniger vom Klima leiden, als die Engländer, was man dem Umstande zuschreiben kann, daß ihre Jugend von jenen Instituten umgeben ist, welche sie in ihrem Vaterlande hatten, und daß sie der Aufsicht und dem Rathe gottesfürchtiger geistlicher Personen, welche sie zu verehren gelernt hat, unterworfen ist — — betrachtet man im Allgemeinen die katholische Kirche, so muß man gewiß eingestehen, daß sie, außer ihrer Hauptabsicht, den Glauben ihrer Mitglieder zu bewahren, auch Einfluß auf die Civilisation Asiens besitzt, und daß, ungeachtet der ihr eigenthümlichen Strenge, die so intolerant und zurückschreckend ist, wenn man sie mit den freisinnigen Grundsätzen der protestantischen Religion vergleicht, sie viele Finsternisse des Heidenthumes zerstreuet hat."

Gleich anerkennend schreibt der schon genannte indische Missionär Martyn an seinen auch schon erwähnten Gehülfen Corrie: „Gewiß bestehet in der katholischen Kirche eine ungleich bessere Disciplin, als in der unsrigen, und wenn es mir je gelingen sollte, Pastor einheimischer Christen zu werden, so würde ich suchen, dieselben mit gleicher Genauigkeit zu leiten." — Von dem Pastor Antonio, einem Missionär zu Bagliapore, schreibt er: „ich freuete mich aufrichtig zu sehen, wie viel er gewirkt hatte, obgleich er einen von uns so verschiedenen Weg gehet. Gott segne seine Arbeiten."

Auch noch jetzt machen die katholischen Missionarien, wohin sie sich in das Innere der indischen Halbinsel begeben, zahlreiche Proselyten und rühmen auch ihrerseits sich in gleichem Maaße der Unterstützung durch die allmächtige Hand Gottes, als die protestantischen Missionarien. Es fällt mir nicht ein, ihre Berichte allein für glaubwürdig, die protestantischen dagegen für unzuverlässig zu halten. Ich glaube sogar, weil ich überhaupt meine, es sei jetzt aus Schuld des Mangels an allgemein verbreiteten kräftigen Glauben und Glaubenseifer nicht die günstige Zeit für Missionen, daß auch die katholischen Berichte (namentlich die Annales de l'association de la propagation de la foi) an ähnlichen ihre Zuverlässigkeit gefährdenden Gebrechen leiden, als die protestantischen. Wenn man aber beide mit einander vergleicht, so

kann man keineswegs die Ausschließlichkeit des Erfolges im Bekehrungswerke auf die Seite der Protestanten setzen; denn eben so zahlreicher und noch weiter gehender Bekehrungen (namentlich aus den höhern Kasten der Indier) rühmen sich die katholischen Missionäre, welche bei weitem nicht so reichlich mit äußerlichen Hülfsmitteln ausgerüstet, als die evangelischen Missionäre, ihre Sendung antreten. Die oben mitgetheilten anerkennenden Zeugnisse der Protestanten gewähren die Überzeugung, daß sie ihrem Berufe mit Geschick und Erfolg nachgelebt haben. Während die Frucht der Anstrengungen des ausgezeichnet wirksamen und edeln Missionärs Schwartz kaum dreißig Jahre nach seinem Tode nur noch in armseligen und dem Verfalle nahen Gemeinden zu erkennen war, welche aller neu aufgebotenen Kraft der evangelischen Missionsvereine bedurften, um wieder emporgebracht zu werden, zeigte das Missionswerk der Katholischen in Indien einen festern Bestand. Wenn aber ein Apologet der protestantischen Missionen in folgender Phrase:

> Der Papismus hat die weltliche Macht derjenigen, welche ihn einführten, überlebt, denn durch Erbauung von Kirchen und durch Errichtung einer fortlaufenden Reihenfolge geistlicher Vorgesetzter, haben sie demselben eine äußere Festigkeit verliehen,

eine Erklärung der längern Erhaltung der katholischen Missionen zu geben sucht, so gestehet er unbewußt einen Satz des katholischen Systemes zu, den seine Glaubenspartei verwirft, der aber freilich auch in den angestrengten Bemühungen der englischen Missionsfreunde ein Bisthum in Calcutta zu gründen, eine thatsächliche Anerkennung gefunden hat. Es ist lehrreich, das Beispiel einer katholischen Mission in Indien anzuführen, wo der eben angeführte Grund gerade nicht zutrifft und die Nothwendigkeit zu Tage tritt für den bessern Bestand des katholischen Missionswerkes einen andern aufzusuchen. Ich meine die Vorgänge auf der Insel Ceylon, die ich schon beiläufig erwähnte*). Hier haben wir die Geschichte

*) Ungeachtet mehrer feindseliger und irriger Auffassungen der Geschichte des Katholicismus auf Ceylon, welche einem englischen Hochkirchler nachgesehen werden müssen, ist das wichtige, jüngst erschienene Werk von

einer von einer mächtigen protestantischen Regierung gegründeten und beschützten evangelischen Kirche und einer von der nämlichen Regierung verfolgten und unterdrückten katholischen Mission in einerlei Lande neben einander. Bevor sich die Niederländer im Jahre 1650 dieser reichen Insel bemächtigten, hatte der katholische Glauben auf derselben bereits Fuß gefaßt, der Ruf des heiligen Xaverius hatte die Cingalesen vermocht, demselben eine Einladung, nach Ceylon zu kommen, zugehen zu lassen. Der Heilige sendete vorerst einen Priester, welcher viele Bekehrungen bewirkte. Der König von Jafnapatam erregte wider die Getauften eine Verfolgung und es starben sechshundert Eingeborene, unter denselben des Königs Erstgeborener, den Märtyrertod*). Auf dem durch das Blut dieser Bekenner befruchteten Boden trat zwei Jahre später der Heilige selber auf und predigte das Evangelium mit solchem Erfolge, daß der Götzendienst an vielen Orten ausgerottet ward und das Christenthum blühete**). Zahllose theils großartige Kirchen bedeckten in vielen Theilen die Insel. Die Holländer fanden nach Besitznahme der Insel i. J. 1658 es für nöthig, eifrig die Wiederherstellung des Heidenthumes auf Ceylon zu betreiben. Sie vermittelten die Übersiedelung von zwölf buddhistischen Priestern, welche ein Missionsinstitut in Candi errichteten, um die verfallene Religion des Buddha wieder herzustellen. Hiermit nicht zufrieden, arbeiteten sie an der Ausrottung der katholischen Religion auch dadurch, daß sie nicht nur alle Bekenner derselben von Ämtern ausschlossen, sondern auch andere strenge Maßregeln, welche bis zu körperlichen Mißhandlungen sich ausdehnten, wider dieselben verhängten. Daneben betrieben die Holländer anderwärts eifrigst die Ausbreitung ihres vaterländischen reformirten Protestantis-

---

Tennent: Christianity in Ceylon, London 1850, eine theils ausdrückliche, theils stillschweigende Lobrede auf die katholische Mission in Ceylon. Mir ist dies Buch erst beim Abdrucke dieser Bogen zugänglich geworden, sonst hätte ich dasselbe fleißig ausgebeutet. Tennent bestätigt im Allgemeinen meine obige Darstellung, die ich bereits 1846 ausarbeitete. Er giebt zugleich die wichtigsten Beiträge zu der Fruchtlosigkeit der protestantischen Missionen in Ceylon, ohne es irgend zu wollen.

*) Reithmeier Leben des h. Franz Xaver S. 51.

**) Daselbst S. 56 und 108.

mus, dessen kahler Nüchternheit bei den warm fühlenden Ceyloneſen nur die Vortheile Aufnahme verschafften, welche seinen Anhängern durch die neuen Herren der Insel in Aussicht gestellt waren. Ihrer Geistlichen beraubt, erhielten die Katholiken nur von Zeit zu Zeit geistlichen Zuspruch durch heimlich landende portugieſiſche Prieſter, welche unter beständigen Gefahren des Nachts die Sacramente spendeten und des Glaubens Mysterien mit den Verlaſſenen feierten. Als der spaniſche Miſſionär Don Pedro Cubero Sebastian um das Jahr 1676 die Insel Ceylon beſuchte, kam er auch in die Hauptstadt Colombo. Der Gouverneur gestattete ihm das Umhergehen in der Stadt nur unter militäriſcher Bedeckung, damit er nicht das Meßopfer feiern, noch den Katholiken die Sacramente spenden könne. Da aber beides der einzige Zweck des Miſſionärs war, so trachtete er danach die Wachsamkeit der Begleiter zu täuſchen. Es gelang ihm auch, im Hauſe eines Cingaleſen, wo er eine Menge Katholiken verſammelt fand, die Beichte zu hören und die Sacramente zu spenden. Als der Gouverneur dies erfuhr, mußte der Pater Colombo verlaſſen.

Zu Punto de Galle, wohin er sich zunächst wendete, behandelte man ihn in gleicher Weiſe. Auch hier gelang es dem Pater, um Mitternacht die Katholiken zu verſammeln und die Sacramente mit ihnen zu feiern. Er kam unangefochten davon und seine Kühnheit hatte weiter keine nachtheiligen Folgen. Doch nicht immer lief ein solches Wagniß so glücklich ab. In den achtziger Jahren des XVII. Jahrhunderts erschien zu gleichem Behufe Pater Vaz von den Philippinen auf Ceylon. Als Sklave verkleidet, begab sich derselbe von Haus zu Haus. Für die Weihnachtsfrühe waren in drei verschiedenen Häuſern Altäre errichtet, um an denſelben das Meßopfer zu feiern. Als die vorbereitenden Gebete gehalten wurden, drang eine Schaar Soldaten in die Verſammlung, mißhandelten Männer und Frauen, riß die Altäre nieder, vergriff sich an den Bildern und führte dreihundert Perſonen in das Gefängniß. Am folgenden Tage fand das Verhör der Gefangenen Statt. Die Frauen setzte man in Freiheit, den Männern ward eine Geldbuße auferlegt, acht vornehmere wurden strenger bestraft, indem sie unmenschlich gegeißelt, auf Lebenszeit zur Kettenstrafe verurtheilt und der härtesten Arbeit unterworfen

wurden. Einer von diesen achten, der früher Protestant gewesen, mußte seine Anhänglichkeit an den neu angenommenen Glauben mit einem grausamen Tode büßen. Von 1658—1795 besaßen die Holländer Ceylon. In diesen anderthalb Jahrhunderten war der katholische Glaube daselbst verfolgt und unterdrückt, aber doch nichts weniger als vertilgt, der Protestantismus dagegen mit aller Macht durch die Regierung ermuntert und beschützt. Zahlreiche und gut versehene Pfarreien standen ihm zu Gebote, große Kirchen, ausreichliche Mittel und hinreichendes geistliches Personal waren ihm gewährt*).

Allein damit war, wie ein englisches Journal bemerkt, nur eine scheinbare Bekehrung der Eingeborenen erzielt. Denn nachdem die Engländer die Insel in Besitz genommen, ging, wie ich oben bemerkte, der größte Theil der eingeborenen Christen entweder zum katholischen Glauben über (50,000), oder kehrte zum Götzendienste zurück, weil ihre Kirche der Lehrer zu ermangeln

*) Auch in andern Besitzungen, welche die Holländer den Portugiesen oder Spaniern abgenommen, wurden die Kirchen den Katholiken mit Gewalt entrissen, die Priester und Missionäre aus dem Lande gejagt und die von ihnen bekehrten Heiden durch einen Befehl des Gouverneurs für Protestanten erklärt, sie mochten wollen oder nicht. So erging es auf Formosa, Amboina u. s. w. Ein protestantischer Missionär beschreibt die entwürdigende Art, womit man nun auch die Heiden zum Protestantismus zu bekehren suchte, in folgender Weise: «Man versichert mir, daß der ganze Emancipationsproceß der Alfuren (auf den holländischen Inseln in Hinterindien) zum Christenthume nach folgender Norm geschehe: «Ihr Alfuren könnt Bürger der Compagnie werden, wenn Ihr Euch taufen laßt. Als getaufte Christen seid ihr freie Bürger, stehet unter dem Schutze der Compagnie, dürft Hut, Schuhe und europäische Kleider tragen, dürft europäisches Spiel und Tanz haben, Karten spielen und dergl., aber am Neujahrstage müsset ihr Alle die Kirche besuchen.» Ein Schreiber, der dem Prediger zur Seite stand, hatte Mühe, die Namen der Kunstchristen so schnell in's Taufregister einzuschreiben, als der Prediger fertig gewaschen hatte; denn er soll sie haufenweise eingesegnet haben, ehe er die Einsetzungsworte aussprach.» Also meldet der evangelische Missionär E. H. Rötger S. 112 seiner Briefe über Hinterindien. — Wenn solche Bekehrungen in die Hunderttausende sich beliefen, so konnten dieselben natürlich keinen Bestand haben und mußten mit Rückfällen in's Heidenthum endigen.

begann. In den zehn Jahren von 1796—1806 war der Protestantismus auf Ceylon nach Buchanan's Äußerung fast erloschen. Neuerlich meldet ein protestantisches Missionsregister über Ceylon: „Mein Umgang war größtentheils mit römischen Katholiken; in der That gehört der größte Theil der Bevölkerung dieser Gegend jenem Glauben an." — Ein anderes Journal besagt von Ceylon: „Die hiesige Bevölkerung ist fast ganz katholisch." Damit stimmt auch Tennent ganz überein. — Alexander Johnston, der oberste Richter dieser Besitzung, ließ 1806 die Anzahl der ceylonischen eingebornen Katholiken ermitteln, welche 66,000 betrug. 1809 war dieselbe bereits auf 83,000 gestiegen. Um 1820 rechnete man 130,000 und 1826 gab der Generalvicar bei seiner Installirung die Anzahl auf 150,000 an. Die Zahl der Kirchen beträgt 256, aber die Anzahl der Priester ist noch gering. Die gute durch Thatsachen begründete*) Meinung, welche Johnston seiner Regierung von den Verdiensten dieser Geistlichkeit und dem Verhalten ihrer Gemeinden beizubringen im Stande war, hatte den Erfolg, daß 1806 die katholische Religion auf Ceylon unter den Schutz der englischen Gesetze gestellt ward. Im Jahre 1817 ließ sich dieser Oberrichter Johnston bei einer öffentlichen Veranlassung also vernehmen: „Ich hatte mir die Freiheit genommen, den ehrwürdigen Geistlichen vorzuschlagen, Schulen auf der ganzen Insel zu errichten, um diejenigen Kinder, welche katholischen Familien angehören, zu erziehen. Die Summen, welche schon beigetragen worden, und der Eifer, womit nicht allein die Geistlichen, sondern auch die übrigen Bekenner euerer Religion sich diesem Zwecke gewidmet haben, lassen keinen Zweifel übrig, daß es vollkommen gelingen werde; und wir können nicht ohne Gefühl des höchsten Wohlgefallens das Beispiel, das ihr dem ganzen übrigen Indien gegeben habt, betrachten, das Beispiel nämlich einer Körperschaft von 120,000 eingeborenen Christen, die freiwillig, ohne daß eine Stimme wider-

*) Bei der Visitation 1806, welche sich über die ganze Insel erstreckte, ergab es sich, daß auch nicht ein Individuum katholischen Glaubens des geringsten Vergehens während der ganzen Dauer dieser Visitation beschuldigt werden konnte.

sprochen hätte, den Entschluß gefaßt haben, auf eigene Kosten über die ganze Insel Institute für die moralische und religiöse Erziehung der ihrer Religion angehörenden Jugend zu errichten. Möge dieses Beispiel von allen Katholiken Asiens nachgeahmt werden, und der christliche Name, wie es ihm gebührt, immer im Gemüthe der Eingeborenen mit der Idee einer moralischen intellectuellen Superiorität verbunden sein."

Erst ganz neuerlich machen die protestantischen Missionare auf Ceylon mittelst ihrer großen Anzahl, ihrer bedeutenden Mittel und der Unterstützung durch die Regierung einige Fortschritte. Diese bestehen aber, wie bei Tennent nachzulesen, keineswegs in wirklichen Bekehrungen, sondern in zahlreichern Besuchen der protestantischen Schulen durch heidnische Eingeborene, womit, wie schon gezeigt, noch gar wenig erreicht ist, was auch Tennent ganz richtig hervorhebt.

Wie hier, so hat sich auch anderwärts der Katholicismus in dem heidnischen Osten ausgebreitet, wo, wie z. B. in Hinterindien, der Protestantismus noch wenig hat sichern Stand fassen können. Ein englisches (evangelisches) Missionsregister besagt: „Die katholischen Missionen, welche schon längst in China bestehen, befinden sich in einer kritischen Lage. Von Zeit zu Zeit werden Edicte wider die christliche Religion erlassen und sowohl Chinesen als Europäer erleiden den Märtyrertod. Nichts destoweniger wird berichtet, daß die katholische Religion sich unter diesen Verfolgungen ausbreitet." — Allein in der Provinz Su-Tiuen sind von 1800—1827 im Durchschnitte jährlich an 1000 Erwachsene getauft. In andern Provinzen blühet das Christenthum nicht minder. Seitdem der französische Gesandte Lagrene den Christen freie Religionsübung ausbedungen, blühen dem Christenthume neue Aussichten. Die protestantischen Missionäre, von denen sich nur Gützlaff ins Innere getrauete, blieben fein an den Küsten. Nur den katholischen Missionarien und namentlich den Jesuiten gelang es, bis tief ins Innere des ungeheuern Reiches zu dringen. Sie brachten freilich nicht Frau, nicht Kind und Eigenthum mit und waren allezeit zur Pilgerfahrt gerüstet. Sie konnten deshalb auch, ohne mit sich in Widerspruch zu gerathen, die Nichtigkeit alles Irdischen predigen. Sie vollzogen täglich die Ceremonien, welche die katholische Kirche ihren Priestern auferlegt und verleugneten trotz

ihrer gelehrten Arbeiten nie ihren Charakter. Es läßt sich nun begreifen, wie schwer es den Chinesen werden muß, den apostolischen Charakter in jenen Gentlemen wieder zu erkennen, die als ärztliche Missionarien, belastet mit Frau und Kind sich einem speciellen Fache der Wissenschaft widmen, das in China ein Jeder ohne Zwang studiren und in Ausübung bringen darf. Noch übler aber läuft es ab, wenn die Frauen der Missionarien sich am Bekehrungsgeschäfte betheiligen. Nur in gänzlicher Unkenntniß des Orientes hat man wähnen können, das Weib sei zu diesem Geschäfte berufen. Sie sind in den Augen der Chinesen nicht die rechtmäßigen Weiber ihrer Gatten. Der Chinese begreift es nicht, daß die, welche zur Leitung eines Hauswesens bestimmt ist, ihre Heimath, ihr väterliches Dach verläßt, um Abenteuern nachzujagen, daß sie die Interessen der Menschheit denen ihrer Kinder nachstellt.

Gehen wir weiter in der Umschau über die Verbreitung des katholischen Christenthums in Asien. In Tibet faßt dasselbe durch die Capuciner gleichfalls festen Fuß. Trotz der vieljährigen Verfolgungen, welche es in Kochinchina und Tunkin zu erleiden gehabt, vermehrt sich die Zahl der Proselyten daselbst alljährlich. Im östlichen Tunkin wurden 1827 nicht weniger als 170,000 Katholiken mit 780 Kirchen und 87 Klöstern gezählt, im westlichen Tunkin sind mehr als 80 eingeborene Priester. Es befinden sich hier ein geistliches Seminarium mit 200 Zöglingen, zwei Collegien und verschiedene Klöster mit 700 Nonnen. Um 1825 berechnete man die Anzahl sämmtlicher Katholiken auf 200,000. Im benachbarten Kochin macht der Verfolgungen ungeachtet der Katholicismus ebenfalls Fortschritte. Auch in Siam hat er sich bereits festgesetzt. Eine Verfolgung daselbst hat Anlaß gegeben, daß einige dadurch vertriebene Christen auf der in der Nähe von Malacca belegenen Insel Pulo Pinang den Katholicismus eingeführt haben, welcher schon einige Tausend getaufte Anhänger unter den Eingeborenen zählt. Die protestantischen Missionäre haben in diesen hinterindischen Gegenden noch geringen Anklang gefunden. Ein schottischer Protestant, der keinen Grund haben konnte, die Unwahrheit zu sagen, erzählte einem reisenden Missionär, welcher mit jenem auf einem Schiffe zusammentraf, Folgendes: „Unsere

(protestantischen) Missionäre haben die Einfalt zu glauben, daß alle jene, welche um ihre Predigten anzuhören kommen, Proselyten sind; aber in kurzer Zeit sehen sie sich allein und von ihren Zuhörern verlassen. Ich kenne niemand außer den katholischen Missionarien, dem Bekehrungen gelängen."

Zu dieser Erzählung würden sich leicht noch Seitenstücke auffinden lassen, welche darthun, wie minder fruchtbar das Werk der evangelischen Mission neben dem der katholischen gedeihet, da selbst in den entlegenen Gegenden Hinterindiens die Zahl der Katholiken in einzelnen Provinzen diejenige weit übersteigt, welche die frohlockenden Gesammtberichte der evangelischen Missionäre als das Resultat der Anstrengungen aller ihrer Arbeiten auf dem ganzen Erdkreise angeben, in den Gegenden, wo beide neben einander arbeiten, aber die Erfolge der Katholischen an innerlicher Kraft und äußerem Umfange weit überwiegen. Nicht wenig mag hierzu der bereits angedeutete Umstand beitragen, daß die evangelischen Missionäre mit Weib und Kind ankommen und sich mit allen Bequemlichkeiten ausgerüstet den Heiden darstellen, welche von ihrem Standpunkte aus in der Aufgabe der Heimath und der Verbindung mit der civilisirten Welt kein ihnen dargebrachtes Liebesopfer zu erkennen vermögen, da ihnen jene Begriffe gänzlich fehlen, wogegen die katholischen Missionarien unter Entbehrung aller Bequemlichkeit, unter Verzichtung auf den Hausstand umherziehen und sichtlich zum Besten der Eingeborenen darben. Sie handeln mehr im Geiste der Worte, mit welchen Papst Paul III. den h. Xaverius nach Indien entließ: er werde zwar, so sprach jener, viele Leiden erdulden müssen, weil Gottes Sache nur auf dem Wege des Kreuzes gedeihen könne und wolle man die Ehre des Apostelamtes übernehmen, so müsse man auch in die Fußtapfen der Apostel eintreten, deren Leben ein fortlaufendes Kreuz und Sterben gewesen; der Himmel sende ihn auf der Bahn des h. Apostels Thomas zur Erbauung der Seelen; er solle muthig arbeiten, den Glauben in jenen Ländern, wo dieser große Apostel denselben gepflanzt, wieder zu beleben und sollte er sein Blut für die Ehre Christi vergießen müssen, so möge er sich glücklich schätzen, als Märtyrer sterben zu können. Xaverius gehabte sich denn auch anders, wie unsere

verheiratheten Missionarien, als er nach Indien abreiste. König Johann III. von Portugal wollte, daß er an nichts unterwegs Mangel leide. Der Oberproviantmeister forderte deshalb ein Verzeichniß seiner Reisebedürfnisse. Xaver antwortete lächelnd: Wer nichts bedarf, leidet keinen Mangel. Ich bin dem Könige für seine Freigebigkeit und Dir Deiner Sorgfalt wegen sehr dankbar: allein ich bin der Vorsehung noch vielmehr verpflichtet und Du kannst sicher nicht wollen, daß ich ihr mißtrauen sollte. Xaver nahm aller Vorstellungen ungeachtet, nichts als einige Andachtsbücher für die neu Bekehrten in Indien und ein Kleid von grobem Tuche mit.

Die Heiden wissen dergleichen sehr richtig zu schätzen.

Ein Anführer der americanischen Kansas kam nach St. Louis und bat in öffentlicher Versammlung um einen Mann, welcher seine Nation in der Weise unterrichten könnte, wie man dem großen Geiste dienen müsse. Ein eben anwesender protestantischer Geistlicher erbot sich zu diesem Geschäfte. Nachdem der Häuptling ihn vom Kopf bis zu den Füßen betrachtet, gab er lächelnd zur Antwort, daß diejenigen, welche er suche, nicht vom Schlage des Missionärs wären. Denn dieser scheine ihm ein Mann, der Frau und Kinder hätte, wie er selber und seine Nation und deshalb möge er ihn nicht. Er erklärte endlich, daß er katholische Missionäre suche. Eine ähnliche Geschichte begab sich zu Vincennes, wohin die Miamis eine Gesandtschaft zum Gouverneur schickten, die einige Diener am Evangelium verlangten. Als der Gouverneur sich bereit zeigte, ihrem Wunsche zu willfahren, fragte der Sprecher, was für Leute man ihnen geben würde. Auf die Antwort, es sollten ihnen Männer gegeben werden, die sie über den Herrn des Lebens belehren sollten, fragte der Sprecher weiter: werden sie Frauen haben oder werden sie das Kreuz und den langen Rock tragen. Als der Gouverneur erwiderte, daß sie Frauen haben würden, verschmäheten die Wilden solche Leute und baten um Übersendung von katholischen Geistlichen.

Die katholischen Missionarien sind allezeit Priester und haben eine Weihe und einen Beruf. Die Apostel waren zwar nebenher auch Fischer, Teppichweber u. s. w. Aber die Schuster, Schneider, Weber, welche man als Heidenboten aussendet, sind deshalb

nicht auch Apostel, am allerwenigsten aber in der Weise beglaubigt, als ein Petrus, Paulus u. s. w., denen es weder an der nöthigen Weihe noch Bildung fehlte. Junge, rüstige Handwerksburschen mögen eine aufrichtige jugendliche Begeisterung für die Sache der Religion haben, die ihnen Lust zum Missionsfache einflößt. Meistens ist aber die Vorstellung von ihrer Aufgabe eben so unklar, als die Schwärmerei, welche sie jenseits des Oceans führt. Bei vielen dieser jungen Leute ist, wie ich fürchten muß, auch Scheu vor ernster Arbeit der Beweggrund ihres Missionseifers. Bei dem Lesen mancher Nachrichten über die Missionen kann man es dem protestantischen Quaterly Review (Nr. 35 S. 438) nicht verargen, wenn es sich etwas derbe über das Personal der englischen Missionen also ausdrückt: „Diese Schuster und Schneider, welche dem Leisten und der Werkstätte entflohen, um das Evangelium zu predigen ꝛc.“ Die beredte Weise, womit Klumpp (das evangel. Missionswesen S. 59) der Wahl von Handwerkern zu Missionarien das Wort zu reden sucht, läuft im Wesentlichen auf dasjenige hinaus, was die Londoner Brüdergemeinde auf eine an sie ergangene Anfrage über die Qualification der zu erwählenden Missionen antwortete: „Bei der Wahl, sagte sie, kommt Gelehrsamkeit nicht in Betracht. Ein Theolog kann sich nicht so accomodiren, wie Einer aus dem Volke; Zwang aber und Affectation verfehlen den Zweck. Jener verliert zuerst die Geduld mit der Indolenz der Heiden, ist gewöhnlich nicht körperlich abgehärtet und weiß sich weniger im praktischen Leben zu helfen. Obgleich Ausnahmen gelten, so sind Handwerksleute von gutem natürlichen Verstande im Allgemeinen die Brauchbarsten.“ Das vortheilhafte Zeugniß, das Klumpp den Zöglingen der Missionshäuser giebt, kann gar nichts beweisen; denn die Prüfungen in Basel, denen er beigewohnt, können natürlich in Bezug darauf, was die Zöglinge als Missionäre leisten werden, wenig in Betracht kommen. Auch ist nicht zu übersehn, daß (S. Hoffmann S. 33) diese Zöglinge in der bei Weitem größten Anzahl kirchlich ordinirt und hierzu sechs Jahre präparirt werden, mithin gar nicht für Handwerker gelten können. Ja, die Baseler Gesellschaft will ihren Zöglingen ausdrücklich eine höhere Ausbildung geben, als die Brüdergemeinde und rheinische Gesellschaft, welche sich mit Handwerkern begnügen,

für ausreichend erachten. Hoffmann erklärt ausdrücklich (S. 26): Nicht Jedermann sei zum Predigen bestimmt. Die Folge davon, daß man an Herz, Sitte und Geist nicht genugsam gebildete Leute aus den niedern Schichten der Gesellschaft vorzugsweise zum Missionswerke berufen, hat sich schon genugsam in unerfreulicher Weise gezeigt. Man lese nur die Beschreibungen unbefangener Reisenden. Solche ungeweihete Handwerker fraternisirten mit den Colonisten und betrogen wie diese z. B. in Neuseeland die armen Wilden um ihre Ländereien, was auch in Nordamerica geschehen ist. Diesen Schmutzfleck haben die Missionsgesellschaften nicht hinwegzuwaschen vermocht. Kein Wunder daher, wenn die Missionarien dadurch selbst die Colonisten wider sich einnehmen und wie eben in Neuseeland zahlreiche Übertritte zum Katholicismus unter Colonisten wie unter Wilden Statt finden*). Ähnliches wiederholte sich auf den Sandwichs Inseln. So sind die protestantischen Missionen in der Südsee auch unter dem denkenden Theile der Protestanten in Mißcredit gerathen. Ein fünfzigjähriges Wirken in diesen Gegenden hat bewiesen, daß sie zwar einzelne Individuen bekehren, nicht aber, wie die Missionäre der alten Zeit, eine geistige Umwandlung des Volkes, unter welchem sie wirken, herbeizuführen wissen. Den Missionären fehlt auf dem untergeordneten Standpunkte ihrer Bildung die rechte Kenntniß und Behandlung der menschlichen Natur, am allermeisten aber das Geschick, die Religion mit der Nationalität der bekehrten Völker zu versöhnen, das Volk zu erziehen und wohl gar seine politische Verfassung zu ordnen. Die außerordentlichen Mißgriffe, welche durch die, wenn auch noch so frommen und christlichen Handwerker, von denen man Erfolge verlangt, die über ihren Horizont hinausliegen, in dieser Beziehung gemacht werden, liegen in vielen Reisebeschreibungen offenkundig vor, man darf diese Geschichtsquelle neben den

*) Vergl. Meinicke die Südseevölker und das Christenthum, Prenzlau 1845, der Verfasser ist übrigens den kathol. Missionären sehr abgeneigt. Er wird berichtigt durch Michaelis: die Völker der Südsee ꝛc., Münster 1847, S. 270 ff., welcher auch S. 439 die Geschichte der kathol. Mission auf Neuseeland liefert.

einseitigen Missionsberichten nicht außer Acht lassen, um das Bild, welches die letztern gewähren, zu berichtigen.

Ein weiterer Grund des geringen Fortganges und Erfolges, den die protestantischen Missionen haben, liegt in der Ungewißheit und Verschiedenartigkeit des Glaubens, den die Missionäre (zum Theil Leute ohne hinreichende Bildung) verkünden. Denn leider gehören diese Heidenboten verschiedenen unter denjenigen Confessionen an, in welche die protestantische Kirche zerrissen ist und deren jede allein Recht haben will, ohne es der andern zu gestatten, wodurch sie sich, wie alle zusammen wider die katholische Kirche, so unter einander im Kriegszustande befinden. Leider haben sich diese Parteiungen und Feindseligkeiten auch auf das Missionswerk hinüber verpflanzt und daselbst sogar einen Boden gesucht und gefunden*), um ihre Zwiste auszukämpfen. Der edle

*) Selbst der ruhige Hoffmann kennt (S. 14) keine heiligere Pflicht, als auf allen Punkten im Südmeere «der Einführung römischer Ceremonien zuvorzukommen.» Er hält sonach den römischen Cult nicht für einen christlichen. Jene Äußerung ist wenigstens nicht im Einklange mit den schönen Grundsätzen der Toleranz, zu denen sich nach S. 36—38 die Baseler Gesellschaft bekennt. Oder gilt diese Toleranz nur den andern evangelischen Religionsgesellschaften mit Ausnahme der Katholiken? Man muß dies glauben, denn S. 15 begegnen wir einer Art Angst, «daß die römische Kirche thun werde, was die evangelische versäume,» d. h. im Bekehrungswerke. Einem noch leidenschaftlichern Treiben begegnen wir aber in den vom Dr. Grant unter dem Titel: The Nestorians herausgegebenen Nachrichten von den Nestorianern, noch mehr aber in dem Berichte, welchen der Methodistenprediger Perkins unter dem Titel: A Residence of eight years in Persia 1843, über seine Missionsthätigkeit unter den Nestorianern herausgegeben hat. Es ergiebt sich aus diesem Buche, daß die Perkinsche Mission ausdrücklich zu dem Zwecke unternommen ward, um den katholischen Missionen entgegen zu wirken. Die americanische Gesellschaft beschloß nämlich, sich der Nestorianer am Urumiasee anzunehmen, da sich dieselben «in der unmittelbarsten und drohendsten Gefahr befänden, durch die stets wachsamen, listigen und thätigen Emissäre des römischen Papstes verführt zu werden» (S. 27). — Kaum ist Perkins auf seiner Fahrt von America her bei Gibraltar angelangt, so beklagt er, daß wie in den finstern Ländern zur rechten Hand der falsche Prophet Mahomed, so in denen zur Linken der Papst seinen blutigen und Corruption verbreitenden Scepter schwinge (S. 46). Die Klänge der Kirchenglocken in Malta machen ihn «krank am Herzen,

Geijer, Schwedens größter Geschichtsschreiber und einer seiner ersten Dichter, hat in seinem geistreichen Worte „über die religiöse

denn sie geben ihm die peinliche Gewißheit, daß er sich bereits im Herzen jenes Gebietes befindet, über welches der Mensch der Sünde herrscht. Die Johanniskirche auf Malta ist ihm «ein sehr imposantes Denkmal des abgöttischen Cultus von Rom.» In Syra ist Perkins der katholische Götzendienst ein Greuel. «Mein Geist, sagt er à la Paulus in Athen S. 63, ward aufgeregt in mir, da ich die ganze Stadt also dem Götzendienste ergeben sah. Und hätte sich meine Zunge gelöst, um ihre Sprache zu reden, ich würde ihnen den, den sie so unwissend verehren, mit Freuden kennen gelehrt haben.» Ungeachtet seines Abscheues vor der götzendienerischen Sündhaftigkeit der Heiligenverehrung im Herzen, ungeachtet seines Hasses gegen Messe und Priesterthum, die wir in Europa unverholen von ihm ausgesprochen finden, wohnt der eifrige Missionär überall dem Gottesdienste der Nestorianer bei, welche in Bezug auf Messe, Priesterthum und Heilizenverehrung mit der katholischen Kirche übereinstimmen, ein Beweis, daß er aus gewissen Absichten sich doch damit befreunden kann. Seiner Ansicht, daß die Nestorianer die Protestanten des Orientes seien, stehen alle Nachrichten, die über die Lehren und den Cult dieser Secte sonst bekannt sind und die Perkins auch selber mittheilt, schroff entgegen. Denn er selber kann so wenig als diese Nachrichten leugnen, daß die Nestorianer in einer Menge wesentlicher Lehren und kirchlicher Gebräuche, welche die protestantischen Glaubensgenossenschaften verdammen, den Katholiken gleichstehen. Nur in dem einen stimmen Perkins und die Nestorianer überein: in dem gründlichen Hasse gegen den Papst und Perkins Buch beweist, wie er in dieser Sympathie den Boden suchte, auf welchen die missionären Bemühungen für seine Kirche festen Fuß gewinnen könnten. Diese Wahrnehmung ist sehr charakteristisch und eine anscheinende Bestätigung dessen, was so oft in Europa von katholischen Schriftstellern behauptet worden, daß die Einheit des Protestantismus im gemeinsamen Abscheu vor der katholischen Kirche bestehe. Die Abneigung gegen Rom war das Band, mittelst dessen Perkins sich an die Nestorianer anschließen konnte, welche sonst nur Römisches glauben und thun. Er hinderte kräftigst, daß die römischen Heidenboten nicht die Nestorianer entgegengesetzt bearbeiten und denselben darthun möchten, wie zwischen Katholiken und Nestorianern weit leichter eine Einigung herbeizuführen, als zwischen dem Nestorianismus und Protestantismus. «Wären wir, sagt Perkins, ihnen nicht zu Hülfe gekommen, so dürfen wir wohl als wahrscheinlich annehmen, daß die unaufhörliche Thätigkeit der intriguanten Kunst der Jesuitenemissäre durch ihre Versprechungen von großen Geldsummen, von Begünstigungen für den Fall des Übertrittes, andererseits durch ihre Drohungen und ihre

Frage der Zeit auch diesen wunden Fleck der Gegenwart nicht übersehen. „Aber ihre (der protestantischen Staatskirchen) heute auf dem Felde der Mission ebenfalls bewiesene Thätigkeit scheint nur zu oft mehr gegen anders denkende Christen, als auf Erreichung eines gemeinsam christlichen Zweckes gerichtet. Die Wirksamkeit dafür wird so durch gegenseitiges Mißtrauen, innere Zwietracht und ärgerliche confessionelle Streitigkeiten paralysirt. Und hätte nicht das Christenthum selbst eine eigene ihm innewohnende Kraft, von solchen Hülfsmitteln möchte es wohl für seine Verbreitung wenig zu hoffen haben.“ Von dieser Ansicht Geijers ist

---

wirklichen Gewaltthätigkeiten für den Fall der Weigerung, allmählig den letzten Mann von den Nestorianern zur römischen Fahne hinübergebracht hätten (S. 22).» — Wirksamer noch als die americanischen Missionäre trat englischer Einfluß am persischen Hofe den katholischen Missionen entgegen, indem durch denselben der Schach bewogen wurde, die katholischen Missionäre auszuweisen Über diese Ausweisung, deren Grund anzugeben er sich wohl hütet, macht Perkins folgende Bemerkung: «Es ist wunderbar, wie diese Agenten des Menschen der Sünde (those agents of the „man of sin,“ d. h. des Antichristen) in ihrer Arbeit, Unkraut auszusäen, gerade durch eine mahomedanische Regierung verhindert wurden. Es ist, als hätten wir einen Fall vor uns, wie Satan gegen Satan entzweiet ist; wenigstens deutet es uns die freudige Gewißheit an, daß sein Reich nicht ewig dauere» (S. 508). Solche Gesinnungen in das Werk der Mission übergetragen, sei es der protestantischen, sei es der katholischen, müssen die Bestrebungen vergiften und Früchte zeitigen, in welchen man vergebens nach dem Kerne des Christenthumes und der Liebe sucht. Daß in Otaheiti und der übrigen Südsee die Katholischen ihre Einbuße in Persien den englischen Missionarien mit Perkinsscher Münze sich wieder zu verschaffen gewußt haben, wie Pritchard behauptet, ist eine großartige Unwahrheit, welche Michaelis treffliches Buch: Die Völker der Südsee, siegreich widerlegt. Zum Echo der Perkinsschen Äußerungen giebt sich die Biene auf dem Missionsfelde her, welche in Nr. 11 von 1847 meldet, wie die Nestorianer zum Leben erwachen. Ist der hier gelieferte Bericht wahrheitsgemäß, so scheinen die americanischen Missionäre den von ihnen gewonnenen Nestorianern die Betkrankheit mitgetheilt zu haben, welche sich hier als ein genaues Analogon der in Schweden herrschenden Predigerkrankheit darstellt. Ein ähnlicher Ton erschallt in Nr. 12 der Berliner Missionsberichte December 1844, wo es heißt: «Er (der protestantische Missionär Williams) hat es noch erlebt, daß die papistischen Priester in den blühenden Lustgarten Gottes auf diesen Inseln zur Verwüstung hereinbrachen.»

die Erlanger Zeitschrift noch weit entfernt, wenn sie jüngst den Satz aussprach: „Die Einführung des katholischen Glaubens stehe stets mit Mord und Unzucht im Bunde.“

Wie ist es möglich, daß ein solches Rottenwesen einem Werke der Eintracht, wie die Missionsthätigkeit es sein will, förderlich werden kann? Statt der Segnungen des Christenthumes werden die Hervorgänge unserer eigenen krankhaften kirchlichen Zustände als da sind: Verketzerungssucht, Religionshaß, Wortstreitigkeiten, Partei- und Sectenhaß, Sonderbündlerei u. s. w., auf die neu Bekehrten übertragen. So lange die protestantischen Parteien, welche Heidenboten aussenden, zu Haus nicht unter einander darüber einig werden können, wer Christus sei, kann unmöglich in der Ferne und Fremde eine gründliche Bekehrung zu demselben Statt finden. Die Mission, als Parteisache betrieben, kann nicht gedeihen*). Das fühlten schon die Apostel und kamen, als sich über einige Fragen Streit erhoben, in Jerusalem zusammen, faßten unter dem Beistande des heiligen Geistes Beschluß, beseitigten

*) Was soll aus dem Neben- und Durcheinanderarbeiten der Missionen verschiedener Kirchenparteien auf oft nur engen Raume mit der Zeit werden, wenn die Stationen sich zu größern Gemeinden erweitern und deren Sprengel einander berühren? Auf Jamaica arbeiten unter 300,000 Negern die Missionäre der Brüdergemeinde auf 10, der englischen Methodisten auf 28, der englischen Baptisten auf 53, der englisch kirchlichen Gesellschaft auf 21, der Londoner Mission auf 11, der Schottischen auf 7 Stationen. Im kleinen Lande der Amaxosakaffern arbeiten die Boten der Londoner Mission auf 4, der Schottischen auf 4, der separirt Schottischen auf 3, der englischen Methodisten auf 3 und der Berliner Mission auf 3 Plätzen. Die jungen, einander so nahe liegenden Gemeinden gehen unausbleiblichen confessionellen Spaltungen entgegen. Wie leicht empfänglich sie dafür sind, beweiset Tinnevally, der Glanzpunkt der indischen Missionen. Wie hindernd ist dieses Durcheinander der verschiedenen Arbeiter für ein kräftiges, geschlossenes, engverbrüdertes Handeln, das so sehr Noth thut? So aber müssen die confessionellen Gegensätze und Besonderheiten in die jungen unbefestigten Gemeinden Erbitterung und Verwirrung bringen. Das confuse Gemenge wird erst recht klar hervortreten, wenn die Wirkungskreise der wachsenden Missionen einander erst näher berühren und die lutherischen, methodistischen, brüdergemeindlichen, baptistischen und presbyterianischen Gegensätze mit einander in Conflicte gerathen.

die Mißhelligkeiten und kehrten, von neuer Eintracht beseelt, zu ihren Missionsarbeiten zurück. Man hat es ja öffentlich nicht einmal Hehl, daß jede protestantische Fraction und Kirche auf heidnischem Boden diejenige Ausbreitung suchen müsse, welche ihr daheim versagt geblieben, und dort hauptsächlich ihr Banner siegreich zu führen habe, um von der andern nicht überflügelt zu werden. Deshalb sehen wir die Missionen der Herrnhuter, die pietistisch gefärbte Baseler Mission, die Dresdener Mission, die Missionen der Quäker, Methodisten, Wiedertäufer und andere mit einander wetteifern, um sich in den Heidenländern einzunisten und von da aus Terrain zu gewinnen. Hier treten nun die Gegensätze, welche Indifferenz und geheuchelte Toleranz in Europa mit der Phrase übertüncht hatten, es seien alle Confessionen in der Hauptsache eins, ihre Mitglieder alle Kinder des nämlichen Vaters und nur durch gewisse Formen von einander geschieden, recht kräftig auseinander und bringen den Heiden die Zerrissenheit der christlichen Kirche zur Anschauung, so wie sie den jungen Gemeinden den Saamen der Zwietracht, des Hasses und Mißtrauens als Ausstattung von vorn herein mitgeben. Hier zeigt sich, da wohl anzunehmen ist, daß alle diese verschiedenen Missionäre wirklich nur Christum bringen wollen, recht anschaulich, wie das Gebrechen der evangelischen Kirche nicht in der Entfremdung ihrer Glieder von Christo zu suchen, sondern in der Zersplitterung und Uneinigkeit derer hervortritt, die noch wirklich und wahrhaft Christen sind*). Müssen die neu Bekehrten, wenn sie vernehmen, daß es verschiedene christliche Bekenntnisse giebt, deren Anhänger sich im Eifer für dieselben hassen, verfolgen und bittere Nachrede halten, nicht eben so am Glauben irre werden, wie wir es alle Tage an unserm gemeinen Manne erblicken können, welcher über die Menge religiöser Fragen, welche sich um ihn her regen und thörichter Weise selbst in Lokalblättern erörtert werden, deren Redacteure und Mitarbeiter darüber ungefähr eben so zuverlässig urtheilen, als der

*) Es ist daher überaus anerkennenswerth, wenn 1846 bei der Jahresfeier des Hauptmissionsvereins eine Vereinbarung der evangelischen Missionsvereine zur Förderung möglichst übereinstimmender Wirksamkeit für die evangelische Missionssache angebahnt worden.

Blinde von der Farbe, ganz wirre und unentschieden wird. Wenn, wie leider oft genug vernommen wird, auch katholische Missionäre sich vergessen und einen größern Eifer bezeigen, neu begründete evangelische Gemeinden in Heidenländern zu beeinträchtigen, als eigene katholische zu begründen, will ich am wenigsten dieses vertheidigen. Aber sie haben wenigstens für sich, daß ihre Kirche, der sie besondern Gehorsam angelobt, einen Theil der Lehren, welche in jenen Gemeinden verkündet werden, als Irrthümer verwirft und durch die katholische Wahrheit zu überwinden vorschreibt. Sie sind in ihrem Verhalten dem Krieger vergleichbar, welcher ohne Rücksicht auf die freundliche Gesinnung, die er Personen, die zur feindlichen Partei gehören, zuwendet, in subordinationsgemäßen Gehorsam der Sache ein Garaus zu machen beflissen ist, die von jenen vertheidigt wird, weil er wider dieselbe ins Feld gestellt worden. Eine solche gleichsam besonders gebotene Feindseligkeit können aber die protestantischen Missionäre nicht für sich anführen, da nach protestantischen Begriffen die katholische Lehre doch immer Christenthum ist, die Protestanten nicht an der Seligkeit guter Katholiken verzweifeln dürfen, auch von ihrer Kirche einen solchen Befehl der Befehdung katholischer Lehren nicht empfangen haben. Weshalb mögen also die protestantischen Missionarien*) sich ein so angelegentliches Geschäft daraus machen, gegen den Götzendienst der Katholischen vor ihren Heidenzuhörern zu Felde zu ziehen und noch heute mit Luther ein Verdienst darin suchen, den Papst als den Antichrist, Rom als das ruchlose Babel und die Katholiken als Götzendiener zu bezeichnen? Gewinnt durch solches Gebahren Christus auch nur eine Hand breit Boden im Heidenlande? Sie predigen den Proselyten, alle Christen seien Brüder in dem Herrn und verfolgen anders Glaubende um ihrer religiösen Überzeugungen willen, welche doch nicht erst von gestern sind, wenn auch nicht durch Thaten, doch durch erbitternde Rede.

*) Selbst auf der gleichsam verlorenen kleinen Insel Wallis in der Südsee verbreiteten diese protestantischen Sendboten, wie Michelis (S. 486) nachweist, Flugschriften in denen die katholische Religion und deren Diener, die auf Wallis eine Missionsstation haben, auf's Ärgste verleumdet wurden.

Scheuet sich doch die sonst so ehrenwerth gesinnte Hengstenbergische Kirchenzeitung (Nr. 38 von 1845) nicht, die katholischen Missionen geradezu als Feinde zu betrachten und die protestantischen Missionsgesellschaften (in gesperrten Lettern) aufzufordern, diesem gemeinsamen Feinde gegenüber in ein großes engeres Gesellschaftsband zu treten. In einem dieser Aufforderung entsprechenden Sinne handelt sogar mitten in einem katholischen Lande die Societé evangelique de France, welche den Französischen Katholiken, die man zu dem Ende als vom Evangelium gänzlich entblößte verlorene Kinder Gottes und barbarischer, als die Heiden betrachtet, das Reich Gottes zu bringen bezweckt. Das möchte schon hingehen, wenn es nur nicht wie ein Fabrikgeschäft betrieben würde. Das Missionsblatt aus der Brüdergemeinde (Nr. 3 von 1847) meldet z. B. von dieser Gesellschaft: „die dritte Klasse von Arbeitern machen die Colporteurs aus, die mit Bibeln, neuen Testamenten, evangelischen Schriften und Tractaten durch ganz Frankreich reisen und hausiren. Sie gehen in Städte und Dörfer, in einzelne abgelegene Höfe und Hütten, überall wo sie Zugang finden, so daß auf diese Weise, wie durch die kleinsten Kanäle, das Wort Gottes überall hin verbreitet wird. Man sucht zu diesem Geschäfte tüchtige Männer aus, die selber erfahren sind in der Schrift, die sie verbreiten sollen und Grund geben können der Hoffnung, die in ihnen ist. Bei ihrem Handel in Häusern, in Gasthöfen, auf öffentlichen Plätzen, auf Jahrmärkten und wo sie Gelegenheit finden, ihre Vorräthe auszubieten, knüpfen sie religiöse Gespräche an mit Leuten, lesen ihnen aus Gottes Wort und christlichen Schriften vor.“ Daß ein solches leichtfertiges, alle Ehrerbietung in der Behandlung religiöser Angelegenheiten verleugnendes Verhalten, neuerlich auch die Gesellschaft einem Banquerotte nahe brachte, darf nicht befremden. So lange ein solches Treiben Anerkennung und Förderung finden kann, wird die Einheit der Kirche nimmer erreicht noch das Wort Gottes, wie sehr auch damit hausirt und geschachert wird, volle und allgemeine Wahrheit und Wirklichkeit gewinnen.

Sehr beherzigenswerth ist, mit der in der Anmerkung enthaltenen Einschränkung, was ein geistreicher protestantischer Gelehrter, der von mir sehr verehrte Doctor Daniel in Halle in seiner Lebensskizze des h. Ansgarius äußert. Nachdem er geta-

delt, daß Glaubenssätze zum Mittelpunkte der Missionsverkündigung gemacht würden, deren volles Verständniß selbst im Schooße der Christenheit nur wenigen Auserwählten beschieden worden, fordert er mit Paulus auf, daß nur Christus gepredigt werde und die Glaubensboten, eines göttlichen Senders gewiß — selbst wenn noch in der Heimath der Kampf dauerte — sich doch in der Fremde die Hände geben möchten. Er freuet sich, daß in China dem Evangelio eine große Thür aufgethan worden. „Doch mit der Freude des Christen, fährt er fort, mischt sich sogleich die Besorgniß. Gerade hier werden in weit größerer Anzahl, als sonst wo, katholische und evangelische Missionäre zusammentreffen und wenn von beiden Seiten die gewöhnliche Taktik befolgt wird, so hat unter den Augen des gewitzigsten Volkes Christus nur Schmach und Schande zu erwarten. Ich hörte einmal die Behauptung aussprechen, so wenig man den Fremdling nöthige, ein Gebäude voller Spalten und Risse sich zur Herberge zu erkiesen, so wenig habe die (evangelische) Kirche in ihrer jetzigen Zerspaltenheit ein Recht, die Nichtchristen in diesen häuslichen Krieg und Jammer mit hineinzuziehen. Es schnitt mir diese Auffassung ins Herz und ich will mich gern damit trösten, es werde sich der Sache noch eine andere Seite abgewinnen lassen. Das aber erscheint mir eine unabweisbare Forderung an die Missionäre aller Parteien, vor der Hand auf dem, Katholiken und Evangelischen gemeinsamen Glaubensgrunde (der breit genug ist) stehen zu bleiben, in Heidenlanden niemals unter sich confessionellen Streit zu beginnen und so die Blöße ihrer gemeinschaftlichen Mutter sehen zu lassen, vor allen Dingen nie darauf auszugehen, sich einander Proselyten abzugewinnen*). Es

*) Die Häretiker trieben es schon zu Tertullians Zeit so. «Was soll ich, sagt dieser, von ihrer Verwaltung des Wortes sagen? An die Bekehrung der Heiden denken sie nicht. Ihnen liegt nur daran, den Unsrigen die Köpfe zu verdrehen. Nicht in der Bekehrung der Ungläubigen, sondern in der Verführung der Gläubigen suchen sie ihren Ruhm: denn das Ziel ihrer Anstrengungen geht nicht auf Erhaltung, sondern auf Zerstörung der Wahrheit; daher unterminiren sie unser Besitzthum, um ihr Gebäude aufführen zu können.» Den Grund dieser Erscheinung dürfte ein Calvinist getroffen haben, welcher nach seiner Heimkehr aus Indien

ist in der Behauptung, daß unsere Missionäre sich an dergleichen Convertiten ganz besonders erfreuen, nichts übertrieben. Unsere

befragt wurde, ob dort auch die calvinischen Prediger Bekehrungen zu Stande brächten. Derselbe antwortete ungemein naiv: Unsere Prediger können das nicht; die Heiden werden erst von papistischen Geistlichen bekehrt und zu Christo geführt; hernach kommen unsere Prediger und machen aus ihnen Reformirte (Wallenbruch de unit. eccles. lib. X. cap. 2). Ähnlich schreibt Martin Martini, ein chinesischer Missionär, 1654 in einem Briefe an Farel: «Ich selbst habe von holländischen und anglicanischen Predigern gehört, daß sie mit den Indiern nichts machen können, wenn sie nicht vorher Gott und Christum kennen; es sei daher nothwendig, meinten sie, Jesuiten nach Indien zu schicken, von welchen die Einwohner in jenen Stücken unterrichtet werden können; sei dieses geschehen, so werde es nicht schwer halten, sie zum wahren Glauben zu bekehren.» Die Protestanten, welche nicht behaupten dürfen, ein Katholik könne nicht selig werden, handeln sehr seltsam, wenn sie, wo es Heiden zu bekehren giebt, diese unbeachtet lassen und nur katholische Seelen zu gewinnen suchen. Wenn die Katholiken umgekehrt so verfahren, so sind sie dabei weit besser im Rechte. Denn die Katholischen können ohne aus dem Systeme zu fallen keine Blößen ihrer Mutter zugeben, haben auch meines Erachtens keinen Grund dazu, indem sie immer nur Fehler der Clerisei zu beklagen gehabt haben. Ihre Kirche ist ihnen unfehlbar. Sie haben also von derselben nichts zu verschweigen. Die Lehrer derselben sind Glieder und Organe eines untheilbaren Ganzen. Dieses Ganze aber ist es, das die Substanz der Kirche bildet. Der katholische Missionär kann sich daher ohne eine Untreue und ohne einen Verrath an seiner Mutter nicht dazu herbeilassen, den Heiden um des lieben äußern Friedens willen nur ein Stück des ungetheilten Gewandes zukommen zu lassen, damit dieselben nicht inne werden, daß die evangelischen ein ganz anderes Gewand für die echte Hülle Christi ausgeben. Die katholischen Missionarien geleitet deshalb auf ihren Beruf ein Selbstgefühl, für welches die protestantischen in ihrem Glauben vergeblich nach einem Grunde und einer Stütze sich umsehen würden. Etwas Stolzes und schneidend Exclusives hat die Äußerung dieses Selbstgefühles freilich. Keine unverfälschte Empfindung wird aber verkennen, daß zugleich etwas Großes, Erhebendes uns daraus entgegenspricht. Man höre nur, wie Michelis in seinem trefflichen Buche (die Völker der Südsee und die Geschichte der protestantischen und katholischen Missionen unter denselben S. 19) auf den Vorwurf, den man der katholischen Kirche gemacht, daß sie auf einem Gebiete, wo bereits protestantische Missionäre mit Erfolg gearbeitet, Eroberungen zu machen oder gar die von jenen ausgesäeten Früchte für sich einzuernten strebe, antwortet! «Darauf ist, sagt er,

Missionsblätter liefern fast auf allen Seiten die ekelhaftesten Beweise, und schon Ziegenbalg und Plütschau, eigentlich die Patriarchen der lutherischen Missionäre rühmen sich „einige Römischkatholische zur evangelischen Religion gebracht zu haben.“ Nicht kräftig genug kann von den Missionsvereinen solchem Unwesen gesteuert werden, das in vielen Fällen sogar hinter zelotischem Eifer nur schnöde Faulheit verbirgt. Es ist natürlich weit leichter, einige unwissende Katholiken, die ἐν τῇ διασπορᾷ leben,

einfach zu erwidern, daß die Kirche gar keine Berechtigung irgend einer andern Religionspartei oder Kirchengesellschaft als solche neben sich anerkennen darf, und daß ihr als der allgemeinen Kirche vom Welterlöser der Auftrag geworden sei, allen Völkern ohne Ausnahme das Evangelium zu predigen. Keine Rücksicht konnte deshalb die Kirche bewegen, die Südsee-Inseln von ihrer Missionsthätigkeit auszuschließen. Die Kirche hätte immerhin, da die Zahl der noch nicht bekehrten Völker sehr groß ist, auf andre Punkte der Erde eine größere Thätigkeit richten und den Protestanten einstweilen ein Gebiet überlassen können, welches doch über kurz oder lang ihrem Einflusse sich wieder öffnen mußte. Aber es waren wichtige Gründe vorhanden, welche die Kirche in neuester Zeit bewogen, eine ganz vorzügliche Aufmerksamkeit auf Oceanien zu richten und mit einer Art Vorliebe dahin einen Theil ihrer besten Kräfte zu verwenden» u. s. w. Eine andere hierher gehörige Bemerkung lesen wir in Seitters vortrefflichem Buche: Bonifacius, der Apostel der Deutschen. Mainz 1845. S. 79: «Nur das Bewußtsein kann ihm (dem Missionar) unter heidnischen Völkern und unter steter Gefahr seines Lebens die nöthige Beharrlichkeit und Ausdauer geben, daß der Samen, den er ausstreuet, dereinst auch von gleichgesinnten Nachfolgern geschützt und gefördert werde, und daß der Acker, den er vielleicht erst durch sein Blut fruchtbar machen muß, demnächst von der Hand eines glücklichern aber von demselben Glauben beseelten Nachfolgers bebauet werde. Trägt der Verkünder des Evangeliums neben dem innigen Gottvertrauen diese Zuversicht nicht in seiner Brust, und muß er fürchten, daß die Aufgabe, welche er zu lösen sich nicht vermessen darf, dann, wenn er als ein Opfer gefallen ist, mit ihm ungelöst liegen bleibe, so wird er nimmer Gut und Blut für ein solch unsicheres Ziel dahin opfern. Darum können denn auch nur in der Kirche Christi die Missionen gedeihen, wo der Einzelne sich in der Verbindung mit der unter dem Beistande des h. Geistes stehenden Gemeinschaft weiß, welche sich in ihren Gliedern fortwährend in Einigkeit des Glaubens erneuet und wo, wie im Gebiete der Natur, nichts verloren gehet, sondern das fallende Laub dem keimenden Bäumchen Schutz, dem wachsenden Nahrung gewährt.»

und schon lange des Trostes der Kirche und der Sakramente entbehrten, herüber zu ziehen, als ein paar tüchtige Heiden zu bekehren; aber jene füllen die Tabellen wie diese. Auf diesem unseligen, verwerflichen Treiben ruhet die Schuld, daß nicht bei weitem mehr Heiden das Licht Christi geschauet und die Schuldigen werden es am jüngsten Gerichte zu verantworten haben. Schon ein wildes Volk hat gefunden Menschenverstand genug, um aus diesen Zerwürfnissen Consequenzen zu ziehen, die der Kirche ungünstig sind: ein gebildetes bekommt geradezu Waffen in die Hände und nimmt gern bald einen über beide Parteien superieuren Platz ein. Ich für meine Person gestehe offen: Wäre ich ein Bramana und hörte, wie der katholische Missionär den protestantischen, der mir eben die Bibel in die Hand gab, als ein Kind des Verderbens abschilderte: weiter dann, wie der evangelische behauptete, daß die Katholiken (bei weiten die Mehrzahl aller Christen auf Erden) in nicht allzuviel dünnerer Finsterniß säßen, als ich selber, wie denn erst 1517 das wahre Licht aufgegangen sei und nun etwa in einem Viertel der christlichen Erde strahle — gewönne ich überhaupt eine Einsicht in all' die Entzweiung, Parteiung, Spaltung und Trennung, unter denen die Kirche in ihrem Innersten zuckt: — ich würde ruhig meinen Kumyß weiter fortgebrauchen."

Nicht ein Bramana, sondern ein wilder Häuptling der Insel Tonga Tabu hat, seitdem Daniel dieses schrieb, eine ähnliche Betrachtung wirklich angestellt, wie bei Michelis S. 509 nachzulesen. Als eine katholische Mission auf genannter Insel Fortschritte zu machen anfing, geriethen die Protestanten in Bewegung. Wiederholt ergingen heftige Drohungen an die Häuptlinge mit der Aufforderung, die katholischen Missionäre zu vertreiben. „Wenn wir, sprach da jener Häuptling, als Heiden die Bekehrten angriffen, um sie zu zwingen, ihre Prediger fortzujagen, so wäre das begreiflich; daß aber Christen uns anzugreifen drohen, weil wir den wahren Missionär aufnehmen, der aus Liebe zu uns Alles verlassen hat, und hierher kam, uns zu lehren, demselben Gott, den sie anbeten, zu dienen, das ist unbegreiflich."

Auf die Nothwendigkeit des Ausschlusses aller trennenden und Zerwürfniß säenden Elemente bei Legung des Keimes zum Christenthume unter heidnischen, ungebildeten Nationen weiset auch

Seitters in seinem schon erwähnten Bonifacius hin, wo S. 129 folgende sehr beachtenswerthe und hierher gehörige Worte zu lesen sind: „Wollte Bonifacius unter den durch Stammesverschiedenheit u. s. w. so sehr getrennten Völkerschaften der Friesen, Franken u. s. w., unter welchen er den einen wahren Gott verkündete, sein Werk nicht schon im Beginne durch innere Zerwürfnisse, durch irrige Auffassung der Lehre, durch Uneinigkeit und Zwietracht zerfallen sehen, wollte er vielmehr ein Werk gründen, welches glücklich begonnen, glücklich weiter geführt, auch dann noch glücklich weiter geführt werden könnte, wenn er an demselben nicht mehr stand, so gehörte vor Allem zuerst dazu eine wahrhafte, innige Einheit der Lehre, eine Einheit also, welche den tiefsten Grund und Halt ihrer Integrität und Dauer nicht in seinem, nicht in eines andern Menschen subjectiven Geiste haben konnte, auch nicht in todten Buchstaben und Schriften, die keiner der Neubekehrten oder zu Bekehrenden lesen, keiner verstehen, jeder andre Lehrer anders deuten konnte, sondern in dem Geiste Gottes, der sich offenbart hat, einig, wie er selber ist, in einer einigen Kirche. Von dem Heidenthume wollte er die Völker befreien, d. h. von jenem tiefen Zwiespalte, der den Geist bis in seine untersten Elemente durchdringt, ein Zerstreuen, Vereinzeln und Individualisiren der Kräfte nach allen Richtungen hin erzeugt, so daß der Geist nicht mehr ein einiger harmonischer bleibt, sondern ein im Dienste vielerlei Kräfte und Mächte zersplitterter, sich in sich selbst anfeindender. Was die Menschen trennt und getrennt hält von einander und Gott, das ist die atomistische Härte der Geister, das Versinken und Untergehen der Individuen in sich und ihrem Dünkel, d. i. dem vermessenen Vertrauen auf ihre Vernunft. Von dieser Trennung wollte er befreien und zum Christenthume führen d. i. zur Wahrheit, welche nothwendig einigend, Gemeinschaft und Kirche schaffend ist. Mit dem Christenthume war uranfänglich die Kirche gegeben, denn sie ist eben das Christenthum in seiner zeitlich räumlichen Erscheinung und Lebendigkeit. Wollte er in das Christenthum führen, so mußte er in die Kirche führen. Das Phantom einer unsichtbaren Kirche kannte Bonifacius nicht. Mit derselben Nothwendigkeit, mit welcher ihm die Kirche überhaupt, war ihm auch eine äußere Kirche geboten; je inniger sein Herz

vom Wunsche der Verbreitung des Christenthumes bewegt wurde, desto eifriger mußte er dahin trachten, die Völker, welche er bekehren wollte, in die engste und innigste Verbindung mit dieser sichtbaren Kirche zu bringen ꝛc. Wenn die katholischen Missionarien dieser Überzeugung ihres großen Vorbildes folgen, dürfen sie wenigstens auf Entschuldigung wegen *ihres* exclusiven Verfahrens rechnen. Das Gleiche kann aber den protestantischen Missionarien nicht zu Gute kommen, welche bei den Spaltungen ihres Kirchenwesens für die Ausschließlichkeit, mit welcher sie auftreten, bei dem Grundsatze der Unsichtbarkeit der wahren Kirche, gar keinen Grund anzuführen im Stande sind. Die Uneinigkeit und Zwietracht, die sie unter die Heiden bringen, werden nie ihren Zweck, das Reich Gottes zu bauen, fördern."

Auf diese Weise der gegenseitigen Beeinträchtigung können die Missionen leichter eine Herabwürdigung des Christenthumes als eine Ausbreitung seiner Ehre herbeiführen, es wird ihnen schwerlich gelingen, den Heiden die Wohlthaten christlicher Gesittung mitzutheilen und allen Lebensgebieten eine christliche Grundlage unterzubreiten. Nur eine Schaar von Namenchristen dürften sie zusammenbringen, wie wir deren daheim zu Tausenden haben und die nicht viel besser sind, zum Theil aber sogar noch viel schlechter, als die Heiden, welche häufig nur zu ihres Gleichen zu machen gelingt. An diesen näher stehenden, auf den Namen Christi getauften Mitbrüdern gehet die evangelische äußere Mission vorüber und sucht ihr Heil in der Ferne, indem sie sich damit tröstet, daß die heimischen Heiden und Unbekehrten ja inmitten christlicher Staaten leben, deren religiöse Elemente sie mit der Zeit doch ergreifen und in die christliche Richtung führen werden. Den Heiden in christlichen Staaten, sagt man (Klumpp l. c. S. 4), „stehen doch alle möglichen Mittel zu Gebote und die Erkenntniß der christlichen Wahrheit. Der Gehorsam gegen das christliche Sittengesetz ist ihnen von Jugend auf durch die ganze Organisation unseres Lebens in Kirche, Staat, Gemeinde und Familie auf jede Art erleichtert und so weit immer möglich beinahe aufgenöthigt. Der Staat thut hier das Seinige, der Einzelne mag es auch thun." — Die Hoffnung auf die Einzelnen ist meines Bedünkens sehr trügerisch. Man beobachte doch die feinen und vornehmen

Leute, welche den Missionsvereinen und den Tractätlern mit ihren Geldspenden reichlich und hülfwillig beistehen. Wie wenige unter ihnen wagen es, wenn in den geselligen Kreisen, in denen sie sich bewegen, wenn in den geschäftlichen Beziehungen, welche sie mit Andern in Berührung bringen, heidnische Elemente neben ihnen auftauchen, wenn Reden laut werden, welche die christlichen Grundlehren lästern, wenn geradezu unsittliche Grundsätze verkündigt und belobt werden, mit Energie sich gegen ein so gottloses Treiben zu erklären? Wagt Einer auch nur sein eigenes rundes volles Glaubensbekenntniß solchen Ruchlosigkeiten entgegenzusetzen, um wenigstens dadurch die Lästerer zum Schweigen zu bringen? Nein! muß man leider in den meisten solchen Fällen antworten, wo die gesellschaftliche Convenienz mit der religiösen Überzeugung der Einzelnen in Collision tritt. Der bekannte vor mehren Jahren verstorbene Pastor König, ein bedeutendes lichtfreundliches Phänomen, spricht in einer seiner Schriften von den Protektoren und Protektricen der Frommen und klagt, daß sie nicht an das Tageslicht kämen. Wenn aber ihrer Einer, ein Lichtfreund, mit ihnen zusammentreffe, so seien sie überaus vernünftig und liebenswürdig freisinnig, wie der Lichtfreund es nur immer wünschen könne. Der Pastor König hat hierin buchstäblich die Wahrheit geredet. Ich könnte aus meiner Erfahrung dazu mehr als ein Seitenstück liefern.

Die Leute geben ihre Missionsschärflein und besuchen die Missionsvereine, gedenken aber nicht, daß ihrer Missionsthätigkeit alle Tage um sie her der weiteste Spielraum sich öffnet, auf welchem sie ohne Zeit- und Geldopfer recht tapfer und zu größern Frommen des Christenthumes sich tummeln könnten, als ihre Spenden im fernen Indien erzielen. Wäre es nicht allein der Mühe werth, die unzähligen christlichen Gemeindegenossen, die das ganze Missionswesen ihrer Beachtung, Theilnahme und Unterstützung gar nicht werth erachten, die es sogar verlachen und verachten, die ein Christenthum, wie es an den Ganges getragen wird, eine verlegene Waare, eines Transportes, am wenigsten eines so weiten, gar nicht werth erachten, eines Bessern zu belehren? Sie thun es nicht, sie wenden sich immer nur an ihre Meinungsgenossen, für welche allein auch nur die reisenden Missionsprediger und Missionsfeste berechnet sind und

wollen sich niemals gestehen, daß die Begeisterung für das Missionswesen nur die Sache eines verhältnißmäßig kleinen und armen Häufleins ist. Sie verschließen ihre Augen vor der Wahrheit, daß der Zustand eines unwissenden, ungläubigen Christen weit gefährlicher ist, als der eines Heiden, daß sein Schicksal, wenn er sich nicht bekehrt, weit schlimmer sein wird, als das des Heiden, daß er daher den nähern Anspruch hat auf die Kräfte und Mittel, welche an die andre Hälfte der Erdkugel wandern und daß das Missionswerk unter den Heiden nur in dem Maaße gefördert werden kann, als daheim die eigene Kirchengemeinschaft erbauet worden und gewachsen ist an Einheit des Glaubens, Erkenntniß der Wahrheit und in Liebe und christlichem Leben. Die Zahl der Ungläubigen wird wie in der katholischen, so auch in der evangelischen Kirche immer größer, ja bildet in letzterer vielleicht die Mehrzahl. Für einen zum Protestantismus bekehrten Heiden gehen zehn protestantische Christen in Europa ihres Glaubens verlustig. Hier ist die katholische Kirche aber doch weit besser auf ihrer Hut, als die evangelische. Sie hat es erkannt, wie auch in christlichen Ländern aus Anlaß einer Menge durch den Zeitgeit beherrschter Verhältnisse und namentlich durch die Irrweisheit des Tages so erhebliche religiöse Erschlaffung eintreten kann, daß die Erhaltung und Förderung des vorhandenen und die Weckung des erstarrten christlichen Geistes ebenfalls besondere Sendboten erfordert, welche sie in den Kampf gegen menschliche Verirrungen und unkirchliche Richtungen der Zeit, die der Antichrist angeregt und eingeschlagen hat, hinausschickt. Zu solchem Behufe unterhält sie als geistliche Krieger ihre Convente von Ordensgeistlichen, welche in allen Zeiten zu einem solchen Kampfe vorzüglich geeignet gefunden sind und die auf sie gesetzten Hoffnungen erfüllt, ja übertroffen haben. So traten in den früheften Zeiten die gelehrten und kenntnißreichen Benedictiner in den Kampf wider die Barbarei und Unwissenheit, welche im Anfange des Mittelalters die Reste alter Bildung zu verschlingen und dem Christenthume finsteres Verderben droheten. Die Dominicaner erfüllten ihre Mission in dem Kampfe wider die Ketzereien und Irrlehren, denen sie als umherziehende Prediger den von ihrer Kirche anerkannten Glauben entgegensetzten. Franciscaner und Kapuciner bekämpften

gleichfalls predigend die Länder durchziehend die überhand nehmende Üppigkeit und den wachsenden Luxus. Am wirksamsten erwiesen sich aber die Jesuiten in der Bekämpfung der von der katholischen Kirche verworfenen protestantischen Lehren. Gegenwärtig arbeiten die Redemptoristen, welche kirchenhistorischer Unverstand und böswillige Unwissenheit nicht ablassen, als verkappte Jesuiten zu bezeichnen, an der Mission, das neue aus der gottlosen Lebensphilosophie unserer Zeit erwachsene und auch in katholischen Ländern wuchernde Heidenthum, dessen sittliche Fäule und Erstorbenheit täglich in tiefere Schichten der Gesellschaft*) hinunterwirkt und daselbst sich ausbreitet, auszureuten und den ordentlichen Seelsorgern, welche für so ungewöhnliche Arbeit ihre Kräfte nicht gewachsen fühlen und gegen deren Einfluß die Gewohnheit abgestumpft hat, hierzu ihre Dienste anzubieten. Viele Seelsorger, welche die Gefahr dieses neuen Heidenthumes, das ärger ist, als das in auswärtigen Ländern unter ursprünglichen Heiden gehegte, erkannt, haben sich der durch die Redemptoristen dargebotenen Hülfe mit gedeihlichem Erfolge bedient und wissen die wohlthätigen Früchte, welche durch diese Brüder in ihren Pfarreien gezeitigt worden, nicht hoch genug anzuschlagen. Die in der bayerischen Ständeversammlung 1846, in welcher man einen tödtlichen Schlag auf die Redemptoristen zu führen versuchte, vorgelegten Thatsachen haben entschieden dargethan, wie auf keine gründlichere Weise dem Eindringen der die Sitte verpestenden Tagesweisheit unter das Volk entgegengearbeitet werden kann, als durch diese den Armen das Evangelium predigenden Männer, welche sich vorzugsweise an die Massen wenden, auf deren Gewinnung jene es anlegt. Für den Beruf der Ausrottung des Heidenthumes unter den Christen haben diese Missionarien nicht nur in Deutschland mit großem Erfolge gewirkt, sondern von Wien aus nach Belgien, Holland, Rheinpreußen, England, vornehm-

*) Man denke nur an das wilde, ruchlose Treiben im deutschen Handwerksburschenleben, welches alljährlich tausende jugendlicher Herzen zu Grunde richtet und der Hölle zuführt. Auf diesem wahlverwandten Boden sucht denn auch der Radicalismus seinen Samen auszustreuen, worin er sehr pfiffig handelt.

lich aber nach America Verbreitung gefunden, wo sie schon so viele Häuser haben, als in den deutschen Ländern zusammen genommen. Wie der Protestantismus überall, wo er seine positiven Elemente wahren und sichern will gern zu katholischen Mitteln greift, obwohl sein Princip dieselben verwerfen muß, wie er Missionsvereine den katholischen nachgebildet, wie er durch die Diaconissinnen zu den barmherzigen Schwestern ein Seitenstück liefern, durch Synoden Kirchensatzungen feststellen lassen will, wie er durch den Gustav-Adolphsverein den freilich ganz ins Gegentheil umgeschlagenen Versuch durch Verbrüderungen den Glauben zu stützen und zu propagandiren gemacht, so hat er auch in dem Gefühle, daß wider das in seinem Schooße wuchernde Heidenthum etwas geschehen müsse, die Bibelgesellschaften und die Pastoralhülfsgesellschaft und in neuester Zeit s. g. Reiseprediger aufgestellt. Über die Bibelgesellschaften, welche an die Voraussetzung einer Art Magie des geschriebenen Gotteswortes ausschweifende Erwartungen von der Wirksamkeit desselben auf die Ungläubigen knüpfen, habe ich bereits oben geredet. Die Pastoralhülfsgesellschaft, welche freilich noch in der Entwickelung begriffen ist, scheint weniger eine unwillkürliche Parodie katholischer Einrichtungen abgeben zu wollen, als die andern in das ihnen nicht zusagende protestantische Klima hinein verpflanzten Veranstaltungen. Über das Institut der Reiseprediger sind mir noch zu wenige Erfahrungen bekannt geworden. Alle diese wohlgemeinten, mit dem trefflichsten Eifer, mit unverdrossener Freigebigkeit in Spendung der erforderlichen Geldmittel von einem verhältnißmäßig kleinen Häufchen gemachten Anstrengungen haben aber nicht verhindert, daß nicht eine Menge mitten in der protestantischen Christenheit sitzende Mitglieder derselben bis über die Ohren im entschiedensten Heidenthume stecken bleiben, noch daß dasselbe nicht täglich neue Proselyten gewinnt, so daß allerdings der Vorwurf: die auf die auswärtigen Missionen verwendeten Mittel hätten lieber gegen den innern, nähern und gefährlichern Feind gewendet werden sollen, nicht füglich abgelehnt werden kann*). Was hätte daheim mit den Kräften erreicht werden kön-

*) «Es ist wahrlich Zeit, höchste Zeit (heißt es darum auch in einem Aufsatze über deutsches Handwerksburschenleben in Nr. 79 des Volksblattes

nen, welche in der Ferne verschleudert werden, weil so häufig keine vernünftige Rücksicht auf die politischen und klimatischen Verhältnisse genommen und das Missionswerk ohne alle Klugheit ins Blaue hineingetrieben wird*).

---

für Stadt und Land), daß Ihr neben dem Berufe für das Heiden-Missionswesen auch den zu diesem Missioniren daheim erkennt und den Pflug zur Hand nehmt; unsere Enthaltsamkeitsvereine dürften im Grunde nur ein Zweig des Vereins für innere Mission» u. s. w. Die fliegenden Blätter für die innere Mission melden Heidengreuel, die sich in der Mitte der Christenheit zutragen und deshalb tausendmal schlimmer sind, als die Greuel in heidnischen Ländern. Der Götzendienst des Fleisches hat in der christlichen Gesellschaft weitere Kreise ergriffen, als man es sich zu gestehen wagt.

*) Wie kann man einen göttlichen, über den Bemühungen der Missionsgesellschaften waltenden Geist darin erkennen, wenn mit ungeheuern Opfern am Nordpol unter wenig bildungsfähigen Samojeden, Eskimo's, Ostiaken evangelische Gemeinden gegründet werden, indessen, wie die Berichte der Gustav Adolphsvereine zu ihrer Zeit mit allen statistischen Details zu melden wußten, unter den Augen der Vorstände und Ausschüsse jener Gesellschaften tausende evangelischer Glaubensbrüder aus Mangel an Unterstützung in katholischen Ländern in höchster geistiger Armuth schmachten und da ihnen nicht die erforderlichen Liebes- und Glaubenskräfte zugeführt werden mit dem Untergange ringen? Es ist schon von anderer Seite und zwar durch einen Protestanten darauf aufmerksam gemacht, wie rücksichtslos mit Menschenleben die Baseler Missionsgesellschaft umgegangen. Die Belege finden sich in Hoffmanns mehr erwähnter Schrift. Er schildert S. 51 die unendlichen Schwierigkeiten, welche der Versuch gefunden, in Westafrica eine Missionsgesellschaft zu gründen. Mehrmals starben, in Folge des für Europäer tödtlichen Klimas die Missionäre kurz nach ihrer Ankunft auf jener Küste bis auf den letzten. S. 52 heißt es: «Missionär Wulf starb, eben so Aschman und Sessing mußte mit dem kranken Hegeln nach Basel zurück. — Der Eintritt neuer Arbeiter war höchst nöthig; denn Handt mußte mit gesunkenen Kräften Africa verlassen und Kißling stand allein. Allein kaum hatten sie das tödtliche Ufer betreten, so sanken auch sie, von dem giftigen Hauche berührt, ins Grab.» Nachdem Hoffmann von diesen vielen Opfern, wie von Errungenschaften gesprochen, fährt er fort: «Eine Frucht aber hat ihre Glaubensarbeit sicher gebracht. Missionar Sessing brachte nach Basel einen neunjährigen Negerknaben: George Thompson, der in Beuggen erzogen, in Basel Missionär wurde und jetzt nach Westafrica auf dem Wege ist.» — «Also, ruft hier der mehr erwähnte «Freund Gottes und der Wahrheit» aus, um einen neunjährigen (christlichen oder un-

Es verdient sehr beachtet zu werden, daß man bei der Ausbreitung des Christenthums durch die Apostel und die Missionäre der mittlern Zeit das Geld, welches jetzt so häufig das Hauptmittel ist, gar keine Rolle spielen siehet. Man findet in den Briefen jener alten, echten, wirksam thätigen Missionäre fast niemals Bitten um Geldhülfe, ohne welche jetzt fast gar nichts geleistet werden kann. Man begreift kaum woher sie die Mittel zu den Stiftungen genommen, welche durch sie gegründet worden. Von Paulus bis zu Franciscus Xaverius waren die Bitten der ihnen gleichgesinnten Missionäre wieder und wieder dahin gerichtet, daß man mit Gebet ihnen helfen möge und auf wunderbare Weise

---

christlichen, dies thut im neunten Lebensjahre noch nichts, und das christlich wird wohl nichts anders als — getauft heißen), um also einen neunjährigen Mohrenknaben nach Basel, resp. nach Beuggen zu bekommen, mußten so viele junge Männer, christliche Männer, ihr Leben lassen, als ob man nicht um etwas Schießpulver oder um einige Flaschen Branntwein einen solchen Knaben hätte erhandeln können? Wer siehet hier nicht die Befangenheit und Einseitigkeit, mit welcher das Comite in Basel verfährt, welches, vom Geldpunkte nichts zu sagen, mit Menschenleben so verfährt, als handle es sich um Basler Lebkuchen.» — Man kann nicht umhin, dieser Bemerkung beizutreten, zumal wenn man bei Hoffmann weiter liest, wie die Brüder Schmidt, Salbach, Halzmarth nach wenigen Monaten dem klimatischen Fieber erlagen, wie auch Henke bald nachher vom Schauplatze seiner Missionsthätigkeit durch den Tod abgerufen und die Küste nun verwaist gestanden. Nun werden Riis, Jäger und Heinze abgesendet und das Comite legt S. 54 Leben und Tod dieser Missionäre willenlos und gläubig in die Hand Gottes. Es währte auch nicht lange, so kam die Trauerbotschaft vom Abscheiden Heinzes, dem bald auch Bruder Jäger folgte. Riis stand nun vereinzelt und kam dreimal an den Rand des Grabes. Man sendet ihm einen eigenen Prediger für die Colonie; allein dieser theure Mann entschläft (S. 54). Nun werden zwei neue Sendboten nach Africa geschickt: Würdter und Stanger. Im December 1837 stirbt letzterer und im Jahre 1838 auch Bruder Würdter. Riis stand wieder allein. An diese Vorgänge knüpft die Missionsgesellschaft den Ruf, die Gräber dieser theuern Glaubenszeugen eine Aufforderung für die Gläubigen sein und das Werk ja noch nicht ruhen zu lassen, sondern fort und fort neue Missionäre zu senden. Das Comite hat also an den Fingerzeigen Gottes noch nicht genug und schlägt keine andern Wege zur Bekehrung der gefährlichen Küste ein!

ging an ihnen das Wort in Erfüllung: „Suchet zuerst das Reich Gottes und alles Übrige wird euch gegeben werden.“ Wie in den Zeiten der Apostel, so haben auch in den Zeiten, wo die Deutschen, Franken, Briten, Normanen und andere abendländische Völker bekehrt wurden, nicht die Absender der Missionäre für die kirchlichen Einrichtungen und Veranstaltungen die äußerlichen Mittel gewährt, sondern die Heidenbekehrer wußten in den Bekehrten selbst einen solchen Eifer zu entzünden, daß sie alles Zeitliche opferten um Christum zu gewinnen. Da waren denn freilich die Mittel, deren es zu den erforderlichen Veranstaltungen bedurfte, reichlich vorhanden, und man brauchte sie nicht in der Christenheit zusammen zu betteln, wie die modernen Missionsanstalten thun müssen.

Eine Empfindung von der Ungehörigkeit des von der Baseler Missionsanstalt inne gehaltenen Verfahrens und der Geringfügigkeit ihrer Erfolge hatte ich sogleich damals, als ich vor einigen zwanzig Jahren mit dem übrigen pietistischen Apparate auch das Missionswerk treiben helfen mußte. Die nähere Aufklärung über die Gründe des ungenügenden Fortganges sind mir natürlich erst später klar geworden. Ich vermißte an den Baselern und ähnlichen Sendlingen aber von Anfange an die weltüberwindende Genialität den über alle kleinlichen Klugheitsveranstaltungen hinweg hebenden Schwung, welchen ich an den Aposteln und spätern Heidenboten bewunderte. Ich hatte eine Art Ahnung davon, daß, wenn aus dem Missionswerke etwas Höheres und Größeres werden solle, als bloße individuelle Anstrengungen, erst aus der Kirche etwas Anderes werden müsse, als sie jetzt ist. „Der Strom, sagt ein geistreicher Mann, der in seinem entferntesten Laufe die dürre und leblose Heidenwelt erfrischen und beleben soll, muß in seiner Quelle *rein* und kräftig sein. Soll das Evangelium mit Kraft in die Heidenwelt eingreifen, so muß die gepredigte Wahrheit in der *Kirche* ihre Verwirklichung haben; soll die Welt glauben, daß der Vater den Sohn gesandt hat, so müssen wir erst *eins* sein, so wie er und der Vater eins sind (Joh. 17, 21).“

Die guten, trefflichen Leute in Basel kamen mir hiergegen bedeutend engherzig und philiströs vor. Das Verhältniß, welches die Vossischen Idyllen und die leidigen Musenergüsse des Pastors Schmidt in Werneuchen auf dem Gebiete der Poesie Dante's, Shakespear's,

Schillers Dichtungen gegenüber einnehmen, das scheinen mir die neuern Missionäre im Vergleiche zu den ältern Heidenboten festhalten zu wollen. Ich fühle darin eben so etwas Bornirtes, wie in der Frömmigkeit der protestantischen Landpastoren, welche bei Voß und Schmidt als Patriarch in Haus und Gemeinde walten, während die freie Genialität des christlichen Geistes mir nur in den Heiligen des Mittelalters zur Anschauung gekommen ist. Recht augenfällig wurde mir das Bewußtsein von der Größe des Zweckes der Baseler Missionsgesellschaft und ihrer Mittel, so wie der Kleinheit der damit erzielten Erfolge erweckt, als ich vor einigen Jahren vor dem großen Missionshause in Basel stand, aus welchem alle jene theuern Männer hervorgegangen sind, deren Namen ich in der Anmerkung genannt habe. In dem Mißverhältnisse des großen Gebäudes zu den vielen kleinen Thüren fand ich ein unwillkürliches Symbol jenes Bewußtseins, welches durch die Farbe der Hoffnung, womit dieses übrigens sehr nüchtern sich darstellende Gebäude durch Tüncherhand gekleidet war, sich nicht überwinden lassen wollte. Ich würde mich aber einer gewissenlosen Verschweigung schuldig machen, wenn ich unerwähnt lassen wollte, daß der Eindruck, welchen ich mehre Jahre später beim wirklichen Betreten des Missionshauses zu Basel empfing, dessen Anstrich inzwischen einem blaßgrünen gewichen oder verblichen war, und bei der nähern Einnahme des Augenscheines in der innern Einrichtung und Beobachtung der Zöglinge, im Ganzen ein recht wohlthuender war. Es zeigte sich Alles so still ordentlich, so einfach und würdig, daß man seine Freude daran haben mußte. Von allen ausgesendeten Heidenboten (226) waren Portraits zurückbehalten (schwarzgezeichnete Brustbilder), zwischen denen viele sehr ansprechende Köpfe bemerkbar sind. Unter dem Bilde war Name und Geburtstag und, wenn der Bruder heimgegangen ist, außerdem der Todestag bemerkt. Auch die äußere Erscheinung der vorhandenen, zu Missionarien bestimmten Jünglinge, unter denen sich ein Hindu befand, war einnehmend. In ganz entgegengesetzter Art wirkte dagegen folgender Zug. In dem Zimmer, worin man die Bildnisse der ausgesendeten Heidenboten aufgehangen, befinden sich auch einige Glasschränke, in denen von den Missionären eingesendete ethnographische und naturhistorische Merkwürdigkeiten aufgestellt sind.

Unter diesen befindet sich eine Sammlung zum Theil abscheuliche Mißgestalten zeigender Götzenbilder aus Afrika und Indien, theils geschnitzelt, theils in Metall gegossen. Zwischen diesen Bildern bemerkte man eins, welches mir eine Madonna mit dem Christuskinde auf dem Arme zu sein schien. Auf die Frage, was für ein Bild das sei, erwiderte der den Cicerone machende Zögling: das sei ein Schweizerproduct, die Abbildung der Mutter Gottes aus Einsiedeln, dies Bild gehöre in die Kategorie der hier aufgestellten und nehme also darunter mit Recht seinen Platz ein. — Wozu, frage ich, soll eine solche Demonstration, eine solche öffentliches Ärgerniß erregende Verhöhnung des Mariencultus dienen? Das Bild der Mutter Gottes unter den abscheulichsten Mißgestalten der Abgötter des blinden Afrikas und Indiens? Auf eine muthwilligere und nutzlosere Weise konnte nicht leicht der Widerwille der Katholischen gegen das Baseler Missionswesen herausgefordert werden.

Dergleichen Wahrnehmung warf mich wieder zurück in die profanen Ansichten über dieses Missionswesen, welche unter den guten Eindrücken schon zu schwinden begannen. Zu diesen nüchternen Ansichten war ich aber in den Jahren 1828—29 noch nicht gelangt, wo ich mit Andacht alle die trockenen Bekehrungsgeschichten las, welche die von der Baseler Gesellschaft veröffentlichten Nachrichten enthielten.

Höchstens verwunderte ich mich, daß die kleinen Familienbegebenheiten der Missionäre, denen eine Ehehälfte eine unerläßliche Bedingung der Heidenbekehrung zu sein scheint, mit einer behaglichen Umständlichkeit und Salbung mitgetheilt wurden, welche gegen die dürre Kürze der Bekehrungsgeschichten sich wunderlich ausnimmt. Die Taufe eines Söhnleins, eines Töchterchens des Herrn Missionärs, welche sich doch von selber verstehet, wird mit einem Bombast geschildert, wogegen die Nüchternheit, mit welcher die Taufe eines bekehrten Heiden gemeldet wird, seltsam absticht*). Die Missionarien trauen der Langmuth der Leser ihrer

*) Man ist in großer Verlegenheit, ob man sich bei solchen gut, fromm und gläubig gemeinten Mittheilungen dem Eindrucke der Rührung oder Abgeschmacktheit hingeben soll, von denen man aus solchen Zeilen wechsels-

Missionsnachrichten sehr viel zu, wenn sie denselben für die Bezahlung der Missionsblätter ansinnen, ihre erweiterten Heirathsund Entbindungsanzeigen zu lesen, so wie die Schilderung ihrer beengten Häuslichkeit (mit ihren Wochenbetten, Krankheiten u. s. w.) welche ihnen freilich die Welt ist, ihren Lesern aber schwerlich als das Reich Gottes sich darstellt, von dessen Erweiterung sie Kunde erlangen wollen, wenn sie auf die Missionsblätter subscribiren oder gar pränumeriren. In dieser engherzigen Philisterei stimmen sie aber nur zu sehr überein und sind sie sich bis auf die neueste Zeit gleich geblieben. Lesen wir doch auch noch in dem*) von der Frau Bischöfin Gobat**), Maria geb. Zeller, am 2. Januar 1847 aus

---

weis angegriffen wird. Etwas Seltsameres der Art als z. B. die Erzählung des Missionars Schirrmeister in Nr. 7 der Biene auf dem Missionsfelde (1847) ist mir nicht leicht vorgekommen. Drei Jungfrauen werden den fünf Missionarien auf der Chatam Insel gesendet, um sich mit denselben zu verheirathen. Der Fall ist kritisch, da zwei Männer leer ausgehen müssen. Durch Beten und Flehen suchen sie aus der Klemme zu kommen. Die Schwestern werden nach vielem Gebete ersucht, jede selbst zu wählen. Ein Bruder macht aus der Noth eine Tugend und tritt selbst zurück. Nun haben die Mädchen nur noch unter vieren die Auswahl. Der Verschmähete weiß sich zu finden. Alle fallen natürlich nieder und beten, denn sie sind «überzeugt, daß der Herr selbst Alles in dieser höchst wichtigen Sache geführt» und die Paarung bewirkt hat. «Die Kiste, in der die Hochzeitskleider der Schwestern waren, war noch nicht da, aber darüber kamen wir bald fort, wir sagten den Schwestern, sie möchten sich nur recht in das Blut Jesu hüllen, das sollte ihr Brautkleid sein und sich mit Gnade und Barmherzigkeit schmücken lassen, das wäre ihr schönster Brautkranz.» Die fromme Einfalt würde etwas Idyllisches haben, wenn sie aus dem XIII. Jahrhundert käme.

*) Durch Nr. 6 des Missionsblattes aus der Brüdergemeinde (März 1847) veröffentlicht.

**) Für die Charakteristik ihres Eheherrn ist folgender Zug bedeutsam, den ich aus der kleinen Schrift: Samuel Gobat, Bischof von Jerusalem, genommen habe, welche 1847 in Berlin erschienen ist. Derselbe erinnert an Stillings Glauben an eine unmittelbare Einwirkung Gottes in den trivialsten Begegnissen des täglichen Lebens. Gobat schnupft reichlich Taback. Ich weiß nicht, ob solches einem Missionar wohl anstehet. Er glaubt, daß er zu denjenigen Lebensbedürfnissen gehört, um die er Gott bitten darf. In Abyssinien, wo er als Missionar wirkte, war einmal die Karawane, welche diesen Artikel zuführt, lange ausgeblieben und dem

Jerusalem geschriebenen Briefe, in dem sie ihren Eltern ihre Ankunft im Lande der Verheißung meldet, das sie um Weihnachten 1846 erreichte, auch keine Sylbe, welche da verriethe, daß das Gefühl auf diesem Boden, dem Schauplatze der größten Thaten Gottes, auch nur in den geringsten Schwung gerathen wäre, den alltäglichen Gleichtritt verlassen hätte und nur den mindesten Anklang eines besondern Eindruckes dieser merkwürdigen Umgebung erkennen ließe. Dagegen erfahren wir genau, wie und wo Madam Gobat im Schiffe geschlafen, wie sie demnächst mit dem Herrn Bischofe auf Pferden, die Kinderchen aber auf Eseln und Maulthieren die Landreise zurückgelegt und wie sie den Säugling Thimotheus sogar zu Pferde gestillt habe, solches aber ziemlich beschwerlich gewesen. Über die Weihnacht aber hat sie weiter nichts zu melden, als Folgendes. „Wir haben viel an Euch gedacht, besonders zu Weihnachten. Ich hatte den Kindern gar nichts zu geben; wir führten sie am heiligen Abend in die Gärten von Joppe, um die Weihnachtsbäume zu sehen. Man kann sich gar nicht vorstellen, was das für eine Pracht ist. Es sind oft zwanzig Pomeranzen so dicht an einander, daß nicht einmal ein Blatt Platz hat; die Bäume sind ganz schwer beladen. Wie gern hätte ich mein liebes Kind Maria*) auf dem Arm gehabt, um es ihm auch zu zeigen; aber ich denke, es hat eine recht schöne Weihnacht ge-

---

Missionar sein Vorrath ausgegangen. Eines Nachmittags, als er in Gesellschaft mehrer Abyssinier eine Prise nahm, bemerkte er, daß sein Taback nur noch diesen Nachmittag reichen würde und sagte zu den Anwesenden: Wenn mir Gott heute keinen Taback zuschickt, so muß ich das als ein Zeichen ansehen, daß ich das Schnupfen aufgeben soll. Gott meinte es aber gut mit Gobat. Denn zwei Stunden darauf kam ein Mann, der 60 Stunden von da wohnte und sagte zu Gobat, der ihn nicht kannte: Als Du vor einigen Monaten durch meinen Wohnort kamst, sah ich, daß Du Taback schnupftest. Als ich hierher reiste, dachte ich, Du könntest Mangel an Taback haben und habe Dir deswegen ein Pfund mitgebracht. Was sagen meine Leser zu diesem Wunder des XIX. Jahrhunderts?

*) Wahrscheinlich ein verstorbenes Töchterchen. Das Verzeichniß der lebenden Gobatschen Kinder (vescovini) giebt die zärtliche Mutter natürlich auch, sie heißen: Emilie, Johannes, Banoni, Hanna, Dora und Thimotheus, also gerade ein halbes Dutzend.

feiert. Es giebt jetzt so viel zu thun, zu ordnen und einzurichten, Besuche zu machen und zu empfangen, daß ich kaum weiß, wo mir der Kopf stehet." Welche Erbauung kann ein für die Sache der Missionen erglüheter Leser aus dieser Schilderung prosaischer Wirklichkeit und Alltäglichkeit nehmen; die in einem märkischen Dorfe mit Ausnahme der Pomeranzen sich ungefähr eben so darstellt. Man wird an Menzels komischen Ärger über die poetische Feier solcher Trivialitäten erinnert, welcher in der „Deutschen Literatur" also ausbricht: „Erst der alte Voß hatte den Eigensinn, als Hahn auf seinem Miste umherzustolziren und dem Adel zum Trotze seine spießbürgerliche Häuslichkeit als den Inbegriff aller Poesie auszukrähen. Dies war genug, um die ganze Philisterwelt rebellisch zu machen. Alles schrie jetzt: Häuslichkeit, Familie, Großpapa, Schlafmütze, lieb Mütterchen, grüne Stube, wir habens gefunden." Ich bin darin Menzeln gefühlsverwandt, daß mir die Verpflanzung dieser engherzigen Familienpimpelei und spießbürgerlichen Häuslichkeit in die Heimath des Erlösers und auf den Schauplatz der höchsten Offenbarungen Gottes fatal und widerlich erscheint.

Um jedoch nicht ungerecht zu sein, darf ich nicht verschweigen, wie das gemüthliche Familienleben der Missionäre keineswegs überall so prosaische Seiten zeigt. Auch hier kommt es jezuweilen zu poetischen Ergüssen. Der Heidenbekehrer Rötger schrieb, als er im Berufe einige Zeit abwesend sein mußte, an seine Frau (wie er selbst in seinen Briefen über Hinterindien meldet) folgende Verse:

Dein sanfter Blick und Dein so holdes Herz!
Dein ganzes Bild erfüllet meine Seele!
Emilie! ja des Wiedersehens Schmerz
Drängt mich, daß ich die Stunden zähle.
Dich wiedersehn verdoppelt meine Schritte,
Dich wiedersehn ist täglich meine Bitte,
Dich wiedersehn Emilie! werd' ich bald!

Der heilige Xaverius dichtete auf seinen Missionsreisen den erhabenen Gesang: O Deus amo te etc. der sein Herz zum Himmel emportrug. Herrn Rötgers Verhältnisse ersparten ihm diesen

Flug. Sein Herz blieb auf Erden und er sang seine Emilie*). Zu ihrer Ehre will ich glauben, daß sie eine liebenswürdige Frau ist und es nicht also getrieben hat, als die beiden Frauen auf den Sandwichs Inseln, der der preuß. Gelehrte Meyen in der Beschreibung seiner Reise um die Erde in folgenden Worten erwähnt: „Auf dem Wege zu Herrn Binghams Wohnung kam uns ein sehr betrübendes Schauspiel vor Augen, das unsere Verehrung für die Missionsmänner gleich von vorn herein sehr herabstimmte; wir sahen nämlich, daß sich zwei Missionärfrauen in einem kleinen Wagen sitzend von mehren Indianern ziehen ließen, und auf diese Weise eine Spazierfahrt machten." Die Familienverhältnisse der Missionäre hatten auf den Sandwichs Inseln noch andere Ungebürnisse zur Folge. Ihre gute Besoldung setzte sie, wie selbst Meinecke nicht verschweigt, in den Stand, einen gewissen Aufwand zu machen. Sie legten daher großes Gewicht darauf, wenn die vornehmere Klasse der Insulaner die europäische Lebensweise nachahmte, europäische Geräthe, Möbeln, Gemälde, Kutschen und Reitpferde, Wettrennen, Gastmähler, Thees mit Gesundheiten und dergleichen annahm. Zur Verbreitung nützlicher Handwerke werden die hoffärtigen Missionärsfrauen aber ihre Eheherrn wohl für zu gut halten. Kein Wunder daher, wenn das schon erwähnte Quaterly review die Bemerkung macht: „Diese Schuster und Schneider, welche dem Leisten und der Werkstätte entflohen, um das Evangelium zu predigen, würden es als eine Herabwürdigung ansehen, jene armen Insulaner im Gebrauche der Ahle und Nadel zu unterrichten. Ihr Grundsatz ist, daß, je mehr Zeit mit Predigen, Singen und Beten zugebracht wird, es desto besser ist." — Doch würde es einseitige Eingenommenheit wider das Aussenden verheiratheter Missionäre sein, wenn ich nicht zugestehen wollte, daß

*) Anerkennenswerth und eine indirecte Vertheidigung des Priestercölibats ist der Grundsatz der Baseler Gesellschaft (Hoffmann S. 29), nie einen verlobten Jüngling als Zögling zuzulassen, einen Verlobten aber (S. 32) zu entlassen, «weil ein Missionar frei und ungebunden sein soll und nicht wissen kann, ob und wann seine künftigen Verhältnisse und Pflichten ihm die Verehelichung erlauben werden und weil auch dann die Wahl der Gattin mit gewissenhafter Rücksicht auf die Bedürfnisse seiner Missionsstation und mit Genehmigung des Comite geschehen muß.»

es auch zu Zeiten seine Vortheile haben kann. Sind die bürgerlichen Verhältnisse am Orte der Niederlassung geordnet, fehlt es nicht an Gelegenheit und Mitteln eines gemächlichen Lebens, so kann unter einer feindlichen Bevölkerung das Vorbild eines musterhaften Familienlebens einen günstigen Einfluß äußern und Nacheiferung wecken, in welcher christliche Wahrheiten einen fruchtbaren Boden finden und sich bethätigen können. Es frägt sich aber, ob diese Vortheile den nur zu natürlichen Nachtheilen die Waage halten, welche die nothwendige Folge der Sorge für Frau und Kind sind, die so häufig die Missionäre in die Irrgänge der Habsucht und Ungerechtigkeit verstrickt hat. Einen peinlichen Eindruck macht es selbst auf den Leser, wenn ihm die Missionsblätter melden, daß ein Missionär, dessen Frau stirbt, oder der unverheirathet in die Mission kömmt, auf seiner Station eine Gelegenheit zum Heirathen sucht und wohl gar, wie nicht unerhört ist, unter den bekehrten Wilden eine Lebensgefährtin sich aussucht. Wie wenig Anlage zum Märtyrer ein verheiratheter und mit Kindersegen umblüheter Missionär hat, und wie sehr die zu Noth und Tod bereitwillige Begeisterung für den Glauben durch Familienbande an der vollen Entfaltung ihrer Schwingen gehindert wird, habe ich bereits anderwärts genugsam angedeutet. Verheirathete Missionäre sind auch schwerer zu regieren, während der katholische Priester für nichts, als seine Kirche zu sorgen hat.

Die verschiedenen Missionsblätter, welche ich noch heute lese, liefern mir fortwährende Beiträge zur Bestätigung obiger Bemerkungen. Dieselben theilen überhaupt wenig Befriedigendes und fast immer nur Unvollständiges mit. Einen allgemeinen Überblick hält keins fest. Diese Aufgabe hat sich erst neuerlich die Brauersche Missionszeitung gestellt. Die Missionsfreunde, welche abwechselnd das Barmer Blatt, das Calwer Blatt, die Berliner Monatsberichte, die Biene auf dem Felde der Mission, die Blätter aus der Brüdergemeinde, die Nachrichten aus dem Reiche Gottes, die Barthischen Kinderblätter, die Calwer Monatsblätter in ihrem Lesezirkel halten, wissen sich durch das Chaos der Einzelheiten nicht hindurch zu finden, und bewegen sich in der buntesten Begriffs- und Thatsachenverwirrung, welches die unausbleibliche Folge eines solchen Durcheinanderlesens ist und eine

Erbauung, welche die Herausgeber der Blätter beabsichtigen, nur in den meisten Fällen geradezu vereitelt.

Der Pietismus, welcher sich namentlich zur Aufgabe gestellt, in seinen Anhängern die Vorstellung der totalen Verderbtheit der menschlichen Natur zum Bewußtsein zu bringen, fühlte nach Luthers Vorgange, welcher sich eine Menge anscheinend Böses, das er um sich her zu bemerken glaubte, am kürzesten damit zu erklären wußte, daß er es für Teufelswerk ausgab, das Bedürfniß, das Princip jener Verderbtheit in eine Person zu legen. Das Dogma vom Teufel war daher ein Schiboleth seiner Anhänger und es galt Manchem die Verleugnung des Teufels ungefähr dem Bekenntnisse des Atheismus gleich. Mit der Abnahme des Glaubens an den Teufel begann auch das orthodoxe Christenthum zuerst zu wanken. Dies fühlten die redlichen Zionswächter, als sie dem freisinnigen Thomasius vorstellten, „er möge in sich gehen und erwägen, wie sehr durch dergleichen Verfahren (d. h. die Teufelsleugnerei) das Reich der Finsterniß und das jetzt so sehr anwachsende magische Wesen gebauet werde.“ Sie jammerten aber vergeblich über die Abnahme des Glaubens an den Teufel als über einen einreißenden Unglauben. Der Teufel ward glücklich verbannt. Der von Semmler und Genossen auch aus der deutschen protestantischen Dogmatik glücklich ausgetriebene Böse, welcher nur etwa in Lavater und Jung Stilling, Knapp u. s. w. vereinzelte Advocaten von einigem wissenschaftlichen Belange gefunden, ward jedoch durch die neuern Pietisten in die Glaubenslehre wieder eingeführt. Wie man Gott und den Himmel nicht ohne Engel denken konnte, so wurde auch dem Teufel sein Gefolge und der Hölle ihre Bewohnerschaft zurückgegeben und deren wissenschaftliches Exil*) durch die Pietisten glücklich gebrochen.

---

*) An diesem hatte auch noch das Brockhausische Conversationslexicon gewissenhaft arbeiten helfen, welches in einer der ältern Auflagen den Artikel Teufel mit den Worten schloß: Dann werden wir den Teufel in der Bibel und in der Dogmatik dulden, wenn er auch aus der Sprache des guten Tones verschwinden mußte, und seine Rolle nur noch in der

Dämonen und Gespenster traten von Neuem unter den Menschen auf und gingen der gekränkten Aufklärung zum Trotz am hellen lichten Tage auf der Erde umher. Namentlich hatten sie Schwaben zum Tummelplatze auserkoren. Geister, schwarz und weiß, fuhren in Viehmägde, gaben sich als Mönche zu erkennen und wurden von Schneidern ausgetrieben. Der ganze Geisterspuk, der als ein vermeintlicher Unfug des Aberglaubens glücklich über die Grenzen des deutschen Vernunftsgebietes durch namhafte Verstandesbüttel bei Androhung schwerer Strafe für verbotene Wiederkehr hinaustransportirt worden, kam straflos durch den südwestlichen Winkel Deutschlands, von den Pietisten mit Reisemitteln ausgestattet, in das untersagte Revier zurück *). Blinde Knaben-

---

Conversation derjenigen Klasse von Kraftmenschen hat, für welche dieses Lexicon nicht bestimmt ist.

*) Wie wenig diejenigen in Luthers Schriften belesen sind, welche den Reformator an die Spitze der Aufklärer stellen und ihn als den Vertilger jeglichen Aberglaubens preisen, ergiebt der Umstand, daß sie nicht wissen, wie Luther nicht nur aufrichtigst an den Teufel und seinen Spuk, sondern auch an Poltergeister, Hexen und Zauberkünste glaubte. Er erzählte viel «von Zauberei, vom Herzgespan und Elben (Alpe), wie seine Mutter sehr geplaget wäre worden von ihrer Nachbarin, einer Zauberin, das sie aufs allerfreundlichste und herrlichste hat müssen halten und versöhnen, denn sie schoß ihr die Kinder, daß sie sich zu Tode schrieen. Und ein Prediger strafte sie nur in gemein, da bezauberte sie ihn und er mußte sterben. Man konnte ihm mit keiner Arzenei helfen. Sie hatte die Erde genommen, da er auf war gangen und ins Wasser geworfen und ihn damit bezaubert, ohne welche Erde er nicht konnte wieder gesund werden.» — Auf die Frage: ob auch gottesfürchtige und rechte Christen könnten bezaubert werden, antwortete Luther: «ja, denn unsere Seele ist der Lüge unterworfen. Und ich glaube, daß meine Krankheiten nicht allewege natürlich sein, daß Junker Satan seinen Muthwillen an mir übt durch Zauberei.» Ein anderes Mal zeigte man Luthern an: wie ein Mägdlein zu Altenburg bezaubert wäre, daß sie Blut weinte und wenn die Zauberin an einem Orte wäre und sie sie gleich nicht sehe, noch von ihr wüßte, doch fühlete sie ihre Gegenwärtigkeit und weinete. Luther rieth, man solle mit ihr zur Strafe eilen, wobei er tadelte, daß die Juristen zu viel Zeugnisse und Beweise haben wollten, solche öffentlichen aber verachteten. Er erwähnte einer Ehefrau, die ihren Mann durch Beibringung von Gift dazu gebracht, daß er Eidechsen von sich gebrochen und da man sie gefoltert, nichts habe wollen bekennen, «denn

angst ergriff eingeschüchterte Seelen, welche aus Furcht, als Gespenster umherwandeln zu müssen, die verzweifeltesten Schritte

---

solche Zauberinnen sind gar stumm und verachten die Pein; der Teufel läßt sie nicht reden. Solche Thaten aber geben's Zeugniß genug, daß man sie billig sollte hart strafen, zum Exempel, damit Andere abgeschreckt würden von solchem Teufelischen Fürnehmen.» — Ein anderes Mal kam an Luthers Tische die Rede auf Hexen und Zauberinnen, die Eier aus den Hühnernestern, Milch und Butter stehlen. Luther sprach: mit denselben soll man keine Barmherzigkeit haben. Ich wollte sie selber verbrennen, wie man im Gesetze liest. Man sagt aber, daß solche Butter stinke und falle zu Boden im Essen. — Einst ward die Frage aufgeworfen: ob es Poltergeister gebe. Als Osiander es verneinte und mißbilligte sprach Luther: Er (Osiander) muß abermals etwas Sonderliches haben. Gleichwohl muß man bekennen, daß die Leute vom Teufel besessen werden und ich habe es erfahren, daß Geister umhergehen, die Leute schrecken, sie am Schlafe hindern, daß sie krank werden. — Einem Pfarrer aus Süzz bei Torgau gab Luther guten Rath, wie er des Spukes, dessen Schauplatz seit Jahresfrist seine Wohnung war, los werden möge. Der Spuk bestand darin, daß der Teufel Nachts ein Poltern, Stürmen, Schlagen, Werfen in seinem Hause hätte, daß er ihm auch alle seine Töpfe und hölzernen Gefäße zerbreche und er keinen Frieden vor ihm habe, denn er werfe ihm die Töpfe und Schüsseln an den Kopf, daß sie zerspringen, er plage ihn und lache seiner noch dazu, daß er oftmals des Teufels Lache höre, er sehe aber nichts. — Luther selbst ward von Poltergeistern geplagt. Auf der Wartburg war ihm ein Sack mit Haselnüssen gekauft. Man hatte dieselben in einen Kasten verschlossen. «Als ich, erzählt Luther, Nachts zu Bette ging, zog ich mich in der Stube aus, that das Licht auch aus und ging in die Kammer, legte mich ins Bette; da kommt mir's über die Nüsse, hebt an und quizt eine nach der andern an die Balken mächtig hart, rumpelt mir am Bette, aber ich fragte nichts darnach. Wie ich nun ein wenig entschlief, da hebt's an der Treppe ein solch Gepolter an, als würfe man ein Schock Fässer die Treppen hinab, so ich doch wohl wußte, daß die Treppe mit Ketten und Eisen wohl verwahret war, daß Niemand hinauf konnte und doch fielen so viele Fässer hinunter.» — In der folgenden Nacht schlief eine Frau aus Eisenach in dieser von Luther zu dem Ende geräumten Kammer. Sie vernahm ein solches Gerumpel, daß sie gemeint, es wären tausend Teufel darinnen. — Auch von einer lächerlichen Teufelsvertreibung weiß Luther zu erzählen: «In Magdeburg legte sich im Anfange meiner Lehre der Teufel sehr drein und ließ nicht gerne ab von dem Poltern. Denn er hätte zu Magdeburg das Purgatorium und den discursum animarum gern erhalten. Nun war allda ein Bürger, dem starb ein

thaten. Damals konnte man vernehmen, wie sich Jemand selbst entleibte, aus Bangen für sein Seelenheil. Damals kam es auch wieder vor, daß Eltern ihre Kinder gemordet, um dieselben aus dem Sündenpfuhle zu retten und daß der Fanatismus zur Kreuzigung anderer Personen fortschritt, um das Opfer Christi zu wiederholen und daß Greuelscenen, wie die in den Geständnissen S. 126 ff. geschilderten, aus der Reaction sich ergaben, welche

---

Kind, dem ließ er nicht Vigilien und Seelmesse singen. Da fing nun der Teufel ein Spiel an und kam alle Nacht um 8 Uhr in die Kammer und winselte wie ein Kind.» Die Geistlichkeit schrie, das sei weil er nicht Vigilie gehalten nun jammere das arme Seelchen. Luther, dem die Sache gemeldet ward, rieth ab, Vigilien halten zu lassen, da es nur der Teufel wäre, der solches anrichte. Als das der Teufel merkte, war er kein Kind mehr, sondern polterte und stürmte, ließ sich auch sehen wie ein Wolf. Luther rieth, ihn nur tapfer zu verachten. Einmal kam er zur Frau, die im Bette lag und lief auf demselben daher wie eitel Ratten und Mäuse. «Da er nun nicht aufhören will, da ist das Weib her und — — — — — — — — — — — — — — —*) (mit Züchten zu reden) und spricht: Siehe da Teufel, da hast du einen Stab, den nimm in deine Hand und gehe damit wallfahrten nach Rom zu deinem Abgotte dem Papst und hole dir Ablaß von ihm. Nach dem blieb der Teufel mit seinen Poltern außer, denn er ist ein stolzer Geist und kann Verachtung seiner nicht ertragen.» Wie an Poltergeister so glaubte Luther auch an Besessene, Wechselbälge und Kilkröpfe, die der Satan an die Stelle rechter Kinder den Leuten ins Bette legt u. s. w. Wer sich von Luthers Ansichten in diesem Gebiete unterrichten will unterlasse nicht dasjenige Kapitel seiner «sinnreichen Tischreden» zu lesen, welches überschrieben ist: Von dem Teufel und seinen Werken, so wie dasjenige, welches die Überschrift führt: Von Zaubereien. — Die wenigen Leser, welche noch gründlicher in Luthers Schriften forschen mochten, so wie alle echten Lutheraner, waren gewiß nicht wenig erfreuet, als in Schwaben ein Schauplatz sich aufthat und Scenen zeigte, welche dem gefeierten Reformator auch in solchen Meldungen, als die eben erwähnten, Recht gaben, die Wahrheit seiner Rede bestätigten und diese in die Vergessenheit gedrängten Historien wieder zu Ehren brachten, so daß man sie nicht mehr zur größern Verherrlichung des Reformators zu secretiren brauchte, was gleichwohl auch heute immer noch von einer Partei geschiehet.

---

*) Ich bitte um Erlaubniß die schmutzige Handlung der frommen Frau nicht mit angeben zu dürfen.

der von der Aufklärung mißhandelte Mysticismus wider seine Peinigerin übte. Diese Vorgänge flößten durch sich selber Abscheu und Ekel ein und trugen ihre Verkehrtheit zu deutlich als Brandmal ausgeprägt, als daß sie außer dem psychologischen Interesse eine andere anziehende Seite darbieten konnten. Dagegen zog die Geisterlehre, mittelst deren unter andern der warm und kräftig auf mich einwirkende Pietismus sein Gebäude zu stützen suchte, mich mit heimlich süßen Grauen an, welchem die eingetrichterte Furcht vor der Gespensterfurcht (Geständnisse S. 110) nicht lange Stand hielt. Nachdem Männer, wie Fr. von Meyer, nicht nur mit Offenherzigkeit, sondern selbst mit einem gewissen Stolze zum Geisterglauben sich bekannten, dem mit einem Male so viele von allen Seiten gemeldete Thatsachen das Wort zu reden schienen und nachdem naturphilosophische Denker von edeln Namen, wie Schubert und Eschenmeyer, es nicht unter ihrer Würde gefunden, die Geisterlehre zu vertheidigen und wissenschaftlich zu stützen, mußten viele, welche nur aus Schaam bis dahin ihren Glauben an diese Phänomene verschwiegen, zum Hervortritte mit ihren Meinungen ermuthigt werden. Ich selbst war in diesem Punkte eigentlich schon nicht mehr derselbe, den man durch Erziehung und Schule zu bilden gesucht hatte.

Schon lange Zeit bevor mich das unbefangene Lesen des neuen Testamentes*) von der durch die Kinderfreundweisheit und den Schulrationalismus eingebläueten Überzeugung hatte befreien können, daß ein menschlicher Geist seiner Natur nach keine unmittelbare Einwirkung auf einen andern üben könne und daß noch weniger abgeleibte Seelen sich denen im Leibe wallenden vernehmlich machen, so wie daß keine Geister einer andern Ordnung in unser Leben hineingreifen könnten, ja daß das Dasein solcher Geister und Dämonen noch mehr als erweislich sei, hatte mich mit diesen, dem nüchternen Verstande fürchterlichen Gedanken bereits die Hoffmannische Muse ausgesöhnt, welche in unnachahmlicher

*) Es ist seltsam in Schulen, wo die Bibel als Lesebuch eingeführt ist und welche von Geistern, von Besessenen und Andern dergleichen so Vieles zu melden weiß, diese Dinge als einen crassen Aberglauben höhnen zu hören. Was sollen die Kinder dabei vom Worte Gottes denken?

Art die Poesie der Furcht und des Grauenhaften, die Nachtseiten der Natur und des Geistes gepflegt. Keins unter Hoffmanns Werken giebt es, das uns nicht in Geisterreiche versetzen und mittelst der Reize der Furcht vor diesem Gebiete auf uns einwirken möchte. Alle Phasen der Angst macht er mit uns durch und selbst in die Märchenwelt und den Tummelplatz der Kinderphantasie läßt er sich hinab, um auch das kindliche Grauen herauszufordern und sich an der Kinderfurcht phantastisch zu letzen. In den Elixiren des Teufels, dem Kühnsten, was er in dieser Sphäre des Grausens concipirt, reißt er uns bis an die Pforten des Wahnsinnes. Wem hier nicht die Haare vor Entsetzen sich sträuben, der ist dürrer im Gemüthe, als die Wüste Sahara. Ich wenigstens kam durch die wie Fiebergluth sich auf die Seele stürzenden Phantasiegebilde Hoffmann's, wie sehr ich auch die krankhafte Zerrissenheit des hier waltenden Geistes erkannte, und die Übertreibungen durch das Phlegma meines eigenen, noch stark im Rationalismus steckenden, corrigiren mußte, zu dem unumstößlichen Bewußtsein, daß diejenigen sich durch eine grobe Lüge an der Natur des menschlichen Geistes versündigen, welche da in Abrede stellen, daß dieser Geist in seinem Innern ein von dem äußerlichen Treiben ganz unabhängiges, ja mit diesem nicht selten im Widerspruche befindliches Leben führt und daß hier Regionen von unergründlicher Tiefe, welche vor dem für die äußern Verhältnisse berechnenden Verstande mit dichten Nebelschleiern verhüllt liegen, dem in das Gefühlleben wacker und unerschrocken hineinsehenden Blicke sich erschließen und einen Spielraum offenbaren, welcher die ganze Welt umfaßt und, wie diese, nirgends eine Grenze erkennen lässet. Ich wurde durch die aus Hoffmanns Fratzen und Mißtönen hervorgehenden Anstöße zum Nachdenken über jene innere Welt getrieben und nahm wahr, wie dem nur für die Außenwelt thätigen geistigen Treiben dieses innere, tiefere Leben sich verdunkelt und entziehet. Mir dämmerte die Ahnung auf, wie in dieser Nachtseite, in diesem innern Leben die Wurzeln und Verbindungselemente enthalten seien, mittelst deren das Individuum, dem Außenleben als eine abgerissene Größe sich darstellend, im Zusammenhange mit der Natur und dem Weltgange, mit der Vorzeit und Zukunft stehen und dadurch auch mit andern geistigen Intelligenzen

in Contact kommen könne, namentlich auch mit Gott selber. Bei vielen mir allmählig zugekommenen verbürgten Thatsachen, welche ohne die Einwirkung fremder geistiger Wesen schlechthin unerklärlich waren, konnte ich der mir eingetrichterten gewöhnlichen Ansicht, daß der Geisterglaube ein unsinniges Versinken in ein unerklärliches mystisches Dunkel sei, je länger je weniger treu bleiben. Ich ließ mich durch die banale Phrase: ein Geist sei etwas Immaterielles, also könne er nicht in die Sinne fallen, eben so wenig einschüchtern, als durch den Vorwurf eines höchsten Grades von Unklarheit und Inconsequenz, der darin zu Tage komme, wenn man das Immaterielle und Geistige, Unendliche, nur außer Zeit und Raum Denkbare zu einem Sinnenobjecte herabziehe. Denn einmal vermochte doch Niemand die Immaterialität des nach Ablegung seines Leibes vom Menschen übrig bleibenden Theiles seiner Persönlichkeit nachzuweisen und anderntheils war es doch nichts mehr und nichts weniger, als eine bloße Voraussetzung, wenn man die Unsichtbarkeit der Seele aus dem alleinigen Umstande folgern wollte, daß die gewöhnlichen fünf Sinne dieselbe in der Regel nicht wahrnehmen könnten, oder wenn man sich dachte, daß das s. g. Geistige im Menschen, sobald es sich vom Körper getrennt, eben so absolut immateriell sei, als Gott selber es ist. Für die Existenz intelligenter Wesen in unserer Umgebung und deren Wirksamkeit in der Sinnenwelt wußte ich wenigstens schon bessere Wahrscheinlichkeitsgründe anzugeben, als die Geistesleugner für ihre entgegengesetzte Meinung zur Hand zu haben pflegen. Diese stehen in der Regel auf keiner andern Stufe, als jener Freigeist, welcher keinen Teufel glaubte, weil er ihn nie *gesehen* habe. Aus eben dem Grunde, entgegnete ihm eine Dame, könnte ich auch zweifeln: ob es einen Gott giebt, oder Sie Verstand haben. — Die Dame hätte sehr wohl noch weiter gehen und dem aufgeklärten Manne auf den Kopf schuld geben können, er würde den Teufel auch dann nicht glauben, wenn er denselben gesehen habe, weil er eben nichts glauben *wolle* und das Nichtsehen nur als einen gefällig sich darbietenden Grund unterschiebe. Lagen jene Ideen in meinem Geiste auch nicht so klar, wie ich dieselben vorhin hingestellt, so war derselbe doch hinlänglich präformirt, um eine Erscheinung, wie Kerner's Schrift: Die Seherin von

Prevorst, welche 1829 ein unerhörtes Aufsehen erregte, und die ich mir sofort anschaffte und mit unsäglich grauenvollen Interesse bis tief nach Mitternacht zu lesen, mir angelegen sein ließ, ohne Anstand aufzunehmen und ruhig zu würdigen. Hier gewann Alles, was der beschränkte Tagesverstand in Abrede stellte, in bestimmten und individuellen Verhältnissen Gestalt und führte seinen Beweis durch handgreifliche Thatsachen. Phänomene, deren Besprechung Rationalismus und s. g. Aufklärung längst verpönt hatten, wurden zu neuer Erörterung gebracht. Es trat wieder klar hervor, daß zwischen Leib und Geist zur menschlichen Persönlichkeit noch ein Drittes: die Seele, gehöre, wie schon der Apostel Paulus gelehrt, und daß die früherhin verworfenen Erscheinungen und Wirksamkeiten des s. g. Lebensmagnetismus keineswegs ein leeres Gerede seien. Es wurde gezeigt, wie eine magnetisch afficirte Persönlichkeit in einem gesteigerten Nervenleben zu einer Sensibilität gelangte, welche sie befähigte, Wahrnehmungen in Gebieten zu machen, deren Vorhandensein, wegen ihrer gewöhnlichen Verschlossenheit von den Meisten geradezu in Abrede gestellt wird. Es war, was die Seherin aussprach, keine gemachte Philosophie eines gläsernen Verstandes, es war Offenbarung innerer Naturanschauung und daher oft mit dem Volksglauben und den Eröffnungen eines Plato, die aus ähnlicher Quelle entsprungen sind, so sehr übereinstimmend.

An einer Reihe von Thatsachen wurde klar, wie vermöge eines hier aufgeschlossenen innern Lebens der Mensch in einer alten ewigen Verbindung mit der Natur stehet, von welcher ihn die einseitige Ausbildung des allein dem äußern Leben zugewendeten Verstandes nur scheinbar frei stellen kann. Es wurde ferner klar, wie kraft dieser hier von ihren Fesseln befreieten Verbindung die magnetische in die Eigenschaften der mit ihr in Verbindung gebrachten Naturkörper, namentlich der Metalle und des Wassers, eindringt und wie sie von denselben afficirt ward. Diese Erscheinungen gaben den natürlichsten Aufschluß über die fabelhaften Geschichten von der Wünschelruthe, den magnetischen Baequets. Die Prevorsterin veranschaulichte ferner die Beziehungen, in welche eine Magnetische mit ihrem Mangnetisör tritt und zeigte namentlich die auffallenden Thatsachen des physisch-organischen Rapportes

auf ihrer äußersten Höhe, während nicht minder palpable Thatsachen Belege für einen gleich mächtigen psychischen Rapport abgeben. Ein solcher Rapport gab sich auch auf größere Entfernungen hin kund und äußerte sich in gleicher Art Sympathie und Antipathie bei Annäherung und Berührung dritter Personen sogar auf weite Strecken hin. Sehr auffallend trat aber die allgemeine Sympathie im Naturleben hervor und die Beziehung der einzelnen Persönlichkeiten zu demselben so wie ihre Verwachsenheit in dasselbe. Die Verordnungen, welche Magnetische in ihren Krisen gaben, traten in einer Unzahl Thatsachen in ein helles Licht, so wie das Vorhersagen der Krankheitserscheinungen sich in seiner Entschiedenheit darlegte. Mit höchsten Interesse verfolgte ich an der Frau Hauffe den Hervortritt der Erscheinungen eines tiefern Gefühlslebens der Seele, als da sind: die Verklärung, welche sich in den Gesichtszügen äußert mit den Proben einer kunstvollen Mimik in den Krisen, die Reinheit der Rede und die Schönheit der Diction, oft gesellschaftet mit Dichtung und Gesang, der magnetische Traum, die innere Sprache (Natur- und Ursprache), die höhern Combinationen, Erfindungen und Erwartungen (Bacquets, Maschinen ꝛc.), die Zahlenmystik, Tagwählerei, die innere Rechnung von der Dauer und den Ursachen der Krankheiten, den Störungen und Verlusten an Lebensrenten oder Kapital. Am meisten zogen mich jedoch das höhere Schauen und das zeitweise Freiwerden des Geistes von seinen leiblichen Banden an, weil ich hierin eine Anticipation des Zustandes nach dem Tode erkennen zu dürfen glaubte. Deshalb folgte ich aufmerksamst den pneumatologischen Phänomenen, in welchen sich jenes Schauen und Freiwerden bei der Seherin ausprägte: dem Fernsehen im Raume, wie in der Zeit, dem Sichselbersehen, dem Fernwirken, dem Durchschauen Anderer, dem Erkennen der Gedanken Anderer, den höhern Ahnungen und Divinationen geschichtlicher Ereignisse, dem zweiten Gesichte, vorzüglich aber dem Umgange mit Genien, Führern und Verstorbenen oder dem „Hineinragen einer Geisterwelt in die unsrige." Von zweifelhaften Werthe schienen mir schon damals (und später habe ich aus Anlaß der Äußerungen anderer Somnambülen noch eine geringere Meinung davon gewonnen) die Mittheilungen über den Zustand der Seele nach dem Tode, über

den Hades oder das Mittelreich, die Reisen späterer Somnambülen in Begleitung höherer Führer in fremde Sphären, wobei einige den Mond als eine Correctionsanstalt kennen lernten, wagte ich noch geringer zu stellen, weil hier alle Controle der Wahrheit des Behaupteten unmöglich war.

Die Seherin von Prevorst machte in Folge des Umstandes, daß das Sittlichkeitsgefühl dieser Somnambüle ein gesteigertes war, namentlich aber ein erhöhetes christliches Gefühl für Moralität und Religion an derselben beobachtet ward, bei den sogenannten Pietisten ein außerordentliches Glück. Dies mochte hauptsächlich daher rühren, weil der liebenswürdige Dichter, dem man diese äußerst anziehenden Mittheilungen verdankte, denselben eine durchaus theologische Haltung gegeben, sie selbst mit der Bibelstelle:

> Ich preise dich Vater Himmels und der Erden, daß du solches verborgen den Weisen und Klugen und hast es offenbaret den Unmündigen,

eröffnet, sich auch im ganzen Verlaufe als ein recht gläubiger evangelischer Christ gezeigt hatte. Der Verfasser ist selbst später inne geworden, daß sein Buch mehr zur Erbauung als zur Belehrung gebraucht wurde. Deshalb hat er denn auch der neuen (vierten) Ausgabe den ausdrücklichen Wunsch beigefügt: es möchten die beschriebenen Phänomene mehr auf naturforscherischen als religiösen Boden gezogen und auf solchem verfolgt und weiter erforscht werden. Das ganze Buch hat nun aber einmal nach der Weise, wie es sich eingeführt, eine Stellung eingenommen und eine Wirksamkeit angeregt, welche zur Erfüllung jenes Wunsches wenig Hoffnung läßt.

Einige pietistische Notabilitäten, denen ich trotz der seltsamen Arabesken, womit ich die Äußerungen meines Offenbarungsglaubens zu verzieren pflegte, doch und mit Recht als einer der Ihrigen erschien, hatten das Buch bei mir gewittert. Sie waren nach dessen Lesebesitz um die Wette aus, liehen es einander weiter und stellten es mir höchlich erbauet nachher zurück. Ich selber hatte damals noch nicht die mindeste Ahnung, daß die christliche Mystik, welche seit vielen Jahrhunderten gepflegt, solcher Phänomene noch weit mehre und merkwürdigere bot, eine besondere mit reichlichen Apparate versehene Wissenschaft sei, welche noch ganz andere Auf-

schlüsse über die s. g. Nachtseite des Lebens und die religiösen Beziehungen desselben darbiete. Ich konnte daher auch damals noch nicht einsehen, daß die Prevorsterin alles theologischen Beigeräthes ungeachtet doch nur als eine Erscheinung aus der natürlichen, nicht aber der religiösen Mystik zu begreifen sei. In mir hat diese Geschichte aber damals ein inneres heilsames Bedenken hervorgerufen und den Glauben gefördert, welcher als Halt und Trost in den Stürmen des Lebens gilt. Gleiche Dienste hat das Buch vielen Andern geleistet. Von den schlimmen Einflüssen seines Erscheinens, die von Kerners Tadlern prophezeiet wurden, ist mir aber wenig bemerkbar geworden. Der ehrenwertheste und tüchtigste Widersacher, den der Geisterspuk in der Seherin von Prevorst fand, war Wolfgang Menzel, welcher den neu auftauchenden Geisterglauben als eine krankhafte Zeiterscheinung nahm, an welcher er besonders auszusetzen hatte, daß sie nicht geeignet sei, unser erschlafftes Nationalgefühl zu stärken. Er leitete das moderne Geisterwesen aus der Stagnation und langen Weile der Zeit her, die der Juliusrevolution voranging und noch insbesondere aus dem Extreme des Aberglaubens, das der frühere Unglaube der Revolution im Zeitalter der Restauration nothwendig habe hervorrufen müssen. Diese Erklärung konnte aber schon damals nicht zulänglich erscheinen. Denn das Geisterwesen war gar keine der von Menzel bezeichneten Zeit besonders eignende Erscheinung und konnte dafür nur erklärt werden, wenn man vergaß oder nicht wußte, daß Geisterspuk auf die verbürgteste Weise so alt ist, als die Geschichte und es gerade in den Zeiten des Unglaubens an sehr auffallenden Bekundungen desselben niemals gefehlt hat. Es dürfte daher ein Irrthum sein, wenn Menzel meint, das Bedürfniß des Geisterwesens habe in den Menschen zu dieser bestimmten Zeit gelegen, und so hätten sich denn die Geister eingefunden, um sogleich wieder zu verschwinden, wenn das Bedürfniß nicht mehr da war. Die Geister erscheinen ja gar nicht denjenigen, welche von der Stagnation und langen Weile berührt werden, sondern in Sphären der Gesellschaft, welchen diese Übel ganz unbekannt sind und auf welche sie irgend einen Einfluß gar nicht üben. Menzel sagt ferner: „Die Erscheinungen selbst haben allemal die Gefälligkeit, sich nach denen zu richten, welche sie sehen

oder nicht sehen wollen. Luther wollte keine Wunder der Heiligen mehr sehen und siehe, es gab keine mehr; aber er wollte noch Wunder des Teufels sehen, Hexerei und Zauberei und siehe, es gab noch welche. Thomasius wollte nun auch keine Hexen mehr sehen und siehe, es gab keine mehr. Wenn die Heiligenbilder und Reliquien wirklich Wunder wirkten, wenn diese vermeintlichen Wunder nicht blos Pfaffentrug und Täuschung der Gläubigen waren, warum geschehen sie denn nicht mehr? Wenn die Hexerei Wirklichkeit war, weshalb hörte sie denn seit Thomasius auf. Vermochte ein Ungläubiger sie zu unterdrücken, wenn die Sache nicht blos Schein war? Sollten die Heiligen mit ihren hunderttausend segensreichen Wundern sich so eigensinnig plötzlich zurückgezogen haben, blos weil der böse Luther nicht mehr daran glauben wollte? und sollte der als so mächtig und zudringlich geschilderte Satan es nicht verstanden haben, die Zweifel des guten Thomasius zu beschämen, wenn es wirklich einen in der Welt wirksamen Satan gab. Wenn es einem einfiele, am Regen zu zweifeln, würde sich der Regen beleidigt fühlen und sofort ausbleiben? Gewiß nicht, es würde fortregnen, man möchte daran glauben oder nicht und der Zweifler würde tüchtig naß werden, wenn er sich keines Regenschirmes bediente. Warum sind denn nun aber die Reliquienwunder und warum sind die Hexereien ausgeblieben, sobald es den Menschen beliebte, nicht mehr daran zu glauben? Scheint aus diesen Thatsachen nicht zu folgen, daß zwar der Regen etwas Wirkliches, die Reliquienwunder und Hexereien aber bloße Einbildungen waren."

Daß ein so trefflicher und gewissenhafter Denker, wie Menzel, eine der achtbarsten Notabilitäten unserer Literatur, eine Sache, welche von weit größerm Belange ist, so leichten Kaufes abgethan zu haben vermeinte, nimmt mich Wunder. Hat er denn nicht bemerkt, wie seine Manier: Luther wollte keine Wunder der Heiligen mehr sehen und siehe, es gab keine mehr, sich noch weiter fortsetzen und also sprechen lassen würde: Die Rationalisten, die Rongeaner und Lichtfreunde wollten keinen Gottessohn mehr anerkennen und siehe, es gab keinen Gottessohn mehr; die Sansculotten, die Atheisten wollten keinen Gott mehr und siehe, es gab keinen Gott mehr? Diese Sätze sind mit gleichem Rechte für

Wahrheiten anzusehen, als die von Menzel angeführten. Wenn man aber dieselben Folgerungen daraus ziehen wollte, würden zuletzt nur die Skeptiker Recht behalten. Menzel will aber nichts weniger, als diesen das Wort reden, denn er bemerkt ausdrücklich, daß Thatsachen und Wirklichkeiten nicht aufhörten beides zu sein und wenn man auch noch so hartnäckig darauf bestehen wollte, nicht daran zu glauben. Er hat sich aber einmal darin geirrt, daß er die Erscheinungen, ohne die unzähligen Beweise für deren Thatsächlichkeit der mindesten Prüfung zu unterwerfen, sogleich von vornherein für Täuschungen und Unwirklichkeiten erklärt, sodann aber auch darin, daß er eine ganz in die gemeine Sinnenwelt fallende Wirklichkeit mit Gegenständen in eine Klasse wirft, welche sowohl ihrer Natur als der Art ihrer Wahrnehmung nach den übersinnlichen Gebieten angehören. Diese drängen sich allerdings denen nicht auf, die nicht daran glauben, indem diese die Thatsachen, welche doch das Geleugnete bewahrheiten, wo dieselben nicht in Abrede zu stellen sind, in einer Art deuten, daß dieselben ihre Dignität völlig verlieren. Ist nicht das größte Kunststück der Art, was menschlicher Scharfsinn und Gelehrsamkeit in der vermeintlichen Vernichtung des historischen Christus zu Stande gebracht, noch im frischen Gedächtnisse und kann nicht täglich die Erklärung und Zurückführung ganz providentieller Fügungen auf bloßen Zufall selbst bei denen vernommen werden, die an eine Vorsehung glauben und zu glauben sich rühmen? Mit Menzels logischer Procedur müssen auch die Wunder Christi und der Heiligen des neuen und alten Bundes fallen, an denen zu zweifeln doch nach anderweit bekannt gewordenen Äußerungen, seine Absicht nicht ist. Die Wundersucht ist daher nicht, wie er will, periodisch und ein Product pfäffischer Verdummung oder eine bloße Reaction gegen die Prosa der Vernunft. Das allergrößte Wunder: die plötzliche und unerklärliche Wiedergeburt in Unglauben und Sünde versunkener Seelen geschiehet noch alle Tage und kann als eine jeder Beobachtung sich aufdrängende Thatsache auch von Menzel nicht geleugnet werden. Wäre der Rationalismus, welcher die Welt angesteckt, seitdem die Ureltern weise sein wollten, wie Gott, was noch heute seine Aufgabe ist (auch unter denen die Wunder noch für möglich halten) nicht so unglaublich weit und tief ver-

breitet, so würden wir noch eine Menge Wunder anerkennen, die jetzt im trivialen Lebensverlaufe als unbeachtete Zufälligkeiten untergehen. Daß aber dem Unglauben die Wunder nicht nachlaufen, ist eine alte Regel. Christus selber that dem Evangelio zufolge da, wo man nicht glaubte, keine Wunder und zwar eben des Unglaubens und der Härtigkeit des Herzens halber.

Einen der Wahrheit näher führenden Aufschluß als Menzel dürfte dagegen der merkwürdige Vortrag gewähren, welchen der Geh. Rath Kieser am 4. März 1846 vor einer gemischten Versammlung über thierischen Magnetismus und Somnambulismus gehalten hat und welcher merkwürdiger Weise mit Lobeserhebungen des heiligen Xaverius schließt. Diese Weise möchte noch nicht leicht ein Mann von Kiesers Stellung und Lebensgange*) geredet habe. „Liegt es überdem, sagt Kieser, klar vor, daß die Entwickelung des geistigen Lebens der neuern Zeit, seit Ende des vorigen Jahrhunderts, vorzüglich in der Sphäre des Erkenntnißlebens Statt gefunden, deren Product die Philosophie ist, daß das gläubige Gefühlsleben, die religiöse Anschauung, dagegen während dieser Periode zurückgedrängt worden, und erst in unsern Tagen wieder im Volksleben als nothwendiger Begleiter des wissenden Tageslebens, jedoch unter dem Steuerruder der Vernunft seinen Weltlauf begonnen hat; so darf es uns nicht wundern, wenn in den bisherigen Förderungen der Psychologie gleicher Weise die ganze Sphäre des Nachtlebens der Psyche, die Gefühlsseite vernachlässigt geblieben ist und erst die aus den höchsten Erscheinungen des Somnambulismus gewonnene richtige Theorie des psychischen Nachtlebens auch in diesen, bisher unerhellt gebliebenen Theil des Seelenlebens Licht zu bringen, und die hier waltenden Gesetze zu erkennen versucht hat. Es kommt hierzu, daß die protestan-

*) Er ist ordentlicher Professor der Medicin, errichtete 1814 ein reitendes Studentencorps, an dessen Spitze er als Freiwilliger mit den weimarischen Truppen gegen Frankreich zog. 1815 diente er als Oberarzt in der preuß. Armee und dirigirte die Spitäler zu Lüttich und Versailles. Er errichtete zu Jena ein orthopädisches Institut und leistete Vorzügliches. Statt Lubens ward er als Abgeordneter der Universität an den weimarischen Landtag gewählt. Seine wissenschaftlichen Verdienste sind so bekannt, daß deren hier nicht Erwähnung zu geschehen braucht.

tische Glaubensform auf Intelligenz basirt ist und alle Glaubenslehren zu erkennen strebt und dies Streben nach Emancipirung der Vernunft in allen gegenwärtigen Regungen der Zeit und der Völker den letzten Hebel giebt. — Daher ist denn auch der reine tiefe Glaube, das höchste Product des Gefühlslebens, wie er vor Erwachen der intelligenten Wissenschaft in den heiligen Schriften der alten Welt und bei den Heiligen und in tiefer Gefühlsanschauung des Göttlichen ungetrübt von den Fragen der Vernunft lebenden Sehern jeglicher Zeit und Landes auftrat, unserm protestantischen Bewußtsein völlig fremd, selbst unbegreiflich. Nur in dem, seiner Natur nach das Gefühlsleben mehr pflegenden weiblichen Gemüthe tritt er noch ungestört auf, daher in demselben Gefühl und Phantasie freier und unbehinderter von der Vernunft ihre ätherischen Flügel entfalten — beim weiblichen Geschlechte die größere Religiösität gefunden wird, und ihm größerer Anklang, Symphonie, für die geheimnißvollen Töne aus den Mysterien der Gefühlswelt und aus dem magischen Reiche des somnambülen Lebens einwohnt; obgleich des Grundes seines Hineinragens und Mitklingens unbewußt, weil es mit sicherm Tacte des Gefühls auf philosophische Erkenntniß keinen Anspruch macht."

Wie wenig ich hiernach auch die Geringschätzung theilen kann, womit Menzel auf den Schauplatz hinblickt, den uns die Seherin von Prevorst wieder eröffnen geholfen, so sehr mißtrauisch bin ich wegen Trübung aller Visionen durch eine Menge subjectiver Einflüsse gegen alle Religionslehren, um welche man aus den Gesichten der Somnambülen und namentlich der Prevorsterin die Heilswahrheiten hat vermehren, ergänzen und erläutern wollen, und finde es mit Menzel „höchst mißlich, aus Vorgängen in der Einbildnug eines Menschen sogleich Schlüsse zu ziehen auf Himmel und Hölle, auf das Geisterreich, auf die ganze ewige Weltordnung, zumal wenn die Einbildungen Folgen der Krankheit sind und wenn sie sich unter einander widersprechen. Aus einem sonderbaren Krankheitsfalle, bei dem die Phantasie, wenn auch unwillkürlich, die größte Rolle spielte, gleich einen allgemeinen Zustand von Decillionen Seelen nach dem Tode erklären wollen, dürfte nicht weniger kühn sein, als wenn es einem Physiker einfiele, aus der

Fata Morgana und ähnlichen optischen Täuschungen die Realität jener Nebelbilder beweisen zu wollen."

Ich bin überzeugt, daß dieses, aller Controle entzogene Verhältniß, in welchen die Somnambülen mit dem Jenseits zu stehen vorgeben, am meisten durch die Auswüchse einer absichtslos dichtenden Phantasie getrübt ist. Gerade hier möchte die Verwechslung subjectiver Vorstellungen mit objectiven am meisten zugegeben werden können, weil kein Maaßstab vorhanden ist, dessen Anwendung über etwanige Ausschreitungen Belehrung gewähren könnte. Deshalb habe ich an den Reisen, welche von Weilheim an der Teck aus eine Somnambüle in die Hölle, in den Mond, Merkur, Venus, Jupiter, Ceres, Uranus und zuletzt in die Sonne selbst angetreten und zurückgelegt haben soll, kein sonderliches Interesse finden können. Schon daß es an einer bewährten Persönlichkeit fehlt, welche, wie Kerner bei der Prevorsterin, für die Richtigkeit der äußern Darstellung einstehet, hat mich gegen das Ganze mißtrauisch gemacht. Am meisten aber habe ich Anstoß an der Zuversicht genommen, womit schon auf dem Titel*) der gedruckten Nachrichten von den Reisen die Angaben der Weilheimerin für wahrhafte Ausschlüsse aus dem Jenseits ausgegeben werden. Um diese Erzählungen auch nur für etwas entfernt dem Ähnliches nehmen zu können, fehlt es doch gar zu sehr an einer Beglaubigung des Berufes der Seherin zu solchen Verkündigungen. Auf den Umstand: daß die Weilheimer Himmelsreisende von wirklichen Reisen spricht und nicht blos von einem Schauen in das angeblich bereiste Jenseits; daß, während sie in den in endloser Erdferne rollenden Gestirnen weilt, sich hinwieder ihr Mund bewegt und ausspricht, was sie jenseits sieht, hört und vollbringt, mithin an zwei Orten gegenwärtig sein will, mag ich gar kein Gewicht legen, weil bei Leuten von so geringer Bildung, als die Somnambüle

*) Derselbe lautet: Reisen in den Mond, in mehre Sterne, in die Sonne u. s. w. Ein Buch, in welchem Alle über das Jenseits wichtige Aufschlüsse finden werden. Herausgegeben von einem täglichen Augenzeugen und Freunde der Wahrheit und der höhern Offenbarungen. Augsburg 1831. Das Buch ist seitdem schon sechs bis siebenmal neu aufgelegt: mir unbegreiflich!

und ihr Protokollant zu sein scheinen, dergleichen Widersprüche aus der Ungeschicklichkeit in der Darstellung und der Unfähigkeit für die auszudrückenden Begriffe, deren sie vielleicht nicht einmal mächtig gewesen, die treffenden Worte zu wählen, herzuleiten sein möchten. Aber die Widersprüche, welche sich in den Schilderungen dieser Somnambüle und denen anderer hinsichtlich der Topographie und Beschaffenheit der bereisten Himmelskörper befinden, indem die Prevorsterin z. B. den Mond als kalt und fürchterlich, die Weilheimerin aber als mild darstellt, machen an sich schon die Wahl einer der widerstreitenden Ansichten schwierig. Ganz rathlos wird man aber, wenn man sich in den Mittheilungen, zu welchen das im Weltenraume umher vagabondirende Schauen der Somnambülen oder Magnetisirten es bringt, orientiren will. Hier kommt man in die seltsamsten Abenteuerlichkeiten, deren eine die andere in den verschiedenen Beobachtungen meistens geradezu ausschließt und welche recht erkennen lassen, wie die Visionäre statt sich in die unermeßlichen Sternweiten zu verlieren, fein säuberlich hinter dem Ofen ihrer häuslichen Phantasie stecken bleiben und auf jene Reisen so zu sagen im Schlafrocke sich begeben, wonach denn auch die Schauungen, von denen sie zu erzählen wissen, schmecken. Recht erbaulich ist mir in dieser Beziehung folgende Geschichte, welche der ehrliche Stilling in seinem grauen Manne X. S. 231 erzählt: Mir ist eine sehr fromme Frau bekannt gewesen, die Christum sehr deutlich, lange und oft sahe und viele wichtige Dinge mit ihm sprach. Die Vision fing gewöhnlich damit an, daß ein Zug Engel in Procession vor ihr vorbei ging, dann folgte Christus, der sich eine Zeit lang mit ihr unterhielt, dann fortging, worauf dann wieder eine Schaar Engel den Zug beschloß. Endlich nahm die Sache folgender Gestalt ein Ende: Die Engel fingen an in ihrem Zuge zu singen, die gute Frau sang in ihrer Entzückung mit und die Melodie war ein alter einfältiger Volksgesang, ein sogenannter Gassenhauer, der wahrlich nichts Geistliches, nichts Erbauliches enthielt und der, den sie als ihren Heiland, als Christum verehrt hatte, kündigte ihr endlich an, daß sie des andern Morgens um sechs Uhr sterben würde. Die arme Seele kämpfte die Nacht schrecklich, und — starb nicht. Jetzt merkte sie den Betrug, kämpfte dagegen und siegte.

Die Seligen der Weilheimerin sangen dagegen Lieder von Stark und aus Hiller's Schatzkästlein in den zu Weilheim bekannten Melodien. Die Geister der Prevorsterin aber begnügen sich mit den Liedern des gewöhnlichen Gesangbuches. In dergleichen Mittheilungen zeigt sich nur zu sehr der Reflex der individuellen Ansichten und Gewohnheiten der Geisterseher und ich glaube, daß bei der Prüfung der Wahrheit von Geistererscheinungen so wie Visionen aller Art nicht genug Vorsicht angewendet und der Vorrath der subjectiven Einmischungen, welche denselben zugesetzt sind, nicht groß genug angenommen werden kann. Allein wenn bei dieser Prüfung auch alle Cautelen, welche die eigensinnigste Skepsis an die Hand geben mag, erschöpft sind, so bleiben doch eine solche Menge unaufgeklärter und objectiv wohl verbürgter und durch begleitende Umstände bestätigter Geistererscheinungen, deren Thatsächlichkeit aller Zweifelsucht Trotz bietet, übrig, daß man sich nicht entbrechen kann, den Leugnungsversuchen zu entsagen und die Wirklichkeit des Hineinragens einer Geisterwelt in die unsrige zuzugeben, gegen deren Möglichkeit ohnehin wenigstens mir kein einziger genügender Grund bekannt geworden ist.

Am allerunglücklichsten scheint mir die Behauptung gerathen zu sein, wonach das Geistersehen als ein Product der Furcht bezeichnet wird. Ich gebe zu, daß eine Menge Geschichten von Geistererscheinungen, welche Furchtsame gehabt haben wollen, zu den Selbsttäuschungen gehören und würde selber keinem Furchtsamen auf dessen Angaben hin auch nur eine Gespenstergeschichte glauben. Allein diejenigen, welche gerade am häufigsten solche Erscheinungen hatten und darüber am unbefangensten, ohne schmückenden Zusatz, schlecht und recht Auskunft ertheilten, waren gerade dasjenige, was man furchtsam nennt, am allerwenigsten und die Geister traten recht ungenirt mit ihnen in Verkehr. Gerade sie waren überaus nüchtern und die Einbildungskraft oder das Gefühl bei ihnen als eine Quelle betrüglicher Empfindungen am allerwenigsten anzuerkennen. Es scheint keinem Zweifel zu unterliegen, daß es zur Wahrnehmung der Geister einer gewissen Organisation bedarf, welche eben so wenig allen Menschen zu Theil geworden ist, als die Fähigkeit zur Aufnahme ästhetischer Eindrücke und anderer Empfindungen, welche ebenfalls von denen für Täuschung

ausgegeben zu werden pflegen, welche derselben niemals theilhaftig geworden. Mir ist deshalb nichts erklärlicher, als daß in einer großen Gesellschaft der erscheinende Geist nur einem oder einigen wahrnehmbar wird, eben so wenig als es mir auffällt, wenn in einem Concert, einer dramatischen Aufführung einige empfängliche Seelen von den Kunsteindrücken ganz hingenommen, außer sich gerathen, andere aber wie empfindungslose Klötze ganz ungerührt bleiben. Während eine Menge Menschen an dem aufkeimenden Grün des Lenzes sich erquicken und diese Farbe ihnen wunderbar wohlthuende Gefühle zuführt, konnte ein Lessing erklären, daß es ihm gleichviel sei, ob die Pflanzen roth seien und er zur Abwechslung die Natur auch einmal in diese Farbe gekleidet sehen möge. So sprach der nämliche Mann, dessen Empfindung für Symmetrie krankhaft fein war und dem in einem Zimmer mit einer schiefen Wand, welche einem andern kaum bemerkbar wurde, übel werden konnte. Es scheint mir auch, als ob sich die der Geisterwelt sehr abgeneigte öffentliche Meinung von ihrem fanatischen Hasse bekehrt und zu einer gewissen Toleranz entschlossen hätte. Heimlich zählte dieser Glaube allezeit eine Menge Bekenner. Die Seherin von Prevorst gab aber das allgemeine Signal, die Heimlichkeit von diesem Glauben abzuthun und sich mit demselben sehen zu lassen, wodurch eben jene Veränderung in der öffentlichen Meinung herbeigeführt ist. Jetzt ist ein Document, wie das fürstliche Ausschreiben vom 18. Februar 1725, das sich im Gemeindeprotokolle des Städtchens Hechingen eingetragen befindet und wodurch jedem Landmanne, der einen Kobold, eine Nixe oder andere Gespenster fangen und lebendig oder todt einliefern würde, eine durch den Obrist Jägermeister zu zahlende Belohnung zugebilligt wird, eine Unmöglichkeit, indem der Hohn, welcher ohne Zweifel jenem Erlasse zum Grunde liegt, eben so als die vielleicht auch mögliche Barbarei, welche den Gedanken fassen konnte, auf Geister wie auf Füchse und anderes schädliches Wild zu fahnden, sich schwerlich in einer so öffentlichen Art hervorthun dürften. Schon die Achtung vor der h. Schrift, welche doch im Allgemeinen wieder erwacht, würde das nicht gestatten. Denn diese lehrt ganz augenscheinlich die Möglichkeit von Geistererscheinungen und der Wiederkehr Verstorbener auf die Erde. Wenn man unter Protestanten

auch auf die Weisheit Salomonis XVII. 3, 4, 15*) oder und auf Tobias VI. 7**) sich nicht berufen mag, weil diesen Schriften nicht überall das volle göttliche Ansehen beigelegt wird, so kann man doch wohl den Jesaias nicht übergehen, welcher bei der Voraussicht des Untergangs von Babylon (XIII. 21) das Grausen der Stätte also schildert: Es lagern sich daselbst Steppenthiere und Uhu's füllen ihre Häuser; es wohnen daselbst Straußen und Waldteufel (Luther sagt: Feldgeister werden da hüpfen). In der Schilderung von dem Untergange Edoms (XXXIV. 14) äußert derselbe: Da treffen sich Steppenthiere mit Schakalen und ein Waldteufel begegnet dem andern; nur rastet daselbst das Nachtgespenst und findet seine Ruhestatt (Luther hat: ein Feldteufel wird dem Andern begegnen; der Kobold wird auch daselbst herbergen und seine Ruhe daselbst finden). — In Eliphas Gegenrede auf Hiobs Klage (V. 12) kommt folgende Stelle vor: Zu mir stahl sich eine Offenbarung und es faßte mein Ohr ein Flüstern davon, in Gedanken von Nachtgesichten, wenn tiefer Schlaf die Menschen befällt. Schauer kam mich an und Zittern und durchschauerte alle meine Gebeine; und ein Geist ging an mir vorüber, — es sträubten sich die Haare meines Leibes — stand da — nicht erkannt' ich sein Ansehen — eine Gestalt vor meinen Augen ꝛc. — Im 28. Kapitel des ersten Buches Samuelis haben wir nun gar eine vollständige Geistercitation, indem die Todtenbeschwörerin von Endor den Schatten Samuels heraufsteigen lässet, welcher nach Jesus Sirach (Kap. 46 V. 23) die wahrhafte Seele des verstorbenen Hohenpriesters gewesen ist. Mir ist nicht unbekannt, wie über

*) Denn da sie meinten verborgen zu bleiben bei ihren geheimen Sünden unter der lichtlosen Decke der Vergessenheit, so wurden sie verfinstert, grausam bestürzt und durch Gespenster erschreckt. Denn auch nicht der Winkel, der sie barg, konnte sie vor Furcht bewahren; sondern Schreckenslaute umsausten und verwirrten sie und traurige Gestalten mit schrecklichen Gesichtern erschienen. — Sie nur ꝛc. wurden theils durch wunderhafte Gespenster umhergetrieben, theils ꝛc.

**) Und er antwortete (nämlich der Engel): Das Herz und die Leber dienet dazu, wenn ein Dämon oder böser Geist Jemanden beunruhigt, so muß man damit räuchern vor dem Manne oder dem Weibe, so werden sie nicht mehr beunruhigt.

diese Stelle ein Heer von Erklärungen*) vorhanden ist, welche sich darüber streiten, ob der echte Samuel erschienen sei oder nicht. Ich kann den Leugnern mich nicht zugesellen, weil andere nicht zu leugnende Erscheinungen die des Samuel bestätigen, namentlich aber die bei Christi Verklärung vorgekommene Erscheinung des Mosis und Elias, welche Matthäus, Marcus und Lucas übereinstimmend erzählen und welche um so weniger anders gedeutet werden kann, als Lucas ausdrücklich das Wachsein der Jünger, denen die Erscheinung zu Theil ward, meldet und als nach dem Befehle Christi, von dieser Erscheinung vor seiner Auferstehung nichts zu erzählen, wohl nicht an der Wirklichkeit gezweifelt werden kann.

Die h. Schrift bestimmt mich denn auch jetzt, nachdem ich durch mannichfache, in Folge des Interesses an der Seherin von Prevorst getriebene Studien und Beobachtungen die vollständige zweifelsfreie Überzeugung von dem Hineinragen einer Geisterwelt in die unsrige gewonnen habe, dieselbe als eine biblische zu pflegen und fest zu halten. Wenn man sie recht zu behandeln weiß, ist die Bibel eine Encyklopädie alles Wissens und man darf unge-

*) Augustinus, Justinus Martyr, Bellarmin, Tostatus, Lyricus, Cajetanus, Serarius, Cornelius a Lapide, Suarez, del Rio, Casp. Schottus, Peter Lebrün, Jacob Saurin, Peter von Lany nahmen eine wahrhafte Erscheinung Samuels an und Chrysander hat vor hundert Jahren in Helmstädt ein Buch ausgehen lassen unter dem Titel: Diatribe theologica de vero Samuele post mortem suam cum Saulo collequente ad locum vexatum I. Samuel. xxviii. Ein Ungenannter hat 1698 zu Frankfurt und Leipzig bei Müller eine Abhandlung in Druck gegeben, welche den Titel hat: Der nach seinem Tode weissagende Prophet Samuel aus der h. Schrift mit deutlichen Gründen zu betrachten fürgestellet. Thomas von Aquino (non vere spiritus Samuelis a requie sua excitatus est, sed aliquod phantasma ac illusio imaginaria), Nicolaus de Lyra, Beda, Cyrill, Procopius, Rupertus, Theodoret halten die Erscheinung nur für ein nachgemachtes Bild des echten Samuel. Luther und Andere geben sogar, gegen die ausdrückliche Angabe bei Jesus Sirach, den Vorgang für ein Blendwerk aus, bei welchem ein böser Geist seine Geschäftigkeit bewiesen und das Zukünftige vorhergesagt haben soll. — Den Einfall Levis, des Sohns Gerson, daß Alles blos in der Einbildung Sauls vorgegangen, hat schon Mosheim in den Anmerkungen über Augustin Calmet's biblische Untersuchungen (VI. S. 80) treffend widerlegt.

straft nichts unterschlagen oder ignoriren, worüber sie Kunde giebt. Sie enthält und erklärt mehr, als alle profanen Philosophen bisher geleistet haben. Deshalb sagte Baco: „nur ein seichter Philosoph, der das Christenthum nicht kennt, verachtet es; der, welcher tiefer ins Innere der Natur blickt, kehrt von seinem Irrthume zurück und erstaunt über die großen Mysterien, die darin verborgen liegen.“ — Wenn wir die Bibel, der wir in der Regel eine abgöttische formale Verehrung zuwenden, ohne uns über ihren Inhalt nach Gebühr zu belehren, auch als eine Urkunde für unser Wissen schätzen und ihre hohen Geheimnisse unseres Nachdenkens würdigen wollten, so dürften wir vermuthlich viele Dinge im Lichte sehen, die für uns noch mit Schatten bedeckt sind. Man verlache mich über meinen Geisterglauben. Allein was verlacht wird, ist noch nicht widerlegt. Man wende mir ein, es seien in diesem Gebiete schon tausend Betrügereien gespielt. Ich entgegne: mit dem Nachweise von tausend Betrügereien wird noch nicht eine einzige, wahre, beurkundete, nach allen Regeln der Glaubwürdigkeit bewiesene oder beweisbare Geschichte, wie deren ebenfalls Tausende vorgelegt werden könnten, vertilgt. Tausend falsche Ducaten vernichten keinen echten. In einer ähnlichen Weise, als von dem Unglauben an eine Geisterwelt und deren Wirksamkeit in der unsrigen, bin ich auch von der Verächtlichkeit geheilt, womit ich den übrigen Erscheinungen zu begegnen angelernt war, welche an der Persönlichkeit der Prevorsterin sich zeigten und die ich weiter oben registrirt habe. Ich habe dazu in der h. Schrift so gut Seitenstücke gefunden, als zu ihren Traumgesichten, ihren Ahnungen, ihren Prophezeiungen, Ferngesichten und Fernwirkungen. Es würde zu weit führen, wenn ich das Ergebniß dieser Betrachtungen, das sich von Jahr zu Jahr deutlicher in mir gestaltet hat und zu einer Art Wissenschaft geworden ist, hier näher darlegen wollte*). Es

*) Doch kann ich nicht umhin in der Kürze mit den Worten eines Andern, welche meinen Ansichten und Gedanken so adäquat sind, daß ich dieselben nicht besser in die Rede hineingestalten könnte (histor. polit. Blätter für das kathol. Deutschland, XXI. Bd. S. 202), eine Übersicht von diesem Gebiete zu geben. Die verschiedenen Formen des Erkennens übersinnlicher Gegenstände lassen sich, heißt es a. a. O., auf zwei zurückführen. Wir gewinnen diese Gegenstände entweder durch die Thätigkeit unserer intellectuellen Kräfte

hat sich allmählig im Verlaufe vieler Jahre gebildet und ich habe hier desselben nur deshalb erwähnen zu müssen geglaubt, weil die Beschäftigung mit der Nachtseite des Seelenlebens, welche ihren nächsten Impuls durch Kerners Seherin von Prevorst empfing, mich auch im Glauben an die Wahrheiten aus andern unsichtbaren Gebieten gefördert und mir die allmählig immer unbedingter vollzogene Annahme der Unbegreiflichkeiten der heiligen Geschichte, wie solche in der Bibel uns erzählt wird, außerordentlich erleichtert hat. Kerner gab hierzu schon in dem „Eingange" zu seinem Buche eine sehr anregende Anleitung, indem er darauf hinwies, wie in den Lebensgeschichten frommer und begeisterter Menschen, der

---

in Schlüssen oder Ratiocinien oder durch unmittelbare Anschauung in unserm Innern. Die letztere Form der Erkenntniß ist die mystische; die erstere kann im Gegensatze hiervon die discursive, dialectische oder philosophische im engern Sinne genannt werden. Beide Formen können sich vereinigen, wenn die unmittelbaren Anschauungen formulirt, durch Ratiocinien weiter entwickelt und mit einander in Zusammenhang gebracht werden: philosophische Mystik. Neben dieser theoretischen Mystik kann auch eine practische unterschieden werden. Diese ihrem kürzesten Begriffe nach ist ein den ganzen innern Menschen umfassendes Leben und Weben in unmittelbaren Anschauungen übersinnlicher Gegenstände, welches im weitern Fortgange zu einem Verkehren mit geistigen Mächten außer uns sich gestaltet und läßt sich wieder dreifach unterscheiden. Es giebt eine echte, himmlische Mystik, die zu ihrem äußersten und schärfsten Gegensatze die dämonische Mystik hat. So wie jene das innerliche Leben und Verkehren mit Gott ist, das auf freie Hingebung an Gott, die höchste Liebe und auf die Liebe zu allen Göttlichen und mit Gott Verbundenen sich gründet, so ist diese das innerliche Leben und Verkehren mit den Mächten des Abgrundes, das aus dem Hasse gegen Gott und aus der freien Hingabe an den Widersacher alles Göttlichen, an das durchaus Böse hervorgehet. Zwischen beiden in der Mitte stehet die natürliche Mystik, die auf einer natürlich magischen Anlage beruhend, bei einer von vielen zufälligen Umständen abhängenden Ausbildung zu einem Verkehre mit der Geisterwelt wird. Sie ist, wie alles blos Natürliche der Wahrheit und dem Irrthume, dem Guten und dem Bösen zugleich zugänglich. Sie unterliegt unzähligen Täuschungen: sie kann bei der rechten sittlichen Richtung des Willens und des Herzens und bei einer geordneten Leitung sich ganz innerhalb der Schranken wahrer Frömmigkeit und Gottesliebe bewegen; sie kann aber auch, wo jene Bedingungen fehlen, in die dämonische Mystik übergehen.

Märtyrer, der Heiligen, der Apostel und Christi Momente geschildert worden, wo ihnen die Welt, das äußere Leben gänzlich verschwand, sie aber in die tiefsten Tiefen, die innersten Kreise ihres Lebens kehrten, worauf sich ihnen Wunder offenbarten, die denen gleich sehen, welche sich somnambülen Menschen kund geben. Da ich diese Studien auf dem Nachtgebiete des Geistes zu apologetischen Zwecken in Bezug auf die Meldungen der Bibel aus diesem Gebiete benutzt zu haben, mir bewußt war, so kränkte es mich einst tief, als ein evangelischer Geistlicher in Bezug auf diese Forschungen mir vorwarf, ich habe eine Sucht nach Curiositäten. Wenn man biblischen Vorstellungen und Erzählungen zu einer wissenschaftlichen Berechtigung zu helfen sucht, ist man noch kein Curiositätensucher. Wenn ich diese Stücke der Schrift als Curiositäten, welche einen besondern Liebhaber erfordern, dahin gestellt sein lasse und sie einer weitern Erörterung nicht werth halte, so ziehe ich mir vielmehr den Vorwurf zu, den der h. Augustinus den Manichäern machte: „Diejenigen, welche in der heiligen Schrift nur glauben, was ihnen gefällt und nicht glauben, was ihnen nicht gefällt, glauben nicht der Schrift, sondern glauben eben nichts Anderes, als was ihnen gefällt.“ Übrigens ist es auch nicht einmal die Vernunft, was die Leute gegen das Geheimnißvolle einnimmt, wie auch schon Leibniz richtig erkannt hatte, da er schrieb: Ce qui en nous est contraire aux mystères n'est pas la raison, ni la lumière naturelle, l'enchainement des verités; c'est corruption, c'est tenèbres.

Nachdem ich in den Geständnissen mich bei Gelegenheit des Prinzen von Hohenlohe und seiner Wunderkuren über die Gründe zum Zweifel an magnetischen Erscheinungen und was damit zusammenhängt, näher herausgelassen, könnte man nun auch die nähere Darlegung der Gründe, welche mich von jenen Zweifeln gründlichst befreiet haben, verlangen. Allein diese Arbeit würde sehr weitläuftig sein, mich auch allzuweit über die Grenzen meines schon über Erwarten umfangreich gewordenen Unternehmens herausführen. Ich will daher nur noch so viel bemerken, daß die Wunder und Seltsamkeiten des Magnetismus und Somnambulismus je mehr ich in Erkenntniß derselben zunahm, um so stärker die Abneigung bezwangen, welche sich dem Glauben an die

Wundergeschichten, die man von den mittelalterlichen Heiligen sich zu erzählen weiß*), bei mir pflichtmäßigst entgegengesetzt hatte. Nachdem ich auf diese Weise zur Einsicht der Macht des Geistes und namentlich des gotterfüllten Geistes über die Natur gelangt war, nachdem ich erkannt, daß je reiner der Wille, um so wirksamer und ausgebreiteter jene Macht werde und desto weniger die Natur dem Geiste eine Schranke bleibe, dem heiligen Willen daher eine übernatürliche Gewalt innewohne, sind Unglaublichkeit oder Unwahrscheinlichkeit das Geringste, was mich abhält die Wahrheit einer Wundergeschichte anzunehmen. Die ehemalige Wunderscheu ist auf diesem Wege gründlich von mir gewichen. Wenn ich auch in den Wundern der Physik, der Chemie und Medicin so wie in den Kräften und der innern Welt des Menschengeistes gern Analogien aufsuche, um dem von Natur ungläubigen Menschenverstande die höhern Erscheinungen im religiösen Wundergebiete begreiflicher zu machen und in der Thatsächlichkeit der erstern dem Glauben an die letztern vorerst eine Stütze zu geben, so bin ich doch weit davon entfernt, alles Wunderbare in der heiligen Geschichte oder der Geschichte der Heiligen aus jenen Wissenschaften oder wohl gar aus der Taschenspielerkunst handgreiflich erklären zu wollen. Die Dreistigkeit, womit ich dem Wunderbaren entgegen gehe oder dasselbe erwarte, die Geneigtheit, womit ich es im Allgemeinen zugebe, der aber die Skepsis, welche ich dem einzelnen Wunderbaren entgegenstelle, das übrigens nicht zu leicht als eine Wirklichkeit von mir anerkannt wird,

*) «Lieset du, sagt Kerner, die Geschichte der Heiligen, so findest du unzählige Thatsachen, so von der Macht des innern Lebens zeugen. Man hat aber diese Legenden für Sammlungen von Thorheiten und Schwärmereien angesehen und thut es auch noch, welches aber deshalb geschiehet, weil das Gehirn tyrannisch über das Herz meistert, das sclavisch unten im finstern Kerker der Brust angeschmiedet, jene kindlichen Stimmen der Vergangenheit nicht mehr vernimmt, wo der Glaube noch Berge versetzte und das Feuer der Liebe die dornigen Pfade durchleuchtete. Es mag wohl sein, daß Manches von dem Leben der Heiligen und ihren Wundern übertrieben und Manches gar nicht einmal wahr ist; aber das Ganze, was fromme, Gott geweihete Gemüther zu thun im Stande waren und noch sind, stehet fest, ja so fest, daß es alle Blitze des Himmels nicht niederzuschmettern vermögen.»

das Gleichgewicht hält, haben mich andererseits vor jener Wundersucht bewahrt, welche ganz vergisset, worauf es beim religiösen Wunder ankömmt*), welche dasselbe durch eine gewisse damit getriebene Abgötterei in eine unverdiente Höhe stellt und damit eine unwürdige Geheimnißkrämerei treibt. Daher bringt mich auch die Meldung eines angeblichen Wunders nicht allzusehr in Aufregung und ich bleibe, da ich in Thesi zugebe, daß Wunder geschehen, ganz kalt bei der Wundergeschichte, wenn ich nicht finden kann, daß das Wunder auch eine specielle Beziehung für mich in sich begreift und überlasse es ganz ruhig der Entwickelung, wie sich die Sache aufklären mag. Während die Ungläubigen in Massen den Schauplätzen oder den Personen auf oder an denen ein

*) Die Wundersucht ist so wenig ein Product des religiösen Glaubens, daß sie mir längst nicht mehr für einen Beweis der Vorhandenheit des letztern gilt. Mit dem Unglauben ist, worauf ich bereits in den Geständnissen aufmerksam gemacht, die dümmste Leichtgläubigkeit nahe verwandt. Man hat deshalb schon lange mit Recht bemerkt, das Symbol der Atheisten sei: credo omnia incredibilia. So ging es schon dem Regenten Orleans und dem Herzoge von Richelieu und als der Atheismus in Frankreich den höchsten Gipfel erreicht hatte, als es zur Schande gereichte, den Glauben an Gott, Heilige, Engel und Wunder öffentlich zu bekennen, da lief man den abenteuerlichsten Schwärmereien, Wundern, Visionen, Geistercitationen und andern Thorheiten der neuen Propheten: Mesmer, Cagliastro, der Martinisten u. s. w. nach, Freigeisterei und Aberglauben nebst dämonischer Mystik laufen sehr gut in einem Individuo neben einander her, ohne sich gegenseitig aufzuheben: denn das Reich des Satans ist in sich selber getheilt und der Vater der Lüge, der Lügner vom Anfang her, nimmt es bekanntlich mit der Inconsequenz und mit dem logischen Widerspruche nicht so genau. Wer sich einmal gründlichen Willens gegen Gott entschieden, diese Entscheidung bis zum förmlichen Hasse gesteigert und sich dem möglichsten Gegensatze wider Gott ergeben hat, fällt nun, obgleich er in diesem Beschlusse frei verharret, dem Einwirken der Mächte anheim, denen er sich hingegeben und sympathetisch angeschlossen hat. Seine Seele wird zum Instrumente, auf welchem diese Virtuosen des Abgrundes spielen. So hat denn auch Daumer erst neuerlich in seinen Geheimnissen des christlichen Alterthumes bei erklärtem Atheismus sich der höllischen Greuel der Magie, des Zauber- und Hexenswesens mit sympathetischer Wärme angenommen und ist begeistert und schwärmt für den lange verkannten Satan.

Wunder sich begeben haben soll, zuströmen und eine eitele Neugierde befriedigen, was sie sich, da sie doch nicht glauben wollen, füglich ersparen könnten, bleibe ich ganz geruhig daheim und meine: möglich ist die gemeldete Begebenheit wohl, du bist aber nicht berufen, an ihrer Wirklichkeit zum Ritter zu werden. Vor einem Jahrzehnt befand ich mich eben in einer großen Stadt, als sich das allgemeine Gerede verbreitete, auf einem Altarbilde in einer katholischen Kirche bewege ein darin befindlicher Christus von Zeit zu Zeit die Augen. Alle Welt drängte sich mit eigenen Augen das Wunder zu sehen. Viele Leute versicherten mir, Augenzeugen der wunderbaren Augenbewegung gewesen zu sein. Ich machte ihnen bemerklich, wie man dieses Wunder ohne den Weg in das Gedränge jener Kirche daran zu wenden täglich haben könne, wenn man seine Augen auf die Augen eines Portraits fixire, welche sich bei längerm Anschauen zu bewegen schienen. Ob das Christusbild die Augen wirklich bewege, wisse ich nicht, halte es aber für möglich und glaube deshalb mich durch den Augenschein nicht erst von der Wahrheit überzeugen zu dürfen. Ich kam mit einem guten Freunde zufällig der Kirche nahe, welche von Tausenden Neugieriger angefüllt und umwogt war. Statt mich denselben anzuschließen und das Wunder anzustaunen, stieg ich zum Thurme der Kirche hinauf und weidete mich an der wunderbar schönen Umsicht, welche dort oben über Stadt, Land und Schneegebirge sich aufthat. Diese Resignation, womit ich die Nachricht von angeblichen Wundern aufnehme, ist ein natürliches Gegengewicht zu der Neigung des menschlichen Geistes, sich dem Wunderbaren zuzuwenden, wovon ein tüchtiges Residuum auch im wunderscheuesten Gemüthe zurückzubleiben pflegt.

Ich habe auf den Aberglauben der Freidenker schon oben in einer Anmerkung hingedeutet. Allein weitere Beispiele werden die Richtigkeit der dort gemachten Äußerung näher in das Licht stellen. Das stärkste dieser Art bietet wohl der abwechselnd gefeierte und verwünschte, der zugleich berühmte und berüchtigte Giordano Bruno dar. Weil er sie nicht begriff, leugnete derselbe die Persönlichkeit Gottes, die Gottheit Christi und die Mysterien des Christenthums. Er leugnete zwar entschiedenst die Wunder des letztern, war aber dagegen und zugleich jedem heidnischen Aberglauben willig und blind ergeben. Seit den Neu-

platonikern hat es wohl schwerlich einen denkenden Kopf gegeben, der an Magie, Zauberei, an Genien, Dämonen und Seelenwanderung mit so aufrichtiger Selbstüberwindung glaubte, als der tiefdenkende Nolaner, den gleichwohl seine Freigeisterei auf den Scheiterhaufen führte. — Ähnlich verhielt es sich mit dem Kaiser Julian dem Abtrünnigen, welcher die christliche Religion für Aberglauben erklärte, aber an Wahrsagerei und Zeichendeuterei unbedenklich glaubte. Er hatte, so aufgeklärt er sonst war, Erscheinungen, die ihn weidlich ängstigten. Noch in der Nacht vor seinem Tode fragte er Zeichendeuter um Rath und ließ in den sibyllinischen Büchern nachschlagen. — Nicht minder auffallend ist, wie der Glaubenslehrer Philipp Melanchthon, den viele Protestanten als den Vorläufer des segensreichen Rationalismus betrachten, der nun alle Gespenster und sonstigen Aberglauben glücklich verschlungen hat, in dieser Beziehung dachte. Aus den Briefen, welche er während der Zeit schrieb, in der er die Augsburgische Confession redigirte, gehet hervor, daß er allen Vorbedeutungsgeschichten eine unruhvolle Aufmerksamkeit schenkte. Hierzu trieb ihn die Hoffnung ein günstiges Vorzeichen für seine Angelegenheit darin zu entdecken. Ein außerordentliches Austreten des Tiberflusses, eine Stute, welche ein Füllen mit einem Kranichfuße warf schienen ihm gewisse Vorbedeutungen großer Ereignisse, während die Geburt eines Kalbes mit zwei Köpfen im Gebiete von Augsburg ihm so vorkam, als werde dadurch die Zerstörung Roms durch das Schisma angedeutet.

Von solchen Ausschreitungen einer krankhaft erregten Phantasie habe ich bisher nie eine Anwandlung gespürt. Sie sind das subjective Leiden, welches überall sich zeigt, wo das Subject etwas außer ihm und in Wirklichkeit Seiendes nicht anerkennen will, die Rache der Objectivität am zweifelnden, am nicht glauben, nicht wissen wollenden Subjecte. Da ich die Objectivität der wunderähnlichen Vorgänge und Erscheinungen, von denen ich eben spreche und namentlich einer in die unsere hineinragenden Geisterwelt ganz gemüthlich annehme, so bleibe ich, da mir das Organ zur Wahrnehmung derselben fehlt, ganz unangefochten von ihrem Treiben. Bei der aufrichtigsten Überzeugung von der Möglichkeit einer Erscheinung der Geister, hatte ich noch nicht Gelegenheit mit einem in solche Be-

ziehung zu kommen, daß ich von seinem Dasein eine unmittelbare Wahrnehmung gehabt hätte. Am Willen dazu fehlt es mir nicht. Denn nicht selten habe ich an Orten, wo Andre einen Geist wahrgenommen, denselben sehr gern sehen wollen. Allein derselbe hatte keineswegs die Gefälligkeit, mir zum Vorscheine zu kommen. Auch muß ich bemerken, daß, so lange ich den in meiner Kindheit mir anerzogenen Grundsätzen gemäß, nicht an Geister und Gespenster glaubte, ich eine große geheime Angst vor denselben hatte, welche ich aus Besorgniß lächerlich gemacht zu werden, nicht verlautbarte, wogegen ich, seitdem ich das Treiben von Geistern auf unserer Erde und mitten in unserm Lebensverlaufe zu bezweifeln aufgehört und mich offen zu dem Glauben an Geister bekenne, weit weniger Furcht vor denselben hege. Auch bin ich so wenig geistersüchtig, daß ich von jeher alle eigenen Wahrnehmungen unheimlichen Gehaltes, worin manche Andere sogleich das Wirken einer Geisterwelt gewittert haben möchten, mir ganz rationalistisch zu erklären gesucht habe, indem ich der Meinung bin, daß man etwas Übernatürliches nicht eher zugeben darf, als bis alle Versuche, die Sache in natürliche Wege zu leiten, sich vergeblich erwiesen haben*). So weit gehe ich mit den Gespensterscheuen eine Bahn. Hier trennen sich aber unsere Wege. Sie behaupten: es sind zwar alle natürlichen Erklärungsversuche vergeblich erschöpft, allein da

*) Die gleiche Maxime beobachte ich seit langer Zeit auch in den im täglichen Leben so häufig vorkommenden Gnadenerweisen der leitenden Vorsehung Gottes, worin leichtgläubig fromme Seelen, z. B. ein Jung Stilling, sogleich ein eigenes für sie zubereitetes außerordentliches Wunder, eine ganz besonders auf sie berechnete unmittelbare Einwirkung Gottes erkennen, womit sie nur in eine schädliche Spielerei mit dem Heiligen fallen. Wenn der wackere Bischof Gobat von Jerusalem in der unerwarteten Zusendung von Schnupftaback, als eben der Vorrath in seiner Dose auf die Neige ging, ein specielles Erbarmen Gottes mit dem angewöhnten Bedürfniß seiner Nase erblickte, so kann ich eine solche Vorstellung in einem Jahrhundert, welches der Naivität schon so weit entwachsen ist, als das unsrige, wenigstens eines Bischofes der evangelischen Kirche nicht mehr ganz würdig finden. Dergleichen Privatgnadenerweise mag der Empfänger für sich vielleicht in kindlicher Dankbarkeit pflegen und genießen, aber nur nicht zum Ärgernisse vieler Kleinen in alle Welt hinausposaunen, damit man glaube Gott sei sein besonderer Freund.

nichts über und gegen die Natur sein kann, so muß die Wahrnehmung eine unrichtige sein. Ich sage: da alle natürlichen Erklärungsweisen sich unanwendbar beweisen, an der Richtigkeit der Beobachtung aber nicht zu zweifeln, so muß der Grund der Erscheinung auf dem Gebiete des Übernatürlichen gesucht werden. Eben so urtheile ich über die Vorhandenheit einer Wunder- und Geisterwelt ganz anders als Jene. Ihre Rede lautet also: mir ist noch niemals ein Wunder vorgekommen, noch ein Geist erschienen, also zweifele ich an deren Existenz, indem ich den Wahrnehmungen Anderer nicht traue. Ich dagegen spreche: da ich an der Wahrheit der zahllosen mit allen Beweisen historischer Glaubwürdigkeit ausgestatteten Zeugnisse von Wundern und Geistern nicht zweifeln kann, mithin dieselbe annehmen muß, so urtheile ich, daß mir das Organ für die Wahrnehmung und bei aller theoretischen Bereitwilligkeit der Annahme, doch im Grunde der rechte Glaube im besondern Falle abgehen wird. Es fällt mir auch im Entferntesten nicht ein, zur Erklärung der Erscheinungen, welche das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsrige bedingen, gleich denjenigen, welche diese Erscheinungen nicht für Lug, Trug und Täuschung auszugeben wagen (z. B. Wirth und Fischer), Theorien zu schmieden, welche gewagter und phantastischer sind, als die ganz einfache, naturgemäße Annahme der Möglichkeit jenes Hineinragens. Diesem Verfahren bin ich eben so abgeneigt, als der Sucht bornirter und unwissender Seelen, welche auf diese Erscheinungen in der Natur sogleich theologische Theorien bauen, wie es leider Kerner in der Geschichte seiner Seherin mitunter auch versucht hat. Ich wünsche ihm Glück dazu, daß er dies in der neuesten Auflage (4. S. 289) bereuet, nachdem er sich durch eine Reihe späterer Beobachtungen überzeugt hat, daß jene Thatsachen zunächst in das Gebiet der Naturforschung und Anthropologie gehören und erst nachdem sie hier tüchtig bearbeitet der Theologie ihre Aufwartung machen dürfen.

Zu einem solchen Fortschritte brachte es Jung Stilling, dessen Bekanntschaft ich aus seiner Lebensgeschichte etwa um die Zeit machte, als die Seherin von Prevorst zum ersten Male vor's

Publicum trat, nicht. Kerner wußte sich der anfänglichen Umschränktheit seiner Auffassung und Betrachtung jener nachtgebietlichen Phänomen allmählig zu entringen. Er ließ immer mehr davon ab, dergleichen Erscheinungen zu religiösen Theorien zu benutzen. Er gewöhnte sich daran, dieselben als Thatsachen zu geben, die er nur zur Prüfung vorlegte und dabei an die Naturforschung die Forderung stellte, durch Untersuchung auszumachen, ob und wo sie als wirkliche, objective, für sich bestehende Realitäten zu betrachten. Jung Stilling, welcher gewissermaßen mit Friedrich von Meyer als ein Vorgänger Kerners zu betrachten, vermochte es nicht jene Befangenheit, in welcher auch Kerner sich anfangs bewegte, los zu werden. Er trug seine Meinungen und Hypothesen vom Ineinandergreifen der überirdischen und der irdischen Welt, so wie über den Verkehr abgeschiedener Geister mit Lebenden, wobei er nur zu sehr seiner Phantasie folgte, als evidente Thatsachen in einer Art System vor, schrieb eine Theorie der Geisterkunde und eine Apologie derselben und ließ seinen Scenen aus dem Geisterreiche die Veröffentlichung ähnlicher Mittheilungen in seiner Wochenschrift: der graue Mann folgen. Einen wissenschaftlichen Werth kann man diesen Arbeiten nicht beilegen. Namentlich ist an der Theorie schon der Titel ein Aushängeschild der Unwissenschaftlichkeit. Derselbe heißt vollständig: Theorie der Geisterkunde in einer natur-, vernunft- und bibelmäßigen Beantwortung der Frage: was von Ahnungen, Gesichten und Geistererscheinungen geglaubt und nicht geglaubt werden müsse. In der Einleitung weist er auf den Glauben aller Völker und Zeiten an die Einwirkungen eines Geisterreiches hin, das aber nach dem Volkscharakter modificirt erscheint, worauf man eben Zweifel an der Existenz desselben begründen will. Stilling läßt sich auf Widerlegung dieser Zweifel und Vorlegung von Beweisen der Wirklichkeit des Geisterreiches ein, indem er die Wahrheit aus der echten Quelle der Bibel ableitet, welche ganz klar Geister annehme, wobei er die verschiedenen Weisen, wie man diese hierher einschlagenden Thatsachen und Nachrichten zu beurtheilen habe, erwähnt. Nach beendigter Einleitung gehet Stilling zur Prüfung der Grundsätze der mechanischen Philosophie über, als deren Erfinder, der aber die Folgen seines Systemes

nicht geahnet habe, Leibnitz genannt wird. Stilling sucht darzuthun, wie dieses System zwar in der Sinnenwelt unserer Führer, für die übersinnliche Welt aber nur die alte Bibelvorstellung die wahre sein könne und hier an die Stelle des mechanischen Systemes das theokratische gesetzt werden müsse. Stilling gehet dann zu Bemerkungen über die menschliche Natur über, warnt vor dem Versteigen und kommt durch Betrachtung des animalischen Magnetismus zu der Annahme, daß der Äther zwischen der Sinnen- und Geisterwelt der Mittler sei. Er nimmt drei Principien: Körper, Lichthülle und Geist im Menschen an, deren letztere zusammen die Menschenseele ausmachen. Das Organ, mittelst dessen der ewige Geist empfindet und empfunden wird, ist der Äther, wogegen die Seele den Körper blos um der Sinnenwelt willen hat. Diejenigen Entzückungen, welche aus Hysterie und Melancholie hervorgehen, sind nur ein durch die Natur bewirkter Somnambulismus und eine Krankheit. Die darin vorkommenden Gesichte, Offenbarungen und Weissagungen sind daher nicht göttlich, sondern Wirkungen der Krankheit, wie auch Nerven- und Einbildungskrankheiten Gesichte und Erscheinungen hervorbringen. Als höchster Grad dieser in der menschlichen Natur noch begründeten Erscheinungen betrachtet Stilling den, wo ein Mensch bei lebendigen Leibe sich anderswo zeigen kann. Dies giebt ihm Veranlassung die verschiedenen Grade der Entbindung der Seele vom Körper mittelst Schlaf, Traum, Nachtwandeln, Ekstase durchzugehen.

Er bezeichnet dann die Grenze, wo die natürlichen Erscheinungen aufhören und die des Geisterreiches anfangen. Bei Besprechung der Fähigkeit: noch in diesem Leben mit den Geistern in Verbindung zu treten, kommt Stilling auf Swedenborg und erzählt die bekannten Ferngesichte, die derselbe hatte. In einem besondern Hauptstücke handelt er sodann von Ahnungen, Vorhersagungen, Zaubereien und Prophezeihungen. Er bespricht die wahren Ahnungen, giebt eine bibelmäßige Erklärung derselben und erzählt mehre Fälle derselben. Von dem Ahnungsvermögen, namentlich demjenigen, welches durch die Übung der Gottseligkeit entwickelt wird, kömmt er auf das Leichensehen als eine besondere Art desselben. Dann behandelt er das Hexen- und Zauberwesen und die künstlich hervorgebrachten Erscheinungen namentlich über den Grä-

bern — vermuthlich Auferstehungskeime. Der fromme Stilling warnt ausdrücklich vor der Annahme, daß die wahren biblischen Wunder durch Magnetismus und dergleichen bewirkt worden und daß das entwickelte Ahnungsvermögen nicht mit der Gabe der Weissagung verwechselt werden dürfe. Endlich kommt der Verfasser im vierten Hauptstücke auf die Gesichte und Geistererscheinungen besonders zu sprechen, worin er zunächst darauf hinweist, wie der Aberglaube die Geistererscheinungen zwar verächtlich mache, aber nicht Alles Aberglaube sei. Ein Gesicht oder Vision nennt Stilling eine Erscheinung, die Jemand sieht, ohne daß ein wirklicher Gegenstand da ist. Wenn aber mehre als eine Person ohne vorherige Communication unvorbereitet und unerwartet eine Erscheinung, oder wenn sie auch nur einer siehet, doch Thatsachen sehen, die keinen andern Ursprung als von der Erscheinung haben können, so ist es nach Stilling keine Vision, sondern eine wahre Geistererscheinung. Hierbei erzählt er nun verschiedene Geistererscheinungen, aus welchen er Reflexionen über das Geisterreich, den Umgang und die Verhältnisse der abgeschiedenen Seelen, deren Theilnahme an den Vorgängen auf der Erde u. s. w. herleitet, die ihn wieder auf das Ahnungsvermögen und den Auferstehungskeim zurückführen und giebt Verhaltungsregeln bei Geistererscheinungen und für sterbende Christen, denen er empfiehlt, auch im Irdischen ehe sie die Welt verlassen Alles in Ordnung zu bringen, wenn solches aber nicht möglich war, im Augenblicke des Todes sich nicht mehr damit zu beschäftigen und mit den Gedanken daran beschwert (ohne hochzeitlich Kleid) in die Ewigkeit überzugehen. Auch warnt er vor dem vertrauten, wenn auch noch so erbaulichen Umgange beider Geschlechter mit einander, weil eine sächsische Herzogin, die einen solchen mit einem Kavalier gepflogen, hundert Jahre lang die eigentliche Seligkeit hätte entbehren und einem ihrer Nachkommen erscheinen müssen, um durch dessen Vermittelung aus ihrem Büßerstande los zu kommen. Diese Geschichte führt zu den Geistern, welche umherwandern ohne irgend ein Anliegen zu haben und auf die, welche keine Ruhe haben, bis ihre Gebeine bestattet sind. Zuletzt wird die Geschichte der weißen Frau und die wahrscheinliche Ursache ihres Umherwandelns mitgetheilt, welche Stilling in dem Umstande findet, daß sie mit

bitterm Grolle und unversöhntem Gemüthe gegen ihren Gemahl gestorben, was sie vom Anschauen Gottes fern halte.

Dies ist die kurze Angabe des Inhaltes der Theorie der Geisterkunde, wie er ziemlich willkührlich in 255 Paragraphen vertheilt oder vielmehr zerhackt ist. Sie erscheint als ein rohes, äußerlich nicht geschliffenes, inwendig nicht geordnetes und gesäubertes und dabei zusammenhangloses nirgends fest verbundenes Stück Gedankenstoff, als ein ganz willkührlich in Zellen getheiltes Labyrinth, in welchem die ganz äußerliche Sonderung in laufende Paragraphen mit höchst ausführlichen Inhaltsangaben nur den Dienst des Fadens der Ariadne leistet, um sich wieder hinauszufinden. Der Kern dieser Stillingischen Geisterlehre bestehet ungefähr in Folgenden:

Die ganze Schöpfung bestehet aus wesentlichen, realisirten Ideen oder ausgesprochenen Worten Gottes — Grundwesen. — Nur Gott kennt sie Alle. Verschiedene Klassen dieser Grundwesen empfinden sich selbst, stellen sich auch andern Grundwesen vor und haben Vernunft und freien Willen. Dahin gehören Geister, Engel, Menschen. Wir Menschen erkennen unser eigenes Innere nur zum Theil, dasjenige anderer Klassen vernünftiger Wesen aber gar nicht. In unserm jetzigen natürlichen Zustande erlangen wir jegliche Erkenntniß nur durch die fünf Sinne; wenn in diesen und ihrer Einrichtung sich etwas ändert, wird auch unsere Erkenntniß anders. Anders, als wir organisirte Wesen müssen sich die Welt ganz anders, als wir vorstellen. Unsere Vorstellungen und die daraus hervorgegangenen Kenntnisse und Wissenschaften sind daher lediglich durch unsere Organisation bedingt. Gott aber stellt sich Alles vor, wie es in sich und nach der Wahrheit ist, aber außer Raum und Zeit, denn beides würde seine Vorstellungen beschränken. Folglich existirt außer uns in der Natur kein Raum, sondern unsere Vorstellung desselben hat ihren Grund allein in unserer Organisation. Das Gleiche ist mit der Zeit der Fall. Der thierische Magnetismus beweist, daß wir einen innern Menschen — eine Seele — haben, die aus dem göttlichen Funken, dem Vernunft und Willen habenden ewigen Geiste und einer von ihm unzertrennlichen Lichthülle besteht. Die Licht-, die elektrische, magnetische, galvanische Materie und der Äther sind anscheinend

einerlei Wesen unter verschiedenen Modificationen. Dies Wesen ist das Element, das Leib und Geist, Sinnen- und Körperwelt mit einander verbindet. Wenn jener innere Mensch (die Seele) die innere Werkstätte der Sinne verläßt und nur noch die Lebensbewegungen fortsetzt, geräth der Körper in den Zustand der Ohnmacht oder eines tiefen Schlafes, in welchem die Seele freier, mächtiger, thätiger wirkt und ihre Eigenschaften erhöhet (exaltirt) sind. Je freier die Seele vom Körper ist, desto freier und mächtiger wird ihr innerer Wirkungskreis. Sie bedarf des Körpers mithin gar nicht zu ihrem Leben und Bestande. Er hindert sie vielmehr daran; er ist ihr Gefängniß und nur ihr Organ zur Sinnenwelt, deren sie in ihrem gegenwärtigen Zustande zur Vervollkommnung bedarf. Diese aus den Erfahrungen des animalischen Magnetismus gezogenen Sätze beweisen, daß die Seele der Sinne nicht bedarf um zu sehen, riechen u. s. w. und dieses in einem noch weit vollkommnern Zustande zu können, mit dem Unterschiede jedoch, daß sie in diesem Zustande mit der Geisterwelt in näherer Beziehung stehet, als mit der Körperwelt. Sie empfindet von der letztern nichts, kann es aber, wenn sie mit einer wachen Person in Rapport gebracht wird, mittelst dieser letztern. In diesem exaltirten Zustande lebt die Seele allerdings in der Zeit (weil sie, wie alle endlichen Geister, nur in einer Aufeinanderfolge denken kann), aber nicht im Raume, welcher lediglich die Wirkung der körperlichen Einrichtungen ist; sobald die Seele aus diesen hinaustritt, hören alle Nähen und Entfernungen auf. Im Rapport mit einer (wenn auch noch so weit) entfernten Seele, kann sie mittelst derselben Kenntnisse empfangen und mittheilen, alles in der Schnelle wie Gedanken auf einander folgen.

Gott hat daher gesorgt, daß die Thüren zu diesen Geheimnissen nicht so leicht zu eröffnen sind; denn außerdem würde eine große Verwirrung entstehen, namentlich würde die zunehmende Gottlosigkeit, welche Alles aufklären will, die Thür erbrechen und das Allerheiligste plündern. — Vom Körper getrennt, ist die Seele, wenn sie anders da sein kann und darf, da, wohin sie denkt, weil der Raum alsdann nicht für sie existirt. Eine abgeschiedene Seele kann, weil auch die Zeit eine bloße Denkform ist, so weit es die Gesetze der Geisterwelt erlauben, zukünftige Dinge als

gegenwärtig empfinden. Durch Magnetismus, Nervenkrankheit, langwierige Seelenanstrengung und andere verborgene Mittel kann ein noch lebender Mensch, wenn er nur eine natürliche Anlage dazu hat, seine Seele bis auf einen gewissen Grad von ihrer körperlichen Organisation entbinden und in dem Verhältnisse, als dieses geschieht, kommt sie in Rapport mit der Geisterwelt. Womit sie ihre Gegenstände empfindet, ist das Ahnungsvermögen oder Ahnungsorgan.

Göttliches Gesetz ist es, daß wir Menschen in diesem Erdenleben in Ansehung der irdischen sinnlichen Dinge durch Vernunftschlüsse, gesunden Menschenverstand, in Ansehung der übersinnlichen durch die heilige Schrift und in beiden zugleich durch die göttliche Vorsehung geleitet werden sollen. Denn da Raum und Zeit nur Denk- und Vorstellungsformen für die Sinnenwelt sind, vermöge deren wir uns aber die Grundwesen nach der Wahrheit nicht faßlich machen können, so können uns auch noch so richtige Vernunftschlüsse nicht in die Wahrheiten der übersinnlichen Welt einführen. Vielmehr entstehen, wenn es dennoch unternommen wird, Widerspruch und Irrthümer, wie es der Fall unserer heutigen Aufklärung in geistigen Dingen ist. Wenn es nun göttliches Gesetz ist, daß wir außer dem, was uns Vernunft und Schrift offenbaren, namentlich aber von der Zukunft nichts wissen sollen, als was uns Gott aus freier Gnade ohne unser Zuthun offenbart, so ist es sündlich, wenn ein Mensch das Ahnungsvermögen zu entwickeln sucht, um zukünftige oder entfernte Dinge zu erfahren oder durch Connexion mit dem Geisterreiche kennen zu lernen. Wenn bei einem Menschen sich ohne sein Zuthun das Ahnungsvermögen entwickelt, geräth er in einen gefährlichen Zustand, da es erstaunlich schwer und eine hohe Erleuchtung erforderlich ist, den Mißbrauch zu vermeiden. Geräth ein geförderter Christ in solchen Zustand, so legt er keinen Werth darauf, demüthigt sich vor Gott und betet um Bewahrung vor Mißbrauch. Der unbekehrte Weltling, dessen Ahnungsvermögen sich entwickelt, geräth in Gefahr der Abgötterei und Zauberei. Religionslehrer und Ärzte sollen daher die Unwissenden über diesen wichtigen Punkt belehren. — Gefährlich wird die Entwickelung des Ahnungsvermögens noch besonders dadurch, daß die Geister (namentlich böse)

dadurch Gegenheit bekommen, auf den Menschen zu wirken und ihm allerhand Bilder vorzuspiegeln und Gedanken einzuhauchen. So kann das erhöhete Vermögen der Ahnung Quelle von Schwärmereien, Ketzereien und Irrthümern werden. Wahre Ahnungen (worin die Vorsehung durch den Dienst der Engel Jemand vor einem Unglücke warnen läßt) muß man vom entwickelten Ahnungsorgan wohl unterscheiden. So ist es auch mit der Weissagung zu halten, welche immer erhabene das Menschenwohl fördernde Zwecke hat.

Der unermeßliche Äther im Raume des Weltsystems ist das Element der Geister, in welchem sie auch leben und weben. Der Dunstkreis der Erde (namentlich bei Nacht) bis in den Mittelpunkt ist namentlich der Aufenthalt gefallener Engel und unbekehrt abgeschiedener Menschenseelen. Diesen ganzen Raum nennt die Bibel Scheol, Hades, d. h. Todtenbehälter. Vor dem Anbruche des Reiches des Herrn wird die Luft von allen bösen Geistern gereinigt; sie werden in den großen Abgrund, der inwendig in der Erde ist, verwiesen. Stirbt ein Mensch, so entwickelt sich allmählig die Seele aus ihrem Körper; sie erwacht im Hades. Von der Sinnenwelt empfindet sie nichts mehr. Die Geisterwelt kommt ihr vor wie ein weiter dämmernder Raum, in welchem sie sich mit Gedankenschnelle bewegen kann. Sie nimmt auch die Geister im Hades wahr. Diese theilen sich ihre Gedanken durch den bloßen Willen mit. Seelen, die der Welt noch nicht abgestorben sind, bleiben auch unten in den dunkeln Regionen und wenn sie fleischlichen Lüsten fröhnten, bei ihrem Körper im Grabe (Wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz!).

Die Seelen, welche zwar nicht lasterhaft gelebt aber unbekehrt geblieben, müssen im wüsten, leeren Hades durch Erleidung der Entbehrung alles dessen, was ihnen lieb ist, so wie jeden Genusses und durch das traurigste Heimweh nach dem verschwundenen Erdenleben lange geläutert und also zum geringsten Grade der Seligkeit vorbereitet werden. Die Seelen wahrer Christen werden sogleich nach dem Tode in die Regionen des Lichtes aufgenommen, die Seelen der Gottlosen beim Scheiden aber von bösen Geistern umgeben, von denen sie auf mancherlei Weise gequält

werden. Je gottloser sie lebten, desto tiefer kommen sie in den Abgrund.

Die abgeschiedenen Seelen haben eine schöpferische Kraft, welche sie im Leben, in der schwerfälligen Körperwelt nur unvollkommen anwenden konnten; nach dem Tode aber kann ihr Wille das auch wirklich vorstellen, was sich die Imagination vorstellt. Der Welt noch nicht abgestorben gewesene Seelen, denen die Lieblingsvorstellungen ihres Lebens in den Tod gefolgt sind, suchen diese Vorstellungen auch noch jetzt zu verwirklichen; sie bringen es aber, weil sie keine sinnlichen Werkzeuge mehr haben, nur zu Dunstwesen. Daher die Spukereien in alten Gebäuden, worin die verarmten Geister ihre ehemaligen Lustbarkeiten zu wiederholen suchen. Die Seele kann Jahrhunderte lang im Hades zubringen. Sie kehrt nie in einen menschlichen Leib zurück. Seelen, die mit einer unbefriedigten Sehnsucht aus dem Leben scheiden, empfinden, so selig sie auch sonst sein mögen, schwere Leiden. Um diese los zu werden, sehnen sie sich nach einem lebenden Menschen der diese Sehnsucht befriedigen soll, daher die Geistererscheinungen. Mit einer solchen Aussicht bedroht, soll man sich je eher je lieber von aller Anhänglichkeit ans Irdische los machen und sollte Einem noch in den letzten Stunden etwas Derartiges einfallen, das man ausrichten müßte, so empfehle man die Sache dem, der Alles gut machen kann. Für die, denen ein Geist mit solchem Anliegen, das er in den Tod mit hinübernahm, erscheint, ist es unerläßliche Pflicht, ein solches Wesen mit Ernst und Liebe zu behandeln und dasselbe zurecht zu weisen. Von Geistern im Hades können wir nichts lernen. Sie wissen nicht mehr als wir, nur daß sie weiter in die Zukunft sehen. Diese sollen wir aber nicht wissen. Zudem können die Geister uns täuschen. Man meide also ihren Umgang. Vollendete Selige und Verdammte erscheinen nie.

Jeder Mensch hat einen oder mehre Schutzgeister um sich. Diese sind *gute* Engel, vielleicht auch fromme abgeschiedene Menschenseelen. Um die Kinder sind lauter gute Geister beschäftigt. Dem zum Bösen sich lenkenden Menschen verlassen sie. Die guten verlassen ihn aber nicht eher, bis er sich in der Sünde verhärtet und unverbesserlich wird. Dann überlassen sie ihn seinem schrecklichen Schicksale. Wendet ein böser Mensch sich dem Guten zu,

so nahen ihm die guten Geister mit hoher Freude und werden in dem Grade wirksam und hülfreich, als er im Guten wächst. Die guten Geister haben Gewalt über die bösen. Des Menschen Wille aber ist frei. Neigt er sich den bösen zu, so können ihm die guten nicht helfen. Auch mit den Schutzgeistern sollen wir keinen Umgang suchen. Wir sind nirgends auf sie angewiesen. Einen s. g. Seelenschlaf, in welchem die Seele vom Tode bis zum jüngsten Tage zubringt, giebt es nicht. Die Annahme desselben ist eine Folge des Vorurtheiles, daß die Seele den Körper zu ihrer Wirksamkeit nöthig habe. Die magnetischen Erfahrungen und die Geisterer-scheinungen beweisen das Gegentheil. Da die Seele freier und energischer wirkt, wenn dieselbe vom Körper entbunden, so entstehet die Frage: weshalb der Schöpfer sie in diese traurige Lage verbannt hat. Antwort: weil sie aus ihrem anerschaffenen vollkommenen Zustande gefallen. Im Paradiese stand sie mit der Geister- wie mit der Körperwelt in Beziehung und empfand die Gegenstände beider Welten. Sie genoß die Früchte vom Baume des Lebens in der Geisterwelt und sollte die Früchte des Versuchungsbaumes in der Sinnenwelt meiden; aber sie wollte beides mit einander verbinden. Dafür ward sie aus dem Paradiese verwiesen und von der Beziehung mit dem Geisterreiche ausgeschlossen. Nun ist sie in ihren schwerfälligen Körper, ihren Rock von Fellen eingezwängt, den sie mit vieler Mühe unterhalten, durch den sie viel leiden muß. Anstatt ihren Hunger nach Kenntnissen und Glückseligkeit sättigen zu können, täuscht sich die Organisation des Körpers mit unvollkommenen Vorstellungen und vorübergehenden Genüssen, die nur immer unersättlicher machen. So konnte sie nicht gerettet werden. Sie bedurfte einer Erlösung um so selig und noch seliger zu werden, als sie es ohne ihren Fall geworden wäre. Der Logos, der Sprecher Gottes, durch den sich das ewige, verborgene große Eins, in einer unendlichen Zahlenreihe, in der Aufeinanderfolge, d. i. in der Zeit offenbart, wurde Mensch und machte durch sein Leiden, Sterben und Auferstehung, seinen Körper, sein Fleisch und Blut zum Ferment, wodurch alle Seelen, die es mit wahrem Glauben genießen, wieder erneuert und nach der Befreiung aus ihrem irdischen Kerker, in das neu erworbene himmlische Element versetzt werden, bis sie nach ihrer

Auferstehung wieder ihre ursprüngliche Herrlichkeit anziehen und in ein Paradies versetzt werden, wogegen das erste ein bloßer Schatten war. Aus Allem diesen folgt, wie die mechanische Philosophie mit ihrer metaphysischen Aufklärung ein gefährliches Hirngespinnst ist. Die Aufklärung in den Wissenschaften und der Natur, in so fern unsere irdische Gefangenschaft dadurch erleichtert wird und sie Einfluß auf unsere Vervollkommnung haben, ist löblich und nützlich. Aber im Übersinnlichen, zur Wiederbringung ins ewige Vaterland bedarf es des höheren geoffenbarten Lichtes. Damit ausgerüstet, kann uns dann auch die erleuchtete Vernunft, dieser Vollmond in der irdischen Nacht, den richtigen Weg zeigen. Die eigentliche Seligkeit beginnt erst nach der Auferstehung. Die Seele erhält den Christus ähnlichen verklärten Leib. Der nun wieder vollständige Mensch ist wieder für die verklärte Sinnenwelt und für die Geisterwelt organisirt. Das Paradies ist derjenige Theil des Hades, der zur Vorbereitung und zum Aufenthalte begnadigter Seelen bestimmt ist. Es gehört schon zum dritten Himmel, II. Korinth. 12, 2 und 4. Christus sagt zum Schächer: heut wirst du mit mir im Paradiese sein. Christus war aber zwischen seinem Tode und seiner Auferstehung im Hades. I. Petr. 3, 19 und nach Joh. 20, 17 war er gleich nach seiner Auferstehung noch nicht zu seinem Vater aufgefahren; er war also im Hades, im Paradiese gewesen, wo man das Anschauen Gottes noch nicht genießt. — Auch die eigentliche Verdammniß beginnt erst mit der Auferstehung, der Auferstehungskeim des Leibes der Sünden vereinigt sich dann mit der Seele und so der ganze Mensch zu allen bösen Geistern in den Abgrund; dessen Mittelpunkt der Feuerpfuhl ist.

Ich brauche kaum darauf hinzuweisen, auf eine wie rohe Weise die Erscheinungen aus dem Nachtgebiete des Natur- und Seelenlebens hier für Rechnung der Theologie ausgebeutet sind und wie Lehrsätze der Kantischen Philosophie und einzelne Lehren der katholischen Kirche, z. B. vom Fegefeuer, auf die äußerlichste Weise dieser Theorie der Geisterkunde einverleibt sind, um daraus ein Ding, wie eben eine Theorie, zu machen. Doch wird dem

nähern Beobachter nicht entgehen, wie die Jungische Aufstellung ein freilich noch etwas grobes und plumpes Modell zu der feinern und künstlichen Ausführung gewesen ist, welche Kerner in seiner Seherin von Prevorst geliefert hat. Jung lebte zuletzt und beschloß seine Tage in dem Lande, welchem Kerner auch angehört. Vielleicht wirkte er auf den 46 Jahr jüngern Geistervertheidiger näher ein, als es öffentlich bekannt geworden. Die willkürliche, äußerliche Art, wie Jung selbst ohne gehörige Prüfung des Thatsachenapparates seine Theorie der Geisterkunde auferbauete, wird niemand befremden, welcher mit der Weise bekannt ist, wie dieser Mann seine eigene Lebensführung auffaßte und in seiner Selbstbiographie niederlegte. Der hierin herrschende unerschütterliche Glaube an Gott, an eine allezeit unmittelbar von diesem ausgehende Hülfe, die sich in einer ununterbrochenen Vorsorge und einer unfehlbaren Rettung aus aller Noth, von jedem Übel, dem frommen Jung auch alle Tage bestätigten, war so recht die Athmosphäre, in welcher diejenige Zeitrichtung sich gefiel, die mich in den Jahren 1828 bis 1830 berührte und mit ergriff. Natürlich las ich mit großem Interesse und andächtiger Erbauung diese in Romanform vorgetragene Biographie, welche den Titel führt: Heinrich Stilling's Jugend, Jünglingsjahre, Wanderschaft, in welchem der pure Glaube seine höchste Verherrlichung feiert. Doch konnte ich mich neben der feierlichen Achtung vor dem Selbstbiographen dem unheimlichen Gefühle pietistischer Gedrücktheit und einer mehr als billigen Knechtung des Gedankens und Denkens durch das fromme Gefühl über dem durchaus anziehenden Lesen dieser Lebensbeschreibung nicht erwehren. Eben so blieb mir die Empfindung nicht aus, daß bei aller Demuth hier doch ein geistlicher Egoismus sich verlautbare, indem der zerknirschte Gläubige, welcher hier seine Schicksale und Thaten vortrug, von denen die erstern weit mehr letzteres waren, als er sich einbildete, doch im Grunde Alles auf sein so gründlich verachtetes Selbst bezog, was selbst denjenigen Gaben widerfuhr, welche der ganzen Menschheit zugetheilt sind. Die Vorstellung einer besondern Vorsicht, deren Gegenstand der Einzelne und namentlich Stilling sei, tritt mit einer mehr, als blos des Lesers Egoismus beleidigenden Härte und Willkür auf. Dieses subjective Gelüsten des Egoismus,

welches sich Alles zuschreibt, weil es willkürlich das Allgemeine für sich aussondert, war schon in Stillings Familie zu Haus. Gewiß werden wir uns wiedersehen, sprach Stillings Mutter zu seinem Vater, ich wünsche das nur so herzlich! Gott hat ja meine Seele und mein Herz gemacht, das so wünscht; er würde es nicht so gemacht haben, wenn ich unrichtig wünschte und es nicht so wäre. Ähnlich verfuhr eine alte Pfarrersfrau, in deren Garten 1831, als die Cholera die Umgegend mit Angst erfüllte, die Weintrauben vortrefflich gerathen waren und die ich des ärztlichen Verbotes ungeachtet beim reichlichen Traubenessen täglich treffen konnte. Die Warnungen vor diesem Genusse beseitigte sie durch die Bemerkung, daß Gott die Trauben in ihrem Garten nicht würde haben gedeihen lassen, wenn sie ihr schädlich sein sollten. Sie schadeten auch wirklich nicht; denn der Ort blieb von der Seuche frei. Die unmittelbare Gewißheit: der Gegenstand der göttlichen Vorsehung zu sein, war in dieser alten Frau so gut lebendig, als in Stillings Mutter. Sie vererbte sich auf den Sohn. Er bildete sie zu der Neigung aus, Alles was ihm auf seiner Lebensbahn begegnete, als eine für ihn ganz besonders berechnete Veranstaltung Gottes zu betrachten. Er gewöhnte sich Alles, auch das Geringste, sogar die Folgen seiner selbst verschuldeten Thorheiten auf Gott zu beziehen. In diesem Sinne hat er denn auch sein Leben erzählt. Sein Vater war Schulmeister und Schneider in einem Dorfe. Vom 14. bis 30. Jahre schwankte sein eigenes Leben zwischen beiden Beschäftigungen hin und her. Stillings Familie war mit einer Gesellschaft Stiller im Lande in Verbindung getreten, einer Art praktischer Pietisten. Durch den Verkehr mit diesen bekam der Knabe eine Vorliebe zum Nachsinnen über göttliche Dinge. Er ward eine Art Gottesgelehrter. Es schien ihm ausgemacht, daß er zu höheren Dingen bestimmt sein müsse. In der Weise seiner Mutter, welche die Nothwendigkeit des Wiedersehens nach dem Tode aus ihrem Wunsche dazu herleitete, meinte er, es sei doch entsetzlich, wenn Gott ihm Triebe und Neigungen zur Beschäftigung mit höheren Dingen in die Seele gelegt hätte und seine Vorsehung wolle ihm, so lange er lebe, die Befriedigung derselben weigern. Er schwelgte in den Tiefen seines in sich gährenden Gemüthes, dessen religiöser

Hang durch eine frühe leidenschaftliche Beschäftigung mit den Volksbüchern und den Volksliedern in eine seltsame Verwirrung gesetzt wurde. So kam es, daß seine Phantasie, obgleich er schon sehr zeitig alle Neigungen seines Herzens zu bekämpfen suchte, welche sich nicht auf die Ewigkeit bezogen und hierzu aus der Bibel und Thomas a Kempis sich Kraft und Muth herbeilas, doch andererseits mit irdischer Freude an der wunderbaren Geschichte der schönen Melusina, des Octavianus, der asiatischen Banise, des Homer ergötzte und die wunderlichsten Gestaltungen concipirte, mit welchen er in Gedanken seine Schulstube oder seine Schneiderwerkstätte tapezirte. Unter Unbekannten war er still, traurig aber, wo er nicht geliebt zu sein, wahrnahm. Im zwanzigsten Jahre ging er hinaus in die Fremde. Eines Zieles war er sich nicht bewußt. Er fand bei einem armen, gutgesinnten Schneider ein Unterkommen. Hier fühlte er sich auf einem Spaziergange zur Gnade erweckt. Er war ohne sonderliche Gedanken oder Empfindungen daher gewandelt. Von Ungefähr in die Höhe blickend, sahe er eine leichte Wolke über seinem Haupte schweben.

Wie einst Jacob Böhme durch den jählingen Anblick eines zinnernen Gefäßes vom göttlichen Lichte ergriffen und mit seinem gestirnten Seelengeiste zum innersten Centrum der geheimen Natur eingeführt worden war, so durchdrang auch Stillings Seele beim Anblicke jener Wolke eine unbekannte Kraft; ihm wurde so innig wohl, er zitterte am ganzen Leibe und konnte sich kaum enthalten, daß er nicht niedersank. Von diesem Augenblicke an war seine Neigung entschieden gänzlich für die Ehre Gottes und das Wohl seiner Mitmenschen zu leben und zu sterben. In diesem Augenblicke hätte er, wäre es gefordert worden, sein Leben willig jenem Zwecke aufgeopfert. Dabei empfand er den unwiderstehlichen Trieb, über seine Gedanken und Worte zu wachen, damit sie alle Gott angenehm und nützlich sein möchten. Er knüpfte daher auf der Stelle einen unauflöslichen Bund mit Gott, dessen Gegenstand seinerseits das Gelöbniß war, sich hinfort ganz und gar des Allmächtigen Führung zu überlassen, fürder keine eiteln Wünsche zu hegen, sondern, wenn es Gottes Wille sei, daß er lebenslang ein Arbeitsmann bleibe, willig und mit Freuden darin sich zu ergeben. Dieser feierliche Bund wird von Stilling bald

gebrochen. Derselbe nimmt eine Hofmeisterstelle an. Er fühlt sich darin sehr unglücklich. In Folge einer neuen Eingebung entläuft er. Er kommt in einen Wald. Ohne alle Mittel, hat er nicht einen Heller in seiner Tasche. „Die Stunde ist für mich gekommen, ruft er aus, in der das große Wort des Erlösers für mich auf der höchsten Probe stehet: auch ein Haar auf seinem Haupte soll nicht umkommen! Ist das wahr, so muß mir schleunige Hülfe geschehen, denn ich habe bis auf diesen Augenblick auf ihn getraut und seinem Worte geglaubt; ich gehöre mit zu den Augen, die auf den Herrn warten, daß er ihnen zur rechten Zeit Speise gebe und sie mit Wohlgefallen sättige; bin ich doch so gut sein Geschöpf wie jeder Vogel, der da in den Bäumen singt und jedesmal seine Nahrung findet, wenn es ihm Noth thut." — Gott hilft dem Bedrängten wirklich. Ein Schneider nimmt ihn auf, speist und kleidet ihn; später nimmt ihn ein wohlhabender Kaufmann zu sich. Dieser hat eines Tags den Einfall, Stilling hätte eigentlich Arzt werden sollen. Dieser Gedanke trifft den seines vermeintlichen Berufes bisher verlustig Gegangenen wie ein Donnerschlag. Er fällt in Ohnmacht. Ja, ruft er aus, ich fühle in meiner Seele, das ist das große Ding, das immer vor mir verborgen gewesen ist, das ich so lange gesucht und nicht habe finden können! Dazu hat mich der himmlische Vater von Jugend auf durch schwere und scharfe Prüfungen vorbereiten wollen! Gelobt sei der barmherzige Gott, daß er mir doch endlich seinen Willen offenbart hat, nun will ich auch getrost seinem Winke folgen. — Dieser Wink Gottes wird auch noch alsbald dadurch bestätigt, daß ein alter schwindsüchtiger Mann Stillingen das Recept zu einem Mittel gegen Augenkrankheiten vermacht. Ein weiterer Wink Gottes treibt ihn auf eine ziemlich überraschende Weise, sich mit der ebenfalls schwindsüchtigen Tochter eines ziemlich bemittelten Kaufmanns zu verloben. Er ist nun in seinem dreißigsten Jahre entschlossen, zu studiren. Über den Ort, wo er dies thun will, ist er noch nicht Rathes geworden. Er erwartet auch darüber einen Wink von Oben. Denn da er aus purem Glauben studiren will, darf er auch in nichts seinem eigenen Willen folgen. Um die Mittel ist er nicht besorgt, denn — Gott fängt nichts an, das er nicht auch herrlich hinausführt. Nun ist es aber, schließt Stilling weiter,

ewig wahr, daß Gott meine gegenwärtige Lage ganz und allein, ohne mein Zuthun, so geordnet hat, folglich ist es auch ewig wahr, daß er mit mir Alles herrlich ausführen wird. Mich soll doch verlangen, setzt er mit zuversichtlichem Scherzu hinzu, wo mein Vater im Himmel Geld für mich zusammentreiben wird! —

Wenn Stilling recht inbrünstig betet, kommt in der Regel auch Geld. Er braucht aber in Folge verkehrter Anwendung und Eintheilung gar häufig Geld. Wenn ihm nun immer aus der Verlegenheit geholfen worden und sich der höhere Schutz hier sichtbarlich offenbart hat, kann er den Schluß nicht zurückhalten, und läßt denselben auch als das Resultat seiner Jugendschicksale erscheinen: Der, welcher augenscheinlich das Gebet der Menschen erhört und ihr Schicksal wunderbarer Weise und sichtbarlich lenkt, muß unstreitig wahrer Gott und seine Lehre Gottes Wort sein. Nun habe ich aber von jeher Jesum Christum als meinen Gott und Heiland verehrt und zu ihm gebetet; er hat mich in meinen Nöthen erhört und mir wunderbarlich geholfen. Folglich ist Jesus Christus unstreitig wahrer Gott, seine Lehre ist Gottes Wort und seine Religion die wahre.

Auch diese Biographie, deren auszugsweise Fortsetzung hier nicht erforderlich erscheint, liefert den Beweis, wie roh und äußerlich des andächtigen Jung Religiösität beschaffen war. Bei aller frommen Naivität und reinen Einfalt, fehlte es doch auch nicht an jener andern Eigenschaft, welche zwar im gewöhnlichen Leben ebenfalls den Namen Einfalt trägt, aber keineswegs um mit dem Aussprechen desselben ein Lob zu verkünden. Es ergiebt sich schon aus dem Mitgetheilten, daß man Stilling nicht Unrecht gethan, wenn man den Vorwurf ausspricht, daß es seinem Glauben an einem allgemeinen Inhalte fehle und derselbe sich auf die unmittelbare, eigene, einzelne Erfahrung gründe. In dieser Unmittelbarkeit überall zu stehen vermeinend, siehet er in der verkehrtesten Stimmung, im gedankenlosesten Zufall etwas Bedeutendes, etwas Wesentliches, Gottes Finger und Walten. Ruge hat nicht Unrecht, wenn er diese Verfassung und dieses Verhalten den „Pantheismus der unechten Religiösität" nennt und dieselben bezeichnet als jene apartchristlich sein wollende, in der That aber unchristliche Disposition des gläubigen Gemüthes, das Alles, auch das

Endlichste direct auf Gott beziehet, in Allem Gottes ausdrücklichen Willen siehet, alle Einfälle des empirischen Subjectes und alle Thorheiten, in denen es von der Vernunft abfällt, als directe Influenzirungen Gottes betrachtet und Andern gegenüber geltend macht, in allen Krümmungen und Zufälligkeiten des Geschickes, anstatt den wahren Grund und Ausgang in den analogen Krümmungen und Irrsalen des Gemüthes zu suchen, eine unmittelbare Führung Gottes zu erblicken sich gefällt." Wie milde und schonend Göthe über diese allezeit fertige Beziehung von Jedem und Allen unmittelbar auf Gott urtheilte und wie derb aber treffend ein Freund Göthes darüber gesprochen, ist schon anderwärts von mir mitgetheilt. Mich selber berührte es schon damals, als ich das Jugendleben Stillings mit Andacht las, bei meinem Mangel einer Erleuchtung, wie sie jenem als christliche Vollkommenheit erschien, wie eine religiöse Rohheit, wenn Stilling jede von ihm willkürlich herbeigeführte Veränderung seiner Lebensweise, seinen Entschluß mit Gottes Rathschluß identificirte und selbst bei offenbaren Fehlgriffen zu behaupten wagte, dieses und nichts Anderes habe Gott mit ihm vorgehabt. Bei den elendesten Veranlassungen, wo ein einfaches aide toi et le ciel t'aidera Muth und Entschlossenheit zu einer aus der Wirrniß hinausführenden That geben mußte, wird „mit Gott gerungen," wird derselbe nicht los gelassen um zu erfüllen, was der gute Stilling sich in den Kopf gesetzt. Nicht selten sind dieses aber nur sehr eitele Wünsche eines befangenen Herzens. Dieses unklare Getriebe einer nicht selten verirrten frommen Empfindung, das immerfort eine Verwechslung des Göttlichen mit dem Menschlichen herbeiführte, schwächte in mir die Verehrung, welche man übrigens der frommen Glaubensinnigkeit des sonst wackern Jung Stilling wohl schuldet. Derselbe erschien mir um die Zeit, wo ich seine Lebensbeschreibung las (Sommer 1829), eine keineswegs unbedeutende Individualität. Einmal war das Interesse, das Göthe an ihm genommen, wenn auch immerhin durch Einschränkungen begrenzt, ein offener Empfehlungsbrief an mein eigenes. Sodann hatte Jung als Arzt und Augenoperateur einen Namen. Er hatte also, was mir schon damals von hohem Werthe schien, einem bürgerlichen Berufe mit Hingebung und Erfolge obgelegen. Neben diesem Berufe hatte er

landwirthschaftliche Studien getrieben und die Nationalöconomie gelehrt, die Cameral- und Finanzwissenschaft gepflegt und in allen diesen Fächern nicht gemeine Kenntnisse auch öffentlich durch Schrift und Wort an den Tag gelegt. So konnte es mir bei eigener Neigung zum Polyhistorisiren nicht fehlen, daß dieser Mann in meiner Achtung einen erheblichen Platz einnahm. Ja, seine Tüchtigkeit als Gelehrter gereichte bei mir seiner Weise des Pietismus, zu der ich, wie ich mich auch dazu überreden lassen mochte, in meinem Herzen sehr wenig Wahlverwandtschaft verspürte, zu einer Art Entschuldigung. Ich konnte mir bei einiger Offenherzigkeit gegen mich selber das Geständniß nicht verbieten, daß das horazische Quandoque bonus dormitat Homerus vielfach auf Jungs Schriften Anwendung finde, in denen mir, die Wahrheit zu sagen, Manches nicht besser, als läppisch erschien. Dergleichen ketzerische Urtheile wagte ich aber bei Leibe nicht meinem Freunde oder sonst wem zu offenbaren. Ich fürchtete durch dergleichen Verlautbarung die Pietät gegen den lieben Mann zu verletzen, zu dessen Gunsten mein gutes Herz wider meinen Verstand in die Schranken trat. Die Anziehung, welche bei allem Abstoßenden von Jungs Frömmigkeit auf mich geübt wurde, war nichts anderes, als die in meinem tiefsten Innern sich kräftig regende Reaction gegen die Aufklärung, welche die immer mehr geahnete und empfundene Unendlichkeit des Gemüthes nicht zu befriedigen vermochte. Ob aber damals die Sympathien, welche ich allem Widerstreite des Verstandes zum Trotze für Stilling empfand, meinem noch stark der Aufklärung huldigenden Bewußtsein hinlängliches Gegengewicht wider die Abneigung gewährt haben würden, womit mich, wenn mir damals Stillings Scenen aus dem Geisterreiche bekannt geworden wären, diese erfüllt haben dürften, bezweifle ich. Die bornirte Zuversicht, womit hier über das verhüllte Jenseits, mit einem nicht weit reichenden Vermögen des Schauens Auskunft gegeben wird, diese ungescheute Vorlegung höchst willkürlicher Phantasien als einer wahrhaften Schilderung des Schicksales der Seelen nach dem Tode, würde ich damals mit aller Pietät schwerlich überwunden haben. Wie Himmel und Hölle gewiß nicht sind, kann man hier deutlich erkennen. Die Planetenwirthschaft, welche mir überall, wo sie mit der Jenseitigkeit des Lebens in

Beziehung gebracht wird, ein Dorn im Auge ist, würde allein mich von diesem wohlgemeinten Gemälde abgeschreckt und die überall herrschende grobe Vermenschlichung aller Situationen, welche aus dem Jenseits uns hier vorgeführt werden, hätten mir sicherlich den guten Stilling damals gänzlich verleidet, wenn sich Gelegenheit dargeboten hätte, sie kennen zu lernen.

Eine strengere Wissenschaftlichkeit und mehr Tiefsinn des Gedankens fand ich bei Heinroth, dessen Schriften mir während meines pietistischen Stadiums gleichfalls in die Hände gespielt wurden. Die kräftigere Geisteskost, welche dieselben dem Nachsinnen boten, stellte ein zweckmäßiges Gleichgewicht her, indem der Pietismus immer nur die Schaale der Empfindung zu füllen trachtete, das logische Bedürfniß aber sehr vernachlässigte und leer ausgehen ließ. Bei Heinroth trat mir nun ein lebendiger, wider alle dergleichen Beschränkung ankämpfender Sinn entgegen, welcher aber keineswegs ausschließlich den Verstand, sondern auch die Einbildungskraft in Anspruch nahm. Angezogen fühlte ich mich von Heinroth auch durch die Zufälligkeit, die ich mit ihm gemein hatte, daß es mir schon wie ihm, Bedürfniß geworden war, neben den Brodwissenschaften auch theologische Studien zu treiben, ohne daß mich ein entschiedener Beruf hierzu zog. Heinroth hat mich angeleitet, ein schärferes Auge auf psychische Gebrechen zu haben, welche ich bald, der gewöhnlichen ärztlichen Ansicht entgegen, weit mehr als Folgen einer verkehrten Lebenseinrichtung erkannte, die nicht sowohl durch körperliche Behandlung, Badereisen u. s. w. gehoben, als durch richtige Lebensführung beseitigt werden müssen. Heinroths Schriften konnten am besten von der schon durch Erasmus so nachdrücklich bekämpften ungesunden Lehre vom Glauben bekehren, welche nur beim Mangel einer richtigen Selbsterkenntniß sich Eingang zu verschaffen vermag. Auch Heinroths Seelenelement ist die Gläubigkeit. Mit starker Betonung predigt er den Glauben. Aber seine Werke sind Commentare zu dem Spruche des Apostels:

> Willst du aber wissen, leerer Mensch, daß der Glaube ohne Werk todt ist? (Jer. 2, 20.)

um dessen willen Luther, dessen Lehre er ganz klar widerlegte, den Brief des Jacobus eine strohherne Epistel nannte. Heinroth ist daher ein Kämpfer für die moralische Kraft, deren Vermögen Luthers Theorie ganz und gar leugnet. Obgleich er die Worte Pauli:

> Denn wir halten dafür, daß der Mensch durch den Glauben gerechtfertigt wird, ohne des Gesetzes Werke;

zum Motto eines seiner Bücher (der Pisteodicee) gemacht hat, obgleich er den Glauben für eine Arzenei erklärt in der Seelenheilkunde, obgleich er lehrt, daß durch den Glauben Gott unser wird, so behauptet er doch eben so nachdrücklich, daß diesem Glauben gegenüber die That stehen müsse, durch welche wir Gottes werden und jener Glaube, wie diese That sich gegenseitig voraussetzen, wie ein Pol den Andern. Keine That ist ohne Kraft und zu jeder geistigen That gehört ihm die moralische Kraft, auf deren Anwendung er überall dringt, und damit der Sündenfallslehre der lutherischen Bekenntnißschriften widerspricht. Er stehet mit seiner Ansicht fast auf katholischem Boden. Die Hauptkrankheiten des Menschen können ihm zufolge nur durch Erkenntniß der Wahrheit gehoben werden, denn der eigentliche Mensch ist nicht Leib, sondern Seele. Die Erkenntniß der Wahrheit entwickelt die moralische Kraft. Merkwürdig ist das Resultat von Heinroths Betrachtung des leiblichen Lebens in seinem Lehrbuche der Anthropologie: „Daß das Leben seinem Wesen nach, als Kraft der Erregung betrachtet werden muß, daß die Kraft der Erregung im Menschen am Höchsten gesteigert ist, daß nur Krankheit diese Kraft lähmt, daß die Krankheit die Folge gemißbrauchter Freiheit ist, daß die Freiheit unter Leitung der Intelligenz das Leben des Menschen zur vollen Gesundheit steigert und daß nur in diesem Zustande das ganze Maaß der menschlichen Kräfte erscheinen kann, deren Centralpunkt das Leben selbst, die Kraft der Erregung ist, welche wir jetzt, wo sie in seltenen Naturen einmal deutlich hervortritt, lebensmagnetische Kraft zu nennen pflegen. Da aber die Kraft der Erregung in das Nervenleben niedergelegt ist und das Nervenleben die Basis (nicht das Princip) des Anschauens und Erkennens eben so wie des Wollens und Wirkens ist: so folgt, daß bei der Steigerung desselben auch die

Erscheinungen seiner Thätigkeit gesteigert werden müssen, daß demnach ein vollgesundes, lebenskräftiges Individuum, sowohl was die Erkenntniß als die Wirksamkeit betrifft, mit der äußern Natur in Beziehungen tritt, welche vom gewöhnlichen Standpunkte des Lebens aus — dem Standpunkte der Schwäche und Beschränktheit — nicht zugegeben, wenigstens nicht begriffen werden. Was aber vom Individuum gilt, gilt auch vom Menschengeschlechte überhaupt, welches, künftig einmal in die Bahn der Vernunft zurückgeführt, sich zunächst in Beziehung auf die Natur, erkennend und wirkend, einen Grad von Einfluß verschaffen kann, der schon jetzt bei der Zersplitterung der Kräfte des Geschlechtes, wenn wir die Fortschritte unserer Physik vor Augen haben, nicht zu verkennen ist."

Die geistreiche, aller Kopfhängerei abholde Art, wie Heinroth seine Forschungen überall auf die Begründung seiner Orthobiotik (richtiger Lebensführung) hintreibt und dieselben durch alle Gebiete der ärztlichen Haupt- und Nebenwissenschaften zur Theologie emporhebt, mußten mich in einer Zeit sehr ansprechen, wo mich das Christenthum in der sehr einfältigen und ärmlichen Knechtsgestalt von Tractaten, Missionsberichten und andern dergleichen literarischen Artikeln heimzusuchen kam. Namentlich fesselte mich aber die „Psychologie als Selbsterkenntnißlehre," welche ich bald nach ihrem Erscheinen während einer Krankheit, die mir mehrwöchentlichen Bett- und Zimmerarrest auferlegte und die mich auf einer Reise, wenn auch in verwandtschaftlichem Hause, doch fern von der Heimath überfallen, in Ausfüllung meiner einsamen Stunden nicht ohne Frucht zweimal gelesen habe. Ganz neue Ansichten eröffnete mir der Abschnitt: das Gebet als der Eingang der Seele zu Gott. Am meisten aber muß ich noch heute an ihm schätzen, daß er neben dem Glauben, als der objectiven Bedingung des religiösen Lebens, welche er mit den Supranaturalisten für erforderlich erklärte, auch Gesinnung und That als unerläßliche subjective Bedingung jenes Lebens erfordert, wodurch er sich den Nationalisten anschließt. Wenn man seine Erörterungen unbefangen verfolgt, so kann man den auffallenden Satz: daß alle physische und geistige Krankheit nur Folgen von Sünden, also die Krankheit, welche andern Seelenkundigen zufolge die Sünde entschuldigen soll, im Gegentheil

gerade ein Beweis der Schuld sein soll, den bekanntlich der geistvolle Jarcke besonders beleuchtet hat, keineswegs mit Menzel toll finden.

Die Art von Supranaturalismus, welche ich durch Heinroth kennen lernte, vertrug sich übrigens recht gut mit den dogmatischen Belehrungen, welche mir die pietistische Sphäre zuführte, in der ich mich ohnehin vielleicht mehr literarisch als praktisch bewegte. Galt doch Heinroth selber bei einem großen Theile der deutschen Lesewelt für einen Mystiker. Gerade der Geruch des Mysticismus, in welchen er gerathen, ward ein Grund, daß er eine Geschichte und Kritik des Mysticismus schrieb, um den ungerechten Verdacht factisch zu widerlegen. Offenbar ist dieses Werk eine der schwächsten Hervorbringungen seines geistreichen Verfassers. Er weiß nichts von dem Unterschiede einer christlichen Mystik und eines mit dem Christenthume nur kokettirenden Mysticismus. Alle Mystik ist ihm nur Aftermystik. Um als Geschichtschreiber in diesem Gebiete aufzutreten, muß man doch wenigstens den Stoff, dessen historische Entwickelung man darlegen will, kennen lernen. Dies hat Heinroth in Bezug auf die mittelalterliche Mystik so wenig hinreichend gethan, daß er, auf ganz falsche Resultate gelangt, im Mysticismus nur einen krankhaften Auswuchs des menschlichen Wesens erkennt und denselben für einen Vorwurf des psychischen Arztes, für eine Quelle mannichfaltiger Seelenstörungen und mannichfaltiger damit verknüpfter körperlichen Leiden, erklärt. Er nennt den Mysticismus eine Herzenskrankheit. Wie vermag dies der nämliche Heinroth zu sagen, der in der oben mitgetheilten Stelle so schön über die Kraft der Erregung im Nervenleben gesprochen, der in dem nämlichen Abschnitte, welchem jene Stelle enthoben war, vor der Frage: giebt es Wunder? nicht erschrickt, sondern dieselben frei für Zeugnisse des göttlichen Geistes, der göttlichen Kraft erklärt, die auch unter dem ausgeartetsten Geschlechte Statt finden, wenn auch nicht aus demselben entspringen können. „Nicht eher, sagt er, als bis wahrhaft Heilige wieder erscheinen, werden wir auch wieder Wunder sehen; und wer weiß denn, ob es nicht noch so weit mit der Verdorbenheit der Menschen kommt, daß sie wieder der Wunder bedürfen, um zum Geiste erweckt zu werden? Gewiß, wenn die Selbstsucht, die jetzt die Herrschaft

über die Welt hat, und deren Kind, aus ihrer Ehe mit dem Dünkel erzeugt, der Unglaube ist, die Demuth und den Glauben und ihre Gefährtin die Liebe einmal ganz unterdrücken sollte: dann könnte es vielleicht geschehen, daß der Geist durch neue Wunder das geistig ersterbende Geschlecht zu neuem geistigen Leben erweckte. Dies ist aber die Sache der Vorsehung, deren Wege wir eben so wenig bestimmen, als begreifen, sondern von denen wir nur wissen können, daß sie nicht unsere Wege sind. Es folgt hieraus, daß man sich nicht täuschen lasse, und etwa auf dem Wege des sogenannten animalischen oder Lebensmagnetismus zu der Quelle der Wunder, wie wissenschaftlich so praktisch, aufzusteigen wähne."

Ich ließ es mir wohl gefallen, wenn Heinroth mir bewies, daß das Leugnen der Offenbarung durch Wunder das Wirken des Geistes und seiner Kraft leugnen heiße und hörte gern, wenn er behauptete, die Wunder natürlich erklären heiße den Geist aus der Natur, das Licht aus der Finsterniß ableiten. Dagegen machte mich Heinroths Hypothese von der Materie mehr stutzig, als sie mich überzeugte. Ihm ist die Kraft der Träger aller Dinge und die Dinge selbst sind nur Erscheinungen der gesetzlich gebundenen Kraft; die Erscheinungen unserer Sinne aber tragen darum das Gepräge der Körperlichkeit an sich, weil unsere Vorstellkraft alle den Raum erfüllende Kraft nur unter den Formen des Starren und Flüssigen erscheinen siehet. „Das Experiment, sagt Heinroth, hat es gezeigt, daß alles Starre sich in Flüchtiges und Flüssiges, alles Sichtbare sich in Unsichtbares auflöset und dieses hinwiederum sich zur sichtbaren Erscheinung verdichtet, folglich ein immerwährendes Auf- und Niedersteigen der Kräfte den Wechsel der Naturerscheinungen begründet." Heinroth misset es nur der Schuld unseres unreifen Denkens bei, daß wir unsere innere Nöthigung, in allem Wechsel etwas Bleibendes anzuerkennen, auf den Begriff materieller Substanz übertragen. Er meint, daß wir, wenn wir consequent sein wollten, den Begriff der Substanz nicht an den der Materie, von der wir zuletzt nichts in den Händen behalten, sondern an den der Kraft knüpfen müßten, die ja sowohl in als außer uns, allein das Ausreichende sei, um alle Wirkung zu erklären; denn die Kraft sei ja eben das Wirkende und aus

der Wirkung der Weltkräfte auf unser Empfindungsvermögen entstehe uns ja die Vorstellung von der Welt; und was sei dann die Welt für uns, ohne unsere Vorstellung von ihr? Unsere Vorstellung ist Heinroth zufolge unsere Rückwirkung auf die Einwirkung der Weltkräfte, und die Welt ist nichts für uns ohne unsere Vorstellung. Die ganze Welt, welche wir vor uns haben, ist eben nichts als eine Vorstellungswelt; und alles Einzelne, welches wir darin unterscheiden, als Sichtbares, Hörbares, Riechbares, Schmeckbares, Tastbares u. s. w. ist nur unsere mannichfach modificirte Empfindung, die wir zu einem Ganzen von Vorstellungen zusammenreihen. Was wir Stoffe nennen, sind selbst nur Vorstellungen von der Beschaffenheit des äußerlich auf uns Einwirkenden und wenn es Stoffe giebt, so bestehen sie nur in unsern Vorstellungen, sind die Theile derselben, die wir mit Theilen der Dinge verwechseln. Die Dinge sind nichts Anderes, als die nothwendigen Erzeugnisse äußerer individueller Kräfte, die unser Empfindungsvermögen auf bestimmte Weise afficiren. — Es wollte mir gleich anfangs nicht einleuchten, daß mit dieser Auflösung der Welt in ein Reich von Kräften, die unter bestimmten Gesetzen stehen und unserer Vorstellkraft und den Gesetzen unserer Vorstellung homogen sind, so außerordentlich viel gewonnen sein sollte, als Heinroth vermeinte, der sich so sehr darüber freuete, daß nun das ganze Weltgewebe sich in die beiden Fäden: Kraft und Gesetz auflöse, daß diese beiden den wahren Weltstoff ausmachten und wir in uns selbst eben nichts Anderes fänden, als diesen Stoff und unser ganzes Wesen nichts Anderes sei als Kraft und Gesetz. Dieser Theorie mußte ich, durch mein Selbstgefühl und Bewußtsein bestimmt, welches in der unabweislichsten Überzeugung von der Vorhandenheit der Materie (des Fleisches), dieselbe als den Heerd der sündlichen Regungen erkannte, widersprechen. Auch vermochte ich sie mit den mir nur eben erst einzuleuchten anfangenden Lehren von der Auferstehung, der Herrschaft der Sinnlichkeit und selbst den Wundern, zu deren Advocaten doch Heinroth selber sich aufwarf, nicht zu reimen. Die ganze Geschichte ist ja auch, wenn auch von unsichtbaren Kräften getragen und gewirkt, für den Beobachter der Thatsachen ein Vorgang in der äußern, in der sinnlichen Welt, ohne welche es der Entwickelung der Be-

gebenheiten in der Zeit an einem Schauplatze mangeln würde. Ich würde also, wenn Heinroth Recht zu geben gewesen wäre, mich nicht haben entbrechen können, den ganzen gesammelten Geschichtsstoff nicht minder als eine Sammlung von Vorstellungen aufzufassen, welcher eben nichts Wirkliches in der ebenfalls nur scheinbaren Außenwelt entspräche. Gegen eine solche Annahme sträubte sich aber die Mächtigkeit meiner Empfindung von der Positivität des geschichtlichen Elementes. Was sollte, auf diese Denkretorte gebracht, aus der Verwandelung der Natur und Creatur durch den Sündenfall, aus den wundervollen Thatsachen des Christenthumes werden, was aus einer äußerlich offenbarten Religion, aus den historischen Personen Christi und seiner Heiligen? Hier lag also ein Cardinalpunkt, an welchem meine Wege sich von denen Heinroths trennen mußten, wenn ich meine ganze Individualität ihm zu gefallen nicht zertrümmern wollte.

Eben so wenig im Einklange mit den heiligen Urkunden der Christen so wie den heiligen Überlieferungen der Völker, welche allesammt einen anfänglichen vollkommenen Zustand der Menschheit annehmen, ein goldenes Zeitalter, in welchem Unschuld und Weisheit herrschten, auch der Mensch eine unmittelbare Herrschaft über die Natur und ihre Kräfte besaß, fand ich Heinroths Ansicht über den Ursprung und den Fall des Menschengeschlechtes. Die Schöpfung des Menschen und seine Gottebenbildlichkeit, so wie den Eintritt des Sündenfalles betrachtet Heinroth mit ziemlich orthodoxen Augen. Allein in der Beschaffenheit und den Wirkungen des Sündenfalles, welchen er wie eine Art magischen Schlag betrachtet, schien er mir von der Wahrheit, wie die Religion und die heilige so wie die Profangeschichte dieselbe lehren, beträchtlich abzuweichen. Der Mensch fiel, wie auch Heinroth lehrt, dadurch, daß der Dämon des Selbstseins ihn anhauchte. Er zog damit auch sein Geschlecht in seinen Fall. Seitdem wohnt in allen Menschen das Selbst und sein Streben, je mehr versteckt, desto feindlicher und unser Selbst nur scheidet uns vom Schöpfer. Die Folge dieses Falles ist aber nach Heinroth eine plötzliche und völlige Bewußtlosigkeit des Himmels, dem er entfallen*). Die

*) Hierin hatten die Heiden Cicero und Seneca schon christlichere An-

Folge der Urſünde erſcheint ihm als der Zuſtand der Clairvoyants nach ihrem Erwachen aus dem magnetiſchen Schlafe, welche auch vergeſſen haben, was ſie in dem erleuchteten Zuſtande während des magnetiſchen Schlafes geſchauet und empfunden. Die Erde und die Natur, welche ihm vorher das Paradies waren, ſind dem Menſchen mit einem Male verſchloſſen und die Stätte der Seligkeit und Freude erſcheint ihm als der Ort der Vergänglichkeit und Mühe. Seine Kräfte und Vermögen, deren Gebrauch und Umfang ihm vorher wohl bekannt waren, ſind mit einem Male eingehüllt und nur das immer mannichfaltiger erwachende Bedürfniß lehrt den Menſchen dieſe Kräfte hervorzurufen, anzuwenden und auszubilden. Gegen die Natur, deren Herrſcher er vorher geweſen, ſtehet er da als ein Bettler, als ein Unwiſſender, als ein Ohnmächtiger. Er lebt von ihrem Almoſen, er kennet nicht die Quellen, aus denen es fließt und vermag nichts gegen ihre Macht. Gleichwohl ſtehet die Natur um ihn her offen, iſt ihm Preis gegeben, ladet ihn auch wohl ein, ſich mit ihr vertrauter zu machen und ihre Schätze, wie ihre zerſtörenden Kräfte zu ſeinem Beſten zu verwenden. In Folge deſſen beginnt er zu fordern, zu forſchen und verſucht ſeine eingeborenen Herrſcherkräfte. Jagd, Viehzucht, Ackerbau ſind die erſten Schritte des Menſchen zur Wiedererlangung der Herrſchaft über die Natur. Der Fund des Eiſens vollendet dieſe Herrſchaft in Meißel und Schwert. Der Menſch kann an die Natur ſo weit fordern, als er herrſchen kann und nur ſo weit herrſchen, als er begreift. In dem Maaße, als ſeine Einſicht wächſt, verwandelt ſich ſein Verhältniß zur Natur. Daſſelbe ſtehet daher mit dem Grade ſeiner Intelligenz auf einer Stufe. —

Dieſe Anſchauungsweiſe vermochte ich weder mit der bibliſchen Erzählung noch mit den Sagen anderer alten Völker zu reimen, wonach an dem Menſchen auch nach dem Falle noch alle

---

ſchauungen als der Chriſt Heinroth. Cicero ſagt (Tuscul. I. 12): Antiquitas quo propius aberat ab ortu et divina progenie, hoc melius ea fortasse, quæ erant vera cernebat. Seneca aber äußerte ſich in Bezug auf die Menſchen der Vorwelt: Non dubitaverim fuisse magni spiritus viros, utpote a Diis recentiores.

jene Vorzüge sichtbar gewesen, durch welche er sich als ein Wesen von göttlichem Geschlechte, weit über die Thierwelt erhebt. Wozu das Paradies und die Unschuldsschöpfung, wenn der unerklärliche Sprung aus der Paradiesesweisheit in die nebelhafte älteste Naturlehre, welche Heinroth selber als ein finsteres heidnisches Gewebe schildert, alle jene schönen Anfänge in völliges Dunkel und Vergessenheit begrub? Wenn das Verderben der Menschheit durch den Sündenfall als ein so durchaus plötzlicher Umschlag und rascher Sturz genommen wird, daß der Mensch, wie im Nu mit jener Blindheit, welche ihn unter die Natur hinabstieß, geschlagen wurde und er sich in der Art wieder aufrichten muß, als Heinroth meint, so kann ich mir die Nothwendigkeit des Unschuldsstandes eben so wenig begreiflich machen, als die Reste der tiefen noch heute staunenswerthen Weisheit, welche sich in den Geheimlehren der alten Völker erhalten haben. Ich kann der Heinrothschen Ansicht kaum einen andern Vorzug vor jener aus dem seichten Raisonnement der französischen Encyclopädisten hervorgegangenen Mißgeburt alles Philosophirens einräumen, wonach die Menschheit geradezu von der niedrigsten Stufe der Cultur, deren Möglichkeit allein sie von der Thierwelt unterschied, nur allmählig zu der hohen Stufe von Civilisation und Bildung gekommen, deren sich unsere Zeit rühmt, daß Mangel und Furcht, tägliches Bedürfniß und feindliche Conflicte nach und nach wie die Gewerbe, so auch Künste und Wissenschaften, Religion und Sitten, überhaupt alle hohen Vorrechte des Menschengeistes erzeugt hätten. Eine unbefangene Ansicht verschließt die Augen nicht vor der Wahrnehmung, daß die Geschichte selbst von einer frühern Blüthezeit der Cultur des Menschengeschlechtes zeugt, so wie, daß es nicht vom Zustande der Wildheit, Rohheit, der Gewaltthat und des Unrechtes, sondern vom Besitze hoher, jetzt verloren gegangener Kräfte und Erkenntnisse, von einem seligen Frieden ausgegangen. Eine solche Ansicht, welche zugleich anerkennt, daß die ältesten Überbleibsel des menschlichen Forschens sich durchaus nicht mit Gegenständen der Lebensnothdurft befassen, scheint doch unvermeidlich zur Annahme führen zu müssen, daß der Mensch die höhern Kräfte, mit denen ausgestattet er aus des Schöpfers Hand hervorgegangen, nicht allgemein und durchaus mit einem

Male verloren. Der Verlust erfolgte vielmehr gradweis und je weiter er in Folge des durch den Fall erzeugten Verderbens hinuntersank von der anfänglichen Höhe, wurden ihm jene Kräfte und Einsichten von Stufe zu Stufe allmählich entzogen. Vieles von dem Ursprünglichen verblieb dem Menschen, theilweis ihm selber dunkel und räthselhaft, noch eine Zeit lang, diente aber wohl eben des damit durch unreine und frevelhafte Hände getriebenen Mißbrauches wegen, die Entartung und Verwilderung, welcher die Völker einmal verfallen waren, zu fördern und den Zwiespalt mit dem Göttlichen noch tiefer auszuklüften. Heinroths Ansicht (welche sich zwar dadurch eine Hinterthür offen erhält, daß er neben her ganz verstohlen des kleinen Volkes gedenkt, dem der Glaube geblieben war und das am Glauben herangezogen wurde) scheint mir vor der gewöhnlichen aus dem Unglauben hervorgegangenen Hypothese keinen sonderlichen Vorzug zu haben, wonach der ursprünglich als eine Art Halbthier geschaffene Mensch mit seiner Anlage zur Vernunft und durch Noth und Bedürfniß gespornt sich, nachdem er in Folge der Nothwendigkeit gegenseitiger Verständigung die Sprache erfunden, allmählig in die beglückende Sphäre der Cultur aus jenem wilden Zustande emporgearbeitet haben soll.

So sehr mich Heinroths gläubige Philosophie anzog, so wenig wollte mir doch seine Verbindung der Philosophie mit dem Glauben, als eine Durchdringung beider mit einander, erscheinen. Philosophie und Glauben stellten sich mir vielmehr als gesonderte Elemente dar und das philosophische stieß mich vom Ganzen oft genug zurück, weil mir hierin Heinroth dunkel und unklar erschien. Er ist weniger darauf ausgegangen, die Philosophie mit dem Glauben, als den Glauben mit der Philosophie zu durchwürzen, weshalb ich ihn auch später weit weniger beachtete, nachdem ich Schubert, Steffens und andere Denker hatte kennen lernen, denen meines Erachtens jenes besser geglückt war. Gewiß aber hat der geistreiche Heinroth zu seiner Zeit kräftigst das Seinige dazu beigetragen, daß ich den Einseitigkeiten, in welchen der Pietismus so leicht zu Schaden kömmt und wissenschaftlich untergehet, nicht verfiel oder erlag.

Recht gut war es in dieser Beziehung auch für mich, daß mir sogleich nach seinem Erscheinen Hoßbachs treffliches Buch

Philipp Jakob Spener und seine Zeit (Berlin 1828),

in die Hände fiel, das ich mit Heinroths Psychologie und dem neuen Testamente abwechselnd auf dem Krankenbette mit Aufmerksamkeit las, als mir das bereits erwähnte langwierige Fieber zusetzte. Ich wurde dadurch auf die vortrefflichste Weise in dem historischen Apparate einheimisch, dessen Kenntniß das richtige Urtheil über den Pietismus bedingt. Später habe ich aber gefunden, daß Hoßbach die große dogmatische Kluft, welche die lutherische Orthodoxie von den Glaubensansichten Speners trennt, sehr wenig sehen läßt und wohl weil er sie selber nicht deutlich genug erkannte, zu der sehr unrichtigen Meinung sich verleiten ließ, daß der Meinungsstreit zwischen beiden Parteien im Grunde nichts als ein Wortgezänk gewesen sei. Wenn man sich vergegenwärtigt, was oben bei Gelegenheit des Streites zwischen Luther und Erasmus über den freien Willen gesagt worden und was die Symbole der lutherischen Kirche über den Urstand des Menschen, über die Erbsünde mit ihren Folgen und die Rechtfertigung lehren, so wird man sich schwerlich verhehlen können, daß Spener und die Seinigen, indem sie die Wiedergeburt in die Umschaffung des ganzen Menschen setzten, indem sie den rechtfertigenden Glauben ohne das heilige Leben als einen trügerischen Glauben bezeichneten, indem sie die guten Werke der wahrhaft und lebendig Gläubigen, als vollkommen darstellten, indem sie die Lossprechung von den Sünden, ohne wahre und aufrichtige Buße für kraftlos erklärten, indem sie eine hohe Meinung von der Nutzbarkeit ihrer Andachtsübungen unterhielten, überhaupt auf ein praktisches Christenthum bestanden u. s. w., sehr weit von der orthodoxlutherischen Lehre sich entfernten, in demselben Maaße aber der katholischen durch jene verworfenen Ansichten sich näherten. Der Anklang, den Speners Meinungen in allen wahrhaft christlichen Herzen unter den Lutheranern fanden, während die Orthodoxie nur durch ein Pfaffenthum vertreten wurde, das in einer Kirche, welche gegen allen Papismus protestirte, besonders befremdlich war, konnte für den Kundigen schon damals als Fingerzeig gelten, wie sehr jene von Luther verworfenen Dogmen

der Natur des unbefangenen Christen zusagen müssen, während die Starrheit und Unfähigkeit, die Glaubenslehre so zu behandeln, daß sie Herz und Willen bewegen, lediglich als ein Hervorgang aus der Rechtfertigungstheorie Luthers und dessen canonisirter Ansicht über den freien Willen und den Glauben zu erachten waren. Eben so entgegengesetzt war dieses Reformators lebensfroher, praktischer Philosophie, welche Wein, Weiber und Gesang zur Verschönerung des irdischen Daseins forderte, die düstere Moral der Pietisten, welche Tanz, Spiel und andere herkömmliche Vergnügungen als Werkstätten des Teufels verwarf und dem natürlichen Menschen sehr schwer ankommen mußte. Auch hier kam doch eigentlich nur ein von Luther widernatürlich unterdrücktes Element wieder zum Vorschein, indem die Verdienstlichkeit der Enthaltung von sinnlichen Genüssen, gesellschaftlichen Vergnügungen und andern irdischen Freuden im Heidenthume sowohl als im katholischen Christenthume stets als ein Mittel betrachtet waren, den natürlichen Menschen Gott näher zu bringen. Wenn diese jedem unbefangenen Gemüthe sich von selbst darbietende Überzeugung in der Spenerschen Schule zu einer Carricatur ausgebildet wurde, so ist daran dieselbe Einseitigkeit Schuld, welche sich allen separatistischen Bemühungen und Sondermeinungen aufzuheften pflegt. Einer gleichen Verirrung verdankte das krankhafte, empfindelnde und tändelnde Wesen, das noch heute den Pietisten anklebt und so viele glaubenswillige Gemüther vor ihrem Treiben zurückschreckt, seine Entstehung. Denn indem der praktische und an sich richtige Hauptgedanke an die Spitze gestellt wurde, daß es dem Christen mehr gezieme fromm, als gelehrt zu sein, bemüheten sich beschränkte Geister denselben zu einer Verachtung von Kunst und Wissenschaft, „der Menschen allerhöchsten Kraft," zu verarbeiten und einen Ekel an Philosophie und Speculation zu verbreiten, in Folge dessen ihnen feste, bestimmte, den Verstand erleuchtende Begriffe ein Abscheu wurden. Daher ward der Werth einer tüchtigen wissenschaftlichen Bildung immer mehr verkannt und der geist- und herzlosen Beschäftigung mit todten Formeln und dogmatisirendem Strohdreschen gleich geachtet, zu welcher die Vorspenersche Theologie ausgeartet war.

Hier ward denn auch mir die Achillesferse des Pietismus bemerkbar,

deren Auffindung mir sehr erleichtert wurde, als ich mit den Erbauungsschriften der Brüdergemeinden Bekanntschaft machte, in denen bekanntlich der von Zinzendorf und seinen Freunden Wattenwille und Spangenberg in diese Gemeinde eingeführte pietistische Grundton vorklingt. Auch diese Secte, welche hervorgegangen war aus der Überzeugung ihres Stifters, daß die lutherische Kirche als ein Ganzes und in ihrer damaligen Gestalt unwiderbringlich dahin fallen müsse, glaubte sich die Aufgabe stellen zu müssen, die christlichen darin noch vorhandenen Trümmer zu sammeln und zu retten, indem sie dieselben in sich aufnehme, den größern unheilbaren Rest aber sich selber und seinem Verkommen überlasse. Zinzendorf selber verkündete ja, daß die lutherische Kirche so ausgesogen, entsalzet und entwürzet werden solle, daß Nichts, als ein bloßes Skelett übrig bleibe. Die Brüdergemeinde ist also ebenfalls einer von den wider die Berufung Luthers auf Gamaliels Rath aufgetretenen Zeugen, deren so viele im Laufe der drei letzten Jahrhunderte vergeblich und ungehört ihre Stimme erhoben haben, um zu beweisen, daß Luthers Lehre sich nicht zu halten wisse, weil sie Menschenwerk sei. An der Organisation der Brüdergemeinde nahm ich ein geringes Interesse; denn so sehr sie sich den Anstrich giebt, die Einrichtungen der apostolischen Zeit zu repristiniren, so wenig kann die verwickelte Verfassung, die sie zu diesem Ende hat annehmen müssen, sich das Prognosticon stellen, jemals allgemein zu werden, weil sie als unnatürlich allezeit den größern Theil der Christen, wie das Zeugniß der Kirchengeschichte wider sich haben und daher niemals der Verheißung, daß eine Heerde der Gläubigen sein solle, Vorschub leisten wird. Alberti's Predigten und Spangenbergs Leben des Grafen Zinzendorf waren die ersten herrenhuthischen Werke, welche ich mir anschaffte. Einen großen Anstoß nahm ich an der Kreuz- und Bluttheologie, welche so vielfachen Spott hat erfahren müssen. Am deutlichsten kann man sich dieselbe veranschaulichen aus des Grafen Zinzendorf Litanei des Lebens, Leidens und der Wunden unseres Herrn Jesu Christi, in welcher der erlauchte Verfasser „mit beigefügten herzlichen Seufzern und Gebetlein" alle Umstände vom Leben und Sterben des Heilandes durchgehet, wozu ihm das selige Verscheiden eines Bruders unter

lauten Seufzern zu den Wunden Jesu die nächste Veranlassung gegeben. Nicht zufrieden hiermit, ließ der Graf noch Vierunddreißig Homilien über die Wundenlitanei der Brüder erscheinen. Da die Herrenhuther die Religion fast ausschließlich als eine Sache des Gefühls betrachten, dem Verstande aber dabei mehr, als billig den Rücken zuwenden, so mußte sich ihnen unter den Bildern, durch welche in der h. Schrift das Mittleramt Christi veranschaulicht wird, besonders die Idee vom Opferlamme, das der Welt Sünde trägt, empfehlen. Man konnte eine Süßigkeit und einen Seelengenuß darin finden, die Verwirklichung dieser Idee in dem dramatisch sich entwickelnden Leiden des Heilandes, welche jenen Gedanken dem Auge so nahe legen, anzuschauen. Mich hat, da ich mit den Brüdern schon seit langer Zeit den Tod Christi für den Mittelpunkt des christlichen Glaubens habe erkennen müssen, die stete Beherzigung und Erwägung dieses Todes in ihren Schriften und Vorträgen nicht verdrießen können, welche fast alle auf die Vergießung des Blutes Christi ausgehen, oder dahin zurückführen. Allein mich hat vom Anfange an der Mangel des Tiefsinnes und die Oberflächlichkeit des Gedankens unangenehm berührt, womit die Herrenhuther an der Äußerlichkeit der bis in die kleinsten Einzelheiten durch ihre Phantasie ausgemalten Thatsache des letzten Leidens Christi hängen bleiben und sich an der Unmittelbarkeit der Vorstellung genügen lassen, ohne in der Empfindung und dem Gedanken den wundervollen Gegenstand weiter auszutiefen oder zu erhöhen. Ich bin keiner von denen, welche die unzähligen Mißhandlungen, die das schuldlose Lamm geduldig für uns erlitten, aus Weichlichkeit oder aus Ekel vor dem Leiden, in einem durch die Rede oder den Pinsel entworfenen Bilde nicht anzuschauen, oder deren Erzählung nicht anzuhören vermag. Ich schäme mich einer solchen Weichlichkeit, eines solchen Ekels, wenn sich damit in menschlicher Schwachheit meine Seele erfüllt und halte dafür, daß mich dabei lieber jenes Entsetzen erfassen sollte, das den Mörder ergreift, der die geleugnete Schuld durch furchtlose Legung seiner Hände auf des Erschlagenen Wunden vollends abweisen soll. Denn da er auch meine Schuld trägt, so hat er für mich mitgelitten und ich wüthe, wenn ich wider ihn und sein Gebot handele, was ja leider täglich

geschiehet, ärger gegen ihn, als seine Mörder, die doch nur gegen den unerkannten Bruder, Erlöser, Gott wütheten, der seit fast zwei Jahrtausenden sich in seiner Herrlichkeit längst verklärt hat, so daß eine Unwissenheit mir nicht zur Entschuldigung gereichen kann. Die Sünden der Menschen sind nur Anschlüsse und Fortsetzungen zu den Mißhandlungen, welche der Sohn des Menschen in der Zeit erlitt, wie in den unzähligen Bußgebeten anerkannt worden, welche den Gedanken ausdrücken: Herr laß mich lieber sterben, als daß ich dich nochmals durch Sünde beleidigen sollte. Ich tadele daher die Herrenhuther nicht, wenn sie von dem Gedanken nicht loskommen zu können scheinen, daß sie arme Sünder sind, daß auch um ihretwillen dem Heiland alles jenes Leid geschehen und sie durch ihre Sünden Theil haben an der Mißhandlung Christi; ich finde nur eine der Weite, Höhe und Tiefe des Christenthums widersprechende Beschränktheit darin, wenn sich die Mitglieder der Brüdergemeinde in einem eng begrenzten einförmigen Kreise von hergebrachten Redensarten und stereotyp gewordenen bildlichen Bezeichnungen umher bewegen, wenn sie sich bei den einzelnen Wunden des Erlösers andächtig aufhalten und kein höheres und anderes gleich wichtiges Geschäft, als dieses zu kennen scheinen, dabei es aber gleichwohl zu nichts recht Erklecklichen bringen, indem sich daraus so häufig weniger eine sittliche Kraft, als leere und hohle Gefühle entwickeln, wie ich an manchen Leuten betrachtet habe, die dieser Gesellschaft angehörten. Wahrhaft empört aber hat mich die ekelhafte und schmutzige Art, wie man (namentlich Zinzendorf) die ehelichen Verhältnisse auf Christi Wunden übertragend, seine christlichen Vorstellungen in der Brüdergemeinde sich zu versinnlichen erlaubt, nach Art der Manichäer, die sich eine ähnliche geistliche Unzucht verstatten zu können glaubten. Diese Einseitigkeit und der Mangel an höherm Aufschwunge, der die fromme Gefühlständelei weniger verschleiert, als offenbaret, so wie die Geschmacklosigkeit ihrer andächtigen gebundenen*) und

*) Die schlechten Verse der herrenhuthischen Poesie sind sprüchwörtlich geworden. Ein so großer Mann Zinzendorf war, so wenig Geschmack besaß dieser Chorführer. Mit Recht sagt Vilmar, daß die Zinzendorfische geistliche Poesie in vielen Punkten eben nichts anderes ist, als ein Lohen-

ungebundenen Rede, ließen mich doch vom Anfange an in der religiösen Atmosphäre, welche sich die Andacht und Frömmigkeit

---

stein, der zum Herrenhuther geworden. Wie kann, vollends in gegenwärtiger Zeit der Gesang von Versen folgender Art erbauen: Wären von dem Sündenfalle, Unsre Wunden noch so tief Und die Seele noch so schief, Gnade heilt die Schäden alle — oder: Wie nah Er, ihr einiges Herz, Wie ganz in ihrer Nähe Er auf sie blickt niederwärts: Ach, nur ihr Aug' ist zu! Sonst Alles offen und selig im Genusse Seines Daseins Sabbathsruh. Oder: Komm du hochbewährter Arzt, Der du selbst Arznei uns wardst, Dring' in unsrer Herzen Schrein Mit den Lebenssäften ein — oder: Mein Sohn! nimm hin die Absolution Und sieh mich an und glaub'; Und stehe auf und freue dich Und zieh dich an und lauf! ꝛc. — Man muß freilich dem edeln Zinzendorf nicht zu hoch anrechnen, was in seiner Rede Zeitfehler ist; doch kann man sich heutzutage des Lächelns nicht erwehren, wenn man von dem *außerordentlichen* Tage liest, wo er von dem, was sein Schöpfer für ihn gelitten, so lebhaft gerührt ward, «daß ich zuerst tausend Thränen vergoß und mich nach diesem noch genauer an ihn attachirte und zärtlich mit ihm verband. Ich continuirte mit ihm zu reden — wenn ich mich auch nicht recht explicirte u. s. w.» — Am meisten versündigte sich aber der fromme Mann in seinen Gefühlsverirrungen gegen den guten Geschmack und das vom Schöpfer uns eingeborene Schönheitsgefühl, so wie gegen den Ernst gründlicher Bußfertigkeit in den kindischen Spielereien des andächtigen Aberwitzes unpassender Diminutiven, welche auf homöopathische Weise durch Verringerung der Dosis die Wirkung und Kräftigkeit verstärken sollten. Er fand keinen Anstoß darin, von Gott als von dem Papachen und süßen Mamachen zu reden, z. B. in den Liederversen: Ich liebe mein Papachen, Ich liebe mein Mamachen Und Bruderlämmelein, Ich lieb' die lieben Engel, Ich lieb' den obern Sprengel, Das Kirchlein und mein Herzelein. — Noch stärker fast sind folgende Verse: Nichts ist doch freundlicher als unser Herrchen, Nichts liebt sich doch so sehr als seine Närrchen, Nichts predigt kräftiger als Wundenpfärrchen, Nichts singet lieblicher als Jesu Lerchen. Drum bleib ich unverrückt im Bund der Närrlein Und liebe ewig der Närrchen Herrlein. — Die Würdelosigkeit dieser Redeweise wird etwa nur durch das Lied: was macht ein Kreuzluftvögelein? oder das Lied: Nun hör' du Kreuzluftwölkelein, überboten. Im letztern wird die bekannte Frage aufgeworfen: Was ist ein Kreuzluftstäubelein? Was ist ein Kreuzlufthähnelein? Wie macht's das Kreuzluftbienelein? Wie thut das Kreuzluftschäfelein? Wie macht's ein Kreuzluftkälbelein? Wie macht's das Kreuzluftschnäbelein? Was ist ein Kreuzluftmägdelein? — Knäbelein — Männelein — Weibelein? — Wie man diese überaus unschicklichen Lieder zu singen nur im Stande gewesen,

der Brüdergemeinde geschaffen, nie recht heimisch werden. Namentlich aber konnte ich mich mit der ausschließlich praktischen Richtung, welche auch die Kreuz- und Bluttheologie*) in den

ist mir ein musicalisches Räthsel. Erdmann Neumeister in Hamburg kann man es, wenn man dergleichen widerwärtige Erzeugnisse geistloser geistlicher Tändelei liest, kaum verargen, wenn er sich zu der harten Äußerung hinreißen ließ: Beelzebub habe in Herrnhut ein ganz sonderliches Nest gebauet und sich nicht gescheuet, seinen Dreck unter Balsam zu mengen. — Um das Sprichwort: Und wie die Alten sungen, so zwitscherten die Jungen, nicht zu Schanden werden zu lassen, bemüheten sich Zinzendorfs Jünger und die geistlichen Dichter der Brüdergemeinde in seltsamen und lächerlich abgeschmackten Reden und Bildern die Geheimnisse des Christenglaubens der andächtigen Menge nahe und zum Verständnisse zu bringen. Zur Ehre der spätern Pfleger der Brüdergemeinde muß anerkannt werden, daß diese abenteuerlichen Mißgeburten einer frommen Phantasie aus dem musicalischen Theile der christlichen Erbauung entfernt sind.

*) Einige Ansichten über diesen Gegenstand und die in dem Sinne dieser Anschauungsweise gemalten Passionsbilder, die ich bereits vor 14 Jahren aus Anlaß der Betrachtung des Kalvarienbergs bei Steinach am Fuße des Brenners in Tyrol niederschrieb, füge ich um zu zeigen, daß meine Ansichten nicht von gestern sind, so wie um den Gegenstand näher zu beleuchten, in dieser Anmerkung bei. «Die Malerei (so äußerte ich mich in einem Briefe an eine Freundin) der Stationsbilder dieses Kalvarienberges war, wie in der Regel, abscheulich, um so abscheulicher, als ein für die Kunst und das ästhetische Gefühl widerlicher Gegenstand der Vorwurf war. Dieser Umstand läßt uns auch besser, als diese, ausgefallene Darstellungen verwerfen. Ich hatte bisher geglaubt, daß der Widerwille, welchen die Betrachtung dieser Passionsbilder erregt, rein ästhetisch zu erklären sei. Allein ich habe denn doch nun gefunden, daß die psychologische Idiosynkrasie, welche diese Bilder in uns erwecken, auch ein Stück vom alten Adam ist und eben sowohl in der moralischen als der ästhetischen Natur des Menschen wurzelt. Dem alten Adam ist es unerträglich, in seinem Seelenschlummer durch das mächtige Aufrütteln, das solch ein Anblick mit sich bringt, gestört zu werden. Der Heiland in den bittersten Leiden, in jammervoller Knechtsgestalt, dem Hohne und der Bestialität der Juden, der Kriegsknechte und seiner Henker ausgesetzt, verspieen und gegeißelt, erliegend unter der Last des auferlegten Kreuzes, wund an Händen und Füßen vom Zerren der Stricke, gestachelt von der Dornenkrone, die sich unter dem Kreuze noch tiefer in die Schläfe drückt, kurz in jeder Beziehung ein Bild des Jammers und grausenden Entsetzens, bringt uns mächtig und grell vor das Bewußtsein die Schänd-

Vordergrund alles religiösen Apparates geschoben, vom Anfange an nicht befreunden. Hinterher ist mir das Verständniß der Nicht-

---

lichkeit unserer Trägheit, unseres Wohllebens, unserer Vergnügungssucht, der Vernachlässigung des Zieles, zu dem wir berufen, die Scheu vor jedem noch so kleinen Opfer, welches uns auf dem Wege zum Ziele angesonnen wird. Wir entsetzen uns, daß wir so noch gar nichts gelitten und für die gute Sache erduldet haben. Unserer Lauheit tritt strafend, durch die sichtlichen Leiden des Erlösers geweckt, das Gewissen entgegen und wir verzweifeln an der Heiligung. Allein schnell ist auch die alte Schlange bei der Hand, sticht uns in die Ferse und beschleunigt unsere Flucht vor dem Spiegel, der solche grauenhaften Bilder uns zuwarf. Sie nestelt sich der lieben Eitelkeit an und schilt mit derselben eine Kunst brutal und barbarisch, welche durch Darstellung widerlicher und ekelhafter Gegenstände den Schönheitssinn beleidige, die Phantasie mit abscheulichen Gestalten beschmutze und unheimliche Gefühle anrege, schauerliche unbekannte Tiefen enthülle und schamlos entblöße. Wenn wir uns über die Rücksichtslosigkeit, womit der Maler unsere ästhetischen Fühlfäden verletzte, weidlich abgeärgert haben, werfen wir die heilsamen Empfindungen, welche der Anblick des geschändeten Gottmenschen hervorrufen wollte, unausgebildet und mißgestaltet weit von uns und wandeln die Werkeltagsbahn lauer Gewöhnlichkeit in unbegreiflicher Ruhe fort. Unser Unglaube hasset am Christenthume das, was ihm unbequem ist und vom Throne seiner Eitelkeit und Schönthuerei verdrängen muß, die Sündhaftigkeit, Bekehrung, Bußdemuth. Von diesen Begriffen ergreift uns aber eine Anwandlung, wenn wir das Leiden Christi betrachten. Es ist wahr, die Abbildungen derselben auf den Kalvarienbergen sind vor dem kritischen Auge des Kenners oft abscheulich. Allein vergessen wir doch niemals, daß ein Kalvarienberg kein Museum, kein Tempel der Kunst sein soll. Er will nur zu heilsamer und Frucht bringender Betrachtung der Leiden Christi veranlassen. Noch feiner berückt aber der Älteste in Göthes Wilh. Meisters Wanderjahren in diesem Gegenstande seinen Zuhörer Wilhelm oder andere demselben Gleichgesinnte, wenn er (II. Buch 2. Kap.) sagt: «Aber wir ziehen einen Schleier über diese Leiden, eben weil wir sie so hoch verehren. Wir halten es für eine verdammungswürdige Frechheit, jenes Martergerüst und den daran leidenden Heiligen dem Anblicke der Sonne auszusetzen, die ihr Angesicht verbarg, als eine ruchlose Welt ihr dies Schauspiel aufdrang, mit diesen tiefen Geheimnissen, in welchen die göttliche Tiefe des Leidens verborgen liegt, zu spielen, zu tändeln, zu verzieren und nicht eher zu ruhen, bis das Würdigste gemein und abgeschmackt erscheint.» Eben so ist es lediglich ein revolutionäres Regen des alten Adam, wenn wir bei den Predigten und Erbauungsschriften, welche aus der Schule der sogenannten Bluttheologen

befriedigung, welche diese herrenhuthische Eintönigkeit bei mir zur Folge hatte, dahin aufgegangen, daß die Kraft des Blutes Christi

kommen, aus einem Ekel und Schauder in den andern zu fallen, vorgeben. Denn auch hier ist es dem natürlichen Sinne ein Greuel, aus seiner Ruhe emporgeschreckt und sich mit furchtbarem Laute aufgeweckt zu finden. Durch diese Andeutungen möchte ich aber mit Nichten das Unternehmen derjenigen Prediger und Schriftsteller für löblich erklären, welche geflissentlich darauf ausgehen, Alles mit Blut und Eiter zu beschmieren und durch ungeschickte, ekelhafte Anwendung, das bittere Leiden Christi, den höchsten Gegenstand christlicher Erbauung gedanken- und ruchlos entweihen, dadurch aber den Abfall einer Menge Gemüther herbeiführen, welche vorsichtiger geleitet, in den Wunden Christi allerdings die Pforten des ewigen Lebens zu ihrem eigenen Frommen würden haben kennen lernen. Durch obige Betrachtungen geleitet, konnte ich auch dem Urtheile meiner Reisegefährten nicht Beifall geben, welche in der Kirche von Steinach an dem heiligen Sebastian, welchen der hier geborene Martin Knoller (geb. 1725 † 1804) als Altarbild gemalt hat, die Darstellung der Marterwerkzeuge mißbilligten. Die Stricke, mit denen dieser Blutzeuge an den Pfahl befestigt erscheint, die Verrenkungen, zu denen der Körper durch die aufgenöthigte Stellung gezwungen gewesen, die häufig aus dem Fleische des nackten Leibes hervorragenden Pfeile, womit der Heilige übersäet ist, die herausdringenden Blutstropfen der Wunden und mehre andere Einzelheiten mögen allerdings in den Augen des Kunstkenners nicht gerade Vorwürfe von Darstellungen sein, welche ästhetisch interessiren wollen. Allein ein Kirchengemälde will auch nicht vorzugsweise dieses, sondern ein näher liegendes praktisches Interesse befriedigen. Es muß deshalb vor Allem geprüft werden, ob dieser Zweck in der Kunstdarstellung erreicht ist. Dies muß ich behaupten. Denn die Mitwirkung der Kunst beim Gottesdienste ist nur insofern erwünscht und angemessen, als sie das freie Emporstreben der geistigen Kräfte zu dem unendlichen Gegenstande der Andacht fördert und bezweckt. Es ist aber anderer Seits noch gar nicht ausgemacht, was häßlich und physisch ekelhaft ist. Waltet doch sogar bei Vielen noch ein Zweifel darüber ob: was moralisch häßlich und ekelhaft ist, obwohl hier ein weit sicheres Kriterium, namentlich für den Christen, vorliegt. Die Begriffe des Häßlichen und Ekelhaften sind immer nur beziehungsweise. Die Hellenen werden bekanntlich für dasjenige Volk gehalten, dessen Schönheitssinn auf das Reinste ausgebildet war. Allein dieselben fanden es keineswegs ekelhaft, wenn der verwundete Philoktet in der Tragödie des Sophokles vor dem Publicum erschien und über den unendlichen Schmerz seiner eiternden Wunden jammerte, wenn Laokoons und seiner Söhne Glieder schmerzhaft verrenkt, die Haltung der Schönheit einbüßen.

bei Zinzendorf nichts anderes ist, als die etwas materialisirte lutherische Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben. Zinzendorf nahm, wie Bengel (Abriß der Brüdergemeinde S. 30) richtig bemerkt, „den Eindruck vom gekreuzigten Erlöser für die ganze Herzenssache an, daraus ein Jeder den Glauben, die Liebe, die Hoffnung, allen Unterschied des Guten und Bösen, die Erörterung aller auf dem Heilswege vorfallenden Fragen zu holen hätte, ohne daß ihm ein weiterer Unterricht in der Schrift nöthig wäre.“ — Die Begeisterung für diesen Hauptpunkt verleitete den frommen Grafen, Alles andere und selbst dasjenige, wodurch er gestützt und verwahrt wird, für Nebensachen zu halten und gering zu achten. Er liebt es deshalb, an die Stelle des Wortes Gottes das christliche Gefühl, an die Stelle des: es ist geschrieben das: es ist mir so zu setzen. Es dürfte anziehend sein, aus Schleiermachers kündlich herrenhuthischen Anfängen*) seine Über-

---

Denn diese physischen Leiden dienen dem tragischen Schmerze, welcher an sich ein würdiger Gegenstand für die Kunst ist, zur Unterlage. Auch wir entsetzen uns, doch nur poetisch, nicht physisch, wenn Ugolino beim Dante vor Hunger seine Kinder verzehrt, wenn Cornwallis dem Lear die Augen austritt. Ja es wird eine eigene Art Virtuosität von Dichtern und Schauspielern in der Darstellung des Wahnsinnes, des schrecklichsten aller Leiden erstrebt, der mit dem ästhetischen Interesse an sich auch nicht das Allermindeste gemein hat und wohl eher sich feindselig gegen dasselbe verhält. In allen diesen Fällen aber ist das uns Verletzende, an sich Häßliche und Widerliche geradezu der Gegenstand künstlerischer Darstellung. Wenn wir auf dem recht eigentlichen Gebiete des zärtlichen ästhetischen Gefühles solche Darstellungen vertragen, die ihr Selbstzweck sind, warum sind wir so unduldsam, wenn wir dergleichen in Verbindung mit einem andern weit höhern Zwecke, dem der Andacht und des Gottesdienstes erblicken? Wir sollten wirklich auch hierin den Kindern ähnlicher werden und in schuldloser Arglosigkeit nur den kirchlichen Zweck eines solchen Kunstwerkes und den Gehalt wie die Bedeutung der Darstellung nicht ihre Form vorzugsweise im Auge haben.« — In diesen vor 14 Jahren geschriebenen Worten ist zugleich Alles enthalten, was zur Vertheidigung der Kreuz- und Bluttheologie gegen die Angriffe der Ästhetiker und Weichlichen gesagt werden kann. Die Einseitigkeit, welche ich oben im Texte gerügt, fällt natürlich unter einen andern Gesichtspunkt als den ästhetischen.

*) Über den Segen der christlich frommen Erziehung, den er in der nach

zeugung und Lehre vom christlichen Bewußtsein, der innern Erfahrung, dem Gefühle u. s. w. abzuleiten und daraus seine Eigenthümlichkeit zu entwickeln, vermöge deren er die h. Schrift (ohne Zugeständniß der göttlichen Eingebung) nur als den Ausdruck dieses Gefühles der christlichen Kirche in seiner ursprünglichen Gestalt betrachtet, den zu beachten man wohl thut, ohne aber an seine Entscheidungen gebunden zu sein. Wirklich warnt auch schon Zinzendorf vor der Vertiefung in die heilige Schrift. „Ich habe, sagt er, vielmals Sorge getragen, daß das Bibellesen, wenn es mit einer genauen Collation, Erforschung und Art eines Studirens verknüpft ist, der Gemeinde eher schädlich als nützlich sein könnte, vor jetzo."

Als Grund dieser Ansicht führt er an: Das ist aber aus Respect vor der Bibel geschehen, um ihren Mißbrauch zu verhüten, weil ich zu der Gnade des Heilandes hoffe, er werde eine Zeit kommen lassen, daß kein Wort in der heiligen Schrift sein werde, das unserer Gemeinde nicht von Außen und Innen bekannt und mit unserer Salbung und ganzen Führung in der schönsten Harmonie sei." — Zinzendorf hatte nämlich die biblische Ansicht: daß zum Auslegen der Schrift eine besondere Gabe gehöre. Er fand, daß er dieselbe nicht besaß. Der gegenwärtigen Manie gegenüber, mit welcher sich (was schon St. Hieronymus scharf getadelt) Handwerker und andere unvorbereitete Individuen auf das Schriftforschen legen, ist des theologisch hoch gebildeten Grafen bescheidene Bemerkung rührend: „Ich arbeite nun acht

---

seinem eigenen Bekenntnisse «bewahrenden und sammelnden Gemeinschaft der Brüdergemeinden» erhielt, hat er in den Reden über die Religion, folgende schöne Anerkennung ausgesprochen: «Frömmigkeit war der mütterliche Leib, in dessen heiligen Dunkel mein junges Leben genährt und auf die ihm noch verschlossene Welt vorbereitet wurde; in ihm athmete mein Geist, ehe er noch sein eigenthümliches Gebiet in Wissenschaft und Lebenserfahrung gefunden hatte. Sie half mir, als ich anfing den väterlichen Glauben zu lichten und Gedanken und Gefühle zu reinigen von dem Schutte der Vorwelt. Sie blieb mir, als der Gott und die Unsterblichkeit der kindlichen Zeit dem zweifelnden Auge verschwanden. Sie leitete mich ins thätige Leben; sie hat mir gelehrt, mich selbst mit meinen Tugenden und Fehlern in meinem ungetheilten Dasein heilig zu halten und nur durch sie habe ich Freundschaft und Liebe gelernt.»

Jahre in einer Gemeinde des Herrn als unordinirter Katechet. Ich berufe mich aber auf das Zeugniß so vieler Menschen, daß ich mich noch nicht ein einziges Mal unterstanden, die Schrift expreß auszulegen, oder positiv zu behaupten, dies und dies sei die Meinung des Apostels oder des Propheten; wenn solche nicht so klar und deutlich vor Augen gelegen, daß ich den Beifall von Jedermann in und außer der Kirche gewiß gehabt. Ich habe mich blos auf Einschärfung der bekannten und unleugbaren Wahrheiten gelegt und darinnen am besten reüssiret." — Diese Vorsicht und Beschränkung hatte ihren Grund mit darin, daß Zinzendorf schon zu seiner Zeit wahrnehmen mußte, wie viele fleischlich gesinnte Leute, welche der Schrift Meister sein wollten, aber keine Lust hatten, sich darnach zu richten, auch die sonnenklarsten Aussprüche derselben anders deuteten und erklärten, weil sie, wenn sie die Worte in dem Sinne, den dieselben deutlich besagen, nehmen wollten, sich selbst und ihre Wege hätten verdammen müssen, was ihnen aber nicht anstand. Der Abneigung ihres Gründers gegen das Bibelforschen durch Uneingeweihete entsprach die Brüdergemeinde in einem höhern Grade, als er wohl selber gewünscht haben mag. „So viel man, sagt Bengel (l. c.), aller Orten in Erfahrung bringen kann, werden die Reden und Lieder bei der Gemeinde und von ihren Pilgern hundert Mal strenger gelesen und im Munde geführt, als die Bibel. Die Verse sind auch auf Reisen und in Lebensgefahr üblicher, als die biblischen Kernsprüche." — Dadurch, daß die Gemeinde des Grafen katholisirender Richtung in Bezug auf die Bibelforschung folgte, ward zwar die Erscheinung bedingt, daß aus ihr, so viel mir bekannt, kein einziges Werk hervorgegangen, das von tieferer Schriftforschung Zeugniß ablegt. Allein sie hat dadurch, daß die Laien die h. Schrift bei Seite liegen ließen, ihrerseits von dem durch die katholische Kirche vielfach erprobten Urtheile Nutzen gezogen, daß diese Laien in einer Zeit, wo alle Kräfte und Künste gegen das Wort Gottes aufgeboten wurden, vielen Versuchungen zum Zweifel entgangen sind*).

*) Das Gleiche hat sich an den Pietisten bewährt. Denn ihr Losungswort war das thätige Christenthum und Spener definirte den von seinen Gegnern erfundenen Ausdruck: Pietisten einfach dahin, daß damit

So wie Zinzendorf rücksichtlich des Bibellesens der Laien bewußt oder unbewußt gewissermaßen die Grundsätze der römischen Kirche anerkannte, so urtheilte er auch in anderer Weise über deren Mitglieder weit billiger, als andere Evangelische seiner Zeit. Schon in seiner Jugend, wo er noch zum Religionseifern und Disputiren mehr aufgelegt war, als in spätern Jahren, war er gegen einen katholischen Christen brüderlich gestimmt, wenn er bei demselben ein um sein Heil bekümmertes Herz, ein Verzagen an sich selber und seiner Würdigkeit wie seinem Verdienste und ein, wenn auch noch so schwaches, aber wirkliches Vertrauen zu Jesu Christo fand. Schon 1736 erwiderte er auf die Frage: ob diejenigen, die der katholischen oder reformirten Religion beipflichten, so lange sie es thun, der Gnade Gottes und der ewigen Seligkeit theilhaftig werden könnten: „Ja sie können und wer das widerstreiten will, der muß, auf das Gelindeste zu reden, nicht weit gekommen sein.“ Im Jahre 1738 schrieb er: „Übrigens habe ich in der katholischen Religion, nach meiner Art, alles, was Jesum liebet, sehr theuer und hoch gehalten und ich würde mich itzo unglücklich schätzen, von einem redlichen Katholiken und Liebhaber Jesu unter ihnen, wenn ich gleich in vielen Stücken ganz andere Principia hege, für fremd angesehen zu werden.“ — Noch später*) sprach er sich über diesen Gegenstand in einer Art aus, die ich um so lieber anführe, als ich im persönlichen Verkehre mit Katholiken hundert Jahre später nur ganz die nämlichen Bemerkungen habe machen können: „Seitdem ich

---

diejenigen gemeint seien: welche die Praxis treiben. Sie warfen sich aber einseitig auf den minder mißverständlichen praktischen Inhalt der Schrift und vernachlässigten die gelehrte Beschäftigung mit der Schrift so wie die tiefere Erkenntniß der Schriftlehre. Es genügte für die Laien neben dem Katechismus ein Auszug aus der Bibel, eine Sammlung der Kraft- und Kernstellen. Bogatzkys geistliches Schatzkästlein war ihnen zum Lesen und Erbauen lieber als das Ganze der Schrift. Dadurch wurde es möglich, daß die Stillen im Lande sich durch alle Stürme, welche die freie Schriftforschung auf dem protestantischen Glaubensgebiete erregt hatte, hindurch retteten und ihren Glauben ungeschmälert bewahrten.

*) In der 1745 erschienenen Schrift: Die gegenwärtige Gestalt des Kreuzreiches Jesu in seiner Unschuld S. 29 und 30.

mit den Katholicis wenig Umgang und Correspondenz mehr habe, fange ich an, über ihre Geduld, Räsonnabilität und Toleranz hintennach mich zu verwundern, daß sie so viele, zum Theil unbegründete, heftige Disputationen und Krickeleien, deren ich mich in meinen jüngern Jahren schuldig gemacht, von mir haben vertragen, meine manchmalige Bekehrungssucht haben ins Beste deuten und mich doch so viele Jahre nicht hassen noch drücken mögen u. s. w. Selbst 1719 und 1729 da ich in ganz verschiedenen Ländern in Religionshändeln mit ihnen zu thun gehabt und sie mir entgegenstehen müssen, wobei sie sich nicht einbilden können, daß mein Lehrsystem aus dem Tridentinischen Concilio genommen sei und ich ihnen überdies von meinen Religionsverwandten übel beschrieben war ꝛc. So wenig ich mir das römische Lehrsystem mit dem meinigen zu reimen weiß, oder sie begehren würden, für Herrenhuther zu passiren, zumal im Artikel von der Kirche, so sehr ehre ich ihre praktische Condescendenz für alle stille, unsectirische und in Absicht auf Allotria und Intriguen unverdächtige Christenmenschen, in ihrer eigenen Religion u. s. w. Sie führen das Anathema gegen die Gegner im Munde und Panner und haben oft viele Billigkeit gegen sie in Prari."

Die Studien, welche ich im Pietismus und der Herrenhutherei machte und die religiösen Einsichten, welche ich dadurch gewann, brachten mir vortreffliche Frucht, indem ich nun eine Richtung kannte, welche die von dem herrschenden Denkglauben lange genug mißhandelten Rechte des Gemüthes und der wider jenen zum Aufstande gelangten innern Erfahrung gegen ein kaltes Vernünfteln in Schutz nahm, das auch Schleiermachers und Dräsekes Einfluß nicht so hatten brechen können, daß der Ausdruck des ursprünglichen christlichen Gefühles in seine volle Berechtigung bei mir hätte treten können. Diese heilsame Wendung und Umkehr von dem bisher mehr aus Gewohnheit als mit Liebe und Bewußtsein verfolgten Pfade, verdanke ich besonders der eifrigen und wiederholten Lesung dreier kleinen Schriften, welche, wie ich mir mit Bestimmtheit bewußt bin, den entschiedensten Einfluß auf die Entwickelung innerer Gläubigkeit bei mir geübt haben und deren ich daher denkbarlichst hier näher erwähnen muß. Das erste dieser Büchlein ist sehr wenig bekannt. Dasselbe wurde mir von

dem Prediger einer nahen Brüdergemeinde, mit welchem mich mein religiöser Freund bekannt gemacht hatte und welcher seit Jahren auf Antigua segensreich wirkt, verehrt. Druckort und Verfasser sind nicht angegeben. Eben jetzt, indem ich dieses schreibe, fällt es mir schwer aufs Herz, daß ich bei aller Verehrung für denselben auch noch nicht den mindesten Versuch gemacht habe, ihn zu erkunden und wenigstens am Namen einen nähern äußern Festhaltungspunkt zu haben. Ich glaube diese Achtlosigkeit auf die Subjectivität für ein Zeichen vom durchaus objectiven Einwirkens des Gehaltes der Schrift ansehen zu dürfen. Das Schriftlein enthält nur 113 Seiten in klein Duodez und führt den Titel:

> Meine Irrgänge und Mißgriffe in dem Weg und Werk des Herrn, ein Bekenntniß von einem evangelischen Prediger, im Zirkel einiger Herzensfreunde abgelegt und von denselben herausgegeben.

In dem kühlen und schmucklosen, ja fast Geschmack verachtenden Tone der Brüdergemeinde giebt der Verfasser, welcher beinahe seine ganze Jugendzeit hindurch auf seinen eigenen Wegen gegangen war, zur Zurechtweisung Anderer über die Verkehrtheiten Rechenschaft, mittelst deren er nach der Umkehr von jenen Wegen im Kürzesten das so lange aus den Augen gelassene wahre Ziel erreichen zu können, gehofft hatte. Er widmet diesem Zwecke 16 kürzere oder längere Abschnitte. — Zunächst nach seiner Bekehrung glaubte er nichts eifriger betreiben zu dürfen, als Alles neu an sich zu machen und im Thun und Lassen ein ganz anderer Mensch, ein rechter und ganzer Nachfolger Jesu zu werden. Zu dem Ende beschloß er alle Jahre eine Hauptunart vor die Hand zu nehmen und gänzlich auszurotten, so daß er nach 40 Jahren etwas Rechtes und Großes vorzustellen im Stande sein möge. Er hatte aber die Beschlossenheit aller Menschen unter die Sünde hierbei so wenig als sein Unvermögen in Rechnung gebracht und mußte zu seinem Schaden inne werden, daß ihn die Hoffarth berückt und er vor Gott nie etwas Anderes als Sünde aufzuweisen haben werde, daß er sogar bei allem Wachsthum in der Gnade in seinen eigenen Augen je länger je schlechter sich vorkommen, alles an ihm vorkommende Gute nur Gott zuschreiben müsse und nur in dieser Erniedrigung und Demuth Gott wohlgefällig sein könne.

Eine zweite Förderung hatte er sich vom unermüdeten und in die Tiefe gehenden Forschen in der Schrift und von einem unausgesetzten Umgange mit derselben versprochen. Er vermeinte, der Seligkeit gewiß werden zu müssen, wenn er die ganze Bibel so in sich hinein zu gießen im Stande sein würde, daß er sie als eine Beilage mit sich ins Geisterreich hinübernehmen könne, so daß sein abgeschiedener Geist als eine lebendige Bibel sich darzustellen vermöge. Bei diesem Studium war ihm ein Geschlechtsregister nicht minder wichtig, als die Geschichte von Christo. Allein es konnte ihm auf die Dauer nicht entgehen, wie sein Glaube an das Wort mehr ein gewisser Aberglaube als der rechte Gebrauch desselben, mehr ein eigenthümliches Nehmen und Großthunwollen als das heilsbegierige Schülerlernen und daß es besser sei, sich mehr mit dem Heilande selber zu beschäftigen, als immer nur recht viel von demselben zu lesen, zu hören. — Was er nicht vom Wortverstande der heiligen Schrift erwarten konnte, hoffte er nun durch angestrengtes Gebet zu erlangen. Er betete, daß man es auf den Gassen hören konnte und lag so lange auf den Knieen, daß ihm der Gebrauch des Gehens dadurch erschwert wurde. Allein auch hierbei mußte er mit der Zeit erkennen, wie jene Gebetsanstrengung im Grunde nichts Anderes sei, als ein beständiges sich selber helfen, ein erzwingen und nehmen wollen was uns nicht gehört, wobei das wahre Gebet, „das kurze Seufzerchen, das so wie von selbst, ohne daß ich beten wollte, im Herzen aufstieg, meistens wie verschwand." — Er glaubte es auf nichts Geringeres absehen zu dürfen, als auf ein Ringen mit Gott gleich Jakob, um denselben durch Gebet zur Gewährung zu nöthigen. Nachdem er eingesehen, „warum es gemeiniglich am schlechtesten ausgefallen, wenn er sich am meisten angegriffen und es aufs Beste habe machen wollen," ließ er auch von diesem eigenen Thun ab. — Keine der geistlichen Künste glaubte unser Prediger aber höher stellen zu müssen, als den Ernst in der Verleugnung seiner selbst und der Welt, so wie die Strenge in der Kreuzigung und Ertödtung des sündlichen Fleisches. Er handelte demgemäß seinem Fleische in allen Stücken, im Anzug, Nahrung, der Liebe zur Gemächlichkeit, im Gebrauche der Augen und Ohren zuwider, that überall das Gegentheil von dem, was das Fleisch

gelüstete, ja er versuchte es, „seinen alten Menschen mit Ruthen und Peitschen zur Raison zu bringen und ihm seine Phantasien und Lüste zu vertreiben.“ Allein auch hier mußte er die Erfahrung machen, daß er ein bloßes geistliches Spielwerk getrieben und daß er nur deshalb seine Zuflucht so gern zu dieser armen und ohnmächtigen Selbsthülfe genommen, weil man gar zu gern das Kreuz Christi vorbeigehet und es immer darauf anlegt, sein eigener Heiland und Erlöser zu werden. Er fand, daß man sich im Glauben und Herzen nur froh und dankbar vorzuhalten habe: der Heiland ist für dich gestorben und hat dich erlöst, und wenn man die daraus folgenden Rechte der Freiheit von der Herrschaft der Sünde im Aufsehen zum Kreuze so durchbehauptet, daß man darauf bestehet, und sich im seligen Genusse derselben durch nichts will stören lassen. Denn man hat, wie unser Verfasser meinte, überall im Christenthum nichts zu thun, als nur bloß zu glauben, anzunehmen und zu genießen. — Als es bei alledem doch noch nicht so schnell mit der Heiligung des Verfassers von Statten gehen wollte, als deeselbe wünschte, so glaubte er den Fehler darin suchen zu müssen, daß ihm sein Treiben immer noch nicht Ernst genug sei. Später fand er, daß der Fehler nicht hier steckte, sondern darin, daß ihm das Armsein zu klein war, und er sich nicht genug in den Heiland und dessen Verdienst hineinstellte und sich nicht an dem Bewußtsein genügen ließ: Gottlob, daß ich einen Heiland habe und erlöst bin, ich will mir an dieser Gnade genügen lassen, vielmehr jener triebigen Art folgte, welche aus dem ins Herz*) gelegten Gesetzwerk sich ergiebt.

Es war natürlich, daß unserm Bekenner, da er sich seinen frühern Bestrebungen auf Erden so abmüßigte, die Herrlichkeit des Reichs und der Kinder Gottes desto häufiger vor Augen treten mußte und er in diesem Gedanken ein Übergewicht gegen das Sichtbare suchte. Später fand er aber, daß es, Statt die

*) Dem Bewußtsein dieser ins Herzlegung hätte doch weiter sollen nachgedacht werden, ehe man sich dem Quietismus ergiebt, zu welchem man mit dem Verfasser auf dem besten Wege ist, wenn man das Selbst statt es durch Christum zu beleben, total todtschlägt und nicht auf das Abtödten seiner Egoitäten beschränkt.

Pracht und Schönheit des neuen Jerusalem zu bewundern, besser gewesen sein würde, wenn er bei seinem Heilande im Garten Gethsemane und auf dem Berge Golgatha zugebracht hätte. Damals aber wußte er noch nicht, daß Alles, was zum Leben und göttlichen Wandel dient, im Kreuzestod und in den Wunden Christi zusammen anzutreffen und man mit dem Kreuze Christi weiter kommt, und sicherer gehet, als mit allen selbst gemachten Krücken und geistlichen Steckenpferden.

Der damaligen Lust an der Betrachtung der Stadt Gottes entsprach es auch, wenn unserm Verfasser das Bedürfniß eines apokalyptischen Systemes sich kund gab. Er fand den Mißgriff der Studien eines solchen erst später heraus, nachdem er inne geworden, „wie der aus einem unauslöschlichen Eindrucke von Christi bittern Leiden und Sterben und aus inniger Dankbarkeit dafür sich erzeugende, in den blutigen Erlöser ganz verliebte Sinn und die warme Ergebenheit und Anhänglichkeit an ihn und seine Sache mehr vermag — — als die vollständigste, systematische Einsicht in den prophetischen Theil der Schrift.“ — Es wurde ihm klar, daß es besser sei, mit dem Vergangenen, wo man nicht irren kann, sich zu beschäftigen, als mit der Deutung prophetischer Bilder. — Einen anderen Irrweg schlug unser Prediger ein, als er es darauf anlegen zu müssen glaubte, eine der höhern Stufen der Herrlichkeit im Reiche Gottes zu ersteigen. Er strebte deshalb nicht allein im Thun, sondern auch im Leiden Allen hienieden zuvor zu sein. Deshalb hielt er sich auch nie vollkommen genug und zitterte vor der Stunde des Abrufes, weil er die gewünschte Stelle jenseits noch nicht verdient zu haben glaubte. Als er sich aber nach manchem Jahr immer noch nicht weiter gefördert vorkam, wurde er doch bedenklich und lernte namentlich aus Anlaß des Hebräerbriefes, daß er auf dem bisherigen Wege wohl in hundert Jahren es nicht dahin bringen werde, sagen zu können: Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren. Er argwöhnte, daß sein Treiben nicht allzu evangelisch sein und viel selbst Gemachtes darin stecken möchte. Es erschloß sich ihm allmählig die Einsicht, daß die höchste Weisheit der verachtete Kindersinn sei, welcher meint: Christum lieb haben sei besser, als alles Wissen. Seitdem er sich in seiner Kleinheit, Armuth und Schwäche ge-

funden, fühlte er sich ruhiger, vergnügter und seliger in der erlaubten und rechtsbeständigen Zueignung des Opfers Jesu für die Sünde. „Ich bin, konnte er nun sprechen, in Ihm gekreuzigt, gestorben, begraben, lebendig gemacht, auferstanden und ins himmlische Wesen versetzt, folglich durch Alles hindurch und gleichsam bereits im Himmel und also kann ich nun alle Tage getrost und mit Freuden zu ihm gehen, ich sehe hinaus und bis in den Himmel hinein Alles offen ꝛc.“ Er schätzte nun Jeden glücklich, der früher als er, zum Heimgehen die Erlaubniß erhielte, war sich doch aber bewußt, weshalb er noch da war. Er ließ die Gnade des neuen Bundes walten und lebte allein darin. Dabei befand er es also: „man ist immer fertig und wird doch nie fertig, denn sie (die Gnade) macht's kurz und lang und ist klein und groß zugleich. Sie ziehet sich gleichsam in einen Tropfen zusammen, daß man sie in einem Augenblick und sterbend noch, ganz in sich hineinnehmen und daß sie auch der schwächste Glaube fassen kann und erweitert sich wieder gleichsam zu einem Weltmeere, daß man immer siehet, du hast bei weitem noch nicht Alles, du kannst noch lange schöpfen, bis du auf den Boden kommst. Eben darum paßt sie auch für Jedermann, für den, der ein erweitertes Herz hat, sowohl, wie für den, der nur gar wenig fassen kann und ist auf die Zeit und auf die Ewigkeit so zureichend und genug, daß man dort wie hier und hier wie dort nie etwas Anderes und Weiteres braucht.“

Seine irrige Vielgeschäftigkeit auf dem Wege des Heiles ging auch in die Kanzelvorträge über, welche er hielt. Dieselben brachten ein Gemische von allerlei zu Tage, in Form wie Inhalt; bald hatte er dies, bald jenes zu empfehlen, eins war immer noch nöthiger, als das andere und so wurde am Ende keins recht gründlich in seinem Verhältnisse zum andern erörtert. Er glaubte niemals genug zusammen nehmen zu können. Anstatt den Seelen Christum recht vor's Aug' und Herz hinzustellen, sprach er mehr nur von Gott, anstatt sie auf dem nächsten Wege zum Heiland hinzuweisen, führte er sie mehr nur an, fleißig in der Bibel zu lesen, ernstlich zu beten, die Sünde zu meiden u. s. w. und wo er geradehin den Heiland hätte nennen sollen, da hieß es in allgemeinen Ausdrücken: das Gute lieben, die Wahrheit suchen

u. s. w., kurz er wußte auch hier noch nicht Alles aus dem Kreuzestode Christi herzuleiten und bei Allem immer wieder auf das Kreuz Christi zurückzukommen.

Die Um- und Irrwege, welche er selbst in diesem Betracht gemacht hatte, muthete er auch seinen Zuhörern zu. Dabei bildete er sich ein, desto mehr zu wirken, je mehr er jene mit angreifender Mark und Bein durchdringender Vorstellung, Action und Stimme erschüttern könne und behandelte, was ein Werk Gottes ist, wie ein Menschenwerk. Die beste Weide für die Schafe Jesu schien ihm zu sein, das Wort Gottes bei allen Gelegenheiten zu treiben, den richtigen Wortverstand desselben zu zeigen, bei jedem Verse bedeutende Anmerkungen zu machen, hinter dunkeln und schwierigen Stellen am meisten zu suchen und dem menschlichen Vorwitze durch hohe und tiefe Erklärungen oft eine Speise darzureichen. Denn es war ihm noch verborgen, wie das einfältige, keines vielen Erklärens, sondern nur eines Deutens bedürfende Hinsehen auf den Heiland und das, was mit demselben vorgegangen und das beständige Wiederholen der Vorstellung, wie er uns geliebt, weit über allen Schriftverstand gehen und nicht die Schriftbegriffe, nicht die Blicke ins Ganze der Wahrheit, sondern allein der Trost aus Jesu Tod und die wirkliche Erfahrung aus der Kraft seines Blutes dem Herzen völlige Genüge geben. Hierzu führt aber nicht das Auskramen von Anmerkungen und Erklärungen, sondern die Erweckung des Gefühles der Armuth und des Sündenelendes. Es fehlte ihm aber an der Keckheit, die Seelen so, wie es sein muß, in die Gemeinschaft und das Verdienst Jesu Christi so hinein zu heben und zu stellen, „wie es sein muß, wenn man ein Handlanger der Gnade sein und nicht umsonst arbeiten will," und er verharrte noch „in der hoffärthigen und ungläubigen Schüchternheit und Bescheidenheit seines Herzens," in welcher er vermeinte, er und seine Zuhörer seien die Leute noch lange nicht, welche überall nur so zugreifen dürfen und man müsse zuvor erst noch ganz anders werden, ehe man sich die Erlösung zueignen dürfe. Er klagte deshalb stets über sich und Andere, daß sie im Christenthume so weit zurückblieben, denn er glaubte überall nur das Gegentheil von dem zu sehen, wie Alles sein müsse. Ihm war „die Sache vom h. Geist noch nicht

recht anatomirt und gezeigt, was für ein eigenliebiger, hoffärthiger, heuchlerischer, ungläubiger und selbstgerechter Sinn oft dahinter steckt." Bei seinem Treiben und Selbstwirken verfiel auch unser Prediger in das beständige Klagen. Dadurch bewirkt man aber in der Regel nichts, als daß man das nur „glimmende Docht gar auslöscht und das zerstoßene Rohr vollends gar zerbricht." Seitdem er von diesem Irrwege umgekehrt, hatte das Klagen über ihn selbst ein Ende und es verging ohne lieben und loben selten eine Stunde, auch seine Brüder und Schwestern waren ihm nun nimmer zu schlecht, weil er einsahe, daß ers nicht besser mache, sondern oft noch elender sei, als sie, so daß er herzlich gern sein Schulmeistern an ihnen aufgab, es vielmehr beim Bedauern bewenden ließ, daß sich Eins oder das Andere im Genusse der uns erworbenen Seligkeit verkürzt. Dabei mußte er sich oft genug sagen, daß er ehemals nicht besser gewesen und ohne die Gnade es auch nicht geworden sein würde. Er machte dabei die Erfahrung, daß einem Prediger nichts unentbehrlicher sei, als die Erkenntniß seiner selbst und seiner Schwäche, nebst der Bekanntschaft mit dem Heiland und der Kraft seines Blutes aus eigener Erfahrung, wobei nichts ihn besser auf den richtigen Ton stimmt, als die an sich selber gerichtete Frage: wer bist denn du?

Ehe er aber zu dieser Einsicht gelangte, rechnete er den Amtseifer in Steuerung von sittlichen Ärgernissen und Unordnungen und in Verbesserung der Sitten unter die dringendsten Erfordernisse eines Seelsorgers. Er zog gegen die herrschenden Laster los und verfiel mit dem besten Willen in jenen von den Feinden der Kirche nur zu sehr ausgebeuteten herrschsüchtigen, lieber Andere als sich selber bessernden Pfarrersgeist, den alten Sauerteig der Pharisäer. Nachdem er richtigere Einsicht gewonnen, unterließ er zwar nie bei der Hand zu sein, wenn eine Unordnung abgestellt oder etwas Gutes gestiftet werden konnte, aber er hütete sich wohl, strafend wie einer der alten Propheten oder Apostel aufzutreten, indem jene der Gemeinde Gottes vorstanden, die heutigen Prediger aber „im Grunde nicht viel mehr als Heidenboten sind und auch im Ganzen nicht viel weiter thun." — Er unterließ daher die Straf- und Schandpredigten nach jedem in seiner Gemeinde vorgefallenen Excesse, so wie das Zanken und

Poltern von der Kanzel herab, ja er glaubte sich gar nicht einmal sehr freuen zu dürfen, wenn die Leute auf sein Zureden in ihrem Thun sich besserten und darüber des Heilandes vergäßen. Er machte die Bemerkung, wie bei solchen Strafpredigten die meisten Zuhörer leer ausgehen, weil sie dieselben immer nur auf Andere deuten und von sich glauben, sie seien es nicht und könnten also auch nicht gemeint sein. Besten Falles wird nichts Besseres erreicht, als daß der Zuhörer seine eigene Gerechtigkeit bessert und ausflickt, wobei für den Heiland nichts gewonnen wird. „Freilich, sagt er, gereicht es einem oft zu keiner geringen Demüthigung, daß man nicht mehr gelten und die Leute nicht einmal auch nur so viel Respect vor ihrem geistlichen Vorgesetzten haben sollen, daß sie sich doch wenigstens in der Nähe seiner Wohnung und unter seinen Augen keine Ausgelassenheiten erlaubten; ich raffe mich aber allemal damit, daß ich denke: sie scheuen sich ja vor dem allgegenwärtigen Gotte nicht, wie kannst du erwarten, daß sie sich vor dir scheuen sollten, du armer Wurm! und sage gemeiniglich dabei in der Stille zu dem Herrn: du siehest's und schweigst und lässest sie machen, was kann ich, dein geringster Knecht thun? Magst du dem Unwesen so zusehen, so muß ich's auch." — Am längsten hing unserm Bekenner der Irrthum an: das Evangelium sei allein nicht zureichend, dem Menschen die Ebenbildlichkeit Gottes wieder zu verschaffen, sondern es müsse das Gesetz dazu genommen werden. Es währte lange, ehe er begriff, daß der Ruf nur laute: predigt das Evangelium! Dieses leitet aber alles Heil aus dem Opfertode Jesu allein her. Das Verweilen im Gesetz stellte sich ihm später wie nichts Anderes dar, als ein langes Besinnen auf die kindliche und dankbare Annahme der Gnade und Gerechtigkeit Jesu Christi. Allein das Fliehen zu Jesu, der das Gesetz erfüllt, der dessen Fluch getragen hat und des Gesetzes Ende ist, gewährt den rechten Abschied vom Gesetze, nicht das vorgebliche Bemühen, Schaffen, Wirken, Rennen u. s. w. Wozu auch neben dem Amte des Geistes noch dasjenige des Buchstabens? „Die donnerndste Gesetzespredigt kann uns nicht mehr zu Sündern machen und uns als fluch- und verdammenswürdig hinstellen," als der Blick auf Golgatha und der Gedanke, daß wir alle das Leiden mit verschuldet. Wenn mancher

den Berg Sinai nicht verlassen und dafür zum Berge Golgatha sich wenden kann, so steckt oft das Fleisch oder der alte Mensch dahinter, welcher bei der größten gesetzmäßigen Wirksamkeit und Anstrengung und selbst bei der strengsten gesetzlichen Verleugnung und Kreuzigung der Lüste und Begierden „noch seine gute Nahrung finden und daneben wachsen und stark und fett werden" kann. Unter dem Kreuze Jesu aber hat und siehet der alte Mensch weiter nichts mehr vor sich, als seinen gewissen Tod. Die warme Dankbegierde für Jesu blutige Erlösung führt in einem göttlichen Leben und Wandel viel weiter und macht ehe ganze Arbeit, wie die Peitsche des Zuchtmeisters und der Reiz der künftigen Kronen und Thronen. Der Schatten des Gesetzes muß im hellen Lichte des Evangeliums verschwinden. Das Gesetz hört auf ein todter Buchstabe zu sein und wird dadurch zu lauter Geist und Leben. Neben dem Evangelium denkt man nicht mehr an ein Gesetztreiben. Wäre es anders, so würde man aus dem theuern Verdienst Jesu Christi eine bloße Zuthat machen, oder einen Lappen, womit man das Kleid seiner eigenen Gerechtigkeit auszuflicken sucht. Das Gesetz ist eine Hagar. Diese bringt nur Ismaels zur Welt, welche am Ende mit ihr aus dem Hause müssen. Lieber wartet man beim gläubigen und einfältigen Hindeuten auf Jesu Kreuz etwas länger und darf dafür eine Frucht sehen, die da bleibt. Außer den bisher angegebenen Mißgriffen beging unser Bekenner noch den, sich in große Schriftforscher, Mystiker und Theosophen zu vertiefen und deren Wissenschaft für höchste Weisheit zu nehmen. Luther und Arndts Schriften schätzte er dagegen weit geringer, da dieselben seiner Meinung nach nur Milch und keine starke Speise, nur längst Bekanntes und nicht auch Neues enthielten. Von den Herrenhuthern aber meinte er vollends, daß dieselben die Sache zu leicht nähmen, zu schnell mit der Sünde und der Reinigung davon fertig seien und nur singend, nicht aber auch, wie es doch sein müsse, ringend und kämpfend in den Himmel kommen wollten. Diese irrige Ansicht ließ er aber fahren, seitdem er, ohne Mitglied der Gemeinde zu sein, an ihrem Lichte, ihrer Gnade und ihrer Freude Theil nehmen konnte und durfte. Die Gemeinde wurde ihm nun die erfreulichste Erscheinung, eines der größten und wichtigsten Zeichen der Zeit. In manchen Schu-

len der Gottseligkeit kam der Verfasser herum; aber nirgends ward ihm Jesus Christus als das Angemessenste und Nächste von der ganzen Wahrheit und derjenige, ohne den man nicht zu Gott kommen kann, in dem man aber auch die ganze Fülle der Gottheit beisammen trifft, so heraus und so nahe vor's Herz hingestellt und die simple Geschichte von Jesu Menschwerdung, Wandel auf Erden, Marter und Tod so getrieben und dem Herzen immer so neu, so wichtig, so allgenugsam gemacht, wie da." — Nirgends sah er das, worauf es allein ankömmt, wenn ein verlorener und verdammter Mensch Gnade und Friede vor Gott sucht, von allen Nebendingen so sorgfältig unterschieden, so ganz und so kurz zusammengefaßt, wie in den Gemeinschriften. Nirgends anderswo fand er das Werk Gottes in einer jeden Seele und in's Ganze mit so viel Aufmerksamkeit, Hochachtung, Verstand und Weisheit, unermüdeten Fleiß, Langmuth und Geduld behandelt und betrieben, nirgends es in Herzens- und Seelenpflegesachen so präcis und genau genommen, nirgends einen so niedrigen, mäßigen, keuschen, wahrhaft geistlichen und göttlichen und dabei doch so heitern, kindvergnügten und himmlisch frohen Sinn und Wandel gebildet, als bei und unter den Brüdern. Nach funfzehnjähriger Prüfung ihrer Schriften nahm er sein ehemaliges Vorurtheil: sie hätten nicht das Ganze vom Evangelium und ließen Manches hinweg, zurück. Denn er glaubte zu erkennen, daß sie gerade dasjenige hätten und trieben, in welchem Alles in Einem beisammen ist. Nur machen sie davon weniger Aufhebens, sondern sehen die Ertödtung des alten Menschen und die Heiligung für ein Glück und eine Seligkeit an. Unser Gewährsmann glaubt mit Wahrheit versichern zu können, daß, wenn man der Leitung der Brüder folgt und ihren Sinn und Geist annimmt, bei einem treuen Herzen an ein Schadenleiden an der Seele nicht zu denken ist. Ein dreifacher Umstand hat den Verfasser vorzüglich für die Herrenhuther eingenommen: 1) Von allen andern Versuchen und Anstalten zum Besten des Reiches Gottes war noch kein Plan dem Herrn so ganz hingegeben und überlassen; 2) keiner ward in einem so schönen Zusammenhange mit so viel Übereinstimmung bei aller Ausdehnung, mit so großer Beharrlichkeit bei aller Nachgiebigkeit, mit so ausnehmender Emsigkeit bei aller Geduld, mit so seltener

Mäßigung bei allem guten Fortgang und auf eine so unscheinbare und doch angemessene Weise betrieben; 3) noch keine Unternehmung, besonders keine dem Zeitgeiste so ganz entgegengesetzte, hat bei allem Widerspruche ihr Glück doch so gemacht, ist so lange in gleichen Segen fortgegangen, hat so schnell sich so weit ausgedehnt und nach allen Richtungen, auch über das Weltmeer hinüber sich verbreitet.

Die eben in ihrem wesentlichen Inhalte vorgelegte kleine Schrift hatte mich auf die einfältigste aber eindringlichste Weise hineingeführt in den Mittelpunkt und zu dem Heerde derjenigen religiösen Überzeugungen, welche das eigentlichste Leben des Pietismus ausmachen. Wiewohl ich mit dem reichen Jünglinge im Evangelio hätte sagen mögen: das ist eine harte Rede, so nahm ich doch weniger Anstoß an solchen Eröffnungen, als Andere, an die sie gelangten und wie einst Göthe es gethan, da ihm auf seinem Lebenswege das Christenthum entgegen getreten war, er sich aber nicht entschließen konnte, „die heitere Ansicht, die ein Pelagius von des Menschen Können und Vermögen hatte, zu verdammen" und er daher, weil er mit der Brüdergemeinde nicht sympathisiren konnte, den Ausweg traf, daß er sich „Christenthum zu seinem Privatgebrauche bildete und dieses durch fleißiges Studium der Geschichte und durch genaue Bemerkung derjenigen, die sich zu seinem Sinne hingeneigt hatten, zu begründen und aufzubauen suchte." — Ich erschrack weniger vor dem Gedanken, die dem natürlichen Menschen so geläufige Meinung des Pelagius fahren zu lassen. Obgleich ich fühlte, daß ich, wenigstens zur Zeit, die hier vorgelegte Betrachtungsweise vom Tode Christi nicht zu der meinigen zu machen im Stande sein würde, so ließ ich sie doch gelten und hatte vor dem, der mir dieselbe nebst den andern dazu gehörigen Anschauungen vortrug, eine bis heute nicht geminderte tiefe Ehrfurcht, weil ich den heiligen Ernst, den er vor mir entwickelte und der aus tiefster Frömmigkeit aufstieg, faßte und hoch halten mußte. Die Art leidenden Glaubens, welche hier so nachdrücklich gefordert wurde, der Ausschluß auch *aller eigenen* Wirksamkeit auf dem Wege zum Heile und das bloße Vernehmen-

sollen des Wortes vom Kreuze und das der Gnade Stillehalten wollten mir bei der schon von mir (Geständnisse S. 272) eingestandenen Anlage zu einer Art Semipelagianer nicht recht zu Kopfe, denn die h. Schrift spricht nur demjenigen das feste, auf einen Fels gegründete Haus zu, der die Rede des Herrn nicht nur hört, sondern auch thut, sie fordert auf, Thäter des Wortes zu sein und Paulus fordert, daß der Glaube bestehe auf Gottes Kraft. Dagegen nahm mich die harmlose Naivität, womit der Bekennende seine auf langen und weiten Umwegen in treuer Erfahrung gewonnenen Überzeugungen darlegte, ohne „piquirt oder dogmatisch" glauben zu wollen, sehr für ihn ein. Er machte zwar ganz offen die Religion zu seinem Metier, aber verband mit dem Berufe darin zu arbeiten nicht jene unduldsame Ausschließlichkeit und Rechthaberei, welche andere Strenggläubige wohl zur Schau tragen, die neben sich keine andere Auffassungsweise dulden. Genug! Ich studirte das Büchlein fleißig und ich bin mir bewußt, dasselbe hat mir vielfach gefrommt.

Einen nicht minder heilsamen Einfluß auf das Hervorrufen und Ausbilden der lange entbehrten Gläubigkeit des Herzens übte Goßners*) Schatzkästchen, enthaltend biblische Betrachtungen mit erbaulichen Liedern auf alle Tage im Jahre zur Beförderung häuslicher Andacht und Gottseligkeit. — Nach Art des bekannten gleichnamigen Buches von Bogatzky, das sogar für die bekehrten Ostindier in die portugiesische Sprache übersetzt ward, ist dieses Büchlein ein Erbauungskalender, geordnet nach den Tagen des bürgerlichen Jahres, in welches aber (in meiner Ausgabe nach der Norm des Jahres 1825) die christlichen Feste eingeschaltet sind. Jeder Monatstag beginnt mit einigen Kraft- und Kernsprüchen aus der h. Schrift, welche sodann in einer $1\frac{1}{2}$ bis 2 Seiten langen darauf

---

*) Recht erbaulich zu lesen war mir auch das von Goßner herausgegebene Buch: Martin Boos, der Prediger der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. Sein Selbstbiograph. Leipzig 1826. Für den praktischen Geistlichen enthält dieses Buch namentlich eine Menge köstlicher Wahrheiten.

folgenden Betrachtung umschrieben, erläutert oder ans Herz gelegt werden, wobei sich Goßner zur ernstlichen Aufgabe gemacht, den heiligen Worten ja keinen andern Sinn unterzuschieben, als den Gottes Geist den frommen Schreibern dieser Worte eingegeben. Für seine Einkleidung der göttlichen Wahrheiten spricht er noch seinen Lesern den Wunsch aus, nicht auf das Gewand, sondern auf die Sache sehen zu wollen, nicht hochfahrende schöne Worte, sondern Wahrheit, Gottseligkeit, Christum, das lebendig und selig machende Wort der Wahrheit zu suchen. „Ihn, Ihn möchte ich euch — eingewickelt in diese schlechten Windeln, die ich nicht besser zu geben vermag, darbieten.“ — Diese Äußerung ist charakteristisch in Beziehung auf Geschmack und Form der Goßnerschen Darbietungen. Namentlich dürfte sie zutreffen bei manchen derjenigen Lieder, welche er jeder Tagesbetrachtung angehängt hat, deren Verfasser theils genannt theils ungenannt geblieben sind. Ich habe Goßner stark im Verdacht, daß er zu den letztern nicht selten mit gehört. Die Unverwüstlichkeit der heiligen Kraft, welche Goßners fromme Seele hier in erbaulicher Absicht auslegt, kann man nicht besser ermessen, als an der Anziehung, welche sie noch heute von Zeit zu Zeit, nachdem ich das Büchlein oft durchgelesen, auf mich ausübt, obgleich die Geschmacklosigkeit und Würdelosigkeit, in welcher hier das Höchste aufzutreten genöthigt wird und welches mir so abschreckend erscheint, mich hätte abhalten können, aus diesem Borne der Andacht, wie doch immer wieder von Neuem zu nicht geringer Erbauung geschehen ist, zu schöpfen, so manche dogmatische Abneigung im Laufe der Jahre wider einzelne Punkte sich auch bei mir ausgebildet hat. Aus Goßners Buche ist viel Trost, Licht, Leben und Kraft zur Heiligung zu schöpfen und es hat diese Gaben mir oft gespendet, weshalb ich demselben dieses Ehrenzeichen in meiner Religionsbiographie zu errichten mich getrieben fühle. Allein der fromme Mann hat doch gar zu wenig gedacht, daß alles in einer schicklichen Form dargeboten sein will und daß, wenn irgend Etwas, gerade das Heilige einen verjährten Anspruch darauf hat, in Feierkleidern vor uns aufzutreten. Daß er sein Gewand als bloße Windeln ankündigt, ist schon ein Verstoß. Der Mensch soll Christum nicht in menschlichen Windeln zum Vorschein bringen, sondern im Feier-

staate. Er soll das beste, was er ihm mitgeben kann, ihm als Zuthat beigesellen, um seines Theiles die Ehrfurcht auszudrücken, welche die heiligen drei Könige aus dem Morgenlande an die Krippe nach Bethlehem trieb. So wenig wir Christum in einem Stalle anbeten, sondern in Tempeln, deren Äußeres und Inneres einen Ausdruck der Ehre darstellt, die wir ihm schulden, wie wir ihn nicht in Gassenhauermelodien preisen, sondern in würdigen Chorälen, kurz wie wir ihn in jeder Beziehung auszeichnen, wo wir ihn darstellen und zeigen, so ziemt auch der Rede und der Kunst, in deren Gewändern man ihn uns zeigt, des schicklichen Feierkleides sich zu bedienen. Dies hat Goßner zu wenig bedacht, und sich daher namentlich in der Wahl der Lieder nicht selten vergriffen. Ermangeln schon seine eigenen Betrachtungen zuweilen desjenigen edeln Ausdruckes, der ein unerläßliches Erforderniß derselben sein sollte und wünschen wir, er möge sich in seinem frommen Eifer nicht bis zu der sichtlichsten Formvernachlässigung haben gehen lassen, da er, wie viele Stellen beweisen, des richtigen Ausdruckes doch so wohl mächtig ist, so sind sie doch noch golden gegen dasjenige, was er der erbaulichen Betrachtung in den beigefügten Liedern darbietet. Die Abgeschmacktheit mancher darunter hat mich so abgeschreckt, daß ich dieselben zu überschlagen mich gewöhnte, wenn ich beim Lesen auf sie traf. Ich bin verpflichtet, mein Urtheil zu begründen und führe deshalb einige Belege an. Im Liede zum 6. Januar finden sich folgende Verse: Gottes Lamm ruft: Gnade! Ist es denn nicht Schade, Daß nicht Alle hören Und sich zu ihm kehren, Daß sie es nicht fassen Und sich helfen lassen. Man verschmäht die Gnade, Ist es denn nicht schade? Gottes Lamm ruft: Gnade! Möchten All' gerade Von der Erde Enden Doch sich zu ihm wenden, Wo sie reichlich finden Freiheit von den Sünden. Gottes Lamm ruft: Gnade! Kommet doch gerade! Gottes Lamm ruft: Gnade! Für die ärmste Made ꝛc. — Gottes Lamm ruft: Gnade! Kommt zu diesem Bade, Wo ihr schöpfen, trinken, Waschen und versinken, Alles tilgen könnt, Was die Seele brennt. — Unterm 27. Januar ist zu lesen: Wie Mosi auf dem Berg geschahe, Bleibt meine Seel' vor Gott allein, Und ihm in ihrem Innern nahe, Läßt sie das Volk ganz unten sein. Denn dieser Pöbel fremder Sachen Darf ihr dabei nicht

Unruh machen. — Unter den dem 20. April beigefügten Versen befindet sich folgender: Noch ruft sein Blut: Pardon! Küßt diesen Menschensohn, Der Sünde tilgen kann. Ach, nehmet ihn doch an! Denn wer ihn herzlich liebt, Wird nie von ihm betrübt ꝛc. — Am 19. Mai ist zu lesen: Das Wort von Kraft des Geistes saufend Bekehrte einst viel Tausend Tausend ꝛc. — Der 2. Juni bringt ein Lied in welchem folgende Strophen vorkommen: Drum, willst du frei und fröhlich sein, Laß Jesum und die Gnade ein, So kannst du überwinden. Seelen quälen, Sünden-Kräfte, Nachtgeschäfte und dergleichen Muß der Macht der Gnade weichen. Gieb, Jesu, Blut und Wasser her Und nimm dadurch je mehr und mehr Die Schlacken recht herunter ꝛc. — Der letzte Vers des Liedes vom 2. Juli lautet: Nun Kindlein bleibt in Jesu Wundenhöhle! Dies Plätzchen faßt ins Aug' beim letzten Stoß, Da, da hinein schickt eure theure Seele, So finden wir uns dort ins Vaters Schooß. Herr, hör' was meine Schwachheit schreit, Ruf' selbst den Deinen zu: O Kindlein, Kindlein bleibt! — Dem 26. Juli ist ein Lied beigegeben, dessen zweiter Vers in ähnlicher Weise sich also vernehmen lässet: Es ist noch Raum; ein freier offner Born, Der in den Wunden quillt! Hier badet, wascht, verkriecht euch vor dem Zorn; Er wird durch's Blut gestillt. Hier ist ein Lazareth der Kranken, Die ihrem Arzt mit Freuden danken. Hier ist noch Raum. — Merkwürdig in seiner Art ist der sechste Vers des dem 31. Juli beigefügten Liedes: Wo ist die Mutter, der am Ende Das Kind nicht wird zum Überdruß, Wenn sie stets fort und fort die Hände Mit seinem Koth beflecken muß, Weil es, so bald's gewaschen, wieder Sich wälzt im Koth mit Leib und Glieder. Der achte Vers des nämlichen Liedes muß auch auffallen: Wo ist der Mann, der sich nicht schäme, Daß er ein liederliches Weib, Vom andern Manne wieder nähme, Die Tag und Nacht selbst ihren Leib Zum ehebrecherischen Leben Den feilen Buhlen hingegeben? — Im siebenten Verse des Liedes zum 8. August ruft ein Dichter in seiner Auferstehungsfreude: Tod dein Stachel ist gebrochen, Meine Knochen werden fröhlich auferstehn. — Dem 7. September wird ein Lied gewidmet, dessen dritter Vers also lautet: Er ist mein Gott und wird mein Lamm. Er läßt mit meinem Sündenschlamm Sein Ange-

ſicht bedecken. Sein treuer Sinn macht mich gerecht. Er dient mir als ein treuer Knecht Und läßt mich nirgends ſtecken. Ruthen, Bluten, Dornenſpitzen, Hölliſch ſchwitzen, Fluch und Sterben Leidet er für mein Verderben. — Im achten Verſe des am 8. October zu ſingenden Liedes läßt ein Liebhaber Jeſu ſich alſo vernehmen: Ich kenne, holder Menſchenſohn, Dein Herz voll Lieb' und Treue ſchon, Ich denk' an dein Verſprechen; Dein Herz, das mich in Trau'r verſetzt Und ſich verſchließt, muß doch zuletzt Vor lauter Liebe brechen. — Am 20. October beſingt ein Poet die Allmacht und Wirkſamkeit Gottes und Chriſti mittelſt ganz entgegengeſetzter Eigenſchaften ſeiner geiſtlichen Muſe alſo: Ich weiß, Gott kann ja Alles machen, Auch was man für unmöglich hält. Er giebt den Ausſchlag allen Sachen, Obgleich das Loos uns widrig fällt. Wer ſeinem Heiland feſt vertrauet, Der fiſcht und fängt auch allzeit was, Und wer die Hoffnung auf ihn bauet, Den trifft kein Neid, kein Zorn, kein Haß.

Befriedigte Goßners Büchlein durch die Fülle ſeiner Erfahrungen im innerſten Heiligthume des Glaubens das Herz, und erſchien darin überall die Erfahrung vom Lichte nicht ſowohl des des gläubigen Gedankens als des denkenden Empfindens, gewährte es mir, dem faſt alle poſitiven Grundlagen des Glaubens abhanden gekommen, bei meinem Umſehen nach einem feſten und ſichern Grunde, ein reiches Hülfsmittel lebendiger Erkenntniß des Wortes Gottes und kann ich auch heute noch den Segen, welchen die andächtige Leſung dieſer frommen Betrachtungen gewähren muß, nicht hoch genug anſchlagen, ſo wollte es mich doch vom Anfange an verwunderlich bedünken, wenn ich bedachte, daß dieſe Lieder nach des Verfaſſers Abſicht bei der täglichen Hausandacht gemeinſchaftlich durch die Familienglieder geſungen werden ſollten. Der heilige Geſang, ſagt er, trägt viel zur Erbauung und zur Verſtärkung der guten Eindrücke bei, erheitert das Gemüth und verbindet das Herz und den Sinn feſter mit der Wahrheit zuſammen. Ich ſtimme ihm hierin vollkommen bei. Der Geſang iſt dem menſchlichen Geiſte ein weſentliches Organ ſeiner Äußerung. Die im Tone gegebene Verklärung des Wortes iſt vor Allem dem Strome des religiöſen Gefühles ein nothwendiges Bett und dieſes

Gefühl sucht deshalb seinen Ausdruck im kirchlichen Liede und seine Stelle beim Gottesdienste mit einer heiligen Nöthigung. Mit dieser Absicht konnte ich nun von vorn herein den nothwendigen Erfolg, den das Absingen solcher Abgeschmackheiten, als die angeführten sind, nicht reimen, indem es mir zu keiner Zeit hat einleuchten wollen, wie man dergleichen einen heiligen Gesang nennen könne. Auf nichts bin ich erboster, als auf solche Mißgriffe frommer Beschränktheit, welche den Spöttern immerfort neue scheinbare Waffen gegen das Evangelium in die Hände spielt, wodurch eine Menge schwacher Gemüther von der Wahrheit abgewehrt werden und sich einschüchtern lassen. Es thut darum Noth, daß wir selber, denen der Glaube Herzensangelegenheit ist, uns hervor- und durch unsere Mißbilligung darthun, daß die Cultur solcher Geschmacklosigkeiten wie der religiösen Kunst zuwider, also auch dem Zwecke der Erbauung nicht förderlich sein kann. Ich bitte deshalb meine Leser um die Erlaubniß, die Schilderung meiner pietistischen Periode mit einigen Betrachtungen über das geistliche Lied zu unterbrechen, wozu mir der stete Verdruß über die Verletzung des bei den meisten Menschen leider weit stärker, als das religiöse ausgebildeten ästhetischen Interesses seit vielen Jahren erfahrungsmäßigen Anlaß gegeben hat.

Man hat, wie mich dünkt, bisher bei der Aufnahme religiöser Dichtungen in geistliche Liedersammlungen und Gesangbücher einmal viel zu wenig auf das Subjective: die Veranlassung, den Hervorgang und die Absicht, anderntheils aber gleichfalls zu wenig auf das Objective: den Inhalt und die Form dieser frommen Gesänge Rücksicht genommen*). Durch die Aufnahme in eine Lieder-

*) Denn die Gewissenhaftigkeit der schweizerischen und französischen Calvinisten, welche aus abergläubischer Furcht vor Menschensatzung, Menschenwort und Menschenwitz beim Gottesdienste keine andre Lieder, als die Psalmen sangen, ist nie wieder allgemein geworden und hat auch dort nur eine Zeit lang gedauert. Die ältesten Christen, welche schon frühe

sammlung wird eine erwecklichе Dichtung gemeinsames Gut eines größern und kleinern Kreises, dem jene zur Erbauung dienen soll. Hierbei kommt es nun hauptsächlich darauf an, Lieder auszulesen, welche möglichst die frommen Interessen aller Mitglieder jenes Kreises wenigstens berühren, möglichst aber auch befriedigen. Es eignet sich daher keineswegs jede von einem gefeierten Liederdichter gesungene Strophe zur Einverleibung in einen solchen gemeinsamen Liederschatz. Denn wie oft wird einem solchen frommen Gemüthe, das einmal durch Gewohnheit oder innern Antrieb seine Gedanken und Empfindungen in Worte bringt um sie besser aufzubewahren, eine erbauliche Betrachtung, die er für sich privatim im Kämmerlein gehalten, zu einem Erzeugnisse gebundener Rede? Ihrer ganz individuellen Veranlassung halber, welche eine sehr bestimmte und nur die Person des Sängers angehende Sphäre bedingt, ist die Wiederholung derselben Betrachtung im Munde und Herzen eines Zweiten eine Ungehörigkeit, weil dessen Zustand mit demjenigen des Sängers nichts gemein hat. Noch stärker aber tritt in der Regel die Unangemessenheit hervor, wenn ein größerer Kreis, eine Gemeinde dadurch eine gemeinsame Erhebung und Empfindung will stimmen und leiten lassen, wo es denn den Meisten nicht gelingen mag, sich in die Anklänge und Weisen zu finden, welche der Sänger angetönt. Diese höchste subjective Bedeutung und Geltung einzelner Lieder, welche nun schon seit Jahrhunderten Liedersammlungen und Gesangbüchern einverleibt und Gemeingut geworden sind, entfremdet sich allezeit der Absicht der Herbeiführung einer gemeinsamen Andacht und Erbauung. Von diesem Gesichtspunkte aus ist es am Ende noch besser, dem Critzkowischen Pfarrer Laurentius Hartmann zu folgen, welcher 1712 des geistlichen und evangelischen Zions neue Standeslieder herausgab, worin Lieder für Amtsschreiber, Bauern, Barbiere, gottesfürchtige Studenten, Kaufmannsdiener gesondert sind und jeder Subjectivität

---

(cf. Epheserbrief V. 19, Colosserbrief III. 16, Plinii Epistol. X. 97) beim Gottesdienste Lieder sangen, hatten sich damals hauptsächlich hierzu der Psalmen bedient, neben denen noch besondere Hymnen im Gebrauche waren (Euseb. V. 27).

ihr besonderes Theil zugewiesen ist. Solche Lieder entziehen sich von selbst der Aufnahme in ein Gesangbuch zum allgemeinen gottesdienstlichen Gebrauche. Je stärker die Eigenthümlichkeit des Verfassers und seine nur ihm geläufige Manier in einem solchen Liede sich ausdrücken, je dreister er aus der Gemeinde auf seinen Privatstandpunkt tritt, je mehr er für das Volk, statt aus dem Volke dichtet, desto weniger eignet das Lied sich zum Träger einer gemeinschaftlichen Erweckung und Andacht und erregt nur Anstoß und Ärgerniß bei denen, welchen es hierzu als Mittel geboten wird. Anstatt der erweckenden, erhebenden, besänftigenden, reinigenden, begeisternden allgemeinen Wirkung, welche man sich von einem guten Liede verspricht, dessen heilige Kraft die bewegte Seele in seine Bahn aufwärts leiten soll, muß sich häufig das Gegentheil einstellen und geistlicher Mißmuth und Verdrießlichkeit treten wohl eher als Erbauung ein, deren Scheuche nur zu leicht ein verkehrt zu gemeinsamer Erweckung gewähltes Lied zu sein pflegt. Alle solche der nöthigen Objectivität ermangelnden Lieder, welche der einzelnen Subjectivität mehr oder minder fremd sind, und deren Werth an und für sich ich gern dahin gestellt sein und unangefochten lassen will, mögen der Privatandacht trefflichen Stoff und gute Nahrung bieten. Von da bis zur Anwendbarkeit zum allgemeinen gottesdienstlichen Gebrauche ist aber noch eine weite Ferne. Ja es kann, was den Einzelnen in seinem Kämmerlein höchlich erbauet, in der Kirche ein Ärgerniß geben. Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich auf die Einnahme solcher bornirten Standpunkte und das Bemühen, dieselben durch Einführung in die Kirche zu allgemeinern zu erheben, anscheinend etwas herbe Ergüsse der Unzufriedenheit ausschütte. Gerade sie sind es, welche manchen Wohlmeinenden zweifeln lassen, daß der Glaube an eine allgemeine heilige christliche Kirche eine Wirklichkeit werden könne. Allein wie kann man z. B. an dem Verlangen des seligen Albert Sombacher nach dem Antheile an dem stellvertretenden Verdienste Christi Theil nehmen, wenn uns angesonnen wird in seiner höchst subjectiven, auf seinem Standpunkte vielleicht sehr treffenden Weise also mit ihm in einer Kirche zu singen: Ich bin ein rechtes Rabenaas, Ein wahrer Sündenknüppel, Der seine

Sünden in sich fraß, Als wie das Roß die Zwibbel. Herr Jesus, nimm mich Hund beim Ohr, Wirf mir die Gnadenknochen vor Und wirf mich Sündenlümmel In deinen Gnadenhimmel. — Gleichen Schlages ist folgender Vers, der in einem alten Gesangbuche sich befindet: O Salems jäger hetz' von unten Mich Sündensau mit Gnadenhunden, Zieh mir dein Gnadenwammes an So bin ich köstlich angethan. — Oder wer will sich dazu hergeben, im frommen Gesange die Namengebung an den Vorläufer des Heilands, wenn gleich nach der Melodie: „Kommt her zu mir, spricht Gottes Sohn," in folgender erbaulichen Weise mit demselben Sombacher zu betrachten: Und als geboren war das Kind, Und ihm beschnitten ward der Pind, Da ging es an ein beißen; Die Mutter sprach: Zach'rias heiß! Der Vater: einen alten Sch . . .! Er soll Johannes heißen. — Es ist auch nicht Allen gegeben, sich mit einem Ungenannten in folgender Weise in eine Vorstellung von der Erbsünde hineinzusingen: Ach! siehe doch, ich bin ja auch Gezeugt aus Sündensamen, Nach aller Sünder Art und Brauch; Denn das ist Aller Namen. In Sündenlieb', In Wollusttrieb' Die Mutter mich empfangen, Die sie in ihr begangen. — Ich weiß auch nicht, ob es Jedermann genehm ist, sich durch den Mitgesang von Johann Rist's Liede: Ach ich bin ein Stank der Sünden u. s. w. zur Vorstellung der eigenen Sündhaftigkeit zu erheben. — Eher möchte noch Christian Knorr von Rosenroths Lied nach dem Geschmacke wenigstens derer sein, welche sich der Erbsünde bewußt sind: Meines Herzens Brunnloch quillet Lauter angebornen Wust: Mark und Adern sind erfüllet Durch das Gift der bösen Lust u. s. w. — Es ist auch wohl nicht Jedermanns Sache, mit Paul Stockmann sich durch folgende Verse zu dem Gedanken: Gott leidet und stirbt um unserer Sünde willen, zu erheben: Jesu, dein blutrother Schweiß, Dein betrübtes Zagen Macht die schwarze Sünde weiß, Kann all' Angst verjagen ꝛc. Alle Jünger laufen weg, Lassen Jesum stecken, Petrus, der vor war so keck, Weiset ihm den Rücken ꝛc. Judas henket, und darauf, Den Landpfleger reizend, Schreit des Volkes ganzer Hauf: Weg, nur weg ans Kreuze, Nicht nur Judas, sondern ich, Und die Missethaten Haben unbarmherziglich Meinen Gott verrathen. Jesu, deine beiden Händ' Und auch deine Füßen, Alle viere für vier

End' Aller Welt jetzt büßen. Die Kriegsknechte theilen sich In des Herren Kleider, Spielen drum gar liederlich: Also geht es leider. Ein Schandbube und Soldat Jesum in die Seite Mit ein'm Spieß gestochen hat, Da seh'n viele Leute, Wie das Blut und Wasser rann Runter auf die Erden, Wodurch beide, Weib und Mann, Sollen selig werden. — Es wird auch nicht Jedermann das stellvertretende Verdienst Christi einem Ungenannten in folgender Weise nachsingen wollen: O Herr wir sind vor dir ein Aas, Ein Pestgestank, ein Rabenfraß, Ein Schinderloch der Sünden u. s. w. — Paul Gerhard, dem man es verdacht, daß er seine christlichen Gesänge bei einer Pfeife Taback machte, ist ein großer Meister des geistlichen Liedes; aber ich weiß nicht, ob er vielen recht gesungen, wenn er seinen Abstand von dem Verdienst Christi auf eine ganz hündische Weise zum Bewußtsein bringt, indem er singt: Herr, ich will ja gerne bleiben, Wie ich bin, dein armer Hund, Will auch anders nicht beschreiben Mich und meines Herzens Grund. Hündisch ist mein Zorn und Eifer, Hündisch ist mein Neid und Haß, Hündisch ist mein Zank und Geifer, Hündisch ist mein Raub und Fraß, Ja wenn ich mich recht genau, Als ich billig soll, beschau', Halt' ich mich in vielen Sachen Ärger als die Hund' es machen ꝛc. Wollst mir nur das Recht gewähren, Das ein Hund im Hause führt ꝛc. Murren will ich auch und bellen, Aber gleichwohl weiter nicht ꝛc. Ich will in's Verborgene kriechen, Da die Nacht den Tag verhüllt Und hin nach der Erde riechen, Suchen, was den Hunger stillt. Man behauptet, Gerhard habe hier nur ein unglückliches lateinisches Original übersetzt. Allein das ändert in der Sache selber wohl nichts. — Wie sehr auch Joh. Angelus Ruhm als geistlicher Liederdichter begründet sein mag und so zarte Züge seine christlichen Liebeslieder enthalten, so befürchte ich doch, es werde der größere Theil einer Gemeinde Anstand nehmen, gleich ihm die geistige Vermählung mit Christo in der ihm eigenthümlichen Weise, deren rührende, zarte Innigkeit ich für meine Person nicht antasten will, also zu besingen: Du grüner Zweig, du edler Reis, Du honigreiche Blüthe, Du aufgethanes Paradeis, Gewähr' mir eine Bitte. Laß meine Seel' ein Bienelein Auf deinen Rosenwunden sein. Ihr übertrefflicher Geruch Ist ein Geruch zum Leben; Vertreibt den Gift, vertreibt den Fluch Und

macht den Geist erheben, Drum laß mich wie ein Bienelein Auf deinen Rosenwunden sein! Ich nahe mich mit Herz und Mund Sie tausendmal zu küssen. Laß mich zu jeder Zeit und Stund' Den Honigsaft genießen, Laß meine Seel' ein Bienelein Auf deinen Rosenwunden sein. Ach! ach wie süß ist dieser Thau, Wie lieblich meiner Seele! Wie gut ist's, sein auf dieser Au' Und solcher Blumenhöhle; Laß mich doch stets ein Bienelein Auf deinen Rosenwunden sein! Nimm mein Gemüthe, Geist und Sinn, Leib, Seel' und Alles was ich habe; Nimm Alles gänzlich von mir hin, Gieb mir nur diese Gabe, Daß ich mag stets ein Bienelein Herr Christ auf deinen Wunden sein. — Diese Wundentheologie in ihrer höchst subjectiven Gestaltung bei den Einzelnen hat gleichwohl eine Menge geistlicher Lieder zum Vorschein gebracht, welche in Gesangbücher aufgenommen sind. Der gefeierte Johann Rist wird aber gleichwohl nicht allzuviele Intonanten zum folgenden Liede finden: Sieh da, da ist mein Jesulein, Dem schau' ich in die Seit' hinein, In welcher lauter Honig klebt, Das allem Trübsal widerstrebt, Das um uns schwebt. O werther Riß! O süßer Fluß! Nimm hin von mir den Glaubenfuß! Eröffne mir dadurch den Mund Und laß mich werden ganz gesund Bis auf den Grund. Wie heilsam ist doch deine Kraft, Wie trefflich deine Eigenschaft! Du riechest edler, als der Wein, Kein Gift kann vor dir sicher sein. Du machst uns rein! Eröffne dich, du Seitenloch, Daß ich dein Herz begrüße doch. Ach Jesu! Kann es nicht geschehn, Daß ich mög' in die Hölle gehn Dein Herz zu sehn? In dieser Höhle soll kein Schmerz Betrüben mein verfluchtes Herz. Hier fürcht' ich nicht der Hölle Gluth, Des Höchsten Grimm, der Sünden Fluth Des Kreuzes Ruth. — Salomon Liscovius dürfte ebenfalls nicht auf allgemeinern Anklang rechnen dürfen, wenn er singt: Jesu, liebste Seele, Deiner Wunden Höhle Ist mein Aufenthalt; Wenn die Höllengluthen Und die Sündenfluthen Toben mit Gewalt, Lauf' ich zu Und finde Ruh In der offnen Seitenritze, Da ich sitze. — Noch wenigere aber werden es dem Ungenannten nachthun, welcher nach der Melodie: Dein Kreuz, Herr Jesu, tröstet mich, also seine Stimme erheben zu müssen glaubte: Mir ist so seitwärts schielerig, Ganz Seiten-heimwärts fühlerig, Ganz Lamm-Schweißspur beriecherlich, Ganz Lamm-Herzgruft durchkriecherlich

An dein'r magnetischen Seite*). — Mögen alle bisher angeführten Lieder, zu denen noch zahllose Seitenstücke geboten werden können, ganz der Stimmung und Betrachtung entsprochen, in denen ihre Verfasser sich befanden, auch den echten Ausdruck ihres individuellen Erbauungsbedürfnisses getroffen haben und daher auch in ihrem Werthe dahin gestellt bleiben, so hat es doch mit der Sache sogleich eine andere Bewandtniß, wenn man sich solche Lieder langsam und rührend unter Orgelbegleitung von einer ganzen Gemeinde vorgetragen vorstellt. Wie würde namentlich das Pan-anthropistische Geschlecht unserer Zeit über die rührende Hundedemuth des wackern Paul Gerhard sein Gespött treiben zu dürfen vermeinen, in welchem die Idee der menschlichen Nichtswürdigkeit so stark geweckt war, zugleich aber auch ein Zug jener Servilität sich zu erkennen gab, mit welcher die damaligen Hoftheologen, welche sich für die echten und einzigen Schüler des kühnsinnigen Luther erklärten, prunkten. Das geistliche Lied muß nicht das Resultat der abgesonderten Betrachtung, des Sinnens, der Arbeit des einzelnen Dichters sein, nicht ein bloßer Widerschein des Lebens im Seelenspiegel des Individuums, sondern es muß die innere Erkenntniß, die christliche Empfindung des ganzen Volkes, Freude wie Leid, aussprechen. Diese muß in voller Wahrheit mit größter Einfachheit dargestellt werden. Wie die ganze Gemeinde mit einer Stimme mächtigen Gesang erhebt, so muß auch das Ich des Dichtenden in dem Liede ganz zurücktreten und nur die gemeinschaftliche, die allgemeine Empfindung, der einhellige

*) Das Lied ist übrigens eigentlich ein herrenhuthisches und steht in der Lüdingschen Sammlung. Der geistliche Gallimathias heißt weiter: So Jesus-Schweiß tropfhaftiglich, Wie's Kind voll Geistes, So leichnamsluftanzieherlich, So wundenmaßausspröcherlich, So glaubensdurstewitterlich, Auf's Menschensohns Zeichen zitterlich, Dem Licht in Salems Gassen, Wenn Sonn' und Mond erblassen. Indeß so lammhaft-seliglich, Einfältig, taubenartiglich, So sünder-schamroth inniglich, So sündermäßig spielerisch, Worein's doch immer summ': Efflavit animum. Bei Kreuzesfreuden weinerlich, Bei Brustblattjünger mäßiglich, Wie St. Johannes; So marterlamms-herzhaftiglich, So Jesus knabenhaftiglich, So Maria-Magdaleniglich, Kindlich, jungfräulich, ehelich — Soll uns das Lamm erhalten, Bis zum Kusse seiner Spalten.

Gedanke im geistlichen Liede Ausdruck finden, damit alle sich *eins* fühlen in der gleichen Stimmung und Gesinnung. Mit einem Worte: Das geistliche Lied muß Volkslied sein und seinen Ursprung nicht der *Kunstpoesie* verdanken. Deshalb, weil es Volkslied war, wirkte manches evangelische Kirchenlied im Zeitalter der Reformation mit so beispiellosem Erfolge; es sprach nur das wahrhaft Erlebte, das wirklich Erfahrene aus, das Alle in ganz gleicher Weise erlebt und erfahren haben, und dieses sprach es tief aus Herzensgrunde aus, ohne Stillstand und Rückblick, ohne Schildern und Malen. Diese Lieder enthielten das allgemeine evangelische Bekenntniß *). Doch klagt auch schon Luther über ungeschickte Liederdichter, die ihren Mäusemist unter den Pfeffer mengten. Am wenigsten gelang dem Kirchenliede aber die volle Offenbarung des ursprünglichen allgemeinen für evangelisch erachteten Geistes, als es der Dogmatik seine Strophen öffnete, lehrhaft sein und in den theologischen Streitigkeiten mit reden wollte. Seit Paul Gerhard nahm die ausgeprägte Subjectivität des Verfassers in den Kirchenliedern über die Maßen zu und es entstanden immer weniger Kirchenlieder, in denen Empfindungen dargestellt werden, für welche nicht erst Theilnahme gewonnen werden darf, sondern die solche bereits besitzen, weil sie vor dem Liede schon vorhanden waren und so allgemein sind, daß sie Jedermann schon in sich trägt, so daß sie eigentlich nichts Anderes thun, als *Vorhandenes aussprechen*. Bei Kirchenliedern sollte auf die Frage: wann? und wer? dieselben verfaß, keine andere Antwort ertheilt werden dürfen als: Niemand hat sie verfaßt und nirgends sind sie gedichtet worden, von Allen vielmehr und überall. Luther traf das Rechte, wenn er aus Veranlassung der vielen Lieder, die ohne den Namen des Verfassers umgingen, sagte: im geistlichen Liede solle allein Gottes Name gepriesen, unser Name darin aber nicht gesucht werden. — Das ist aber nur der Fall, wenn eben Erlebnisse, Gefühle und Empfindungen gesungen werden,

*) Es darf hier wohl daran erinnert werden, daß Arius zu seiner Zeit durch Lieder, welche er zu diesem Zwecke nach bekannten Melodien dichtete, in die Arianischen Streitigkeiten hineingezogen und zum Interesse an denselben geworben wurde.

welche nicht Einem allein und besonders, sondern Allen, die derselben Gemeinde und Kirche zugethan sind, in ganz gleicher Weise angehören und an welchen Jeder mithin seinen Theil Dichtung in Anspruch nimmt.

So wenig aber die subjective Auffassungsweise, das persönliche bei der Verarbeitung eines geistlichen Stoffes zu einem Liede thätig gewesene Gefühlsleben des Dichters genugsam beachtet worden, wenn man eine Dichtung den Liedersammlungen zum gottesdienstlichen Gebrauche einverleibte, eben so geringe Sorgfalt ist im Allgemeinen dem Inhalte und der Form solcher Gesänge zugewendet. Zum Theil ergeben schon die bisher mitgetheilten Proben, wie sehr man in diesem Punkte hat fehlen können. Nicht alle Gedanken, nicht alle Worte eignen sich zu andachtsvollem Anstimmen, nicht alle sind würdig, von dem Gesange der versammelten Gemeinde auf den Tönen der Orgel feierlich emporgetragen zu werden. Des Liedes Kraft und Segen ist bedeutungsvoll an den Sinn und die Einkleidung seiner Worte gebunden. Nicht jeder Inhalt, nicht jeder Vortrag stimmt und reinigt die Seele oder öffnet dieselbe dem Rufe des Wortes. Nicht jede fromme Rede, welche in den Maaßen des Verses einherschreitet oder mit den Klängen des Reimes sich verschwistert, ist ein Lied und gar ein geistliches oder kirchliches Lied. Die Gebundenheit der Rede und der Gleichklang der Endlaute sind bei weitem das Wenigste, was einem Liede seinen Werth giebt. Es muß vor allen Dingen Poesie und die Art der Dichtung sein, welche wir ein Lied nennen. Dazu ist unerläßlich, daß es ein Hervorgang jener tiefern Erregung sei, jener Erhöhung der Macht des innern Lebens und Erhebung des Gemüthes, welche die Wirkungen der rührenden Anschauung des Göttlichen und des Innewerdens der Idealität in irdischen Erscheinungen und Verhältnissen zu sein pflegen. Das Lied soll nur die Schöpfung einer begeisterten Seele sein, welche im Bilde und Gefäße der Rede die Fülle des Göttlichen, das sie durchdringt, zu fassen und zu bewältigen sucht. Aus diesem Grunde scheiden schon die meisten Lieder, welche Jakob Gottschald 1737 in seiner Theologia in hymnis vorlegte, aus dem gottesdienstlichen Gebrauche wegen Würdelosigkeit und Poesiemangel aus. Denn hier sind die einzelnsten Moralpflichten in Verse gezwängt. Es wird

in diesen Hymnen gesungen für die Ehrbarkeit in der Kleidung, gegen die Spielsucht, wider das Tabacksrauchen ꝛc. Hier ist die Unangemessenheit zu einem gottesdienstlichen Gebrauche leicht herauszufühlen. Aber auch in den meisten der oben mitgetheilten Lieder vermisset man das dichterische Element schmerzlich. Selbst in den gefeierten Liedern Luthers kommt die Poesie nur zu häufig nicht zu ihrem Rechte. Oder sollen wir z. B. folgendes Lied des Reformators ein Erzeugniß der Poesie nennen dürfen:

Nun kommt der Heiden Heiland
Der Jungfrauen Kind erkannt,
Daß sich wundert alle Welt;
Gott solch' Geburt bestellt.

Nicht von Mannsblut noch vom Fleisch,
Allein von dem Heilgen Geist
Ist Gott's Wort worden ein Mensch
Und blüht ein Frucht Weibes-fleisch.

Der Jungfraun Leib schwanger ward,
Doch bleibt Keuschheit rein bewahrt
Leucht't herfür manch Tugend schon,
Gott da war in seinem Thron.

Er ging aus der Kammer sein,
Dem Königlichen Seel so rein:
Gott von Art, und Mensch ein Held
Sein'n Weg er zu laufen eilt.

Können wir in folgendem Liede desselben Dichters eine poetische Auffassung der wahren Wesenheit des h. Abendmahles finden?

Gott sei gelobet und gebenedeiet
Der uns selber hat gespeiset
Mit seinem Fleische und mit seinem Blute
Das gieb uns Herr Gott, zu Gute
Kyrie eleison.

Herr, durch deinen heilgen Leichnam
Der von deiner Mutter Maria kam
Und das heilige Blut
Hilf uns Herr aus aller Noth
Kyrie eleison.

Der heilge Leichnam ist für uns gegeben
Zum Tod, daß wir dadurch leben
Nicht größre Güte könnte er uns schenken
Dabei wir sein soll'n gedenken.
Kyrie eleison.

Herr, dein Lieb' so groß dich gezwungen hat,
Daß dein Blut an uns groß Wunder that
Und bezahlet unsre Schuld,
Daß uns Gott ist worden Huld
Kyrie eleison.

Mögen die Gedanken in diesen Liedern auch christliche genannt werden dürfen, so ist doch ihr Gehalt und ihre Fassung wie in so manchen andern Liedern des Reformators, so wenig der Poesie verwandt, daß man nicht anders kann, als Bouterwek's früher mitgetheiltes Urtheil über Luther den Poeten zu unterschreiben. Schwerlich werden auch noch jetzt Viele mit Selnecker von Luthers Liedern durch die Bank sagen: Ihr Componist und Poet sei ohne Zweifel der heilige Geist gewesen. Luther selbst dachte weit bescheidener von seinen Liedern. Ihm thaten dieselben nebst dem h. Geiste darin nicht Genüge. Er beneidete die katholische Kirche um ihren Gesang. Er lobte den Prudentius hoch und wünschte, dessen Lieder möchten auf der Schule gelesen werden. Er übersetzte auch verschiedene dieser lateinischen Gesänge, „dieser Zeugnisse von frommen Christen, die vor uns gewesen in der großen Finsterniß der alten Lehre.“ — Bei meiner schon mehrfach im Laufe dieser Schrift berührten Ansicht über die heilige Bestimmung der Kunst, welche uns ein Schlüssel sein soll zum Verständnisse des Höchsten, das unser Gedanke und Fühlen zu fassen vermag, werde ich namentlich durch geistliche Lieder, welche diesem Zwecke nun ganz besonders gewidmet sind, verletzt, wenn sie so ganz diese ihre Abkunft und Bestimmung verleugnen. Ich weiß sehr wohl zu unterscheiden, wo fromme Naivität oder das Unvermögen, die lodernde Andacht zu bewältigen, sich an der Regel und dem Maaße, welchem das Schöne eben unterworfen ist, um durch die angelegte Fessel die zur Wildheit geneigte Begeisterung zu zähmen, versündigen und man Nachsicht eintreten lassen muß. Wo aber die baare prosaische Nüchternheit die Harfe ergreift und uns ihren Psalm für ein gottbe-

geistertes Lied auszugeben sich vermißt, kenne ich kein Erbarmen und erkläre Allen den Krieg, welche die Erbauung einer Gemeinde auf die Unterdrückung und Mißhandlung des mit dem Höchsten verwandten ästhetischen Interesse's zu pfropfen unternehmen. Die innere Erregung, welche das geistliche Lied erzeugt, greift nicht immer zu kühner Redeweise, noch wählt sie allezeit ihre Darreichung aus einem Reichthume vielartiger Bilder aus. Nichts ist weniger nothwendig oder ein Erforderniß der Kunst. Der reine, ungeschminkte, ganz bildlose Ausdruck des frommen Gefühls, der Andacht, des stillen in Gott ruhenden Glaubens, wirkt in der Unmittelbarkeit seines Hervortrittes aus so manchen geistlichen Liedern mit allem Zauber der Kunst, welche nicht gerade immer in erhabenen Bildern oder mit ergreifender Gewalt überschwängliche Worte den emporwallenden Andachtsgefühlen unterzubreiten nöthig hat. Jene einfache, milde Weise bringt oft die Höhe und Tiefe des andächtigen Gedankens, den sie aussprechen will, in einer weit treffendern Weise zum Bewußtsein des Erbauung suchenden Gemüthes, als der schwellende Andachtsdrang, welcher sich durch prachtvolle Worte wühlt und immer nicht den entsprechenden Gesammtausdruck findet, für welchen er die einzelnen Bezeichnungen nicht in ein Ganzes zu vereinigen weiß.

Gegen ein geistliches Lied aber, dem die erste Bedingung der Dichtung mangelt, bin ich, wie gedacht, unbarmherzig. Wer nur herzlose Redensarten eines Halbchristen, dem der Glaube nur eben auf den Lippen sitzt, zu vermeintlicher Erbauung in Reime zwängen kann, wer in gelehrtem Dünkel die Kirche mit der Theologie verwechselt und in dürren Versen trockene Dogmatik vorträgt, aber keine Ahnung davon hat, daß im Liede etwas fühlbar werden soll, was beim Ergriffensein des endlichen Geistes durch den ewigen im erstern vorgehet, und daß eine heilige Andacht dem Worte erst die Weihe zu geben hat, der lasse um Gottes willen ab von dem Vorhaben, Lieder zu dichten, welche andere Christen erbauen sollen.

Die Andacht, die Erregung und Erbauung, welche das geistliche Lied zu erwecken hat, sollen aber auch specifisch *christlich* sein. Der diese Empfindungen vermittelnde Volksgesang muß durch das Evangelium geheiligt werden. Dies ist eine

sehr natürliche und billige Forderung. Denn das Christenthum vernichtet niemals die natürlichen Gaben und Kräfte der Individuen und der Nationen, sondern erhält, pflegt, durchdringt und heiligt dieselben. Es ist auch längst allgemein anerkannt, wie eben das Christenthum eine natürliche Wahlverwandtschaft zur Poesie hat und seine religiösen Erregungen, in Bild und Wort gekleidet, gleichsam von selbst zu Kunstwerken sich gestalten. Ein trefflicher Kenner hat geäußert: „Welch eine überaus herrliche und überschwänglich reiche und tiefe Persönlichkeit bietet sich in seinem Heilande nicht etwa blos der Phantasie, sondern dem ganzen Wesen des Dichters dar, so daß Leben und Dichtung auf das Vollkommenste hier in eins zusammenfallen! Den, welchen sein Lied verherrlicht, will er erfassen mit Allem, was in ihm ist; selbst der werden, den er singt und was könnte er Höheres schauen, welchen Gegenstand auffassen, der mehr geeignet wäre, alle Gluth der Begeisterung in einer frommen Seele zu entzünden, als der demüthige Menschensohn, welcher zugleich der Sohn Gottes, mit dem Vater Eines, der Weg und die Wahrheit und das Leben ist? Und indem der Göttliche unter uns wandelt und unser irdisches Loos von der Wiege bis zum Grabe mit uns theilt und das Maaß alles dessen erschöpft, was nur einem menschlichen Herzen beschieden ist, so sehen wir nun auch alle Momente des irdischen Lebens: das Erwartetwerden, die Geburt, die stille Demuth in dem elterlichen Hause, das Heranreifen, das öffentliche Erscheinen und Wirken, die fleckenlose Reinheit, die Erbarmung, die alles opfernde Liebe, den Glauben, den Gehorsam, die Ergebung in den Willen des Vaters, den Erdenkampf in seinem Schmerze und in seiner Wonne, das bange Leiden, das Ringen in dem Tode und endlich das Erbleichen selbst, alle diese Tugenden, Schicksale und Zustände in ihrer ganzen Folge in Christus, wie in höherer Verklärung, hervortreten. Und für den von der Sehnsucht nach dem Ewigen ergriffenen Geist leuchtet dann im herrlichen Glanze die Auferstehung des Herrn. Der Tod ist verschlungen in den Sieg! Schon auf der Erde eröffnen sich dem Erlöseten die Pforten des himmlischen Reiches, das zwölf hohe Apostel gegründet und das heilige Märtyrer mit ihrem Blute getränkt und erweitert haben. Das Irdische wird von dem Himm-

lischen umfangen, der Schmerz verklärt zur Wonne, denn er giebt die ewige Siegeskrone und die Seele, die das Leben gewonnen, trägt auch das sichere Gefühl von dessen unzerstörbarer Dauer an und in sich. Da ist kein Zweifel, kein ängstliches Suchen, kein Bangen und Zagen; da ist die Fülle und das Genügen, der Quell, der in das ewige Leben hinüberströmet und alle, die nicht in der Eitelkeit der Dinge, oder des Wissens, oder ihres eigenen Selbst gefangen gehalten werden, mit sich hinüber trägt."

Welcher Stoff kann reicher sein an Kraft zu dichterischer, erbaulicher Erregung, als diese Vorstellung von der mächtigen Erscheinung Christi*)? Welche Fundgrube von poetischen Conceptionen ist aber nun ferner jener Erscheinung Christi in dem Umstande zugesellt, daß mit derselben eine Nation vergehet und zerstiebet, deren Führung und Verhältnisse das mit Christo anbrechende Reich Gottes vorbereiteten? Das Land, in welchem dieses Volk seinen Wohnsitz aufgeschlagen, die Geschichte in welcher es sich von seiner Wiege an bis zum Gipfel seiner irdischen Größe entwickelte und dann allmählig seinem Untergange sich entgegen neigt, mit einem Worte: Raum und Zeit dieses Volkes durch und durch in unserer Vorstellung einmal getragen von religiösen Erinnerungen und Anklängen thun ihre reichen Quellen auf, um den Mittelpunkt des christlichen Liedes, den Erlöser mit reichen Bildern und Anschauungen zu umgeben, welche dem Gesange die größte Mannichfaltigkeit sichern. Ein unerschöpflicher Stoff dichterischer und frommer Erweckung ist in den Dogmen und der Geschichte des Christenthumes der erbaulichen Betrachtung,

*) Sie war lebendig in der Kirchenpoesie des XVI. und XVII. Jahrhunderts, welche daher auch von Victor Strauß «das lyrische Evangelium von der Kirche in die Kirche gesetzt, Christum zu verkündigen und sich anzueignen,» genannt wird. Von dieser Vorstellung getragen flogen die ersten Lieder der lutherischen Kirche auf den Fittigen des lebendigen Gesanges schnell durch ganz Deutschland. Man glaube aber nicht etwa, daß es nicht schon vor der Reformation deutsche Kirchenlieder gegeben, diese vielmehr erst ein Erzeugniß der Reformation gewesen. Von dem Gegentheile und dem Vorhandensein schöner deutschen Kirchengesänge vor der Reformation wird man sich überzeugen aus Hölschers (Münster 1848) Buche: Das deutsche Kirchenlied vor der Reformation.

welche sich zum Gesange anschicken will, geboten. Welche Sünde wider den heiligen Geist (ich will nicht sagen des Christenthumes, denn das ist Vielen gleichgültig, sondern) der Kunst begingen und begehen also diejenigen, welche seit einem halben Jahrhundert sich bemüheten, in denkgläubig verflachten, abgeschwächten und verwässerten Gesangbüchern alle jene Thatsachen und Lehren des Heiles zu umgehen und unter dem Vorwande einer Gesangbuchsverbesserung der Poesie und religiösen Weihe des Gesanges den Abschied zu geben? Vergebens sucht man uns zu bereden, daß diese Niederlage des religiösen Elementes in den Gesangbüchern der Aufklärungszeit die Periode des allgemeinen christlichen Lebens sei, indem hier nicht mehr der Gottesdienst, nicht mehr das Grunddogma, die Confession, die Feier des innern Friedens, ausschließlich das Kirchliche bilde, sondern das ganze Menschenleben, die ganze Weltbetrachtung durch den Geist Christi geheiligt und in die Kirche hineingezogen werden solle. Eben so ist es nur ein Vorgeben, wenn hierbei als beabsichtigter Erfolg hingestellt wird, daß der schroffe Gegensatz zwischen dem Leben im Glauben und in den Werken, in den Liedern der Heiligung, die strenge Scheidung der Confessionen in Liedern der Nächstenliebe, allgemeinen Menschenliebe und Duldung, die Kluft zwischen dem Offenbarungsglauben und der sogenannten Naturreligion, in der Verherrlichung des Schöpfers und der christlichen Naturfeier hinwegfalle. Ich sehe hier blos einen nur zu wohl gelungenen Versuch, alles specifisch Christliche zu entchristlichen, während das Bestreben der Kirche dahin gehen soll, alles Nichtchristliche zu christianisiren. Zu dergleichen Zwecken wurden die gottesdienstlichen Lieder schon von jeher gemißbraucht. Schon die alten Ketzer gaben sich viele Mühe, ihre Irrlehren durch Lieder in der Landessprache, welche der gemeine Mann ihrer Annehmlichkeit wegen singen sollte, in Umlauf zu bringen. Paulus von Samosata machte nach Eusebius (lib. VII. cap. XXX.) bereits von diesem Mittelchen Gebrauch, um den Herrn Christus aus dem christlichen Gesange los zu werden und sich selber Statt dessen hinein zu schmuggeln. Auch die Arianer hatten, wie schon angedeutet, bald einen Vorrath von geistlichen Liedern aufzuweisen, welche nicht nur mit dem Gifte ihrer Irrthümer angesteckt waren, sondern auch zur Verkündigung feindseliger Gesin-

nungen gegen die Katholiken benutzt wurden. Nicephorus erzählt, wie der Ketzer Harmonius einige artige Liedchen in der Landessprache gedichtet und durch dieselben, weil die Worte schön und der Rhythmus süß gewesen, gar Viele zu gleichem Irrthume verleitet habe. Auch Apollinaris verfaßte süße Lieder der Art, welche die Männer beim Mahle und der Arbeit, die Weiber beim Spinnen sangen und die vornämlich für Festtage berechnet waren. Mit den darin enthaltenen ungläubigen Lehren berückte er seine Sänger und Sängerinnen. In dieser Art ihre Meinungen zu verbreiten, überboten die Kirchenverbesserer des sechszehnten Jahrhunderts ihre Vorgänger noch weit. Die Erfahrung von der Macht des Gesanges war auch wohl das Hauptmotiv, welches die Reformatoren und ihre Nachfolger bewog, sich der Pflege des Kirchengesanges, besonders aber des geistlichen Liedes anzunehmen, um in dieser Kunst eine Bundesgenossin für die Verbreitung ihrer neuen Meinungen zu gewinnen. Das geistliche Lied mußte sich selbst zum Kriegsliede gegen die alte Kirche gestalten. Ich erinnere an die unten zu erwähnenden, in noch heute gebräuchlichen Gesangbüchern aufbewahrten Lieder, worin mit einer frommen Glaubenswuth gegen Papst und Kaiser gesungen wird und an die Bemerkungen, welche ich über Luthers: Eine feste Burg ꝛc. habe machen müssen. Die Aufklärer des XVIII. und XIX. Jahrhunderts, welche die Gesangbücher der Evangelischen verwässerten und dogmatisch verdünnten, verfuhren mithin bei dieser Arbeit nach einer von Lehrern irriger und neuer Meinungen schon seit Jahrtausenden bewährt gefundenen Weise. Sie haben von diesem Mittel einen sehr geschickten Gebrauch gemacht und die orthodoxen Lehren mit einer großen Gewandtheit aus den Liederbüchern hinaus gespült. Es sind zwar der Gläubigen wegen nicht selten die Überschriften der alten Abschnitte der Liederbücher, welchen ein dogmatisches Eintheilungsprincip zum Grunde lag, hin und wieder beibehalten. Allein das ist nur der Form halber. Man sehe die Arbeit nur näher an. Statt der großen Geschichts- und Heilswahrheiten, welche den gehaltvollen Kern des christlichen Gottesdienstes bilden, begegnen wir in diesen wässerigen Liederbüchern nur den kahlen Abstractis: von Weisheit, Tugend, Glück und Religion. Nichts, als versificirter Aufklärigt. —

Alle grundchristlichen Lehren sind in diesen poesielosen Hervorbringungen ausgemerzt. Wir finden dagegen reichlichen Singsang über folgende eben so gut heidnische Materien: Sinn für das Schöne und Vollkommene; Pflichten in Hinsicht des Körpers; unschuldiger und weiser Genuß des Lebens; Geiz, Verschwendung, Sparsamkeit — der Handelsstand — der Handwerksstand, der Landmann — der Handarbeiter — diese Kategorien, welche die Dichter der ältern Lieder gar nicht kannten, weil sie mit Recht voraussetzten, daß dergleichen für den rechten Christen überflüssig sei, da er im Glauben und der Liebe zu seinem Erlöser seine Christenpflicht schon selbst erkennen werde, entsprechen ganz der Art Religion, welche mir in der Quarta und Tertia meines Gymnasii aus dem in den Geständnissen (S. 147) näher betrachteten Leitfaden vorgetragen wurde. Sie sind wörtlich entnommen aus einem allgemeinen Landesgesangbuche, nach welchem noch heute viele tausend evangelische Christen alle Sonntage zu singen haben. Es kommen darin Stellen erbaulichen Inhaltes vor, denen nichts weiter mangelt, als Christenthum und Poesie. Ich hebe einige heraus: So sei denn auch auf meinen Wegen Die Ordnung mir Begleiterin! Ihr folgt Zufriedenheit und Segen Und sie veredelt Geist und Sinn. Heil dem, der Lebenslang sie ehrt. Er kennt und fühlt des Menschen Werth! — Oder: Zwar das Alter wie die Jugend Darf sich auch des Äußern freun; Wohl gebraucht, erhält's die Tugend. Doch will es zu sehr zerstreun, Giebt's Geschmack an Kleinigkeiten: O dann soll's mich nicht verleiten. Nein es raubt der Zeit zu viel, Schwächt das edlere Gefühl. — Nicht minder ansprechend für ein denkgläubiges Gemüth dürfte folgende Strophe sein: Frei trägt der Mensch sein Haupt empor Und immer bringen Aug' und Ohr Ihm neuen Stoff zum Denken. Er kann behend wozu er will, Des Leibes Glieder lenken. Der tiefe Sinn der Seele spricht Aus seinem offnen Angesicht, Im Aug' oft sein Verlangen. Im höhern Reiz, als Rosengluth, Glänzt Unschuld auf den Wangen! — Welche Lebensweisheit predigt folgende Strophe: Unmäßigkeit, sie lähmt die Kräfte, Bringt Armuth, Krankheit, Zank und Streit, Macht träge zum Berufsgeschäfte, Vernichtet jede Thätigkeit, Setzt zu den Thieren uns herab, Und stürzet frühe uns ins Grab.

— Welchen Beitrag zur öffentlichen Gottesverehrung und häuslichen Andacht findet man wohl in folgender Strophe, welche eher die Moral einer Fabel, als ein Vers aus einem christlichen Liederbuche zu sein scheint: Mag immerhin in Müssiggang Der Thor auf Erden leben; Fern sei von mir es, mich dem Hang Zum Nichtsthun zu ergeben! Nur unverdroßne Thätigkeit Gewähret mir Zufriedenheit. — Oder: Wer sich vernünftig liebt, Soll nach dem Bessern trachten. Gefesselt an den Staub Muß er sich selbst verachten, O Mensch, sei tugendhaft, Sei deinem Gott getreu, Und fühle, wie beglückt, Schon hier der Weise sei.

Wie darf man sich von so hohlen und faden Sentenzen, welche eine christliche Gemeinde unter Orgelton im Hause des Herrn singen soll, Andacht und Erbauung versprechen? Bei den meisten solcher Lieder kann man sich kaum denken, wie eine ganze Gemeinde dieselben zu singen vermag, ohne zu ermüden und einzuschlafen. Es ist immer von den Tugenden als Früchten des Christenthumes die Rede und den Baum, welcher dieser Früchte tragen soll, den Glauben, hat man umgehauen. Die Vorsätze und Entschließungen, von denen diese Lieder überfließen, entbehren ihres rechten Grundes und es ist mit Recht an achtbarer Stelle (Hengstenbergs Kirchenzeitung 1829) bemerkt: „Sie erinnerten an Münchhausen, der in einen tiefen Sumpf versunken auch den kräftigen Entschluß faßte, sich an seinem Zopf herauszuziehen.“ Am übelsten ist aber in solchen nur die leidige Moral feiernden Gesangbüchern den alten Kraft- und Kernliedern aus orthodoxer Zeit mitgespielt, deren Umwandelung leider Klopstock zuerst unternahm, dem Dietrich und Basedow folgten. Die vom Denkglauben geleitete Veränderungssucht hat alle christlichen Elemente darin vertilgt. Das überkommene Andachtscapital ist zu größerer Bequemlichkeit und Menschenbeglückung in Scheidemünze und Kupfer umgeprägt und die ganze Fassung so umgewandelt, daß man nicht wähnt, noch die nämlichen Gesänge vor sich zu haben. Ein nicht geringer Übelstand ist es, daß die verschiedenen Gesangbücher von alten bekannten Liedern jedes seine eigene Umarbeitung bringt, so daß es an jedem Orte anders lautet und keine geistliche Liedereintracht unter denen, die solche Lieder auswendig wissen und singen wollen, möglich ist.

Gänzlich verschwunden sind aus diesen durchaus orthodox gedichtet gewesenen Liedern die Lehren vom Teufel, von der Rechtfertigung, von der Hölle und ewigen Verdammniß, der Gottheit Christi, der Erlösung durch sein Blut, dem Geheimnisse im h. Abendmahle. Jesus wird degradirt zu einem bloßen Volks- und Tugendlehrer, seine Kirche, welche die Pforten der Hölle nicht zersprengen sollen, zu einer nüchternen Lehranstalt und die Tugend- und Pflichtenlieder, welche sie singen läßt, stellen sich als nichts Anderes dar, denn als gereimte Moralpredigten. Der tiefe Begriff des ewigen Lebens ist aufgelöst in eine dürre Unsterblichkeitstheorie, das matte Ergebniß einer lauen Überzeugung. Wenn die Hand der gereinigten Lehre und des gereinigten Geschmackes sich an einem solchen ehrenwerthen Liede vergreift, so ist es um seine ursprüngliche Gestalt und Eigenthümlichkeit unwiederbringlich geschehen. Seine Wärme, Kraft und Innigkeit schwinden dahin. Höchstens kann eine falsche Sentimentalität das Wort behalten. Würdelos und geschmacklos wird Alles unter den Händen der heidnischen Verbesserer. Wie sehr sich dieselben ihrer angewendeten Schonung auch berühmen mögen, so sehr wird jedes poetische und christliche Gemüth durch die verübten Gewaltthätigkeiten empört, welche das Hohe und Ungewöhnliche in Gedanken und Form zum Ordinärsten umstempeln. In den guten alten Liedern wird Alles poetisch und dogmatisch verstümmelt. In einem mir bekannten Liederbuche, aus welchem auch heute Sonntags in vielen Kirchen gesungen wird, hat sich ein solcher neologischer Verbesserer an ein Paul Gerhardisches Lied gemacht, in welchem dem Schöpfer für die Gesundheit Dank dargebracht wird. In demselben bilden Weisheit, Aufklärung und Tugend des XVIII. Jahrhunderts einen geschmacklosen Contrast mit den alten und naiven Kerngedanken und Worten Paul Gerhards, welche zum Theile beibehalten sind. Da kommt unter andern Preisungen der Gesundheit auch folgende Strophe vor: „Ich erwähl' ein Stückchen Brod, Das mir wohl gedeihet, Für des rothen Goldes Koth, Da man, ach! bei schreiet; Schmeckt mir Speis' und Mahlzeit wohl, Und darf mich nicht schonen, Halt ich ein Gerichtlein Kohl Höher als Melonen." — Ist es nicht, als ob man den leibhaftigen Pastor Schmidt aus Werneuchen vernähme, welcher an Vossens Musenalmenach so ge-

treulich mitarbeitete und sich mit jenem um die Wette abmühete, eine Poesie innerhalb des Gesichtskreises des gemeinen Menschenverstandes zu ermitteln und einzuführen und dabei einige aufgeklärte Kirchenlieder an den Mann zu bringen? Durch solche Trivialitäten hält es freilich schwer, den Dichter hindurch zu hören, dessen Individualität so vielfach von angeblich verbessernder Hand zur Gemeinheit verzerrt wird. Alle diese Einführungen der Haushaltung in die Poesie bringen es wohl zu einem ökonomisch-poetischen Noth-, Hülfs- und Arbeitsbüchlein, aber nicht zu einem Liederschatze, aus welchem eine christliche Gemeinde oder Familie für Kirche und Haus sich mit Andacht versorgen mag. Wie haben nur solche Nüchternheiten und Klugheitssätzchen neben dem lebendigen Worte des Sohnes Gottes sich einen Platz in einer christlichen Gottesverehrung zu erwirken vermocht*)? Wie nehmen dergleichen Kleinlichkeiten sich aus gegen die Verkündigungen, die Klagen, Drohungen und Verheißungen, womit die h. Schrift ihre Gläubigen zu erwecken und ihnen für das Göttliche den Blick zu öffnen sucht. Hinweg damit! Alle Spielereien mit dem Bilde

*) Am auffallendsten aber ist und beweiset am stärksten die gänzliche Vernichtung der protestantischen Kirchenlehren in diesen Gesangbüchern, daß die Katholiken die Morallieder daraus massenweis in ihre Kirchenliedersammlungen aufnahmen, wodurch sie sich freilich von Neuem die Beschuldigung des Pelagianismus zugezogen haben. Es ist nicht zu leugnen, daß Pelagius selbst seine Meinung in Kirchenliedern nicht besser hätte aussprechen können, als es in hunderten von Liedern geschehen ist, welche arglos aus protestantischen Gesangbüchern in katholische hinübergenommen sind. Das Stuttgarter evangelische Gesangbuch von 1791 und das Stuttgarter katholische Gesangbuch von 1786 enthielten 41 Lieder evangelischer Verfasser übereinstimmend, so daß man damals mit dem evangelischen Gesangbuche nicht selten in der katholischen Kirche ausreichen konnte. Eine solche Aufnahme, welche zur Zeit des Febronianismus und Josephinismus erfolgte, beweist stärker als Alles, wie der Geist der Aufklärung auch die deutschen Katholiken ergriffen hatte und wie auch ihre Träger es sich unter allgemeinen Beifall erlauben durften, die als allein selig machend gerühmte Lehre officiell zu verwüsten. Mich wundert, daß solche Erscheinungen nicht wider die Infallibilität der Kirche angeführt sind, wozu sie sich besser eignen, als das gewöhnliche Raisonniren wider dieselbe.

vom Lamme Gottes, das der Welt Sünde trägt und dem Bilde, in welchem die Seele als die Braut, der Erlöser aber als ihr Bräutigam erscheint, oder alles ekelhafte Getändel, was unberufene, wenn auch fromme Versemacher mit der Vereinigung dieser Bilder getrieben, indem sie den Blutbräutigam feiern und das Grab als das Brautgemach, in welchem sich die Braut zu ihrem Bräutigam legt, aller Verdruß über Verse, in denen die Wunden des Herrn erscheinen als das Felsenschloß oder die Steinritzen und Höhlen, in welche die schüchterne Taube, die Seele sich rettet, alle diese Verkehrtheiten lasse ich mir lieber gefallen, als jene Verstandesplattheiten, welche die in den meisten Gesangbüchern herrschende seichte Manier von dem Erbauung suchenden christlichen Volke gesungen wissen will. Denn jene mißbrauchten Bilder schließen doch immer eine große Tiefe christlichen Lebens in sich, welche selbst die flachste Behandlung nicht ganz zu verschütten vermag, und sind wenigstens poetische, während in den neuen verwässerten Liedersammlungen Nothdurft, Mangel und Oberflächlichkeit sich als Poesie spreizen und das Nüchterne, Trockene, innerlich niemals Empfundene, Todtgeborene sich herausnimmt, eine Gemeinde zu kirchlichem Sinne und Leben zu erwecken. Die flache, allgemeine Ansicht von göttlichen Dingen, welche uns die kahlen, unpoetischen Bestrebungen der neuern Gesangbuchsmacher vorlegen, bringt es höchstens zu dem dürftigen Deismus, wenn die Gemeinde überhaupt sich herbeiläßt, dieses Kuckucksei im Neste ihres lebendigen und innigen Glaubens aufzunehmen und auszubrüten. Ohne innern Drang, ohne alle Begeisterung weniger gedichtet als verfertigt, hervorgegangen aus kalter, oberflächlicher Reflexion, sind diese neuen Kirchenlieder oder die mit den alten vorgenommenen Metamorphosen nur Gesangbuchsballast, welcher in keinem echt christlichen Herzen jemals Anklang erwecken wird.

Da die Lieder als Erzeugnisse der Dichtkunst auch eine ästhetische Behandlung der Form erheischen, da sie ferner gesungen sein wollen und ihre Sprache sich nothwendig zu diesem Ende in einer gewissen metrischen Geschmeidigkeit bewegen muß, so dürfte das Geringste, was man von einem geistlichen Liede fordern darf, eine musikalische Sprache sein. Wenn man erwägt, daß Luther

selbst Componist und Liebhaber der Musik war*), so begreift man schwer, wie unbeholfen, wie holpricht, wie nach Reimen schnappend sich die Sprache mancher Lieder, die immer noch in manchen Gesangbüchern in ihrer alten Gestalt unter seinem Namen zu finden sind, durch ein schwer zu entwirrendes Metrum sich hindurch windet. Man traut seinen Ohren kaum, wenn man den Namen des Mannes, der als der Wiederhersteller der deutschen Sprache gepriesen wird, unter Liedern erblickt, welche in so ungegliederter, mißtönender, harter, zusammenhangsloser Rede sich vernehmen lassen. Gleichwohl wird Luther, der Liederdichter überall unbedingt gefeiert, von Cyriacus Spangenberg an, welcher in seiner Cythara Lutheri (1569) den Reformator unter allen Meistersängern seit der Apostel Zeiten den besten und kunstreichsten nennt und besonders zu loben weiß, daß „nichts Gezwungenes, nichts Genöthigtes und Eingeflicktes, nichts Verdorbenes" darin anzutreffen. „Die Reimen, sagt Spangenberg, sind leicht und gut, die Wort artlich und auserlesen, die Meinung klar und verständlich, die Melodie und Ton lieblich und herzlich u. s. w." — Aber würde man einem andern Dichter folgende Härten zu Gute halten, welche die Ohren etwas stark beleidigen?

Der Sohn dem Vater g'horsam ward
Er kam zu mir auf Erden
Von einer Jungfrau rein und zart;
Er sollt' mein Bruder werden.
Gar heimlich führt er sein' Gewalt'
Er ging in meiner armen G'stalt;
Den Teufel wollt' er fangen.

Diese Strophe ist aus dem gefeierten Liede: Nun freut euch, liebe Christen g'mein. — In dem Liede: Wann wir in höchsten Nöthen sein, lesen wir folgende Strophe:

Und heben unsre Aug'n und Herz
Zu dir in wahrer Reu und Schmerz,
Und such'n der Sünd'n Vergebung
Und aller Strafen Linderung.

*) Er war ehemals Chorschüler und soll Flöte und Laute meisterhaft gespielt haben. «Ich gebe, sagte er, nach der Theologia der Musica den

In dem alten Pfingstliede: Jauchz' Erd' und Himmel dich ergell, sind folgende Zeilen enthalten:

O Herr, nun gieb, daß uns auch sind'
In Fried' und G'bät der Seelen Wind,
Weh' hin der Sünden Staube
Von unserm G'müth und füll' das Haus
Dein'r heil'gen G'mein, das Werk mach' aus,
Daß aufgeh' rechter Glaube,
Und unser Zung' ganz feurig werd'
Red' nichts, dann dein Lob hier auf Erd'
Und was den Nächsten bauet,
Brenn' aus den Rost der alten Haut
Daß wir werden deine neue Braut,
Irr't nicht, ob dem Fleisch grauet.

Dergleichen Curiositäten findet man nun zwar nicht in den modernen Gesangbüchern, in deren redneriſchen, nüchternen und wortreichen Breite jene Härten, wenn die alten Lieder überhaupt eine Aufnahme gefunden haben, erweicht, aufgelöst und in Flüssigkeit verwandelt sind, so daß zugleich alle Tiefe, Innigkeit, Lebendigkeit und Wärme hinweggeschwemmt sind. Gegen das Andachtswasser, das uns diese Erbauungsbehälter reichen und aus dessen Bade die alten Lieder gereinigt und in besserer Gestalt, wie man uns in den Vorreden rühmt, hervorgehen sollen, bin ich aber erst recht eingenommen und unduldsam. Die Schnörkel und Auswüchse hat man den alten Kraftliedern glücklich hinweggeschnitten, allein man hat Organe mit vertilgt, in welchen eben das Leben und die Wärme beschlossen waren, mit deren Kraft die alten Lieder erweckten und erbauten. Alle heilige Eigenthümlichkeit ist vernichtet und an deren Stelle ein allgemeines, kluges Gewäsche getreten. Wie die Xenien in Schillers Musenalmenach über Tassos befreietes Jerusalem von Manso richteten:

Ein asphaltischer Sumpf bezeichnet hier noch die Stätte,
Wo Jerusalem stand, das uns Torquato besang,

fühlt man sich versucht, auch von den modernen Verbesserungen der alten Lieder zu urtheilen, welche, wie sehr sie mit Flachheiten

---

nächsten locum und höchste Ehre.» Er unterhielt selbst eine Art Capelle, «seine Cantorei im Hause,» wie er sie nannte.

und Gemeinplätzen sich spreizen, allesammt an der Auszehrung siechen. Man darf fast nachsichtiger sein gegen den kräftigen Haß, womit einige alte evangelische Kirchenlieder sich Ausfälle auf den Papst, Kaiser und Reich erlaubten, die katholische Kirchenlehre als Abgötterei, jene drei aber als Diener eines teuflischen Wesens bezeichnen *), als gegen die Mißhandlungen, Abschwächungen, Verwässerungen, Abflachungen, welche die alten Hymnen in neuen Gesangbüchern haben erfahren müssen. Der Mangel an Pietät und der Überfluß an Leichtfertigkeit und Gleichgültigkeit gegen das Alterthum und dessen fromme Dichter, so wie die Dürftigkeit des religiösen Gefühles und poetischen Geistes verdienen nichts weniger als die Ehrensäulen, welche sich in Ermangelung anderer hierzu Bereitwilliger die Herausgeber solcher Liederschätze in deren Vorreden selber errichtet zu haben pflegen.

*) In dem noch heute im Gebrauche befindlichen Gesangbuche meiner Vaterstadt und des ganzen umliegenden Gebietes kommen z. B. folgende Verse vor: Allein Herr! du Mußt solches thun Doch gar aus lauter Gnaden. Wer deß sich tröst, Der ist erlöst Und kann ihm niemand schaden. Ob wollten gleich Papst, Kaiser und Reich Dich und dein Wort vertreiben, Ist doch ihr Macht Gegen dir nichts geacht', Sie werdens wohl lahn bleiben. — Hilf, Herre Gott! In dieser Noth, Daß sich auch die bekehren, Die nichts betrachten, Dein Wort verachten, Und wollen's auch nicht lehren. Sie sprechen schlecht, Es sei nicht recht Und haben's nie gelesen, Auch nicht gehört Das edle Wort. Ist's nicht ein teuflisch Wesen? — In einem andern Liede dieses von einem königl. Consistorio noch unter Friedrich dem Großen privilegirten Landesgesangbuches heißt es: Das alte Jahr vergangen ist; O Herre Gott, dein göttlich Wort; Erhalt' uns Herr bei deinem Wort Und steur' des Papst's und Türken Mord, Die Jesum Christum deinen Sohn Stürzen woll'n von seinem Thron. — Die Eiferer gegen die Nachtmahlsbulle haben in ihrer empfindsamen Aufregung solche Balken im eigenen Auge übersehen und die Pflicht verabsäumt, sich solche zuvor gründlich ausziehen zu lassen. Als an meinem spätern Wohnorte, welcher damals einen katholischen Landesherrn hatte, letzterer das Absingen dieser nämlichen Lieder zu untersagen sich veranlaßt fand, machten Magistrat und evangelische Kirchenbehörde gegen dieses Verbot Vorstellungen, weil dasselbe ihrem dreifachen Eide, wie dem westphälischen Frieden zuwiderlaufe.

Nach diesen Erörterungen wird man ermessen, mit welchen Augen ich die von Goßner seinem Schatzkästlein einverleibten Lieder anblickte. Viele waren mir mehr ein Ärger, als eine Freude. Dessen ungeachtet aber muß ich wiederholt dankbar bezeugen, wie ich den Goßnerschen Betrachtungen viele Erweckung verdanke. Eine Wiedergeburt im Sinne und der Weise Goßners und der Pietisten ging aber in meiner durch sie geförderten Abneigung vor einem Wandel im eigenen Wege nicht vor sich. Jene glauben, daß eine echte Wiedergeburt nicht denkbar sei, ohne eine plötzliche und völlige Umkehr vom Wege des Verderbens und sind der Meinung, daß für *jeden*, auch mitten in der christlichen Kirche Geborenen und Erzogenen ein bestimmt anzugebender Zeitpunkt kommen müsse, ein geistiger Geburtstag, ein Moment des mit Bußkrämpfen und Wehen zur Welt kommenden Glaubens. Eines solchen einzelnen Momentes bin ich mir niemals bewußt geworden. Eine radicale, gewaltsame Umkehr ist bei mir niemals eingetreten. Die Sache, wenn sie überhaupt bei mir als eingetreten angenommen werden kann, da die Aneignung des Christenthumes immer relativ bleibt, ging auf dem Wege einer allmähligen Erleuchtung des Verstandes mehr als einer unversehenen Verklärung des Gefühles vor sich. Meine christliche Überzeugung entstand und wuchs nicht mit *einem Male* ganz, sondern allmählig und stufenweise. Sie begann mit einer nach und nach allgemeiner werdenden Empfänglichkeit für den Glauben. Der plötzlichen, jähen Erweckung mit Aufgehen einer herzdurchbohrenden Erkenntniß der frühern Abwege, welche die Pietisten für die einzig echte Art der Wiedergeburt halten, kann ich mich daher nicht rühmen. Ich meines Theiles halte dergleichen vielmehr im Allgemeinen für unsicher und bedenklich. Denn es hat schon Mancher gemeint, es hätten plötzlich vor ihm des Himmels Pforten sich aufgethan, es habe Gottes rettende Hand sich zu ihm hinausgestreckt, um ihn emporzuheben in den herrlichen Kreis der Kinder Gottes. Aber nachher hat sich's anders ausgewiesen. Das Ganze ist nur ein Blendwerk gewesen, ein Hokuspokus des eigenen geistlichen Hochmuthes. Darum habe ich auch noch meine besondern Bedenken über die Art Bekehrung, welche den fröhlichen Studenten Luther aus dem bunten Leben in die Klosterzelle trieb. Ein Brief, den er an seinen Vater schrieb,

nachdem ihn dieser Entschluß gereuet, scheint solches anzudeuten. Sein Vater war, wie hieraus hervorgehet, mit Luthers Eintritte ins Kloster überaus unzufrieden. Er hatte Sorge und Furcht, „darum, daß ich war ein jung Blut von 22 Jahren, d. i. daß ich Augustini Worte brauche, es war noch eitel heiße Jugend in mir und daß ihr an vielen Exempeln gelernet, daß Möncherei vielen unselig gelungen. Diese euere Furcht und Sorge, dieser euer Unwille auf mich war eine Zeit lang unversöhnlich und war aller Freunde Rath umsonst, die da sagten: so ihr Gott wollt etwas opfern, so sollt ihr ihm das Liebste und Beste opfern. Denn ich gedenke noch allzumal, daß es wieder unter uns gut ward, und ihr mit mir redetet und da ich zu euch sagte: daß ich mit schrecklicher Erscheinung vom Himmel gerufen ward, denn ich ward ja nicht gern und willig ein Mönch, viel weniger um Mästung des Bauches willen; sondern als ich mit Schrecken und Angst eilends umgeben, gelobte ich ein gezwungen und gedrungen Gelübde. Und gleich daselbst sagtet ihr: Gott gebe, daß es nicht ein Betrug und teuflisch Gespenst sei. Dazu redetet ihr ein anderes Wort. Er, hast du nicht gehört, daß man Eltern soll gehorsam sein. Aber ich versteckte mich in meiner eigenen Frömmigkeit, höhnete und verachtete euch ganz als einen Menschen u. s. w.“ Luther der Vater kannte ohne Zweifel seinen Sohn am Besten und beurtheilte denselben am Richtigsten. Er sah sicher und klar, wie die Reue und Zerknirschung, welche seinen Sohn in die Klostermauern geführt, nicht aus einer wahren Wiedergeburt herzuleiten; er mußte an demselben sehen auf Grund der oben ausgezeichneten Worte den Schmerz der liebenden Reue, die Stimmung der heiligen Buße, das demüthige Geständniß, daß der Christ immer ein Mensch bleibe, nicht aber ein Engel werden könne, daß er als ein immerfort rückfälliger Sünder nur zu der Barmherzigkeit und Güte des Herrn seine Zuflucht zu nehmen habe. Luther aber rang in seiner Zelle Jahre lang aus eigener Kraft nach dem Zustande der Läuterung und Reinheit, dessen Aufweisung ihm der Paß zum Himmel sein sollte. In fruchtloser Selbstpeinigung und rastloser Arbeit suchte er die sündhafte Anlage, welche mit dem Falle der ersten Eltern aller Menschen Erbtheil geworden, zu überwinden.

Es war ein stetes sich selbst rechtfertigen wollen, dem ein verborgener Stolz zur Triebfeder diente. Das Bild, welches der oben näher geschilderte warme Freund der Brüdergemeinde von seinen „Irrgängen und Mißgriffen im Wege und Werke des Herrn“ entworfen, dürfte in mancher Beziehung auf den Mönch Luther in seiner Zelle passen, nur daß die Stärke und Heftigkeit seiner Empfindungsweise noch gewaltigere Anstrengungen des Selberbessernwollens hervortrieb, als bei jenem milder gestimmten Herzen. Dürre, trostlose, niederschlagende Stunden quälten den armen Luther in der Zelle, welche ihm zur Hölle werden mußte, als Schauplatz und Erinnerungsmahl Jahre langer fruchtloser Mühe und Pein, „mit welcher er zu keiner Versicherung einer gnädigen Vergebung seiner Sünden gelangen, noch einigen Trost von all seinem Halten haben konnte.“ Schreckliche Gedanken plagten den, wie er meinte, durchaus in Gottes Wegen Wandelnden, welcher nicht zu begreifen wußte, daß ihm in allen gottseligen Wirken immerfort neue schreckliche Versuchungen entgegentreten konnten. Deshalb verstand er auch seines Vorgesetzten Staupitz Rede nicht, als dieser nach angehörter Klage seiner Noth sagte: „Lieber Martin, Du weißt nicht, wie nützlich und nöthig Dir solche Anfechtung ist; denn Gott schickt Dir solche nicht vergebens zu.“

Luther aber wollte durchaus aus eigener Kraft selig werden. Er beobachtete genau die Regeln seines Ordens und führte ein strenges Leben. Es ist kein Grund an der Richtigkeit seines Selbstzeugnisses zu zweifeln, welches also lautet: „wahr ist es, ein frommer Mönch bin ich gewesen und habe so gestrenge meinen Orden gehalten, daß ich sagen darf: ist je ein Mönch gen Himmel kommen durch Möncherei, so wollte ich auch hinein gekommen sein. Das werden mir zeugen alle meine Klostergesellen, die mich gekannt haben. Denn ich hätte mich (wo es länger gewähret) zu Tode gemartert mit Wachen, Beten, Lesen und anderer Arbeit.“ Das Alles that er in der verwegenen Absicht: ohne Sünde sein zu wollen. Da er nun sah, daß ihm diese Absicht nicht gelingen wollte, ward er betrübt und über die Maaßen traurig und meinte, so viel ihm auch Andere an die Barmherzigkeit Gottes verwiesen und ihm bemerklich machten, daß nicht Gott mit ihm zürne, son-

dern er mit jenem hadere, Gott wäre ihm nicht gnädig*). In der Verzweiflung, wozu ihn diese Überzeugung brachte, warf er alles eigene Streben der Besserung von sich, hielt es für vergeblich, durch eigene Tugend an seiner Seligkeit zu arbeiten und erklärte es für unmöglich, daß der Mensch bei seiner Erlösung durch irgend eine Thätigkeit wirksam sein könne. Er wollte daher Alles von Christo erwarten, ohne das geringste Zuthun des Menschen und mußte also zu seiner berühmten Ansicht von der Rechtfertigung durch den Glauben allein gelangen. Er suchte den Fehler, daß es nicht vorwärts mit ihm hatte kommen wollen, nicht in sich, sondern in der Lehre und der Einrichtung der Kirche, die er bisher getreu befolgt zu haben sich überzeugt hielt. Nachdem er so lange Jahre bekehrt gewesen zu sein geglaubt, fand er nun, daß eine Bekehrung in der getriebenen Weise gar nicht möglich sei, schob die Schuld auf die Kirche, welche ihm die falsche Anleitung dazu gegeben, brach mit ihr und trat als Verkündiger des in dieser Kirche verloren aber von ihm neu aufgefunden erachteten Evangeliums auf. Nachdem seinem redlichsten Bemühen das Selbstreformiren nicht gelungen, glaubte er den Grund des Fehlers draußen suchen zu müssen, klagte über die Schlechtigkeit der Zeit und Menschen. Er fühlte sich verpflichtet, diese zu reformiren und das Christenthum aus seiner Entartung auf seine ursprüngliche reine Gestalt zurückzuführen. Soll dies erfolgen, so muß das Wirken in dem reinen und liebevollen Geiste des Urchristenthums geschehen, den Melanchthon reichlicher besaß, als Luther. In gleichem Irrthume als Luther sind noch heute alle Weltverbesserer befangen. Niemand will seinen Antheil der Schuld des allgemeinen Verderbens tragen. Die Unverbesserlichen sind jetzt sogar die stärksten Tadler der Andern. Statt die Besserung

*) «Ich bin zwanzig Jahre ein Mönch gewesen und habe mich gemartert mit Beten, Fasten, Wachen und Frieren, daß ich allein vor Frost möchte gestorben sein und mir so wehe gethan, als ich nimmermehr thun will, ob ich gleich könnte. Dennoch war ich so traurig und betrübt, daß ich gedachte, Gott wäre mir nicht gnädig. Es sagte einmal ein Beichtvater zu mir, da ich immer närrische Sünden vor ihn brachte: Du bist ein Narr! Gott zürnet nicht mit dir, sondern du zürnest mit Gott!

bei sich anzufangen, wird alle Schuld auf die Obrigkeit u. s. w. geworfen. Da soll bald der Fürst, bald der Minister, bald die Geistlichkeit den Schaden verschulden. Ob Luthers Wiedergeburt, nachdem er den neuen Weg eingeschlagen, ihm selbst nun unzweifelhaft eingetreten, mag demjenigen noch Beweises bedürftig erscheinen, der von den beständigen Kämpfen und Anfechtungen, welche Luther bis zu seinem Lebensende quälten und, wie seine Schriften darthun, fast niemals von ihm abließen, zu lesen Gelegenheit hatte. Ich habe auf dem Wege meiner Erfahrung gefunden, daß bei vielen schnellen Erweckungen die Bußkrämpfe nur die Geburtswehen eines neuen Hochmuthes geworden sind, welcher den angeblich Wiedergeborenen nur zu bald wiederum zu Falle brachte. Dagegen will ich nicht leugnen, daß jene radicale, gewaltsame Weise der Umkehr vom eigenen Irrgange bei Vielen natürlich und nothwendig sein mag. Diese müssen wie ein Brand aus dem Feuer gerissen werden und können nur durch plötzlich eintretende, herzzerschneidende Erkenntniß der frühern durchgängigen Eitelkeit ihres Treibens zu einem bessern Leben erweckt werden, das unter schmerzlichen Wehen ins Dasein tritt und in dieser Beziehung eine wahrhafte Wiedergeburt darstellt. Keineswegs ist aber diese Art der Bekehrung eine allgemeine, oder gar eine für Alle maßgebende. Denn es giebt sehr viele, welche nicht in dieser jähen Art am Reiche Gottes betheiligt werden. Bei den bei weitem meisten Christen ist der Proceß der Wiedergeburt gar kein abgeschlossener, sondern ein von der Taufe anhebender, niemals sich vollendender, durchs ganze Leben fortgehender sich täglich erneuernder, wofür weder Tag noch Stunde nachgewiesen werden kann. Es fällt in ihre Seele ein Strahl des Urlichtes, dessen Hervortreten meist durch Anregungen von Andern bedingt ist. Ich halte fest an dem Worte des Herrn: es sei denn, daß Jemand von Neuem geboren werde, so kann er das Reich Gottes nicht sehen. Aber ich weiß nicht, wie weit ich zu diesem Schauen befähigt bin, wo diese Befähigung angefangen und wie sie eingetreten ist. Zu einem über die Taufgnade hinausgehenden Momente kann hierbei der auch noch so früh Bekehrte nicht hinausgelangen. Der hier gepflanzte Keim, wie oft auch von der Weltlichkeit beschädigt und angegriffen, lebt immer sein heimliches Leben fort

und ist nicht leicht zu tödten. Diese eingeimpfte göttliche Lebenskraft gewährleistet dem bangen Herzen eben den Tauftrost, daß man nicht ganz und gar verderbt ist, daß bei aller Zerstörung, welche die Welt und wir selber an jenem Pflänzlinge üben, immer noch einige Reste und keimfähige Bruchstücke von dem göttlichen uns bei der Taufe eingeprägten Ebenbilde bleiben, daß dem h. Geiste die Pforte offen erhalten wird, durch welche er in das zerschlagene Herz seinen Einzug zu halten vermag, um die dort schlummernden christlichen Elemente zu seiner Zeit zu erwecken. Aber es geschiehet dieses, wie gesagt, nicht allemal mit jähem Donnerschlage. Es werden einmal nicht Alle durch gewaltsame Erschütterungen herumgeholt vom Wege des Verderbens, wie Paulus, und müssen nicht Alle auf einmal die Schmerzen und Wehen der Wiedergeburt durchmachen. Bei den bei weitem Meisten und selbst vielen unter denen, welche ihren geistigen Geburtstag angeben zu können vermeinen, ist die religiöse Entwickelung ein steter Wechsel von Fallen und Aufstehen, von Licht und Finsterniß. So ist es auch mir ergangen und ergehet es immer noch. Nur zu der Gewißheit des frommen Simeon: daß ich in jenen Lichtzeiten Christum den Herrn gesehen, glaube ich mit Bestimmtheit gelangt zu sein. Sehen und haben ist aber noch sehr zweierlei. Das Habenwollen darf man ja aber bei mir wohl voraussetzen. In einer ganz eigenthümlich praktischen Art machte sich dieses Habenwollen geltend, da ich in den pietistischen Beziehungen mich bewegte, in deren Meldung ich noch begriffen bin. Christus, den ich zuweilen recht eifrig suchte, sollte nun auch überall sein und sich bewähren. Bei den gleichgültigsten Dingen, die jeder Heide mit gleicher Virtuosität treiben und an denen die Abwesenheit der Christlichkeit am allerehesten vermißt werden kann, suchte ich eine Art religiöser Beziehung einzuflechten und war hier ganz auf die Fährte der Liebhaber und Liebhaberinnen des Herrn gerathen, welche beim Händewaschen, beim Pfeifenstopfen, am Heerde, beim Bügeln und andern Futilitäten, vielleicht auch beim Schnupfen, wie Bischof Gobat von Jerusalem, vom Beistande des heiligen Geistes reden. Als ich zu jener Zeit einem Criminalgerichte zugewiesen, dort die Geschäfte eines Actuars zu besorgen hatte, zu denen auch das Heften der Acten und das Schneiden der Federn gehörte, so wie

das Aufbewahren des Heftzwirns und des Bindfadens, setzte ich meinem mehrerwähnten Freunde eines Tages ganz ernsthaft auseinander*), wie ich diese Geschäfte mit einer gewissen Andacht und einem religiösen Bewußtsein treiben zu können, wünsche auch bemühet sei, dieselben aus dem Glauben zu verrichten. Ich war ganz auf dem Wege, es Luther nachzuthun, welcher verlangte, daß auch das Henken, Ertränken, Radbrechen und andere Hinrichtungen aus dem Glauben geschehen müßten, da, wie Paulus sage, was nicht aus dem Glauben geschehe, Sünde sei.

Aus diesem Zuge ergiebt sich, daß ich nicht blos zum Spaße Pietismus trieb, wie spaßhaft und närrisch derselbe sich auch geberdete, indem er Höchstes und Niedrigstes auf diese Art paarte. Es fällt mir übrigens nicht ein, den wirklichen christlichen Kern eines solchen Dichtens und Trachtens hier zu verspotten. Wenn auch vieles gemacht Pietistische nur meine Oberfläche berührte, Anderes auch dieser kaum nahe kam, so hatte doch Manches, was ich damals las und in Gedanken verarbeitete, einen sehr nachhaltigen Einfluß auf meine religiöse Gesinnung. Die Einseitigkeit, welche nebst einer gewissen Beschränktheit der pietistischen Anschauungsweise, wie ich dieselbe in den „Irrgängen und Mißgriffen im Wege und Werke des Herrn" und in „Goßners Schatzkästlein" ausgeprägt fand, als eine fast unzertrennliche Zugabe folgte, ward bei mir durch einen höchst glücklichen Fund sehr neutralisirt und jene Betrachtungsweise, welcher ich mich nicht ohne Eifer hingegeben, zugleich sehr gemildert und ihrer Härten entkleidet. Dieser glücklichste Fund, den ich that, war und bleibt mir immerdar das Büchlein von der Nachfolge Christi, das dritte neben den so eben erwähnten beiden Büchern, deren Trias auf die Christianisirung meiner Gedanken und Empfindungen so

*) Ich wußte damals noch nicht, daß auch Hamann allerlei Dinge zu göttlichen Geschäften gemacht hatte, die man im gewöhnlichen Leben selten als solche anzusehen pflegt. Hamann, welcher «individuelle Beweise göttlicher Herablassung zu unsern Bedürfnissen in Masse» fand, gleich Stilling spricht: «Der Mensch thue Alles in Gott: essen und trinken, aus einer Stadt in die andere reisen, sich darin ein Jahr aufhalten und handeln und wandeln oder darin stillsitzen und harren, sind alles göttliche Geschäfte.»

mächtigen Einfluß übte. Ein Freund hatte mir das Büchelchen in einer elegant ausgestatteten lateinischen Ausgabe zierlich in Andachtsschwarz mit Goldschnitt gebunden verehrt und mir dabei das fleißige Lesen und Erwägen des Inhaltes zur Pflicht gemacht. Mit frommer Begierde verschlang ich denselben sofort (Herbst 1829) und habe diese Schrift seitdem ungezählte Male wiedergelesen. Noch immer nehme ich dieselbe vorzugsweise zur Hand, wenn ich in meinen vier Pfählen zu einer gründlich andächtigen Stimmung gelangen will, welche selten ausbleibt, wenn ich eines so edeln Mundes goldne Worte lese. Auf Reisen ist Thomas a Kempis in jenem Büchlein fast beständig mein Begleiter.

Obwohl zunächst für die Brüderschaft des gemeinsamen Lebens, welcher Thomas selbst angehörte und die ihr befreundeten Mönchsorden, mithin hauptsächlich für Klosterleute bestimmt, lehrt dieses Büchlein, in welchem jegliches Wort innigste Gottseligkeit athmet, ein allgemein gültiges praktisches Christenthum, eine alle christlichen Herzen ansprechende und bezwingende Asceſe. In freiester Bewegung, mit kräftigster Einfalt und unerhörter Popularität entwickeln sich hier mit wunderbarer Klarheit und tief in die Seele schneidender Eindringlichkeit die Forderungen eines in der Liebe und im Gehorsam lebendigen und thätigen Christenthumes. Diese freien Ergüsse eines innern Lichtes, welches durch alle Jahrhunderte nur den edelsten von Gott erweckten Seelen so glänzend geleuchtet, wie diesem Lieblinge des Allerhöchsten, diese Ausstrahlungen des tiefsten und reinsten Bußsinnes, diese lieblichen Gebilde der ungetrübtesten Anschauung verfehlen ihres Eindruckes auf kein christliches Gemüth und zwangen auch mir die freudigste Bewunderung darüber ab, welche Schätze die beschauliche Gottesliebe in eine menschliche Brust niederzulegen vermag. Kein Wunder daher, wenn die Lehren dieses köstlichen Buches den Weg in das Innere der Herzen der Gläubigen aller Confessionen gefunden und Leute aller Zungen und Verwandte aller Religionen*) innerhalb des Christenthumes die tiefste Erbauung und die höchste Andacht bis auf diese Stunde daraus schöpften. Es lehrt ja auch

*) Selbst ein Kaiser von Marocco soll es seiner Bücherei einverleibt und mit Vergnügen gelesen haben.

die Menschen keine neue und andre Religion als die, welche allen Völkern und Zeiten offenbaret worden. Obwohl das Werklein sich auferbauet auf der nicht sichtbaren und nur dem Katholiken fühlbaren Voraussetzung und Grundlage einer bis in die entferntesten Einzelnheiten ausgebildeten Kirchenlehre und einem symbolreichen bedeutungsvollen öffentlichen Gottesdienst, wodurch namentlich das vierte Buch getragen wird, so hält sich doch Christus in dem größten Theile des Buches so ganz im Gebiete des Gedankens und des Innern, daß dieses allgemein Christliche sich zu allen christlichen Bekenntnissen schickt. Das Band, welches der gottselige Mann um seine andächtigen Leser aller Länder und Glaubensgemeinschaften schlingt, ist die einigende Kraft der Liebe, die er predigt, die ihn trägt und mit welcher er seine aufrichtigen Leser zu einer ideellen Genossenschaft einigt. Die Hauptwahrheiten des praktischen Christenthumes: daß die gläubige Liebe einerseits es ist, welche den Bund des Menschen und der Menschheit mit Gott vermittelt, indem sie Gott, Engel und Menschen verbindet und daß die thätige Liebe andererseits die Mutter aller Tugenden und aller guten Werke ist, sind hier mit einer so anspruchslosen aber treffenden Kraft vor und auseinander gelegt, daß kein aufrichtiger Christ irgend eines der gesonderten Bekenntnisse seine freudige Zustimmung versagen kann und jeglichem eine Ahnung vom Universalismus des Christenthumes und der Möglichkeit, wie solcher aus den Sonderinteressen der getrennten Genossenschaften sich doch wohl noch praktisch entwickeln könne, als Frucht verheißender Hoffnungskeim für die Erfüllung der großen Verheißung: es solle ein Hirt sein und eine Heerde, sich fröhlich ins Herz senkt. Wie auf diesem Grunde der Liebe allein eine Vereinigung der jetzt mit einander hadernden Kirchen, welche sich neben der katholischen Töchter Christi zu sein berühmen, möglich erscheint, so hätte auch zu seiner Zeit einzig auf diesem Grunde eine wahre Reformation der unzertheilten Kirche mit Erfolg zu Stande gebracht werden können. Zur Zeit, wo dieselbe als ein nun nicht länger aufschiebbares Bedürfniß dargestellt ward, fehlte es an einflußreichen Stimmführern von der friedlichen, liebreichen Gesinnung des frommen Thomas a Kempis. Wäre Luther ein Thomas a Kempis gewesen, an dessen Erbauungsquell schon Millionen, zum Theil auch Lutheraner,

Gesundheit zum ewigen Leben getrunken haben, so würde er niemals dasjenige geschichtliche Ereigniß zu Stande gebracht haben, welches wir die Reformation nennen und an dem ich seit langen Jahren leider immer nur vorzugsweise das kirchenspaltende Moment bedauern kann. Um Luther vor dem Vorwurfe dieser Trennung in Sicherheit zu bringen und ihm, wenn er ihn doch tragen muß, eine ehrwürdige Genossenschaft Mitleidender zu schaffen, gefallen sich seit einiger Zeit die Gottesgelehrten der evangelischen Kirchen darin, von Reformatoren vor der Reformation zu sprechen, und der verehrungswürdige Kirchenrath Ullmann hat eine merkwürdige Schrift in zwei Bänden ausgehen lassen, worin er eine Reihe zum Theil von der katholischen Kirche hochgehaltener frommer und christlicher Männer, welche schon vor Luther als Zeugen der evangelischen Wahrheit in der katholischen Kirche wirksam gewesen sein sollten, vorführt und ihre sogenannten reformatorischen Bestrebungen schildert. Nach diesem Vorgange nimmt auch der edle Verfasser der neuesten Monographie über Thomas von Kempen*) für diesen den Ruhm eines Vorarbeiters der Reformation in Anspruch. Bei dem kühnen Griffe, der eine Anzahl erleuchteter Männer, welche zu den Ihrigen und zu ihren treuesten Söhnen zu zählen, die katholische Kirche stolz ist, mit einem Male zu evangelischen Christen nach dem Sinne Luthers oder zu Lutheranern oder wohl gar Luthers des Mittelalters stempelt, ist nur der ganz kleine Umstand übersehen, daß einmal die katholische Kirche selber niemals den Reformationen abhold gewesen und wie die Verhandlungen der zahlreichen Synoden beweisen und das Tridentinum noch ganz besonders darthut, immerfort an sich zu reformiren gesucht hat, was zu reformiren gewesen, sodann zweitens aber keinem Einzigen jener frühern sogenannten Reformatoren, auf welche die katholische Kirche mit Freuden hinblickt, eingefallen ist, wenn seinen Reformationsvorschlägen oder Neigungen nicht gewillfahret wurde, sich von dem Kirchenverbande zu trennen, und wohl gar sich an die Spitze einer neuen Kirchengemeinschaft

*) Thomas von Kempen, der Prediger der Nachfolge Christi nach seinem äußern und innern Leben dargestellt von Bernhard Bähring. Berlin bei Schultze 1849. — Ein ganz vortreffliches Buch!

zu stellen. Wenn die Mystiker der mittlern Zeit, welche besonders von den protestantischen Gottesgelehrten auserkoren sind, als Reformatoren vor der Reformation hingestellt zu werden, gegen die scholastische Philosophie, gegen Mißstände in der damaligen Hierarchie, gegen die Überschätzung geistlos vollbrachter heiliger Handlungen und gesinnungslos geübter guten Werke, so wie für die Nationalität im religiösen Leben geeifert haben, so hat die richtige katholische Lehre niemals etwas dagegen gehabt, ja die Bezeigung solchen Eifers eben so geschätzt und gewürdigt als an den Aposteln und den Heiligen und Gläubigen der Apostelzeit und es würde alsdann schon von Paulus an eine zahllose Kette von Reformatoren vor den Reformatoren aufgeführt werden können, indem es Leuten dieser Art, welche gegen Zeitrichtungen, Ärgernisse und Mißbräuche für die reine dadurch beeinträchtigte Lehre Christi und seine Kirche eifernd in die Schranken getreten sind, zu keiner Zeit gefehlt hat. Die Kirche hat diesen Eifer zu allen Zeiten anerkannt und wenn verderbte Kirchenfürsten und eine elende Clerisei diesen Bestrebungen zu Zeiten entgegen getreten und einzelne solcher Zeugen der Wahrheit unter dem Vorwande des Heiles der Kirche verfolgt sind, so hat es nie im Sinne und dem Endzwecke der Kirche gelegen und liegen können, diese Unthaten ungetreuer Haushalter der Geheimnisse Gottes als ihre eigenen Thaten anerkennen oder gut heißen zu wollen. Die Stempelung solcher Ehrenmänner, welche sich dem herrschenden Zeitverderben entgegen warfen, zu Reformatoren vor der Reformation, ist also einer von den vielen nicht ganz redlichen Versuchen, die Sache der Reformation auf Kosten der Wahrheit zu vertheidigen und derselben zu vindiciren, was lediglich der katholischen Kirche ursprünglich angehört, wie es jetzt mit der s. g. innern Mission*), einem gänzlich widerlutherischen Beginnen, gleichfalls geschiehet.

*) Hierüber ließe sich ein Langes und Breites sagen. Es ist der Ort dazu in dieser Anmerkung aber nicht. Möge diese jetzige Schärmerei unter den Protestanten für die innere Mission nicht den Ausgang einer schönen Berauschung nehmen! Eine Modesache, wozu der Eifer für die innere Mission jetzt unter den meisten Protestanten geworden, hat eine nachhaltige Fähigkeit zu dauern nicht in sich. So wenig als Menzel täuschte

Jeder, wer die Schriften dieser Männer kennt und mit den Lutherischen vergleicht und nähere Kenntniß von ihrem Thun und Treiben im Vergleiche zu Luthers Wirken nimmt, zu dem es sich als abortirte Reformationsversuche verhalten soll, wird sich wundern, manche von jenen erzkatholischen Mystikern mit dem Reformator paralleliſirt zu finden. Kaum aber ist ein Irrthum großartiger, als Thomas a Kempis in eine solche Gegenüber- oder Zusammenstellung zu bringen. Luther kannte nicht die heilvolle und der Selbstaufopferung fähige Mystik des frommen Niederländers. Sein Mysticismus gefiel sich, je kraftvoller er sich äußerte, desto stärker in einer subjectiven schrankenlosen Licenz, welche aus der, wie er meinte, ihm vorzugsweise gewordenen Offenbarung eine Lehre hervorzog, die mit Erbitterung gegen die geistlichen und kirchlichen Formen des Lebens ankämpfte, welche er vorgefunden und welche in 1500jähriger Begründung und Dauer den tiefsten und frömmsten Gläubigen eine hinreichende Bürgschaft für die Wahrheit ihres religiösen und christlichen Inhaltes gewährt hatten. Thomas von Kempis selber gehörte zu diesen Gläubigen. Auch er spricht oft im Tone der ernstesten, aber zugleich wohlwollenden, von aller leidenschaftlichen Tadelsucht weit entfernten Rüge wider alles Unrecht und Arge. Allein ihm ist dabei eine unruhige Neuerungssucht oder eine gereizte Stimmung eines Einzelnen völlig fremd. Kraft, Würde und Innigkeit mit Lieblichkeit verschwistert, mildern seine Strenge. Er spricht die einfache, ruhige Wahrheit aus, wie sie in der Gesinnung des ausgewähl-

---

ich mich darüber, welcher weite Spielraum hier der Ostentation der persönlichen Eitelkeit und dem Interesse, sich nach Oben und Unten beliebt zu machen, offen liegt. Warten wir ab, ob nicht die leichtsinnige Mehrzahl der jetzt schwärmerisch Begeisterten, wenn der mächtig ziehende Impuls der Neuheit und Ernstheit des Augenblickes nachgelassen, in ihrem Eifer ermüdet und einem andern neuern Zuge der Zeit folgt. Wir müssen leider mit Menzel offen bekennen, daß in der Erziehung und den Gewohnheiten der protestantischen Bevölkerung eben nicht die sicherste Bürgschaft für einen ausdauernden frommen Eifer liegt. Wo ist der vor zwölf Jahren künstlich angefachte gewesene Eifer für die Mäßigkeitsvereine geblieben? Wo haben sich die paußbäckigen Verheißungen der Gustav-Adolphsvereine bis jetzt erfüllt?

testen, besten, nach Rang wie nach Einsicht edelsten Theiles der deutschen Nation, der Christenheit lag. Ihm war auf diesem Wege der Beifall und die lärmende, lügnerische Begeisterung der großen wüsten Masse, die heute oft Volk oder Publikum genannt wird, überaus gleichgültig. Seine Demuth, seine Bescheidenheit wagte sich nicht einmal in das äußere Leben hinaus; er wollte nicht, daß sein Name etwas in der Welt gelten, einen guten Klang und Leumund haben sollte. Dieser Verdemüthigung und Selbstvernichtung Gott gegenüber ist es auch zuzuschreiben, daß so wenig über seine Persönlichkeit bekannt geworden und sogar gezweifelt ist, ob er der Verfasser der Schriften sei, welche unter seinem Namen laufen. Keines Menschen Feind, hatte er keine Gegner, wider welche er mit Streitschriften auftrat und sich einen Namen machte. Den Huldigungen zahlloser Freunde, welche er sich durch seine Schriften erwarb, wußte er sich durch seine Bescheidenheit zu entziehen. Er war sich bewußt, daß die darin ausgestreute Wahrheit nicht ihm angehörte, sondern von Gott kam und diesem dafür die Ehre und der Dank gebühre. Er sahe nur, was vor ihm lag und vertrauete, daß die Wahrheit eine Stätte finden müsse, ohne einer aufregenden Form zu ihrer Verbreitung zu bedürfen. Er steckte, wenn irgend einer, das Licht des Evangeliums an, ohne sich dessen selbstgefällig zu rühmen. Aber er kannte keine von der Lehre seiner Kirche verschiedene Wahrheit und war daher in der Hauptsache nicht zu demjenigen Reformiren zu gebrauchen, das seit der Reformation so heißt. Er ist sogar durch und durch Katholik. Wie geht es nun zu, daß unter denjenigen, die sich Lutheraner nennen, die meisten Gläubigen Thomas a Kempis Nachfolge Christi mit großer Frucht gelesen haben, während die wenigsten jemals eine Schrift Luthers in den Händen hatten, geschweige lesen? Wie gehet es zu, daß alle diese und die Verehrer des frommen Klostermannes in den übrigen protestantischen Religionsgenossenschaften im Glauben und Gesinnung mit demselben bis in das Einzelnste durchaus sympathisiren, während schon vor einem halben Jahrhunderte der ehrwürdige Lutheraner Planck ausdrücklich gestand: „Mit der *höchsten Gewißheit* könne man annehmen, daß es unter den gelehrten protestantischen Theologen *keinen einzigen* mehr gebe, der noch

in allem Einzelnen mit Luthern gleich dächte, oder alle einzelnen Bestimmungen der protestantischen kirchlichen Orthodoxie noch behalten hätte?" Unter den Laien aber ist die Abweichung von Luthers Lehren und Meinungen, wie anderwärts bereits angedeutet worden, noch größer, weil die wenigsten auch nur annäherungsweise wissen, was ihr Glaubensstifter selber geglaubt. Es ist Vielen nicht einmal von seinen Schriften etwas zugänglich. Seit hundert Jahren ist keine ganz vollständige Ausgabe von Luthers Werken erschienen. Neben dem Mangel eines Begehres darnach, wird auch wohl die Scheu, das Andenken des Reformators durch Erinnerung einer Menge ihm in der Leidenschaft entströmten Ergüsse eines ungezügelten Unwillens zu verunehren, von einer Herausgabe sämmtlicher Werke abgehalten haben. Dagegen ist Einzelnes hin und wieder zu polemischen Zwecken zum Theil mehrfach (wie die Schrift gegen das Papstthum) abgedruckt. Keine aber so oft, als nur Campe's Robinson. Anderes ist mehr zur Ehre von Luthers Namen als mit Erfolg und zur Erbauung wieder im Drucke erneuert. Man hat eine Auswahl des Besten aus Luthers Schriften schon vor zwanzig Jahren drucken lassen. Es ist vieles, sehr vieles Treffliche darin. Allein die bei weiten meisten Anschaffer haben es dabei bewenden lassen, ihre zehn oder zwölf Bändchen vom Buchbinder zierlich ausgestattet in ihrem Bücherschranke aufzustellen. Eine dichte Staubschicht auf dem Schnitte bezeugt, wie selten sie zum Lesen in die Hand genommen worden. Gewissenhafte Besitzer dieser Auswahl nippen dann und wann von diesem strengen Weine, der ihrem weichlichen Gaumen doch etwas scharf erscheint. Luthers Schreibart, deren geringe Ansprache bei einer von dankbarer Empfindung gegen den ungelesenen Reformator überströmenden Nachwelt noch viel zu wenig gründlich erörtert worden, schreckt die meisten Leser ab. Zu den Originalausgaben greifen nur noch Gelehrte vom Fach oder Bibliophilen. Wie ganz anders war das literarische Schicksal der Schriften des Thomas von Kempen, namentlich aber seines Buches von der Nachfolge Christi? Dasselbe war schon vor hundert Jahren in achtzehnhundert Ausgaben vorhanden. Seitdem hat sich die Zahl ungeheuer vermehrt. Wäre der fromme Klostermann ein Zeitgenosse unseres Herrn gewesen, so würde er, wenn

er jetzt wieder die Erde besuchte, sich rühmen können, daß im Durchschnitte jedes Jahr der christlichen Zeitrechnung mindestens eine Ausgabe seines Werkleins habe ans Licht treten sehen. Seit vielen Jahren nehme ich keinen Büchermeßkatalog zur Hand, in welchem ich nicht mehre deutsche Übersetzungen des Buches angekündigt fände. Kein Buch, die Bibel abgerechnet, hat den Ruf erhalten, der diesen hundert Blättern ihrer innern Vortrefflichkeit wegen zu Theil geworden ist. Nichts zeugt, wie schon angedeutet worden, für die Aufrichtigkeit der in diesem Büchelchen niedergelegten Gesinnungen stärker, als die lange Unentschiedenheit der Frage: wer der Verfasser desselben gewesen? Hätte dieser nicht alle die Lehren, welche er hier ertheilt, namentlich über Demuth und Bescheidenheit selber ausgeübt, so würde er dieser Schrift wegen schon von seinen Zeitgenossen in den Himmel erhoben worden sein. Er hatte aber ein dem Lutherischen ganz entgegen gesetztes literarisches Geschick.

Des Reformators Schriften erregten, weil sie eine sehr verbreitete und vorbereitete Zeitmeinung trafen und aussprachen, ein sofortiges, ungeheures Interesse, das Deutschland von einem Ende zum andern überflog. Allein da die ewigen darin enthaltenen Wahrheiten mit den bei weiten reichlicher erörterten weltlichen und zeitlichen Interessen durchwachsen waren und der Verfasser sich offenbar der Erde näher stellte, als dem Himmel, so fanden Erbauung verlangende Leser darin nicht die ungemischte Befriedigung, welche ihre auf höhere Güter gerichtete Andacht suchte. Die zeitlichen Händel, denen ein großer Theil der schriftstellerischen Thätigkeit des Reformators gewidmet war, boten, je mehr sie im Verlaufe der Zeit zu blos geschichtlicher Bedeutung herabgesunken, für die praktische Frömmigkeit je länger je weniger Stoff und konnten nur noch Forschern, nicht aber Verehrern von Luthers Frömmigkeit, Glaubenseifer und Muth, welche ein Vorbild in ihm bewundern wollten, dem sie nachfolgen könnten, ein vorzüglicheres Interesse abgewinnen. Nur die freisinnigen Ideen, welche Luther verbreitete, die Lehre der Unerträglichkeit von Autoritäten und hergebrachten Festsetzungen, welche von Zeit zu Zeit in der Mode- und Weltweisheit in den Vordergrund treten, finden in solchen Zeitläuften ihre ungemessenen Bewunderer. Luther ge-

nießt in dieser Beziehung bei allen Liberalen ein mit dem Grade, als sie extrem sind, wachsendes Ansehen. Diese fußen dann nur auf diejenigen Ideen des Reformators, welche am bedenklichsten und wenigsten stichhaltig sind. Sie lesen auch nicht seine Schriften, sondern reiten nur gewisse traditionell gewordene Kraftstellen, über deren Anwendung der Autor sich im Grabe umwenden würde, wenn die Kunde ihres Mißbrauches dahin dringen könnte. So ist Luther, der Glaubensheld, zu dem traurigen Schicksale gelangt, aller Ungläubigen Fahnenträger zu sein, während es noch keinem Antichristischen, Atheisten oder Revolutionsmanne eingefallen ist, die Belege zu seinen wahnsinnigen Theorien und Ideen aus dem gottseligen Thomas von Kempen zu schöpfen. Wäre Luthers bester Theil nicht immer unbekannter geworden, wären seine eigentlichen Meinungen aus Mangel des Lesens in seinen Schriften nicht so sehr der allgemeinen Kenntniß entzogen, so würde eine solche Erscheinung gar nicht erklärlich sein. So kam es aber, daß während Luthers Schriften in immer mehr zunehmende Unkunde geriethen, die Nachfrage nach der Nachfolge Christi immer zunahm und so lange währen zu wollen scheint, als Christus das Vorbild aller Frommen auf Erden bleiben wird. Frei von aller theologischen Streitsucht, fern von allem kirchlichen Hader, aller Parteisucht ledig, kennt Thomas von Kempen nur das einzige Streben, alle Herzen in Liebe um den Einen zu versammeln, dem er von ganzem Herzen ergeben war. Bei großartigster, edelster Freisinnigkeit lodert er in glühender Liebe für Gott und Menschen und verbindet mit gewissenhaftester unerschütterlicher Glaubenstreue die uneingeschränkteste Duldung und nachsichtigste Schonung gegen anders Glaubende und Irrende. Man darf nur einige Seiten in dem goldenen Büchlein lesen, um aufs Tiefste zu empfinden und aufs Klarste zu erkennen, wie das Herz des Verfassers die Heimath aller der christlichen Tugenden ist, welche er Andern empfiehlt. „Niemand, spricht er, maaße sich an, als ob er Christum allein besitze, Keiner verachte den Andern, weil er nicht weiß, wie weit der Andere Gott im Verborgenen gefällt, obwohl er den Menschen unbekannt und verworfen erscheint.“ — Dieses, so wie Alles war in der Nachfolge Christi gesagt worden, von der Ermunterung zum Verachten aller Eitelkeiten der Welt an, bis zu den andäch-

tigen Ermahnungen zur heiligen Communion hin, ist unvermischtes, edeles Metall aus dem Schachte tiefster christlicher Wahrheit hervorgeholt und dargereicht in, mit und zu rechter Weihe. Alles beweist die völlige Unfähigkeit des Verfassers, ein Reformator im Sinne der Reformation zu werden oder auch nur ein Vorläufer derselben zu sein. Gleichwohl trifft gerade er überall mit ein paar ungesuchten Worten den Nagel schlagend auf den Kopf. Das Ganze ist eine herrlich gefärbte Wolke, aus welcher unaufhörlich und nach allen Seiten hin die Blitze der Wahrheit sprühen und leuchten. Viele Verehrer des frommen Klostermannes hoffen keine Lästerung wider Gottes Wort zu begehen (das ja ohnehin dem edeln Thomas mindestens eben so theuer war*), als irgend einem der Reformatoren), wenn sie gestehen, wie sie sich größere Erbauung aus der Nachfolge Christi gelesen, als aus der Bibel. Denn einmal ist, was Thomas von Kempen sagt, selber nichts Anderes, als Gottes Wort, nur in anderer, der neuern Zeit angepaßter Redeform und anderntheils reicht er dasselbe in einer Fassung, in welcher es den Meisten sich eindringlicher, gemeinverständlicher und zum sofortigen Genusse bequemer zubereitet darstellt, als in der h. Schrift selbst, über deren schwieriges Verständniß in ihrer Urform, wenn auch in wortgetreuester Übersetzung, ich mich oben ausführlicher ausgesprochen. Wäre dem nicht so und dächten nicht die meisten Freunde einer christlichen, erbauenden Lectüre mit mir übereinstimmend, so würde die Erscheinung schwer erklärlich sein, weshalb die freieste und ungezwungenste Nachfrage nach diesem Büchlein nie abreißt, sondern im beständigen Zunehmen begriffen ist, während die Vermehrung der Übersetzungen der h. Schrift in die Landessprachen der protestantischen Länder durch den Druck ohne die Benutzung derselben zum Schulgebrauche und ohne die künstliche Vermehrung durch die Bibelgesellschaften und andere die Freiheit der Nachfrage beeinträchtigende Mittel auf ein merkwürdiges Minus herabsinken würde.

Wie wenig Geschmack an der Reformation das Studium der

*) Wenigstens hat er sich niemals eigenmächtige Abänderungen und willkürliche Auslegungen desselben im Sinne vorgefaßter Glaubensüberzeugungen erlaubt.

Nachfolge Christi, obwohl sie von erleuchtet gepriesenen Gottesgelehrten als eine Vorläuferin der Reformation ausgegeben wird, zur Folge hat, kann ich aus eigener Erfahrung bezeugen. Denn je weiter ich im Laufe der Jahre in die Tiefen dieser heiligen Gotteskunde eingedrungen bin, desto größer erscheint mir der Zwiespalt, welcher zwischen dem Geiste, der diese Schrift erzeugte und den Gesinnungen obwaltet, welche die Schriften der Reformatoren beleben. Je mehr ich mich von jenem Geiste angezogen fühlte, desto mehr verminderten sich meine Sympathien zu diesen Gesinnungen. Hätten die Reformatoren nicht mit ihrem sonst hellen Sinne die Grundverschiedenheit der Richtung eines Thomas a Kempis von der ihrigen erkannt, hätten sie nicht einen sehr großen Mangel innigerer Geistesgemeinschaft mit dem Kempener richtig empfunden, so würden die Reformatoren, welche andere ihnen zuträgliche Mystiker des Mittelalters wohl heranzuziehen und für ihre Interessen auszubeuten wußten, diesem neuesten Mystiker, der theilweis noch mit ihnen gleichzeitig gelebt, eine größere Beachtung zugewendet haben. Die Nachfolge Christi aber stand soweit ihre milde Form überhaupt unter dem Gesichtspunkte dieses Gegensatzes aufgefaßt werden darf, dem Beginnen der Reformatoren feindlich entgegen. Denn das Buch predigt eine thätige Nachfolge Christi im Gehorsam gegen die kirchliche Ordnung und hält sich ganz entschieden fern von theologischen Untersuchungen oder äußerlichen Reformbestrebungen der Art, wie Luther und seine Freunde solche bezweckten und herbeiführten. Von der durch diese Männer behaupteten Nothwendigkeit eines kirchlichen Neubaues zeigt sich in den Überzeugungen des Thomas von Kempen auch nicht die entfernteste Spur. Wie würde es sonst auch erklärlich sein, daß die Jesuiten, diese bewußtesten Reactionäre gegen die Reformation, die eifrigsten Liebhaber, Lobredner und Verbreiter der Schriften des frommen Thomas, namentlich aber seiner Nachfolge Christi gewesen und hätten sein können, wie kündlich der Fall ist? Ignatius von Loyola, der Stifter des Jesuitenordens, war mit diesem herrlichen Buche so vertrauet, daß er häufig daraus wörtlich Stellen anführte, wenn er eine gewichtige Autorität für eine religiöse Wahrheit nachweisen wollte. Derselbe hat alle in seine Gesellschaft neu Eintretende

auf das Dringendste, täglich in dem Buche von der Nachfolge Christi zu lesen und unterließ niemals zu erwähnen, wie viel Trost und Erbauung er selbst schon darin gefunden. Ähnlicher Lobpreisungen und Empfehlungen erfreuete sich das Büchlein noch von Seiten einer Menge anderer Väter der Gesellschaft Jesu. Der scharfsinnigste und gelehrteste Gegner der Reformation, der berühmte Cardinal Bellarmin, gleichfalls ein Jesuit, konnte über die Nachfolge Christi Folgendes schreiben: „Es ist dies eins der nützlichsten Bücher und mit Recht von der ganzen Kirche mit der vollesten Einwilligung Aller aufgenommen, verbreitet und in alle Sprachen übersetzt worden. Ich wenigstens habe dieses Buch von Jugend auf bis in mein Alter oft gelesen und immer ist es mir neu erschienen und gewährt noch jetzt meinem Herzen eine wunderbare Stärkung."

Wem noch ähnliche jesuitische Zeugnisse über Thomas a Kempis zu erfahren gelüstet, der findet eine reichliche Lese in der Einleitung der vom Jesuiten Sommalius veranstalteten Ausgabe sämmtlicher Werke des lieblichen Thomas. Mit welchem Gewissen kann man sich nun die Miene geben, des richtigen Urtheils unfähigen Lesern einreden zu wollen, Thomas a Kempis sei eine Art Vorluther gewesen? Keinem Kenner der Schriften beider Männer wird man ohne Gewärtigung einer scharfen Rüge eine solche Meinung ansinnen dürfen. Aber nicht allein durch die Berufung auf die Jesuiten läßt sich eine solche Aufstellung umwerfen, sondern auch durch Hinweis auf die eigenen Vorgänge in der lutherischen Glaubensgenossenschaft und das Schicksal von Thomas Schriften unter derselben. So lange noch der Geist des mächtigen Reformators die von ihm gestiftete Kirche durchdrang, so lange es noch für eine unerhörte Ketzerei galt, auch nur von Luthers Buchstaben sich zu entfernen, blieb Thomas a Kempis als eine Art feindseliger Macht von den Lutheranern unbeachtet und verworfen. Erst als die erzkatholische Ansicht von einem thätigen und zwar durch die Liebe thätigen Christenthum, als die der menschlichen Natur allein zusagende, sich wieder Bahn gebrochen hatte und gesegnete Prediger des wahren Christenthumes in die lutherische Kirche rief, welche wenig in Luthers Geiste wirkten und redeten, kam die Nachfolge Christi in der lutherischen Glau-

bensgenossenschaft zu Ansehen und der den evangelischen Christen unvergeßliche Johann Arndt machte dasselbe, indem er eine deutsche Übersetzung davon anfertigte, zu einem bald sehr verbreiteten Erbauungsmittel unter seinen Glaubensverwandten. Das Buch fand eine immer weitere Anerkennung unter denselben, ein deutlicher Beweis, wie wenig es reformatorischen Inhaltes im Sinne der Kirchenspaltung erachtet werden darf. Denn es kam erst zur Geltung, nachdem die Kraft der lutherischen Glaubenssätze gebrochen war.

Neben der Überzeugung, daß die kirchliche und Glaubensrichtung des wackern Thomas eine von der durch Luther eingeschlagenen specifisch völlig verschiedene sei, nahm ich besonders zwei Momente wahr, durch welche Thomas sich von der pietistischen Sphäre, welcher die vor der Erwähnung seiner Nachfolge Christi angeführten beiden Schriften angehören, getrennt hielt. Dies war einmal der Umstand, daß, obwohl Thomas sich überzeugt hielt, daß die Wahrheit zur Gottseligkeit eben so wenig, als in der Welt, auch in der Kunst und Wissenschaft noch in etwas Anderm, das des Menschen Geist hervorgebracht hat, gefunden werden kann, er doch keineswegs weder Wissenschaft noch Gelehrsamkeit verachtete, welche Goßner und der herrenhuther Verfasser der „Mißgriffe und Irrgänge" sehr gleichgültige Gegenstände zu sein scheinen. Wie sehr Thomas von Kempen auch das fromme Leben der Beschäftigung mit den Wissenschaften vorzog, so nahm er doch keinen Anstand zu erklären: „Man darf weder die Wissenschaft noch jede einfache Erkenntniß der Dinge lästern, denn an sich selbst betrachtet, ist es eine gute Sache um das Wissen und Erkennen und es ist von Gott geordnet." Eben so wenig ließ ich, der ich damals noch hohen Werth auf Erkenntniß und Wissenschaft legte, mir die Bemerkung entgehen: „Nicht zu verwerfen, sondern erlaubt ist eine demüthige fromme Erforschung der Wahrheit, die sich aber gern belehren läßt und sich befleißigt auf der Bahn der gesunden Lehre erleuchteter Lehrer zu wandeln." Diese Bemerkung eröffnete mir die Aussicht, wie ich die mir zur Gewohnheit und Annehmlichkeit gewordene wissenschaftliche Beschäftigung mit den Anforderungen des religiösen

Lebens vereinigen könne, während die strengen und finstern Urtheile des Pietismus über Wissenschaft und Kunst mich erschreckten.

Das zweite Moment, welches mich im Gegensatze zu diesem Pietismus bei Thomas a Kempis angenehm anzog, war der Mangel jenes widerlichen, trotzigen, unverschämten Gottvertrauens, womit die Männer eines kräftigen Christenglaubens bei allem vorgeblichen Sündenbewußtsein und bei wirklicher Schlechtigkeit hochmüthig auf Gottes Vergebung pochen und das Nichtwürdigste als den Willen Gottes zu behaupten, auch demselben Alles, was das schlechte Subject zu thun sich unterfangen, gewissermaßen aufzubürden sich unterstehen. Die widrige Manier dieser religiösen Rohheit, welche selbst einigen unter den Reformatoren nicht fremd ist, und von welcher ich, wie ich schon oben gestehen mußte, in dem gefeierten „Eine feste Burg ist unser Gott" einige Anklänge durchtönen höre, ist dem Kempener Klosterbruder etwas duraus Fremdes. Durch und durch Demuth, wagt er sich nirgends auch nur in die Nähe der Grenze eines so imponirenden Gottestrotzes.

Der Gefährlichkeit der Überzeugung von der Unverlierbarkeit der Gnade ist Thomas nirgends erlegen. Wäre er wohl im Stande gewesen Äußerungen zu thun, wie Luther sie unbedenklich bei seiner Rechtfertigungstheorie geben zu dürfen glaubte? Ich will mir, um den Gegensatz recht klar zu machen, einige von den vielen Hervorbrüchen der lutherischen Geistesstärke hierher zu setzen erlauben und dann die Frage stellen: konnte Thomas sich jemals also äußern? Ist das nicht der diametralste Gesinnungsgegensatz? Kann hiernach überhaupt von Ähnlichkeiten die Rede sein? Luther nahm keinen Anstand zu sagen: „Mein Mund ist Christi Mund. Ich bin ein Doctor über alle Doctores. Ich weiche Niemanden. Ich bin ein Prophet, ein Jesaias, ein Mann wie Johannes der Täufer; ich frage nichts nach tausend Augustinos; was ich lehre, das muß recht sein. — Wir sind so heilig als Maria und alle Heiligen, wie groß sie sind, wo wir allein glauben. — Wenn die Mutter Gottes und Petrus und Paulus noch heute auf Erden gingen, so würden sie sich mir unter die Füße legen und mich für

ihren Herrn halten. — Was liegt mir daran, daß mich die Welt einen Teufel heißt, wenn ich weiß, daß Gott mich seinen Engel heißt, die Welt heiße mich einen Verführer, wie lange sie will, indeß heißet mich Gott seinen treuen Diener und Hausknecht, die Engel heißen mich ihren Gesellen, die Heiligen heißen mich ihren Bruder, die Gläubigen heißen mich ihren Vater, die elenden Seelen heißen mich ihren Heiland, die Unwissenden heißen mich ihr Licht und Gott spricht dazu: es sei also, auch die Engel sammt allen Creaturen. — Die uns loben ehren des heiligen Geistes Gaben in uns, die wird Gott wieder ehren." — Wie hoch Luther namentlich seinen Katechismus anschlug, gehet aus der Äußerung hervor: „Aus allen Büchern der Väter könnte man nicht so viel zusammenziehen, als von Gottes Gnad, jetzt bei unsern Zeiten im kleinen Katechismo gelehrt wird. — Wer sich an dem Katechismo nicht läßt genügen, wenn man den Katechismum predigt, dem predige der Teufel. — Der Katechismus ist die rechte Laienbibel, darinnen der ganze Inhalt der christlichen Lehre begriffen ist." — Auch ließ sich Luther soweit gehen, daß er in einem Tischgespräche sich als den Klügsten nach Gott hinstellte, indem er äußerte: „Dieser grobe Esel will unsern Herrn Gott auch meistern und klüger sein denn Gott und ich." — In gleicher Zuversicht sprach Luther die Hoffnung aus, daß alle seine Reliquien unter seinen Anhängern Gegenstand einer besondern Verehrung sein würden. Alle diese und ähnliche Reden scheinen nicht aus Befolgung der apostolischen Vorschrift: wirket euer Heil mit Furcht und mit Zittern hervorgegangen zu sein, welche dagegen dem seligen Thomas stets und überall vorschwebte und rechtschaffen von ihm befolgt wurden. Wenn man es einmal auf eine unbefangene Vergleichung Luthers mit Thomas von Kempen abgesehen gehabt hätte, so würde einem unverblendeten Blicke nicht entgangen sein, daß das Ergebniß eine totale und in den Grund gehende Verschiedenheit beider Naturen veranschaulichen würde und daß es eine undankbare und für die Wahrheit erfolglose Arbeit geben müsse, einige Ähnlichkeiten beider sonst vollkommen unähnlicher Männer scharfsinnig hervorzusuchen und zusammenzustellen.

An dem übrigens vortrefflichen Buche Bährings ist sicherlich

auch nichts so verfehlt, als die am Ende gezogene Parallele zwischen Thomas und Luther, denn diejenigen Momente, in welchen er beide Männer gleich setzt, sind weder das specifisch Lutherische, vielmehr allen wahren Christen des Mittelalters gleichmäßig eigen, sondern erscheinen auch nicht einmal im rechten Lichte, weil die Stücke, in welchen beide himmelweit auseinander gehen, verschwiegen sind. Beim Darstellen dieser Punkte würde Niemand auch nur an eine entfernte Ähnlichkeit der Richtungen beider Männer denken. Ihr beiderseitiges System des praktischen Christenthums widerspricht sich im innersten Grunde und ist mit der allerkünstlichsten Sophistik nicht zu vereinigen. Thomas ist darin universell, wenn jemals einer diesen Namen verdient, während wohl Niemand im Ernste dem in der Sturm- und Drangperiode des Reformationswesens oft unwillkürlich vorwärts getriebenen Wittenberger Reformator diese Eigenschaft zusprechen wird. Ohne jene Allgemeingültigkeit der Wahrheiten, welche Thomas verkündigt, würde der große Leibnitz, einer der universalsten Geister, welche über die Erdenbühne geschritten sind, schwerlich die Äußerung gethan haben: „Die Nachfolge Jesu Christi ist eins der vortrefflichsten Werke, die je verfaßt worden sind. Selig, wer nach dem Inhalte dieses Buches lebt und sich nicht begnügt, dasselbe nur zu bewundern."

Obwohl ich in der Laune wäre, diesen Satz des unvergeßlichen Leibnitz zu einem eigenen Buche zu commentiren und seine durchgängige und tiefe Wahrheit zu erhärten, so glaube ich doch an demjenigen, was ich gelegentlich meiner ersten Bekanntschaft mit der Nachfolge Christi beigebracht, genug gesagt zu haben, um begreiflich zu machen, wie mich die Betrachtung christlicher Wahrheit in der Weise des Thomas a Kempis am sichersten aus den Schranken hinausführen mußte, welche die pietistische Anschauungs- und Auffassungsweise meinem religiösen Sinnen und Trachten zu ziehen drohete, namentlich wenn ich dasselbe allein nach dem Zuschnitte hätte herrichten wollen, zu welchem die beiden andern in dieser Schrift vor der „Nachfolge Christi" näher erwogenen wackern Büchlein den Maaßstab liefern wollten.

Die oben näher besprochenen drei Schriften muß ich wohl

als die Haupthebel betrachten, welche mich aus der Seichtigkeit des Denkglaubens, dessen Moder mich so beschwert hatte, daß ich dem todten Sumpfe nicht zu entkommen vermochte, emporgehoben und in ein Bad versetzt haben, wo ich mich in Strömen lebendigen Wassers von jenem Verstandesschmutze befreien konnte, wenn ich anders das Meinige thun wollte. Die bei aller Tiefe und Innigkeit individuelle Beschränktheit des Verfassers der ersten Schrift hatte das Gute, daß sie dem alten Adam näher, gründlicher und schärfer zu Leibe ging und weniger Ausflüchte und Nebengänge gestattete. Etwas weiter that sich schon der freiere Gesichtskreis auf, den Goßner darbot. Doch hatte auch er noch immer viel Privates, Sonderliches und Beschränktes gegen den Universalismus des Christenthumes, den ich beim Thomas a Kempis antraf. Das fleißige Studium dieser Schriften ersparte mir die Ermüdung von dem langen Kampfe mit einem Wissen, welches nicht allein innerhalb seiner Grenzen, sondern auch da, wohin es nicht reicht, sich in sich begründen möchte und welche bei vielen Andern den Anlaß gegeben hat, sich dem Christenthume zuzuwenden. Ich fing bald an, wenn auch nicht zu glauben, doch wenigstens und zwar ziemlich instinctiv zu ahnen, daß der Heiland der Welt auch der Erlöser des Denkens, der Erretter der verkehrten Vernunft von ihren eigenen, namentlich philosophischen Verirrungen sei, welche ein Fanatismus der Selbstsucht mit dem ausgesuchtesten Scharfsinne immerfort als die Wahrheit anzupreisen beflissen ist. Jener Instinct bewog mich schon damals (1829) in einem Briefe an einen seitdem berühmt gewordenen Hegelianer die kecke Frage aufzustellen: wozu es, wenn Christus Christus wäre, eines Hegels bedurft hätte, da es mir schien, daß, wenn Hegel wäre und leistete, was seine Schüler aussagten, Christus nicht Christus sein könne, einer von beiden sonach überflüssig sein müsse, was ich sowohl der Natur der Sache nach, als bei dem Lobe, das Christus bei den Hegelianern genoß, auf den Philosophen des XIX. Jahrhunderts beziehen zu müssen meinte. So war denn, trotz aller gefährlichen Veranstaltungen, den Glauben aus dem Herzen zu verbannen und niederzuhalten, welche ich hatte bestehen müssen, derselbe doch als eine Sehnsucht nach der höchsten und einzigen

Stütze aus der Verwesung todter Gedanken und der Verwirrung des Wissens und Lebens der Zeit hervorgekeimt, ohne sich ersticken oder durch die Spitzfindigkeiten der Philosophen und ihrer Dialektik beirren zu lassen. Ich hatte es beinahe zu der Überzeugung jenes christlichen Bekenners gebracht, welcher den auf dem Concile zu Nicäa angetroffenen Sophisten mit der sehr einfachen Erklärung entgegentrat: Christus und die Apostel haben uns keine dialektische Kunst und richtige Quisquilien hinterlassen, sondern eine einfache Lehre, die durch Glauben und gute Werke bewahrt wird.

Wie ich im Politischen mich leicht zu der Überzeugung an die Nothwendigkeit einer weltlichen Autorität und des Gehorsams gegen dieselbe bequemet hatte, weil sie mir ganz natürlich war, so war es mir leichter als vielen Andern geworden, mich zur Annahme des unbedingten Erfordernisses einer Autorität für die Vernunft zu entschließen, welche aber nicht die menschliche irgend eines Weltweisen sein dürfte, sondern eine göttliche sein mußte, die ich denn auch nur im Christenthume vollständig offenbart fand. — Das galt schon Vielen für stark pietistisch. Ich gefiel mir darin, so genannt zu werden. Vor dem Unsinne und den Abgeschmacktheiten, womit so viele Pietisten ihre gute Sache einer großen Menge Verständiger und Wohlwollender zum Ekel zu machen, gewissermaßen wie beflissen sind, blieb ich glücklicher Weise durch mein nicht zu ertödtendes ästhetisches Gewissen und meine Schwärmerei für die romantische Poesie bewahrt, welche mir beständig gegenwärtig erhielten, daß das Streben jener Partei für wie grundchristlich und achtbar ich dasselbe auch anerkennen mußte, doch immer ein einseitiges sei, welches nicht den gesammten Menschen erfaßt und weite Regionen seiner Seele, welche auch Christum und Christliches aufzunehmen im Stande sind, unausgefüllt, unangebauet und öde mithin gänzlich verkommen lasse. Hieraus erklärt sich denn auch, wie ich abwechselnd zwischen den Benjamin Schmolkeschen Buß-, Beicht- und Communion-Andachten und des genialen und frommen Herrenhuther Bischofs Albertini Predigten, v. Arnims Halle und Jerusalem mit gleicher Hingebung an die Darstellung zu lesen im Stande war. In der bunten Fülle der Geistesmannichfaltigkeit fand ich ein Correctiv gegen die einschnürende

Befangenheit der frommen Sündenverfolger. Gab doch jenes tiefsinnige Stück selbst das Beispiel eines solchen jähen Sprunges, indem es den Leser aus der Hallischen Philister- und Studentenwirthschaft unmittelbar nach Golgatha vor das hell erleuchtete Antlitz des Erlösers am Kreuze versetzt und die sieben Worte des sterbenden Heilandes vernehmen läßt. Das Hineintragen der Frömmigkeit und ritterlichen Gesinnung in das moderne Gesellschaftsleben, womit Arnim den ihm nirgends geglaubten Beweis führen wollte, daß die Romantik nie aufgehört habe, sich auch in alle Verhältnisse zu schicken, sagte meiner Auffassung ganz zu, in welcher das moderne Leben mit der Romantik sich friedlich zu vertragen verstand. Auch die Unbändigkeit der Phantasie in Arnims Dichtung, welche ihn in Regionen hinreißt, wo man vom Zwecke und Ende seines Planes ganz abkömmt und nicht mehr weiß, wo hinaus es mit der Dichtung gehen soll, war ein tüchtiges Gegenmittel wider die pietistische Einseitigkeit, während die mystische Grundidee des Stückes sich der Farbe meiner religiösen Studien anschloß. Auch noch auf andere Weise wußte ich mich der traurigen Wirkungen, Verirrungen und Zerrüttungen zu erwehren, welche der Pietismus oder vielmehr dessen Ausartung: die Pietisterei bei unreifen Geistern wohl hervorzubringen pflegt: ich suchte dieselben lächerlich zu machen. Ein offenes Auge hatte ich behalten für die Unnatur und den Wahnsinn, welche sich religiös geberden, aber blos dem Mißbrauche, den die Sünde mit den geistigen Kräften ihrer Verwalter treibt, zur Maske dienen. Ich sahe wohl ein, wie manche Pietisten nur Scheinheilige waren, wie Eitelkeit und Eigennutz dieselben regierten, wie Andere mit den Gegenständen ihrer Andacht nur eine Art geistlicher Unzucht trieben, wie halb- und viertelgebildete Schwärmer sich und Andern mit Auslegung der Schrift und Prophezeihen das Hirn verrückten und Heuchelei auf manche Weise dem Weltgeiste im Pietismus dienstbar ergeben war. Aus solchen Wahrnehmungen, die mich um so mehr empörten, als ich bei den wahrhaft gläubigen Anhängern des Pietismus gerade den Kern einer echtchristlichen Gesinnung verehren mußte, bildete sich eine satyrische Verfolgungssucht in mir aus, welche sich dadurch Luft machte, daß ich zu

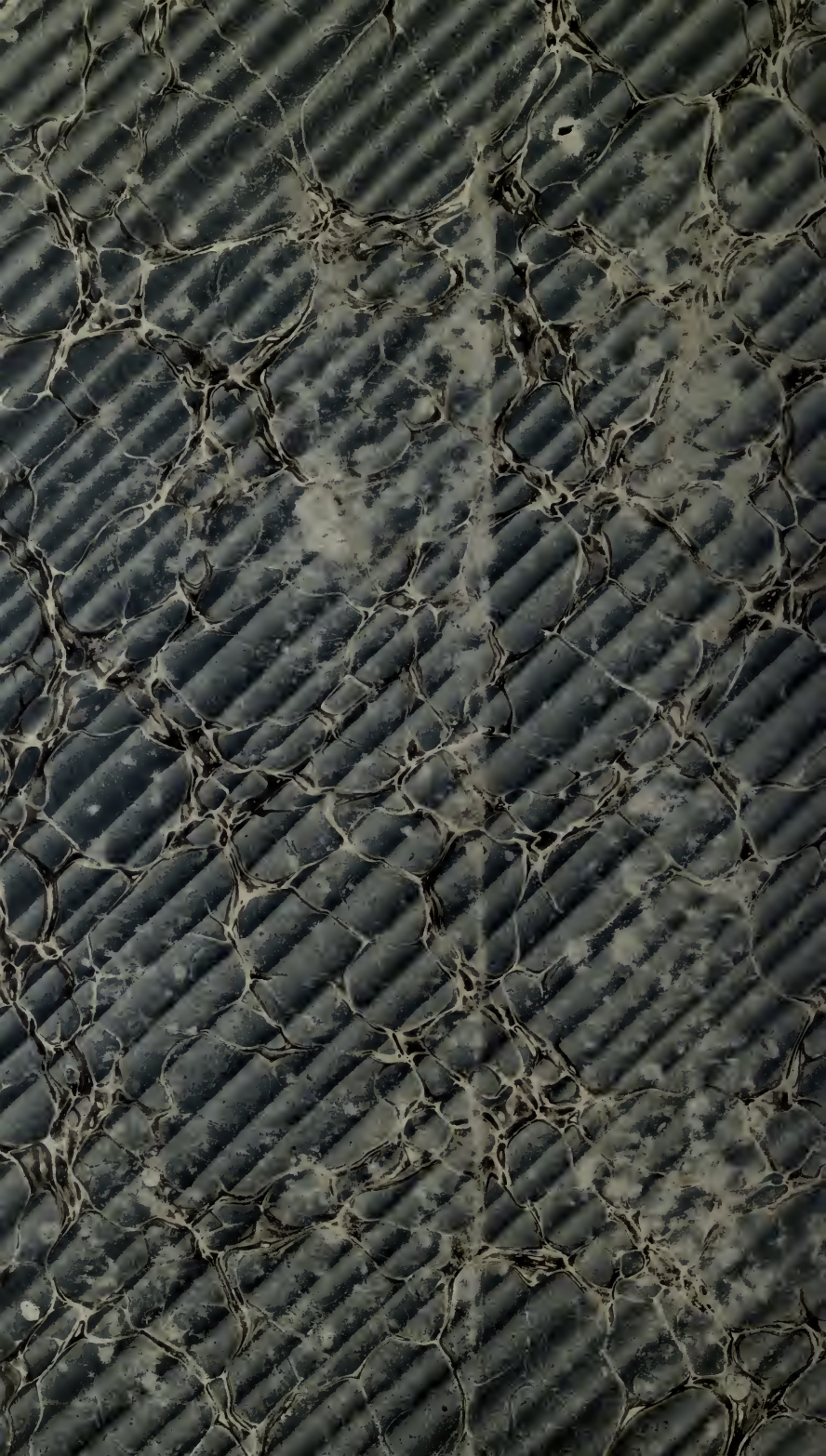
meiner Privatvergnügung an der Abfassung eines fingirten Briefwechsels Theil nahm, in welchem sich eine saubere Gesellschaft nur das Ihre suchender Scheinpietisten gegenseitige Eröffnungen machen, welche eine Einsicht in die bodenlose Tiefe ihrer Unwissenheit, ihrer Heuchelei und ihres sonstigen sittlichen Schmutzes verstatten. Diese Beschäftigung war die Erleichterung, welche sich meine geistige Natur gegen die pietistischen Beklemmungen, in welche sie von außen her getrieben war, verschaffte und mittelst deren sie den krankhaften Stoff, welcher leicht im Innern Verwüstungen anrichten konnte, hinauswarf und ableitete. Wenn diese Anstrengung gegen die unlautern Elemente, welchen der Pietismus bei vielen seiner vorgeblichen Anhänger zum Deckmantel dienen muß, einigen Bekannten als ein Rückschritt erschien, oder als eine eben so starke Heuchelei, wie diejenige, welche ich züchtigte, so bin ich mir doch des Gegentheils bewußt geblieben und der Pietismus, so weit ich demselben anhängen konnte, wahrhaft anhing und zum Theil noch anhänge, stellt in meiner religiösen Ausbildung wirklich den Übergang vom Verstande zum Gefühl und zu derjenigen Mystik dar, ohne welche mir eine Wirksamkeit der Religion im Individuo eine Unmöglichkeit zu sein scheint und ohne welche das wahrhaft christliche innere Leben der rechten Grundlage entbehrt. Mein Ingrimm gegen die Unlauterkeiten, welche von kurzsichtiger Betrachtung und oberflächlicher Beurtheilung gemeiniglich als der Kern des Pietismus betrachtet werden und die von einigen neuen Dramen, z. B. in Gutzkows Urbild des Tartüffe, oder in: Er muß aufs Land ꝛc., in noch größerer Unlauterkeit der Absicht öffentlich an den Pranger gestellt werden, um den Glauben selbst in Mißcredit zu bringen, galt durchaus nicht dem Pietismus selber noch dessen aufrichtigen Anhängern und so sehr der Anschein wider mich ist, in meinem Treiben Gleiches beabsichtiget zu haben, als die nur erwähnten Dramatiker, so wenig ist es jemals meine ernstliche Absicht gewesen, die Pietisten im Allgemeinen lächerlich und verächtlich zu machen, oder auch nur übelwollend am s. g. modernen Nazarenerthum mich auszulassen.

Die Art Selbstständigkeit, welche sich in diesem Reagiren gegen Übertreibungen des Pietismus kund giebt, veranlaßt mich,

in diese Epoche den Schluß meiner Lehrjahre im Glauben zu setzen, weil fortan die eigentlichen Wanderungen in diesem mir neu erschlossenen Gebiete beginnen, in welchem auch nur einige Meisterschaft zu erringen, so Wenigen vergönnt ist.

Damals zeigte sich mir zuerst die Erscheinung, die sich später in meiner Erfahrung wiederholt hat und welche keinem ausbleiben wird, der den Einseitigkeiten und unlautern Beimischungen, die einer an sich guten Sache, welche von einer Partei vertreten wird, sich angesetzt haben, mit einigem Nachdruck und ohne schönplästernde Bemäntelungen den Krieg zu erklären sich in seinem Gewissen gedrungen fühlt. Er wird von denen, welchen er wohl will und auf deren Seite er doch eigentlich stehet, als ein Judas an ihrer Sache betrachtet und findet bei denen, welche sich seines Beginnens freuen, weil er anscheinend ihnen das Wasser auf die Mühle geführt, kein Vertrauen, weil sie wissen, daß er es mit ihnen gleichfalls nicht hält. Als ein für zweideutig erkannter Mensch ist er keiner Partei genehm und stehet mit seinem guten Willen und einem wenigstens in der angezweifelten Beziehung braven Gewissen allein und von Mißtrauen umgeben da. Gleiches erlebte ich an mir. Die Pietisten gaben mich auf, weil sie mich für den Feind ihrer Sache hielten und nicht glauben mochten, daß man die Mängel derselben verwerfen könne, ohne jener selbst Schaden zu thun, etwa wie man den Rock, welchen Jemand trägt, ihm nicht auf dem Leibe ausklopfen kann, ohne daß die Hiebe ihn mit treffen. Eben so wenig aber waren mir die Denkgläubigen oder gar die Ungläubigen hold, von denen ich mich geschieden hielt und welche wohl wußten, daß ich nichts weniger als gemeinschaftliche Sache mit ihnen zu machen beabsichtigt habe.

Das Mißtrauen entgegengesetzter Parteien, deren keiner ein Strebender als den Ihrigen sich zugesellen und hingeben mag, pflegt auf der einen Seite in dem Vorwurfe der Unentschiedenheit und auf der andern in der Beschuldigung der Heuchelei und der Perfidie hervorzutreten. Dasselbe ist namentlich der Ertrag der Bemühungen, in den religiösen Gegensätzen sich nicht voreilig festzurennen und das als *christlich* Erkannte über das *Confessionelle* zu stellen und aus den Parteizerwürfnissen als Gemeingut, das dem Streite entzogen werden sollte, zu retten. Als

Mensch mag ich in der Form und Art dieser Bestrebungen irren. In meiner Gesinnung und Absicht bin ich mir dabei aber keines Argen bewußt. Den Schmerz, welchen die Verkennung erzeugt, werde ich mich bemühen, als eine Strafe des meinem Beginnen noch anhängenden Selbstischen, als ein Mittel zur Übung in der Geduld und Langmuth zu betrachten. Jedenfalls ist derselbe nur eine creatürliche Regung, ein Schmerz der Welt.

3,95